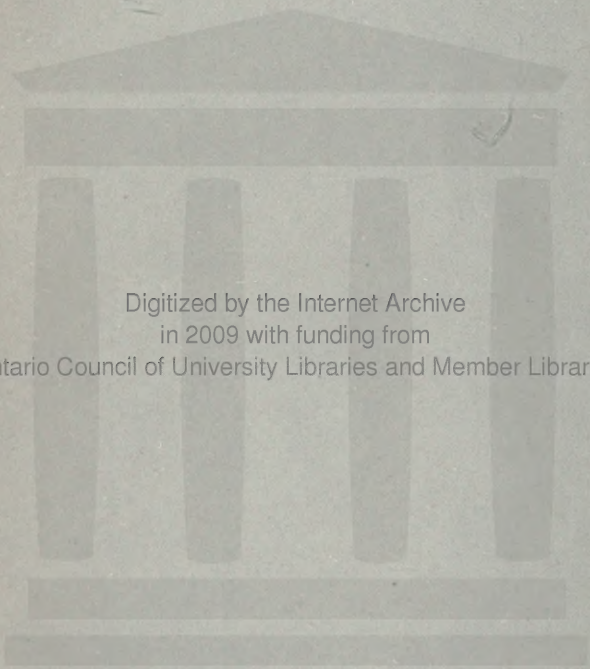
3 1761 04369 2607



Digitized by the Internet Archive
in 2009 with funding from
Ontario Council of University Libraries and Member Libraries

http://www.archive.org/details/deutschlandeinst00hoffuoft

Waldau 1869

Dr Ochsenholz

HG
7115d

Deutschland

Einst und Jetzt

im Lichte des Reiches Gottes.

Von

W. Hoffmann,
Dr. der Theologie, Hof- und Domprediger und Schloßpfarrer zu Berlin,
General-Superintendent der Kurmark Brandenburg u. s. w.

88607
17/6/08.

Berlin.
Verlag von Stilke & van Muyden,
21. Unter den Linden.
1868.

Uebersetzung in fremde Sprachen wird dem Verfasser vorbehalten.

Inhalt.

Seite

Einleitung 1

Solidarische Verbindung von Kirche und Staat als Factoren des Reiches Gottes. Geschichtliches Verhältniß Beider zu einander bis zur Reformation. Veränderung desselben durch die Reformation. Persönliches Christenthum und Territorialismus. Protestantisirung des Staates. Der sittliche Staat als höchstes Ziel. Das Reich Gottes in der Gegenwart. Persönliche Veranlassung dieser Schrift.

I. **Die Weissagung des deutschen Landes** 13

Der „geographische Begriff" Deutschland. Einfluß der Gestaltung des Landes auf seine Geschichte. Die deutschen Ströme. Das süd- und mitteldeutsche Bergland. Beherrschung des Tieflandes. Entwicklung des Nationalbewußtseins. Zug der Geschichte nach Norden und Osten. Die Stämme des Südens und Südwestens. Die sächsischen Herrscher. Germanisirung der Slawen des Nordens. Die bairische Ostmark. Konrad I. Repräsentant der Reichseinheit. Dynastische Entzweiung des Nordens und Südens.

II. **Der erste Gang zur Erfüllung der Weissagung** 28

Einheitspolitik Karls des Großen. Grad des vorhandenen Einheitsbewußtseins. Stammkönigthum. Deutsches Königthum der Karolinger, von der Kirche geweiht. Karl der Große und die kosmopolitische Idee des christlichen Kaiserthums. Trennung Deutschlands vom Westfrankenreich. Deutsches Königthum und römisches Kaiserthum Otto's I. Verhältniß zu Italien und der Kirche. Päpstliche Politik. Zur Kritik der Römerzüge. Kampf mit dem Papstthum, Gregor VII. Bedürfniß einer kaiserlichen Hausmacht. Widerstand der Particularfürsten unter Saliern und Hohenstaufen. Der Hohenstaufen Entfremdung vom Reiche. Anstreben des Erbkaiserthums. Einmischung des Auslandes. Friedrich II. von Hohenstaufen. Ueberhandnehmen der Fürstenmacht.

*

Seite

Vernichtungskampf gegen das Papstthum. Keime und Vorläufer der Reformation.

III. **Der Bruch mit der bisherigen Geschichte** 57
Die Markgrafen und geistlichen Fürsten. Deutschland ein Bundesstaat. Habsburger und Hohenzollern. Kaiser Rudolf. Ludwig der Baier. Emancipation des Reichs und der Fürsten vom Papste. Demokratische Associationen in Kirche und Staat: Conventikel, Stadtbürgerthum. Carl IV. und die goldne Bulle. Huß. Sigismund. Halbe Anläufe zur Reformation in den großen Concilien. Belehnung Friedrichs von Zollern mit der Mark Brandenburg.

IV. **Die deutschen Mächte in ihrem Werden** 71
Das Markensystem gegen die Slawen. Charakter der germanisirten Lande. Einwirkung des Christenthums auf die unterworfenen Slawen. Die selbstständige Macht der Askanier. Der eingewanderte deutsche Adel, allmählig verwildert, durch die Zollern beschränkt. Gefahr von Polen und Czechen. Das Geschlecht der Hohenzollern in seiner Entwicklung und Ausbreitung, in seiner Stellung zu Reich und Kirche. Kaiser Sigismunds Streben nach Hausmacht; Emancipation Brandenburgs. Aelteste Geschichte der Donauländer, des Hauses Oesterreich und seiner wachsenden Macht. Die Babenberger. Die Habsburger und ihr Charakter. Einigung Oesterreichs unter Friedrich III.; Untergang der ächten Kaiseridee.

V. **Die letzte Entscheidung** 87
Territoriale Strebungen in Deutschland. Oesterreich und Frankreich. Entsittlichung und Unordnung im Reiche als Folge des Strebens der Fürsten nach Particularfreiheit. Die Zollern in Brandenburg und Franken. Kaiser Maximilian. Wirkung der neuen Entdeckungen. Anbruch einer neuen Zeit: Renaissance, Reformation. Zugeständnisse des hülfsbedürftigen Maximilian an das Reich; auswärtige Politik des Kaisers. Fall des Reichsregiments. Specialverbindungen einzelner Reichstheile; Bauernkrieg. Beginn der Fremdherrschaft über Deutschland; gleichzeitig Anbruch der Reformation. Joachim's von Brandenburg haltlose Politik. Innerliche Natur des deutschen Protestantismus im Gegensatze zum romanischen. Frühere Spuren desselben in der irischen Mission (Schottenklöster), den Gottesfreunden u. A. Hauptsitz Mitteldeutschland. Contact der Reformation mit der Politik; Städte und Bauern ihre Freunde. Entschiedener Bruch mit dem Christenthum der herrschenden Kirche, Wiedererweckung des apostolischen. Persönliches Verhältniß des Einzelnen zu Gott. Papstthum und Kaiserthum zugleich erschüttert, weil eng verbunden,

Seite

und weil das Letztere schon ohne nationale Basis. Karl V., seine Abstammung und Erziehung, seine Umgebung. Unzulänglichkeit der spanischen Klerikalreformation. Feindschaft Karls gegen die deutsche Reformation. Die Zerreißung des Reichs durch dieselbe eine Folge des falschen Verhältnisses zwischen Nation und Kaiser und der früheren Unterdrückung freier Regungen durch die Kirche. Karls Unzuverlässigkeit; Luthers Unsicherheit in seinem Verhalten gegen den Kaiser. Territorialismus und Entnationalisirung. Nationaler Unterschied der Reformirten und Lutheraner. Unterschied des slawisch-norddeutschen und des süddeutschen Lutherthums; schroffere Ausbildung im Norden. Verengung des politischen und religiösen Gesichtskreises.

VI. **Der Untergang der Einheit** 111

Verderbliche Wirkung des Augsburger Religionsfriedens, namentlich des geistlichen Vorbehalts. Entstellung der evangelischen Kirche durch denselben. Keim eines Religionskrieges und der Zersplitterung des Reichs. Unduldsamkeit der Protestanten unter sich, namentlich der Lutheraner. Schädlicher Einfluß des Orthodoxismus auf die Sittlichkeit. Protestanten und Katholiken (Letztere zuerst) suchen ausländische Hülfe. Kursachsen durch seine lutherische Intoleranz zum Vasallen Oesterreichs geworden; Brandenburg's Herrscher unzulänglich und unentschieden. Ueberall territorialer Egoismus. Die Entwicklung des evangelischen Bekenntnisses und damit die Wiederherstellung der deutschen Einheit abgeschnitten durch Unterliegen der melanchthonischen Form des Protestantismus. Union der Evangelischen und Liga. Dreißigjähriger Krieg. Ende des eigentlichen Reiches. Der Grundsatz der kirchlichen Union der Evangelischen politisch anerkannt im Westphälischen Frieden. Anbahnung eines Verhältnisses zwischen Protestanten und Katholiken. Uebervortheilung der Evangelischen. Nothbischöfe. Unhaltbarkeit des Geschaffenen.

VII. **Der Dualismus** 125

Die Habsburger durch auswärtigen Erwerb und Gegenreformation Feinde Deutschlands. Gegen die Versuche einer Weltmonarchie erhebt sich die europäische Einmischung (zweite Hälfte des dreißigjährigen Krieges). Außerdeutsche Politik Oesterreichs. Verluste des Reichs im Westen. Wachsen Brandenburgs durch Erbschaft. Johann Sigismund reformirt und der weiteren Entwicklung zugethan, Georg Wilhelm schwankend. Wallensteins Reichsideen; Gustav Adolf's Entwurf einer großen protestantischen Nordmacht. Der große Kurfürst. Seine Jugendeindrücke in den Niederlanden. Sein Wirken für Union der Bekenntnisse und Gründung eines

Seite

neuen Deutschlands. Hebung der brandenburgischen Macht. Aufruf „an den ehrlichen Deutschen". Untreue Oesterreichs gegen das treue Brandenburg. Aufnahme der Hugenotten. Leopold I. von Oesterreich und Friedrich I. von Preußen. Friedrich Wilhelm I. Zeitweilige Milderung des Gegensatzes zwischen Habsburg und Zollern. Aufnahme der Salzburger. Wiederholte Perfidie Oesterreichs. —

VIII. Der Antagonismus 141
Friedrich der Große. Erwachen des deutschen Nationalgeistes durch ihn. Der preußische Staat eine Verkörperung der neuen Zeit. Vergebliche Bemühungen Josephs II. für die Regeneration Oesterreichs. Die Theilung Polens, ein unvermeidlicher Schritt. Bairischer Erbfolgekrieg; Fürstenbund. Ein Reich im Reiche. Gedanke einer deutschen katholischen Nationalkirche. Verflachung des Protestantismus. Ueberhandnehmen des Aberglaubens neben äußerlichem Orthodoxismus (Friedrich Wilhelm II.). Häusser's Urtheil. Allianz Preußens (Herzberg) mit dem Papste wider Josephs Bemühungen um eine deutsche Nationalkirche. Herabsinken der Kraft Preußens. Religionsedict Friedrich Wilhelms II. Französische Revolution. Coalitionskriege. Neue Treulosigkeiten Oesterreichs, deren Folge der Basler Friede. Erstes Auftauchen der Mainlinie. Bonaparte's Siege. Preußens wie Oesterreichs Haltung Frankreich gegenüber schwach, Deutschland gegenüber selbstsüchtig. Friedrich Wilhelm III. und Franz II. (I.). Verschwinden der geistlichen Fürstenthümer. Emporkommen der Mittelstaaten. Schlacht bei Jena. Rheinbund. Franz II. Abdankung. Scheitern der politischen Unionsbestrebungen Preußens.

IX. Deutschlands neue Erhebung 165
Preußens innere Umkehr. Auch im übrigen Deutschland Wiederaufleben des Nationalsinns. 1813. Oesterreich säumig und hemmend; Preußen der Vorkämpfer Deutschlands, später zurückgedrängt durch die Diplomatie, weil revolutionärer Tendenzen beschuldigt. Stärkung des Ultramontanismus in Italien und Spanien. Verfügung fremder Mächte über Deutschlands innere Angelegenheiten. Erneuter Antagonismus Preußens und Oesterreichs; mit Letzterem die Mittelstaaten. Polen und Sachsen. Geheimer Kriegsbund der bisherigen Alliirten gegen Preußen. Metternichs Frivolität. Preußens Uebervortheilung und geographische sowie confessionelle Zerstückelung. Falsche Richtung der österreichischen Politik nach Italien. Niebuhr über Sachsens Einverleibung. Stein verdrängt. Deutschland von Frankreich nicht entschädigt. Unklarheit über die Zukunft. Das Legitimitätsprincip. Die deutsche Bundes-

Seite

verfassung. Allgemeines berechtigtes Mistrauen gegen dieselbe. Die verheißenen Constitutionen der Einzelstaaten; das ständische Element in denselben (Würtemberg). Die Sehnsucht nach Frieden von lähmender Wirkung.

X. Preußens Beruf in Deutschland seit der Erhebung 187

Das Aufraffen des preußischen Staats ein Beweis seiner Lebenskraft. Der scheinbar eingeschlummerte confessionelle Gegensatz regt sich wieder; Preußen der Hort des Protestantismus. Freiere Stellung der evangelischen Kirche; Union von 1817. Unzufriedenheit wegen der langsamen Entwicklung der Verfassungsangelegenheit; Gegensatz des ständischen und des modernen Repräsentativ-Systems. Vorzüge des Aufbaues auf ständischer Grundlage. Möglichkeit, die wahren Stände der Neuzeit allmählig zu finden. Repression der liberalen Strömung durch die heilige Allianz (Aachen, Carlsbad), über das Ziel hinaus in kleinlicher Weise durchgeführt. Hardenberg. Schuld der Regierungen. Reaction in Oesterreich und von Rußland her; durch dieselbe Preußen vollends gelähmt und in schiefe Stellung zu Deutschland gebracht. Carlsbader Beschlüsse; Mainzer Commission. Steigen des Mistrauens gegen die Bundesverfassung; die Hauptschuld auf Preußen geworfen. Das Gute in Preußen. Görres' Uebertreibungen. Bedeutung des preußischen Beamtenthums. Vorwiegend negative Haltung der Büreaukratie. Rückblick auf die ständische Entwicklung in Preußen. Die Gesetzgebung. Provinzialstände. Vielfacher Umschlag der Stimmungen; Cultus Napoleon's, romantischer Katholicismus. Vorbereitung des Zollvereins. Entfremdung Oesterreichs. Die polnische Revolution ein Werk des Adels, die belgische ein Werk der Priester. Assimilationskraft und Bewegungsfähigkeit des preußischen Staates (Rheinlande, Westphalen, Sachsen, Posen) im Gegensatze zu Oesterreich; trotzdem Preußen im Schlepptau des Kaiserstaats. Der Zollverein und seine politische Bedeutung. Oesterreich nicht mehr deutsch, ein magyarisch-slawischer Staat. Verkehrte Richtung seiner Politik nach Westen; Mangel an Kraft zur Germanisirung des Ostens. Oesterreichs Streben nach Erhaltung des Bestehenden, nicht mit Consequenz durchführbar. Hemmung der Einigung Deutschlands aus Furcht. Verwendung des Bundestages zu diesem Zwecke. Stagnation der Verwaltung im Innern Oesterreichs. Nach dem Tode Franz I. Versuche zum Anschluß an Deutschland (Metternich), die mislingen; einzelne Concessionen im Innern nach preußischen Impulsen. Revolution von 1848; plötzlicher Sturz des Alten, Metternich's Fall. Freiere und festere Stellung der Monarchie in Preußen. Macht des Gedankens der heiligen Allianz über Friedrich Wilhelm III.; sein

Seite

Festhalten am Bündnisse mit Oesterreich. Hegel's Staatsphilosophie. Paul Pfizer über das damalige Preußen. Preußens Wirken für die Wehrhaftigkeit des Bundes; Hemmungen von Seiten der Mittelstaaten. Friedrich Wilhelm IV. Seine historische Anschauung und sein Verständniß der Gegenwart; seine Neigung zum Frieden. Scheinbare Inconsequenz seines Charakters. Seine Ansicht vom richtigen Verhältnisse zwischen Fürst und Volk. Der vereinigte Landtag. Des Königs Bemühungen um Einheit Deutschlands. Seine zu günstige Meinung von Oesterreich und den Mittelstaaten (Bundeskriegsverfassung). Radowitz über Oesterreich. Antrag auf Publicität der Bundesverhandlungen und eine neue Preßgesetzgebung. 1848. Plan eines Fürstencongresses auf den März 1848, durch die Ereignisse durchkreuzt.

XI. **Der nationale Umschwung** 242

Einfluß der Februarrevolution auf Deutschland. Oesterreichs Schwäche. Fremde Elemente in der Bewegung. Friedrich Wilhelms IV. Gedanken durch die Revolution überholt, nicht geändert. Seine Uneigennützigkeit gegenüber Oesterreich und den deutschen Fürsten. Das Vorparlament. Das Frankfurter Reichsparlament. Oesterreichs Unfähigkeit zur Führung Deutschlands durch den Umsturz aufgedeckt. Wohlfeile Urtheile in Frankfurt über Preußens Verhalten in der Herzogthümerfrage. Preußen für Deutschland überall unentbehrlich. Ministerium Brandenburg-Manteuffel. Octroyirte Verfassung. Ueber Repräsentativverfassung. Geschichte des englischen Parlamentarismus. Gefahren einer Verpflanzung desselben auf deutschen Boden. Der französische Constitutionalismus; die Gegenüberstellung von Rechtsstaat und Polizeistaat. Der sittliche Staat (Ungedrucktes Manuscript). Unbrauchbarkeit des französischen Musters. Friedrich Wilhelm IV. weicht, weil er allein steht, den übereilten Forderungen der Zeit. Seine Worte bei Annahme der Verfassung; sein Vorbehalt. Preußen als Wiederhersteller der Ordnung in Deutschland. Die Ablehnung der Kaiserkrone, ein Beweis für den hellen Blick des Königs. Die Kämpfe in der Paulskirche; Feindseligkeit Oesterreichs. Erfurter Bündniß; Eifersucht der Mittelstaaten. Wiedererweckung des Bundestages; Plan des Siebzigmillionenreichs. Olmütz. Die conservative Partei in Preußen. Rußlands Anmaßung. Stahl über Liberalismus und Conservatismus. Prüfung seiner Staatsidee. Staatsidee Friedrich Wilhelm IV. Die „Misregierung." Wesen der Demokratie. Preußens Aufgabe, die rechte deutsche Verfassung zu finden. Der Krimmkrieg. Richtige Stellung Friedrich Wilhelms IV. in demselben; seine Wahrung der Interessen Deutschlands. Unverständige Urtheile über dieses Verhalten. Die evan-

Seite

gelische Kirche und ihre Haltung gegenüber den Folgen der Revolution. Friedrich Wilhelms IV. Krankheit und Tod. König Wilhelm I. „Neue Aera." Oesterreichs Eifersucht und Falschheit (Villafranca). Stellung des Adels in Preußen. Reorganisation des Heeres. Conflict. Herr von Bismarck. Seine politische Laufbahn und die Entwicklung seiner Ansichten. Seine Stellung zu den Parteien und zur Verfassung. Das preußische Abgeordnetenhaus. Der Fürstentag von 1863 und die versuchte Täuschung Preußens.

XII. Der letzte Befreiungskrieg 344
Die Herzogthümerfrage und der Prinz von Augustenburg. Oesterreich im Schlepptau Preußens; dänischer Krieg. Bewährung der Reorganisation. Die Februarbedingungen. Augustenburgerthum der Mittelstaaten; Entzweiung zwischen Preußen und Oesterreich. Verkennung Preußens bei seinen Gegnern. Die Thorheit derselben des Grafen Bismarck bester Bundesgenosse. Beiderseitige Vorbereitung zur Entscheidung. Aufschub des Zusammenstoßes durch die Gasteiner Convention. Kurzsichtigkeit des preußischen Landtages. Der dänische Krieg in seinen Folgen ein Befreiungskrieg von österreichischer Fremdherrschaft. Der Bundesbeschluß vom 14. Juni 1866. Kriegslust der Mittelstaaten. Verschiedenheit der Stimmung in beiden Lagern. Der Bettag vom 22. Juni. Oesterreichs Heuchelei. Herr von Gerlach. Die „Berliner Theologen." Innere Gründe der Niederlagen Oesterreichs. Preußens Bestimmung für Deutschland unzweifelhaft klar geworden. Die Einverleibungen und Preußens gutes Recht zu denselben. Niebuhr über Sachsen (1814). Herr v. Hodenberg. Bischof v. Ketteler. Wirkungen des Sieges auf Preußens innere und äußere Verhältnisse. Die Kleinstaaterei. Zersetzung der Parteien. Preußens Verfahren in den neuen Provinzen. Der deutsche Charakter der Hohenzollern. Die „berechtigten Eigenthümlichkeiten." Nothwendiges Aufhören des specifischen Preußenthums. Die Norddeutsche Bundesverfassung. Die Unglückspropheten. Neue Pflichten Preußens. Nothwendigkeit der Herstellung eines echten ständischen Princips für die Vertretungen der einzelnen Lande (Interessenvertretung). Gliederung der wahren Stände der Gegenwart. Organisation des Volkslebens. Einwände gegen das neu Errungene; Haltlosigkeit derselben.

XIII. Deutschland in Nord und Süd 399
Ursachen der Trennung von Ober- und Niederdeutschland. Preußens Verdienste um den Süden. Der schwäbische Stamm. Die norddeutsche Eigenart. Würtemberg. Baden. Unwissenheit im

Seite

Süden über Preußen. Phantom eines Südbundes. Verschiedene Stellung süddeutscher Parteien zum Anschluß an den Norden (Römer, Mohl, Planck). Baiern und seine Selbständigkeitsversuche. Oesterreich und seine wahrscheinliche Zukunft. Seine Schwächen. Die unumgänglichen Heilmittel. Die Finanzfrage. Die Nationalitätenfrage. Der Dualismus. Selbstüberschätzung der Magyaren. Die Czechen. Nothwendigkeit freier Germanisirung. Das Concordat. Unerläßlichkeit seiner Aufhebung im Interesse des nicht mehr katholischen Staates und der Kirche selbst. Die socialen Verhältnisse Oesterreichs und deren nothwendige Regeneration. Forderung des Aufgebens aller Träume von Herrschaft über Deutschland und eines engen Anschlusses an Preußen.

XIV. **Das deutsche Christenthum** 439

Der confessionelle Gegensatz von jeher eine Hauptursache der politischen Spaltung. Abschwächung desselben namentlich im achtzehnten Jahrhundert, Wiederaufleben im neunzehnten. Bedürfniß einer Versöhnung auch aus politischen Gründen. Stellung der römisch-katholischen Kirche zu Deutschland; ihre Ansprüche auf Alleinherrschaft. Nach kurzer Annäherung der Confessionen Steigerung des katholischen Selbstbewußtseins durch die Restauration. Gedanke einer deutschen katholisch.n Kirche. Möglichkeit einer nationalen Kirche. Die Wurzeln und Kräfte des heutigen Papstthums (Romanismus). Sein unausbleiblicher Verfall; Bischöfe und Concilien die Kirchenleitung der Zukunft. Febronius. Vorschläge zu einer Reformation innerhalb der katholischen Kirche (Befreiung der deutschen Kirche vom Romanismus). Conföderation des erneuten Katholicismus mit den Evangelischen. Anknüpfung des deutschen Christenthums an die irischen Missionen. Preußens Förderung katholischer Interessen. Kurfürst Friedrich II.; Albrecht Achilles; Herzog Albrecht in Preußen. Aufgabe der Hohenzollern für Herstellung der deutschen Kirche. Die Universalität des Christenthums verträglich mit nationalen Unterschieden. — Die evangelische Kirche. Wesen und Vorgeschichte der Reformation. Deutscher Charakter der lutherisch-melanchthonischen Form derselben. Der Boden ihres Wirkens. Die außerdeutsche Reformation. Kampf beider Richtungen und Uebergänge zwischen beiden. Unionsgedanken seit dem 16. Jahrhundert. Der Pietismus. Die preußische Union Friedrich Wilhelms III. Die Hindernisse ihrer Einführung; ihr wahres Ziel und ihr Grundgedanke. Ihr historisches Recht und ihre Unzerstörbarkeit. Der sogenannte „lutherische" Kirchenbegriff. Denkschrift des Evangelischen Oberkirchenraths von 1867. Der Protestantenverein. Die bibelgläubige Union eine nothwendige Frucht der Reformation. Aufgabe der preußischen

Seite

Kirche, dieselbe zu zeitigen. Nothwendigkeit einer deutschen evangelischen Nationalkirche mit Bischöfen. Luthers und Melanchthons Stellung zur Kirchenverfassung. Summepiscopat. Anfänge einer Befreiung der Kirche unter Friedrich Wilhelm III. Friedrich Wilhelms IV. Ideen über Kirchenverfassung. Berliner Synode von 1846. Die Kirche in ihrem Verhältniß zum constitutionellen Staate. Der Evangelische Oberkirchenrath (1850); seine Aufgaben, seine Thätigkeit. Schwierigkeiten der Herstellung einer Selbstverwaltung der Kirche. Die Kreissynoden. Verpflichtungen des Staates. Die Landessynode. Recht des Landesherren in der Kirche. Rückblick auf das Wirken des Evangelischen Oberkirchenraths. Wiedertrauungsfrage. Die kirchliche Leitung der neuerworbenen Provinzen. Verschmelzung synodaler und consistorialer Verfassung mit episcopaler unter dem summus episcopus. Plan Friedrich Wilhelms IV. Kritik desselben. Union auf Grund der Augustana. Conföderation der deutschen Christenheit.

XV. Das Reich Gottes 516

Bedeutung des Gottesbewußtseins in der Entwicklung der Menschheit. Das Christenthum als geoffenbarte Religion. Das deutsche Christenthum. Die Perioden der Culturentwicklung und ihre Aufgaben. Die Volkskirche des Evangeliums Ziel der germanischen Entwicklung. Die Familie. Die Ehe. Erziehung und Unterricht auf allen Stufen. Bedürfniß einer christlichen Centralwissenschaft. Die Gesammtaufgabe des deutschen Volkes.

Einleitung.

Was mich dazu veranlaßt, mit einer Schrift, welche es nicht vermeiden kann und will, auch politische Fragen und Zustände zu ihrem Gegenstande zu machen, in der gegenwärtigen bewegten Zeit mich an die deutsche Welt zu wenden, warum ich diese Schrift mit dem Reiche Gottes als ihrem Zielpunkte bezeichne, darüber ist es billig, einige Rechenschaft ihr vorauszusenden.

Alle ernsteren Glieder unseres deutschen Volkes haben es längst erkannt, daß die Zeit der todten Abstractionen vorüber ist, in welchen der Staat seinen Weg gehen und seine Zwecke verfolgen konnte, ohne sich um die Kirche und die Folgen, welche für sie seine Bewegung hat, zu bekümmern, und daß es sich ebenso, wie mit der Kirche, auch mit der Wissenschaft und der gesammten geistigen Bildung verhält. Alle Veränderungen und stärkeren Bewegungen auf dem Staatsgebiete finden ihren Wiederhall und ihre Gegenwirkung, freundliche oder feindliche, auf diesen Gebieten des gemeinsamen Lebens, welche sich sogar als die Voraussetzungen des Staatslebens erweisen und dasselbe entweder fördern oder stören. Die Kirche ist überall nicht mehr blos als ein Theil oder ein blos dienendes untergeordnetes Glied im Staate betrachtet, sondern ihre besonderen und selbständigen Aufgaben sind erkannt, ausgesprochen, als Gegenstand bewußter Thätigkeit in Anspruch genommen. Nicht etwa nur bloße Grenzbewahrung zwischen ihr und dem Staate liegt ihren Gliedern und Leitern ob, sondern es handelt sich um neue Gestaltung oder reinere Ausbildung ihrer bisherigen Gestalt, um innere Ordnung, Organisirung, Bewegung, und wenn dazu eine vorüber-

gehende Zurückziehung vom Staate nöthig wird, damit sie Zeit und Ruhe und ungehemmten Gebrauch ihrer Glieder habe, so ist es nur Schwäche des Urtheils, darin eine feindliche Trennung zwischen Kirche und Staat zu sehen. Vielmehr ist es dabei der Natur der Sache nach auf eine viel förderlichere Verbindung zwischen beiden abgesehen, als sie bisher stattfinden konnte. Kirche und Staat werden so oft zugleich mit einander genannt, daß eine Wechselbeziehung zwischen ihnen nothwendig stattfinden muß. Dieselbe hat sich in den letzten Jahrzehnten in so mächtiger Weise kundgegeben, daß mehr als einmal die Zurückdrängung einer Richtung auf dem Boden des Staates dieselbe veranlaßt hat, in der Kirche oder vielmehr gegen sie sich geltend zu machen. Ja man hat es nicht mit Unrecht früher der Bureaukratie in den deutschen Staaten, besonders den kleineren, vorgeworfen, daß sie die Kirche und neben ihr auch die Schule fahrlässig den Experimenten eines falschen Liberalismus überlassen habe, um nur diesen lästigen Gegner im Staatsleben los zu werden. Mit einem derben Ausdruck hat man gesagt, sie seien die Knochen, mit welchen man die beißenden Gewalten augenblicklich zufriedengestellt habe. Wenn auch dies übertrieben genannt werden kann, so läßt sich doch kaum leugnen, daß dieselben Staatsmänner und Beamten, welche im Staate sich die Kritik, die wohlfeile Weltverbesserung allen Ernstes verbaten, dieselbe dennoch selbst in dem Nachbarfelde, der Schule, und noch lieber in der Kirche zur Anwendung brachten. Der bureaukratische Staat selbst hat auf diese Weise in der Kirche und Schule unsäglich viel Schaden angerichtet, von welchem sie bis heute noch nicht überall geheilt sind. Und wer kann es vergessen, auf den lichtfreundlichen Rednerbühnen vor 1848 gerade dieselben Helden der Phrase erblickt zu haben, welche seit diesem Jahre sich ein, wie es schien, noch erfolgreicheres Feld ihrer Thätigkeit in den politischen Volksversammlungen eröffnet sahen. Auch als die Erschütterung des heftigen Stoßes von 1848 wieder allmählich beruhigt war, ließ sich diese Wechselwirkung wieder in dem Auftauchen kirchlicher negativer Secten und Strömungen leicht erkennen.

Woher diese Erscheinung noch in einer Zeit, da Kirche und Staat sich jeder auf sein eigenes Wesen besannen, indem sie aufhörten, Einer den Andern zu knechten und in sein eigenes Wesen zu verwandeln,

seitdem die Kirche nicht mehr als staatsbeherrschende Macht auftreten konnte, wie dies seit Jahrhunderten nicht mehr in großem Maßstabe und auf lange Zeit möglich war, und der Staat nicht mehr an allen Orten die Kirche nur als ein Anhängsel seines eigenen Wesens mit sich fortzog, weil in der neuesten Zeit da und dort die Kirche von den Fesseln der Cäsareopapie befreit wurde? Nirgends anders her, als aus der wesentlichen Verwandtschaft beider, in welcher sie als Factoren des Reiches Gottes auf Erden stehen. Denn wer kann es leugnen, daß die Kirche in ihrer äußeren Gestalt, in ihrer Verfassung, zuletzt vom Staate herkommt? Der römische und der byzantinisch-griechische Staat, das antike Kaiserthum, war der älteste Grundtypus für die Gestaltung der Kirche, sobald sie aufhörte, eine Conföderation von Gemeinden zu sein, in deren jeder der ganze ursprüngliche Begriff der Kirche sich erschöpfte, also von da an, als die Kirche eine allgemeine (katholische), ein organisirter Inbegriff der Christenheit zu werden anfing. Das römische Reich wurde in der Kirche in höherer Stufe und bei ihrer geistigen Natur zugleich in ihrem innersten Wesen widersprechender und auf die Dauer unmöglicher Weise wiederholt, zugleich aber eben um ihrer Geistigkeit willen auch in durchgreifenderem Organismus dargestellt, dem die rohen Massen der Nationen mit ihrem geschichtlichen Gepräge kein so ungefügiger Baustoff waren, wie dem politischen Kaiserreiche. Gerade aber diese Organisationskraft, die sich an denselben Gegenständen (Nationen, Stämmen, Personen) übte, welche auch die Gegenstände der weltlichen Herrschaft wurden, wirkte auch wieder auf den Staat und seine Gliederung und Ausgestaltung, so daß die Kirche demselben zurückgab, was er von ihr empfangen hatte, nämlich die ausgearbeitete Gestaltung. Wir vergessen dabei nicht, daß dieser neue Gestaltungs-Proceß, der des Staates durch die Kirche, in langsamerem Gange sich vollzog, als der erstere, die Organisirung der Kirche nach dem Muster des Staates. Denn diese geschah nicht durch die im Staate herrschenden Mächte, wenigstens nur dem kleineren Theile nach durch diese, sondern durch das Bedürfniß und den Willen der Kirche selbst. Die alte morgenländische und abendländische Kirche war durch ihre Bischofssitze und Patriarchate diesem einheitlichen Typus rasch entgegengetrieben. Dem starken Einfluß der Kirche

auf den Staat aber begegnen wir zuerst im fränkischen Reiche, wo das antike Kaiserthum und das moderne Volksthum zuerst durch das Band der Kirche geeinigt wurden. Durch das ganze Mittelalter hindurch geht die Arbeit, beide zu verschmelzen, ohne daß es jemals gelang. In diesem Kampfe der kräftigen Volksstämme gegen die Machtherrschaft der Kaiser konnte die im Wesentlichen fertig gestaltete Kirche nur maßgebend und überwiegend werden. Aber in demselben Maße, als dieser Kampf nachließ, als ein specifisch-nationales Königthum in Frankreich, ein durch Eroberung gewonnenes in England und Spanien, als zugleich in Deutschland das Stammfürstenthum in neuer, dem Kaiserthum nachgemodelter Gestalt ins Dasein trat, drängte sich auch auf dem kirchlichen Gebiete das Bedürfniß der nationalen Kirchenverkörperung hervor. Die Böhmen waren davon das heftigste und schroffste, die Deutschen mit ihrem Episcopalismus im 15. Jahrhundert ein milderes, die Franzosen später mit ihrer gallicanischen Kirche das zahmste Beispiel.

Erst das sechszehnte Jahrhundert brachte mit seiner Reformation die entschiedene Umänderung. Die Kirche des Protestantismus war nicht mehr der nach Centralisation strebende geistliche Staat, sondern die Gemeinde oder Gemeinschaft der Gläubigen, die auf das erschlossene und verstandene Wort Gottes gestellt waren. Die Persönlichkeit, der Christenmensch in seiner Freiheit und Unabhängigkeit, nur durch den ewigen Gott in Christo gebunden, war die herrschende Triebkraft in der evangelischen Kirche. Eine solche im vollen Sinne war noch nicht da, nur als werdende war sie aus dem Glauben erstanden, in der Zukunft lag noch ihre befriedigende Gestaltung. Der Staat übernahm diejenige Seite ihres Lebens, welche man Verfassung, Regierung zu nennen pflegt.

Es ist eine oft wiederholte Klage, daß im Jahrhundert der Reformation die Innerlichkeit, im nachfolgenden die im Kampfe unerläßliche Krystallisirung der Lehre und in dem dritten seit der Reformation die Schmelzung der zu hart und unlöslich gewordenen Krystalle zu einer das Leben durchdringenden und erneuernden Flüssigkeit die kirchlichen Kräfte so ganz in Anspruch genommen, daß sie für die wirkliche Ausgestaltung der Kirche weder Sinn noch Zeit gehabt, sich vielmehr begnügt haben, für das durch die Macht der Geschichte Gewordene die rechtfertigenden Theorien zu schaffen. Aber

die Klage ist unbegründet, so wahr auch die von ihr angeführten Thatsachen sind. Der Territorialismus, so ein Schreckenswort er auch heute geworden ist, war unerläßlich, wenn einmal die Verfassung nicht zum Dogma der Kirche gehörte, sondern in ihrer Wandelbarkeit und selbst Zufälligkeit, besonders aber in ihrem Zusammenhang mit der nationalen Natürlichkeit der Völker und Stämme erkannt war. Damit waren ja die „Landeskirchen" gegeben, und wie hätten sie bestehen mögen, wenn nicht in Zeiten, wie der schmalkaldische, der dreißigjährige Krieg, und in den jämmerlichen Zuständen nach dem letzteren die ganze Kraft der weltlichen Landesherrschaft auch der Kirche zu statten gekommen wäre? Hatte doch überdieß Luther schon mit klarem Bewußtsein eine mehr aus dem Ganzen der Kirche und Gemeinde sich gestaltende Verfassung für verfrüht erklärt, weil unser Herr Gott erst rechte Christen machen müsse! Waren doch die in den reformirten Kirchen vorhandenen synodalen Verfassungen in derselben Zeit, da in der lutherischen Christenheit der Territorialismus herrschte, der leblosen Versteinerung verfallen oder es hatte dieselbe Cäsareopapie in Republiken (der Schweiz, den Reichsstädten Deutschlands) sich der Kirche bemächtigt, wie in den monarchischen Staaten. Freilich war es ein unerquicklicher Anblick, die Hunderte von Landeskirchlein in Deutschland, alle mit ihrem summus episcopus an der Spitze. Aber diese Kahlheit und Armseligkeit lag nicht im Wesen der Kirche oder der lutherischen Lehre, sondern im Verkommen des Kaiserthums und Reiches, das seine wirkliche Basis verloren hatte, seitdem es auf Deutschland allein beschränkt war, und noch mehr sinnlos geworden war, als die spanischen Habsburger und ihre Nachkommen die Reformation in ihren Landen gewehrt und die kirchliche Zerklüftung Deutschlands als Erbe der Nachwelt hinterlassen hatten. Wäre die Reformation, wie sie dazu angelegt war, als deutsche Bewegung durchgedrungen, hätte man sie nur ungehindert ihrem eigenen nationalen Gange überlassen, statt die Gegenreformation mit allen Mitteln durchzusetzen, so hätte sich die Kirche viel früher als eine wirkliche Organisation ausgestaltet. Denn die „rechten Christen" würden gekommen sein, wenn nicht der dreißigjährige Krieg Deutschland um zweihundert Jahre gesunder Geschichte gebracht hätte.

Aber gleichwohl, trotz dieses Mißgeschickes, welches die prote-

stantische Kirche in ihrer Zersplitterung und Kleinkircherei zum Gespötte der römisch-katholischen Kirche in ihrer größeren Masse und organisirteren Gestalt werden ließ, hat doch diese verachtete protestantische Kirche ein Werk gethan, so groß oder größer noch, als das Werk des antiken Kaiserthums, das zuerst der Kirche seinen Typus aufdrückte. Durch die protestantische Kirche wurde der Staat protestantisirt. Die Staaten der Neuzeit, ob in Frankreich oder in England, ob in Oesterreich oder in Preußen, sie tragen alle dasselbe beherrschende Lebensprincip in sich, auch die stärkste Macht der Centralisation konnte es nicht erdrücken, nur aufhalten, das Princip der Nationalität und der Persönlichkeit. So sehr auch in dem Kanzleistyl aller Staaten, bis nahe an die Gegenwart heran, nur von Herrschaft und Unterthanen die Rede war, es kamen doch allmählich immer weitere Kreise als Stände zur politischen Beachtung und Anerkennung. Mochte die französische Revolution mit ihrem dritten Stande auch auf dem Boden eines römisch-katholischen Landes entstanden sein, das in Scheiterhaufen und Dragonaden die gläubige, von Menschenauctorität unabhängige Persönlichkeit vertilgt hatte, sie war doch nur das Zerrbild dessen, was in der Reformation gesund und wahr hervorgetreten. Es war ein nicht etwa nur in den Schulen und Lehrsälen der Protestanten wiederholter Satz, daß der einzelne Mensch in seiner auf Gottes Wort ruhenden Ueberzeugung, als Persönlichkeit, mit Gott in Gemeinschaft treten könne und müsse, daß durch die Taufe und das heilige Abendmahl das Glied der Kirche nicht etwa nur dieser einverleibt werde, sondern das Individuum als Person in einen Wechselverkehr mit Gott in Christo trete. Kein Orthodoxismus, kein Territorialismus hatte den leuchtenden Glanz dieser neu erstandenen christlichen Wahrheit vernichtet. Es war mit dem Protestantismus eine Entdeckung in der geistigen Welt zum Gemeingut gemacht, welches nicht verfehlte, in den Gebieten der Rechtswissenschaft, der Staatslehre und in dem schwer zu beschreibenden Product aus unzähligen zusammenwirkenden Kräften, welches man die allgemeine Bildung oder den Geist einer Zeitepoche nennt, seine Wirkung weit über die Grenzen der Kirche und über die des protestantischen Staates hinaus zu thun. Am gewaltigsten waren die Kämpfe um dieses neue Lebensprincip und

seine Anwendung auf Staat und Kirche in England und in den Niederlanden. Aus diesen Landen herüber wirkte es in Deutschland und Frankreich mit stiller, aber unwiderstehlicher Macht. — Man hat schon oft gesagt, der Protestantismus sei das Princip der Revolution, aber man hat eben so oft eine unsinnige Behauptung ausgesprochen. Der religiöse, der kirchliche Protestantismus, welcher evangelisch war, ehe er protestantisch wurde, ist das nicht und kann es nicht sein, gerade weil ihm sogar die Verfassung der Kirche nicht zu den Glaubensartikeln gehört, noch viel weniger die richtige Verfassung des Staates. Es wäre ebenso thöricht, der römischen Kirche diesen viel gemißbrauchten Vorwurf zurückzugeben und zu sagen, ihre Lehre von dem Staat als dem geringeren, als der Welt im Gegensatze des Reiches Gottes, welches die Kirche sei, also auch von der Pflicht der Kirche, den Staat in sich zu verwandeln, ihn zu erobern und zu beherrschen, sei die Quelle aller Revolution. Vielmehr ist diese nur in ihren mächtigsten Erscheinungen der Neuzeit, im 17. Jahrhundert in England, im 18. in Frankreich zugleich auf beiden sich so innig verwandten Gebieten, dem des Staates und der Kirche, aus Spannungen hervorgebrochen, die verbieten, eine einzige Ursache anzunehmen, wo so viele zusammenwirkten. Aber wahr ist es, daß diese Revolutionen einen wahren, dem Protestantismus gleichfalls innewohnenden, ja in ihm centralen Gedanken ausgesprochen haben, das Recht der Persönlichkeit auch im Staate. Mögen dabei krankhafte Uebertreibungen, mögen sogar unsinnige Verkehrungen dieses Gedankens die tiefe Schattenseite der heftigen Bewegung gewesen sein, kein Mensch hat es noch zu leugnen vermocht, daß seit ihnen kein Culturstaat der Anerkennung gewisser Menschenrechte sich hat entziehen können und daß der Staat auch in ganz katholischen Ländern nicht minder von diesem treibenden Agens bewegt wird, als in protestantischen. Nur aber vergesse man dem Protestantismus nicht, daß er nie und nirgends von einem absoluten Rechte der Persönlichkeit redet, sondern immer die aus dem Worte Gottes neugeschaffene, also die göttlich erleuchtete, in Demuth und Buße und Glauben erneuerte Persönlichkeit als die den Menschen gegenüber vollberechtigte, durch keine Auctorität, aber auch durch keine Majorität zu knechtende im Auge hat, daß also nicht die zufällige Persönlichkeit, nicht die willkür-

liche Eigenheit des Individuums ihm berechtigt und frei erscheint. Wenn daher die protestantische Gemeinschaft dieses neue oder eigentlich uralte Princip in seiner vollen Reinheit darstellt, während seine nur einseitige, aus dem Zusammenhang mit Gottes Wort gerissene Anwendung in staatlichen Revolutionen sich hervorthat, so kann nur Unverstand oder böse Absicht die Revolution mit allen ihren leidenschaftlichen Thorheiten, ja ihren Gräueln und Gewaltthaten auf das Schuldbuch der Reformation schreiben. Ich wiederhole aber die unbestreitbare Thatsache, daß alle Staaten der Neuzeit, der französische, ja selbst der spanische, ebenso gut als der österreichische, wenn auch in minderem Grade und weniger klar bewußt, dieses Princip in sich getragen haben und dasselbe nie wieder aus sich herausstoßen können. Hier also hat die Kirche, und zwar die evangelische oder mit anderen Worten, das Christenthum in seiner evangelischen Gestalt, dem Staate ein Leben eingeimpft, welches sich in seinen Bestrebungen nach der richtigen Verfassung und nach gesunder Verwaltung unausbleiblich geltend macht. Es leuchtet ein, daß der Constitutionalismus in seinen gesunden, aber auch in seinen falschen Regungen und Fortschritten mit diesem Principe zusammenhängt. Es ist jedoch hier nicht der Ort, näher darauf einzugehen, in wieweit auch für diesen die Reformation verantwortlich ist oder die Ehre seiner Existenz sich zueignen darf, je nachdem man ihn lobt oder tadelt.

Aber so viel ist aus dem Gesagten ersichtlich, daß Kirche und Staat einander tiefe und wichtige Einflüsse zusenden. Ich weise nur noch auf die Betrachtung des Staates hin, wie man sie mit kurzen Formeln bezeichnet, wenn man vom Polizeistaat, vom Rechtsstaat, vom sittlichen Staate spricht. Daß es ein Sieg der Wahrheit und der gesunden Bildung ist, wenn über den Polizeistaat hinaus zum Rechtsstaate fortgeschritten wird, bedarf in unseren Tagen einer Auseinandersetzung nicht mehr. Weniger dürfte sich die Behauptung der allgemeinen Zustimmung erfreuen, daß auch beim Rechtsstaate noch kein Stillstehen möglich sei, sondern der sittliche Staat erstrebt werden müsse, in welchem nicht nur die Rechtssphäre jedes Standes, jeder Thätigkeit, jedes Individuums durch die Gesetze gesichert und abgegrenzt werde, sondern auch jedem die Anhaltpunkte zu seiner sittlichen und seiner echt menschlichen

Entwickelung durch die Gemeinschaft gewährt werden. Diese Forderung aber, vor deren Befriedigung eine Ruhe, nämlich die edle Ruhe des erreichten Zieles, nicht eintreten darf, sie kommt aus dem Herzen der Kirche, aus dem Christenthum, welches seinen Bekennern die Bedürfnisse ihres sittlichen Wesens zum Bewußtsein bringt. Der oft aufgestellte und viel bekämpfte Begriff des christlichen Staates hat gerade hier seine volle Wahrheit. Es ist nicht der Staat, der von der Kirche und ihren Dogmen oder auch nur ihren Traditionen beherrscht und gefärbt wird, sondern der Staat, welcher aus derselben Quelle der Religion, des Glaubens, der Treue, der Erkenntniß der heiligen Ziele des sittlichen Menschenlebens schöpft.

Ich glaube hinlänglich die Unmöglichkeit erwiesen zu haben, von dem Reiche Gottes oder dem Ziele unseres Völkerlebens zu sprechen, ohne sowohl vom Staate als von der Kirche zu reden. Freilich kann man mir noch einwenden, es sei unnütz, noch etwas Weiteres, gewissermaßen Transcendentes, nämlich das Reich Gottes, zu nennen, während doch entweder die Kirche oder der Staat das letzte Ziel der Gemeinschaft sei, entweder die Kirche im Staate oder der Staat in der Kirche aufgehen müsse, wenn dieses sogenannte Reich Gottes erzielt werden solle. Dem muß ich aber aufs allerschärfste widersprechen. Das Reich Gottes ist mir so wenig ein blos Zukünftiges, in Vergleichung mit der gegenwärtigen Wirklichkeit blos Jenseitiges, daß ich es vielmehr in dem Staate ebenso gut, wie in der Kirche finde. Nur den Gottesgedanken selbst nehme ich als ein Gemeingut der wirklich gebildeten Menschheit in Anspruch. Mag es in unseren Tagen ihrer nicht wenige geben, die mit diesem Gedanken gebrochen haben, das kann mich nicht stören. Ich betrachte ihre Stellung zur Wahrheit als eine vorübergehende Krankheit und finde, daß sie ihre Gottesleugnung doch nicht durchführen können, ohne für den Glauben ebenso gut den Aberglauben einzutauschen, als es die Heiden thaten. Auch sie setzen an die Stelle der göttlichen Welt nur die natürliche, stoffliche Welt oder die Menschheit als Ganzes, beide aber sind auch für sie transcendent, d. h. Keiner hat je die Naturwelt in ihrer Totalität überschaut und zusammengegriffen, immer nur ein kleinstes Segment dieses immensen Orbis, und Keiner hat je das Bewußt-

sein der Menschheit, nämlich das wirkliche, lebendige Bewußtsein derselben erlebt. Ist es nicht Gott, so ist es die Welt oder ein Stück der Welt, immer ein unüberschaubares Ganzes, was ihnen das Einzelne tragen und erklären muß. Diese atheistischen Unphilosophen können mich daher nicht hindern, den Gottesgedanken in der Wirklichkeit der Dinge festzuhalten und daher von einem Reiche Gottes zu sprechen. Nur ist Gott nicht blos in seiner Höhe und Heiligkeit, wie ihn die Kirche als den geoffenbarten kennt, sondern auch Gott in seinem dem Naturleben zugewendeten Schöpferwillen, also in seinem Wohnen durch die Welt seiner Creaturen Gegenstand meines gläubigen Ergreifens. Darum ist er mir nicht zu hoch, um auch im Staate, der den Menschen in seinem Naturleben zuerst erfaßt und über dasselbe emporführt, sein Wirken und Walten zu haben. Die ewige Harmonie aber seines Wollens und Seins schließt zur Einheit zusammen, was hier auf Erden gesondert sich bewegt. Nicht blos Staat und Kirche, auch Wissenschaft und Kunst, auch Bildung und Gesellschaft, wie sie ja nicht blos einzelne Sphären im Staate sind, sondern auch über ihn hinausgreifen und wieder ihn bedingen, gehören dem Reiche Gottes an, das keineswegs erst werden soll, sondern ist und lebt und wirkt, aber erkannt und gefunden sein will.

Mit diesen allgemeinen Ansichten könnte ich mich begnügen, um mein Reden auch über Politisches zu rechtfertigen. Aber ich habe noch anderes zu berühren. Als evangelischer Theologe, Geistlicher und Kirchenmann muß ich ja Manches in dem weiten Weltgebiete, auch im Staate und in den Staaten etwas anders ansehen, als ich dies thun würde, wenn ich eine überblickende Stellung in der römisch-katholischen Kirche einnähme. Diese Kirche kann und darf ja nicht anders, als erwarten und verlangen, daß alle Kirchen dieser Welt ihr selbst zufallen, und muß alle Bewegungen der Zeit darauf ansehen, ob sie diesem Ziele entgegentreiben. Es haben hochbegabte und kraftvolle Männer dieser Kirche sich über die politischen Bewegungen und über die Lage der Zeit und besonders unseres deutschen Vaterlandes ausgesprochen. Warum sollte von evangelischer Seite kein Laut in diesen Fragen vernommen werden? Ich kann jene Stimmen der Wächter in der katholischen Kirche nicht tadeln, vielmehr muß ich sie als berechtigt anerkennen, weil

ihre Angehörigen ein Recht haben, nach jenen Männern aufzublicken und leitende Gedanken über die Gegenwart und Zukunft von ihnen zu fordern. In derselben Lage befinde ich mich keineswegs, auch möchte ich nicht meine Kirche für die Ueberzeugungen verantwortlich gemacht sehen, die ich aussprechen werde. Aber ich habe ein privates Recht, meine Gedanken über die alle Deutschen bewegenden Fragen der Gegenwart laut werden zu lassen. Nichts davon zu sagen, daß man von einer Seite her, der ich eine Virtuosität des Mißverstehens zuerkennen muß, meine Predigten über Obrigkeit und Unterthan, obwohl sie zur Zeit der sogenannten „neuen Aera" gehalten worden waren, als Ermuthigungen der preußischen Regierung zu einer Politik gedeutet hat, welche in der Partei des sogenannten Fortschritts heftige Bekämpfer fand, daß ich also wohl thue, auch mein politisches Denken, welches in meinen Predigten seine Stelle nie gefunden hat, nicht heimlich zu halten, so hat das letzte Jahr (1866) mir so viele namentliche und namenlose schriftliche Anregungen in dieser Richtung gebracht, daß ich genöthigt wurde, mir selbst über vieles Rechenschaft zu geben, was ich sonst hätte, als nicht zu meinem eigentlichen Berufe gehörig, zur Seite liegen lassen können. Ich bin in Briefen aus anderen Theilen Deutschlands über die Politik der preußischen Regierung zur Rechenschaft gezogen worden, als wäre sie mein eigenstes Werk, ich bin über Krieg und Kriegsrüstungen, über Frieden und Friedensbedingungen, denen allen ich so fern stand, als die Schreiber der Briefe, vor den ewigen Gerichtshof Gottes gerufen worden, ich habe mit meinen Amtsgenossen den Strom von verurtheilenden, höhnenden und bitteren Reden über mich ergehen lassen müssen, der uns als falsche Propheten, als zur Unzeit Schweigende, ja als Heuchler und als Solche brandmarken wollte, die den Dolch eingesegnet, welchen der Räuber in das Herz seines Opfers stoße, und zwar das Alles wegen der öffentlichen Gebete, die wir angerathen und deren Abhaltung wir geordnet und selbst mit vollzogen haben. Wir haben das Alles gerne zurechtgelegt und verziehen, aber es muß mir darum nicht verdacht werden, wenn ich wünsche, daß die Ankläger richtig sehen lernen. Zwar hat die Zeit und der Umschwung der Dinge das Seine an diesen heftigen Beurtheilern gethan und sie haben trotz ihrer Proteste gegen den Schluß aus dem

Erfolge auf das Recht doch auch der Macht des Erfolges ihren Tribut bezahlt, und es ist unnöthig, jene bitteren Gefühle auch nur in der Erinnerung wieder wach zu rufen, aber es ist doch gut, um der gemeinsamen Zukunft willen, wenn dieselben nicht blos vergessen, sondern auch wirklich beseitigt werden und nicht bei jedem neuen Anlaß wieder hervorbrechen können.

Doch alle diese persönlichen und privaten Beweggründe hätten mir niemals die Feder in die Hand gegeben, zumal mit Unterbrechung anderer, von diesem Felde weit abliegender Arbeiten, wenn nicht die Gedanken, welche ich auszusprechen mich gedrungen fühle, das Ergebniß eines langjährigen Denkens über diese Fragen des öffentlichen europäischen Lebens wären. Daß sie nicht gerade neue Aufschlüsse geben, sondern mit einer jetzt — Gott sei Dank! — nicht mehr ganz schmalen Strömung gehen, benimmt ihnen nichts, und daß sie mit den Aufgaben der Kirche und den in diesem Augenblicke viel bewegten und auch mich bewegenden Angelegenheiten der preußischen Landeskirche sich überall berühren, welche nicht mehr seitab von den allgemein deutschen liegen, verstärkt eher mein Recht zum Reden. Daß ich überall das Politische vom Kirchlichen nie ganz zu trennen, wohl aber die einer Partei in Preußen so oft vorgeworfene Vermischung von Religion und Politik als mir ganz fremd und widrig zu vermeiden weiß, das wird man mir nicht zum Tadel anrechnen, wenn man erst aufmerksam gelesen hat.

I.

Die Weissagung des deutschen Landes.

Der Mann, welcher das vernichtende Wort gesprochen hat: „Deutschland ist nur noch ein geographischer Begriff", hat, wie der Hohepriester Kaiphas, ohne sein Wissen geweissagt oder vielmehr die Weissagung nur ausgesprochen, welche längst vor ihm mit mächtigen Zügen, nämlich den geographischen Grundzügen des Baues unseres deutschen Vaterlandes geschrieben war. Ein geographischer Begriff nämlich ist Deutschland allerdings, ein Inbegriff, wie ihn die schöpferische Allmacht und Weisheit hingestellt hat, um seine Deutung dereinst in später Zeit zu geben und seine Bedeutung zu offenbaren. Ein solcher geographischer Begriff ist stets die Wurzel der politischen und kulturgeschichtlichen Begriffe, die für jenen Kaiphas-Propheten die einzigen realen waren. Es ist wahr, ein Land kann durch Unglück und Unterdrückung, es kann auch durch eigene Schuld auf diese bloße Wurzel zurückgedrängt werden, wenn der aus ihr erwachsene Stamm austrocknet, hohl und morsch wird und am Ende zerbröckelt, weil Niemand ihm den Dienst des Abhauens erweist. Daß es so weit mit Deutschland zu irgend einer Zeit gekommen gewesen, hat wohl noch Niemand geglaubt. Vielmehr hat es zu allen Zeiten wenigstens Einige gegeben, welche die Weissagung lesen konnten, wie sie mit mächtigen steinernen Buchstaben von den Alpen bis ans deutsche Meer, „vom Fels zum Meere" geschrieben war. Diese Wenigen waren bessere Propheten der deutschen Zukunft, als der Diplomat mit seinem „geographischen Begriff", der eben nur die diplomatische Geographie, nicht die deutsche

Erdkunde nach Alexander v. Humboldt und Karl Ritter kannte, jene, die blos die farbigen Striche auf den Karten beachtungswerth findet, die Grenzen, welche durch hinfällige Friedensschlüsse und kurzlebende Vereinbarungen geschaffen sind. Was es mit einem wirklichen geographischen Begriffe auf sich hat, darüber hat längst die englische und französische Geschichte Aufschlüsse gegeben, die selbst den Männern der rothen, blauen, gelben und grünen Linien auf der Kartenfläche nicht mehr fremd sind.

Im Allgemeinen belehrt uns die Weltgeschichte, daß Länder durch fremde Ansiedlung beherrscht werden, wenn sie in glücklicher Zone gelegen, dazu einladen, wenn sie als Inseln oder weit in's Meer gestreckte Halbinseln gleichsam die Hände ausstrecken nach den Ansiedlern, welche die See ihnen zuführen soll oder wenn sie in den Mündungen großer tief hinein schiffbarer Ströme die Pforten gastlich aufthun, durch welche Wanderlust, Handel oder die Sendboten einer höheren Gesittung eingehen. Griechenland, Italien, Spanien, Egypten, Ostindien, Nord- und Süd-Amerika, aber auch England, Westindien, der indische Archipelagus sind die erdkundlichen und geschichtlichen Beweise dafür. Ferner sagt uns die Geschichte, daß reiche, warme, von Lebensfülle strotzende Tiefländer, in welchen die Adern des Verkehrs kaum je fehlen, oder auch weitgedehnte Hochländer, von welchen aus die letzteren erreichbar sind, zu großen Einheiten der Herrschaft (Reichen) sich eignen, wie uns Mesopotamien, Hochasien, Rußland die geschichtlichen Beweise liefern. Alles dies ist nicht der Charakter des deutschen Landes. Von den Alpen bis zum Harz und zur sächsischen Schweiz ist es ein Land mäßig hoher Bergzüge und dazwischen liegender, kleinerer Hochebenen, von Flußthälern durchfurcht und so recht sichtlich in Kammern getheilt, zwischen welchen die Treppen und Gänge die Verbindung, wie in einem altdeutschen Familienhause, erhalten. Fremde Ansiedlungen hat es zwar gehabt, aber sie vermochten sich nicht zu halten, weil das Land sie nicht hielt, weil ihr Dasein nicht im Bedürfnisse des Landes wurzelte. — Sehen wir unsere deutschen Ströme, die Donau, welche von West nach Ost durch die niedrigen Tafelländer am Fuße der Alpen sich ihren Weg bahnt, und von der Quelle bis zur Mündung den Charakter der Landschaft so wesentlich ändert. Vom Hochland zum Tiefland, vom

scharfen Binnenklima zum südlich milden Littoralklima, vom rauhen Alpland zum marschigen weichen Lande üppiger Behaglichkeit geht ihr Scenenwechsel, während sie dazwischen stolze Städte deutscher Kraft und Bildung durchwogt und auf ihrem Wege überall den frischen Alpenströmen, wie den läßigeren Flüßchen der mitteldeutschen Berge sich öffnet. Hier ist eine Pulsader deutschen Landes, deren letzter Lauf dieses einer alten Versäumniß anklagt. Daß hier noch die Ueberreste der Türkenmacht in den rumänischen Fürstenthümern uns begegnen, ist ein Beweis, daß das deutsche Oesterreich an der Donau seinem Beruf nicht völlig genügt hat, in welchem es gelegen hätte, die Mündung des deutschen Stromes in deutsche Gewalt zu bringen und durch Germanisirung zum deutschen Lande zu machen. Warum es dieser Aufgabe nicht gewachsen war, darüber später. Der größte deutsche Hauptstrom, der Rhein, dessen Quellen nicht im eigentlich deutschen, sondern rhätischen Lande liegen, geht in seinem ganzen Mittel- und Unterlauf durch deutsches Land und nimmt deutsche Flüsse auf. Er ist die große Straße Deutschlands zum Meere und verbindet Nord- und Süddeutschland und beide mit den inneren Landschaften. Allerdings ist er politisch an einer Strecke seines Laufes der Grenze Frankreichs genath und auch dieser Umstand läßt eine Versäumniß deutscher Pflicht in einer früheren Zeit nicht verkennen. Sie liegt im 17ten und 18ten Jahrhundert, in derselben Zeit, in welcher auch Oesterreich an der unteren Donau seine Aufgabe unerfüllt gelassen hat. Sein Mündungsland ist ein deutsches, nämlich Holland. Auch hier aber tritt uns in der Entfremdung des niederdeutschen Stammes gegen das gemeinsame Vaterland, die eine selbstständige undeutsche Staatenbildung dort werden ließ, ein Zeugniß früherer Schwäche und Selbstverkennung entgegen, welcher Deutschland in den Freiheitskriegen der Niederländer sich schuldig gemacht hat und welche theilweise auf die Nichtdurchführung der deutschen Reformation im gesammten deutschen Volke, theilweise auf die confessionelle Trennung des deutschen Protestantismus und auf die Ueberschätzung des Unterschieds zwischen lutherischer und reformirter Auffassung des Protestantismus fällt. Die übrigen deutschen Ströme, zum Theil aus slavischen Quellländern kommend, sind erst im Laufe der Zeit bis an ihre Mündung deutschen Besitzes geworden. Weser und Elbe waren es theils

immer, theils schon sehr lange, so daß man sie als die vollkommen deutschen Ströme betrachten kann, Oder und Weichsel sind erst in den letzten Jahrhunderten fest und dauernd mit ihren Mündungen an Deutschland gekommen. Sie treten aber in der Reihe nothwendig zurück, da die Ostsee, welcher sie ihre Wasser zuführen, nicht im vollen Sinne des Wortes Meer, sondern fast nur ein riesiger Binnensee ist, noch überdieß lange von den scandinavischen Mächten beherrscht. Diese Ströme alle sind die Ausgänge des deutschen Landes zu andern Nationen auf dem leichtesten Verbindungswege, dem zu Wasser. Damit ist auch jetzt noch in eine unerfüllte Zukunft hinausgewiesen, die, wenn auch in diesem Augenblicke ein deutscher Fürst an der unteren Donau herrscht, doch noch nicht zur Gegenwart geworden ist. Es wäre thöricht, anzunehmen, daß hiermit irgendwie deutscher Eroberung der Weg gewiesen sei, vielmehr ist der friedliche und geistige Bildungs- und Verschmelzungs-Prozeß der dem deutschen Wesen entschieden gemäßere, wie denn die östlichsten Ströme Deutschlands von diesem Processe noch ganz andere Thaten gesehen haben, als von der Gewinnung der Lande mit Gewalt der Waffen. —

Sehen wir von diesen Aus- und Zugängen Deutschlands nunmehr in sein Inneres hinein, so ist klar, daß die eigentlichen Quellen deutscher Kraft im Süden und in der Mitte lagen. Es ist wenigstens nicht zu übersehen, daß die Kaisergeschlechter, welche Deutschland löblich und stark regiert haben, das fränkische und schwäbische (hohenstaufische), wie das sächsische, alle dem deutschen Berglande angehört haben. Die Hohenzollern sind ein schwäbisch-fränkisches Geschlecht, und auch die Habsburger waren deutsche Oberländer. Die Alpenthäler, soviel sie von deutschem Volke bewohnt sind, und die Ebenen am Fuße der Alpen, also die Lande der Oesterreicher, der Baiern, Schwaben und Alemannen tragen in ihrer Natur so sehr das Gepräge einer einheitlichen Länderform an sich, daß es einer ausgesucht unglücklichen Geschichte bedurfte, um sie auf längere Zeit zum Wohnplatz getrennter Stämme und kleiner Herrschaften zu machen. Es ist wahr, die Schwaben und Baiern haben schon in alter Zeit als verschiedene Stämme auch ihre eigenen Führer und Herrscher gehabt. Das war aber die Wirkung des alten Stammfürstenthums, welches von dem Bau des Landes

unabhängig war, wie denn auch die Franken sich als ein Keil zwischen sie und die Thüringer hineintrieben, freilich von den Thälern des Main und Neckar dabei begünstigt, weil diese in's fränkische Rheinthal sich öffneten, aber doch noch mehr auf Grund und im Zusammenhange der Abstammung. Die Naturgrenzen waren dabei sehr untergeordnet. Daß die Frankenkönige auch über diese Schwaben- und Baiern-Gaue ihr Scepter streckten, rührte dagegen schon auch von der Einheit der Landesnatur her. Die Franken ergossen sich durch das Rheinthal hinab und hinauf und von diesem in die Thäler hinein, welche zu demselben sich öffneten. Jenseits der Bergkämme saßen denn die Schwaben, die Hessen, die Thüringer, die Sachsen. Daß die letzteren auch in die nördliche Ebene hinab sich breiteten und an den einzelnen Berglandschaften, wie denen am Rhein und der Ruhr und an dem Harze, nur die festen Burgen ihrer Macht, die Zufluchtsstätten ihres heidnischen Cultus (Brocken, Kyffhäuser, Harzburg u. A.) hatten, ist leicht faßlich. Aber auch über diese Naturschranken griff der starke Frankenarm hinweg und sie huldigten alle dem großen Carl zu Aachen. Nichts kann daher oberflächlicher sein und mehr ein gänzliches Nichtverstehen des Naturbaues der Lande verrathen, als die Anschauung des Rheinthales als einer Völkergrenze.

In der Einsamkeit der Bergthäler Thüringens, in dem Rauschen der deutschen Eichen- und Buchenwälder war der Sitz der alten deutschen Kraft, die sich hernach den slavischen Stämmen an der Nieder-Elbe und jenseits des Elbstromes mächtig fühlbar machte. Es war nicht anders denkbar, als daß diese See- und Flußmenschen von den eichenen Bergmännern überwältigt wurden, und daß auf diesem Wege Deutschland der Herrschaft über seine nördlichen Strommündungen entgegenschritt, so daß die Sachsen endlich auch kühne Meerhelden wurden. Je mehr in dieser Weise dieselben Stämme Hochland und Tiefland umfaßten, desto energischer mußte die Natur des Landes von dem Willen der Bewohner abhängig werden. Die Einheit der Herrschaft brachte das Bewußtsein von der Zusammengehörigkeit der Landschaften. Nur der ganz rohe Naturmensch ist auch den geringeren Verschiedenheiten der Erdoberfläche gegenüber unmächtig und ganz abhängig. Die kleinen Horden der Bewohner der Pfahlbauten waren an ihren engen Bezirk gebannt und standen näher dem Thier und der Pflanze in der

Abhängigkeit von der Natur. Die deutschen Stämme aber waren schon aus Asien mit dem Bewußtsein herübergekommen, daß der Manneswille sich der Natur trotzig entgegenstellen kann, und für sie waren daher Schranken, wie sie Deutschlands Gebirgswelt darbot, keine trennenden Wände, sondern nur Reiz, die darin angebrachten Pforten zu suchen und durch sie zu den Nachbarn zu kommen. So wurde allmählig das deutsche Land ein geographischer Begriff, nemlich eine Einheit im Bewußtsein des deutschen Volkes.

Es überblicke einmal der Deutsche den Bau seines Landes und frage sich, was aus einem vielstämmigen Volke gemeinsamer Abstammung und Sprache werden mußte, wenn ihm dieses Land zum Wohnsitze gegeben war. Er wird sich müssen in die Vogelschau versetzen und herabschauen auf diese Höhen und Niederungen. Der erste Blick wird ihm sagen, daß die neue Welt dieses Landes im Norden und Osten liegen mußte. Denn rückwärts schlossen ihm die Alpenketten die alte Welt, die nicht einmal seine alte Welt war. Italien war nur durch unwegsame Pässe zu erreichen, auf welchen zwar im Nothfalle ein Kriegsheer, aber nicht leicht Nationen wandern konnten. Es war ein gewaltiges Stück, daß die Cimbern und Teutonen, später die Gothen, Heruler und Longobarden solche Wanderung doch vollbrachten. Sie alle sagten sich damit vom deutschen Volkskörper los und wurden südeuropäische Mächte, sofern sie nicht überwunden und in die alte Bevölkerung verarbeitet wurden. Nach Süden hin kehrte nur die Kirche den deutschen Blick, und dieß nur erst in Folge des römischen Kaiserthums Carls des Großen. Sonst ging der Zug deutscher Geschichte durch die Landesnatur von Süden nach Norden. In Aachen schlug schon Kaiser Carl den Hauptsitz seiner Herrschaft auf, freilich auch, weil er den fränkischen Westen mit dem Osten diesseits des Rheins zusammen zu halten hatte. Da oben in den Landschaften, welche wie große Mulden oder Betten zwischen den Bergwänden liegen, in dem Lande, welches zwischen Alpen und Jura (die Schweiz), und welches zwischen dem Jura und Schwarzwald (Schwaben) von da an gebreitet liegt, wo beide Gebirge sich ganz nahe rücken, um Donau und Neckar zu entsenden, kann man wohl Völkerwiegen erkennen, die auch als Herrscherwiegen (Hohenstaufen, Hohenzollern, Habsburg) für die deutsche Geschichte Bedeutung hatten. In diesen

engen und doch nicht zu engen Bezirken wuchs die Kraft heran, die später den weitesten Raum zu füllen vermochte. Weniger brachte es zu solcher Ausweitung die eintönigere Hochebene, die den größeren Theil Baierns bildet, daher der Charakter des baierischen Stammes auch nur da, wo er in den enger werdenden Flußthälern im Alpenlande eine andere Ausbildung erhielt, der der geschlossenen in sich gefaßten Kraft wurde, aber in zu kleinem Verhältnisse, um je größeres zu schaffen, als dem Thale des Hauptstromes, der Donau, und seiner Nebenflüsse gegen Osten zu folgen und dort die fremden Völker zurückzudrängen. Betrachten wir diese südwestliche Partie von Deutschland näher. Die Stämme der Schweizer freilich sind nicht rein deutsche, sondern das celtische Element waltet darin noch stärker. Mit der Natur des Landes, das enge Thäler, fest umpanzert von Eiswällen und Granitmauern, zum Wohnsitz kleiner Gemeinschaften stempeln, war es dieser Celtencharakter, der die Verfassung des Volkes, seine Theilung in Cantone und deren lange unsichere Bündnisse bestimmte. Die erste Arbeit der aufeinander folgenden germanischen Völkerströme war die Ueberwältigung der celtischen Völkermasse und Vernichtung der in ihrer Mitte gepflanzten römischen Colonieen. Diese Arbeit betrachten wir als gethan und haben also auch in der Schweiz, der Herrschaft nach, deutsches Land vor uns. Die Alemannen und Burgunder, die Schwaben und die sie umfluthenden und in sie hineingreifenden Franken, daneben die Baiern, die wieder mit den celtisch gebliebenen Rhätiern im Hochgebirge und mit den durchs Mainthal heraufsluthenden Franken in Berührung kommen, sie zeigen uns einen ähnlichen Anblick, wie die Bergmassen jener Länder mit ihrer Hebung, Verschiebung, Durchbrechung der Schichten durch die Kraft der mächtig emporgequollenen plutonischen Felsmassen. Aber die Kämpfe sind hier wie dort beruhigt, die Grenzen der Stämme sind fest geworden. Wie viel von dem Ueberrest römischer Cultur, wie viel von alter Celten-Natur in das neue germanische Leben noch hineinwirkte, man muß es der an einzelne Orte geknüpften Untersuchung (wie z. B. in der römischen Colonie Abnoba mit den Altären der alten celtischen Göttin Abnoba, die zur römischen Diana Abnoba geworden war, zu Badenweiler im südlichen Schwarzwald und so an vielen andern Orten) überlassen. Genug,

daß die Stämme in ihrer Eigenart da waren, die celtisch-alemannischen und die rein alemannischen in der Vorderschweiz, der schwäbische im Norden von ihnen zwischen Schwarzwald und Alb, der schwäbisch-alemannische im Süden dieses Landrückens bis zum Bodensee, der burgundisch-fränkisch-alemannische im Rheinthal von Basel hinab, dann der fränkische von Offenburg an, endlich im niedriger werdenden Schwarzwald (Pforzheim, Calw u. s. w.) die Mischung von fränkischem, schwäbischem und alemannischem Wesen, tiefer hinab (Pfalz) das reine Frankenthum, das denn wieder durch das Main- und untere Neckarthal hinaufsteigt und dort mit den Thüringern und Baiern, hier mit den Schwaben in Nachbarschaft geräth. Damit ist die Folge und die Wirkung sowohl der inneren Kämpfe um feste Wohnplätze, als der unglücklichen äußeren um Unabhängigkeit von den weitherrschenden Franken ausgesprochen. Die Landschaften sind verwandt, aber verschieden, die Stämme ebenso, der Gegensatz von Hochland und Niederland, wenn auch dieses noch hoch liegt, übt seine bildende Macht, Hinterwäldler und Ackerbauer mischen sich allmählig, der Ackerbau steigt in die Höhe (z. B. im Odenwald und auf der Alb). Die Nachbarstämme begegnen sich auf der Höhe der Bergrücken, zu welchen sie mit ihrer Arbeit in Wald und Feld von entgegengesetzten Seiten heraufgestiegen sind. Die gemeinsame Arbeit und der Austausch bringen sie einander näher. —

Man thue noch einen Blick auf die Karte und sehe, durch welche Pforten diese Landschaften unter sich zusammenhängen.*)

Wie eng ist die Pforte, mit welcher die schweizerische Mulde zwischen Alpen und Jura im Rheinthal nach Westen hinaus sich öffnet, kaum eine Pforte zu nennen; wie ganz anders ruft der Lauf der Aar und ihrer Zuflüsse hinunter nach dem Rheinthal oberhalb Basels. Und wie klar und weit öffnet sich bei dieser Stadt, an „jener Ecke des Rheins", wie Görres sagt, „wo die fromme Basiliskenstadt ihre Schätze hütete, dieses obere Rheinthal nach dem mittleren, das zwischen Schwarzwald und Vogesen hinabzieht. Hier freilich ist eine weite Pforte auch nach Westen, in dem

*) Die Stieler'sche Fluß- und Bergkarte von Deutschland (Handatlas, neueste Ausgabe, Nr. 18.) genügt hierzu.

alten Burgunderland, hier fließen Frankreich und Deutschland in einander; aber kein mächtiges Stromthal, nur das Bette des kleineren Doubs weist den Weg da hinab zu dem wichtigeren Thale der Saone. Es ist hier der Orte einer, wo das alte Frankenreich seine Theile leichter mit einander verband. Hier griff nämlich Burgund, welches sonst jenseits des Rheines lag, in das diesseitige Thal herüber. Eine viel geringere Scheidung als die Vogesen war, wie schon bemerkt, der Schwarzwald, dessen niedrigere Höhen und tief eindringende Thäler den Verkehr der Stämme förderten. Am wenigsten waren die Schwaben und Baiern unter sich natürlich geschieden, diese von den Franken eben so wenig, während die Alemannen und die Baiern nur wenig verkehrten. Das Rheinthal und das Donauthal sind für diese Südwestecke Deutschlands die großen Straßen des Völker- und Herrschaftsverkehrs. Die Städte Basel, Straßburg, Speyer, Worms, Mainz und weiter hinab Cöln sind die großen Sammelpunkte. Die fränkische Gau- und Stamm-Verfassung gab den Bewohnern der Landschaften sowohl ihr besonderes Bewußtsein der Zusammengehörigkeit, als ihren Ausblick über die nächsten Grenzen ihres Volkslebens. Aber so lange der große Carl noch lebte, waren auch die Alemannen und Schwaben in seiner Heerfolge gegen die Sachsen und noch mehr mit den Baiern zusammen gegen die Awaren, und sie lernten daher das norddeutsche und das östliche Niederland als das Land der Zukunft betrachten. Als nachher die Scheidung zwischen dem westlichen und östlichen Frankenlande stattfand und ein deutscher Kaiser neben dem französischen und dem lothringischen Herrscher stand, da erst recht mußte der Blick der oberdeutschen Stämme nach Norden und nach Osten gezogen werden. Denn der Norden wurde, jenseits des Sachsenlandes, noch nicht als untheilbares Zubehör zu Deutschland betrachtet, blieb also ein Land, dem sich der deutsche Erweiterungstrieb zuwenden konnte; im Osten aber hausten jetzt nicht mehr verwandte Stämme, sondern die Magyaren hatten an der unteren Donau das Land besetzt und beunruhigten Deutschland. — Als Konrad der Erste (911) das Kaiserthum erlangte, mit ihm der letzte Sproß des karolingischen Stammes auf diesem hohen Throne saß, wurden nicht allein diese schwäbisch-alemannisch-bairischen Gebiete fest in die Einheit des Reiches eingebunden, sondern es kam auch das

mittlere Deutschland erst zu seiner vollen Bedeutung. Denn dieser Konrad betrachtete sich als einen Ostfranken, der in der Mitte zwischen Nord und Süden seinen Hauptsitz und den Mittelpunkt hatte. Damit wird der Blick auf diese Lande gelenkt.

Um den Mittelrhein, den Main und durch die hessischen und obersächsischen Berglandschaften war der Kern Deutschlands jener Zeit zu suchen. Die sächsischen Fürsten und Grafen waren jetzt fast die wichtigsten Hüter des Reichs. Mit ihnen verband sich der fränkische Kaiser auf's Mannigfachste. Sehen wir den Bau dieses Landes an, so müssen wir uns sagen, daß es in seinen schönen Thälern und mäßig erhöhten Bergzügen, in kleinen niederen Hochflächen, also im Hessen- und Thüringerlande, keine Gelegenheit zu scharfer Ausprägung von Stammeseigenthümlichkeit und besonderer Herrschaft gab. Dort mußten vielmehr durch den lebendigen Verkehr die Stämme weit leichter in einander zerfließen, als im Südwesten. Die Einheit in der Vielheit konnte nirgends so rasch sich herausbilden als eben dort. So sehr auch noch der fränkische Charakter vom sächsischen abstehen mochte, zwischen beiden lag räumlich und als nationale Schattirung der thüringische, und es konnte nicht fehlen, daß hier gerade recht fest und verschmolzen das Deutsche als Deutsches hervortrat. Man kann hier nicht von Pforten großer durch die Natur abgetheilter Landgebiete zu einander reden. Nur in sehr untergeordnetem Maßstabe wiederholt sich dieser Bau. Wenn dort große Kammern und Säle, durch Gänge und Treppen verbunden, das Wohnhaus des Deutschen charakterisiren, so sind es hier die kleinen heimlich trauten Cabinette, die stillen Winkelchen, die zusammenhängenden inneren Gallerien, die Erker und Vorbaue, welche das Haus höchst behaglich und interessant machen. Man stelle sich auf die Höhe über der Schmücke oder auf den Inselberg in Thüringen, oder man besteige die hohe Rhön und schaue sich nach allen Seiten um, oder man wandle durch die reizenden Thäler der Schwarza und der Katze, der Ilm und der oberen Werra und Fulda, der beiden Saalen und der Orla, überall wird einem, der sonst von dem Rigi oder vom Blauen oder der Horisgrinde, vom Hohenstaufen und Rechberg oder vom Katzenbuckel im Odenwald aus die Landschaften überblickt hat, dieser Eindruck werden. Der Hinausblick in die weite Ebene, wie er vollends vom Harze aus oder vom

Petersberg dem Wanderer wird, muß ihn in die Zeiten zurückdenken lassen, da der Deutsche sich fragte: wohin wird zunächst der Schritt der Herrschaft gehen? — Nur im östlichen Theile Mitteldeutschlands mußte eine Schranke an den Gebirgsmassen begegnen, welche die „böhmische Granitschale" als hoher Rand umbauen.

Die deutsche Geschichte mußte von Süd nach Norden weiter schreiten, und Heinrich der Sachse (seit 919) war der nächste Kaiser, eigentlich der erste rein deutsche, den karolingische Träume nur etwa in schwacher Stunde versuchen und plagen konnten. Man darf nur einen Blick auf die Regierungsgeschichte dieses Helden werfen, um sich sofort von diesem Gange zu überzeugen. Sein Vorgänger Conrad in seinem Ringen um Niederhaltung der wiedererstandenen Herzogsmacht in Schwaben, Baiern, Lothringen, konnte den weiteren Wegen deutscher Politik nicht folgen, obwohl Italien dem westfränkischen Könige Carl die Sorgen auferlegte, welche sonst der deutsche König hätte tragen müssen. Seine kurze Regierung ist mehr nur ein karolingischer Nachklang, wie er selbst in seiner Abstammung, als die eines Mannes, der die Natur des Landes frei in Thaten und Ziele umsetzte. Aber Heinkich der Sachse war schon während seiner Herrschaft als der Mann der Zukunft erschienen. Das Ueberraschendste für die an karolingische Anschauungen Gewöhnten wurde zur Wirklichkeit, der Fürst der noch erst seit einem Jahrhundert unterworfenen Sachsen stand an der Spitze Deutschlands.*) Ihm fügen sich rasch die oberdeutschen Stämme und Herzoge, und auch der Westfranke; und das in seine Schranken gewiesene Lothringen kommt wieder zum Reiche. Die wahre Richtung der deutschen Macht tritt hervor. Die Ungarn freilich ziehen sie durch ihre Einfälle, die bis über den Oberrhein reichen und bis in's Herz Thüringens gehen, nach Osten. Ihre Zurückdrängung und der Schutz größerer Städte (Augsburg, Regensburg, Erfurt, Merseburg u. A.) und vieler Klöster durch Mauern, waren Heinrichs Werk, aber ein positives Wirken nach Osten tritt uns nur in dem berühmten Sieg über die Ungarn entgegen, den die Sage

*) Die Mühe, welche sich die karolingischen, westfränkischen Erzähler geben, dieses Ueberraschende durch eine karolingische Uebertragung selbst der Herzogs-Gewalt an Heinrich zu erklären, läßt eben wahrnehmen, wie wenig sein Emporkommen dem gewohnten Gange entsprach. — Siehe Waitz, Jahrbücher des deutschen Reichs unter Heinrich I. (Berlin 1863) S. 27. ff.

so reich ausgestaltet hat, daß man wohl sieht, wohin Jahrhunderte lang die Blicke Deutschlands gerichtet waren und von wo diese Blicke ausgingen. Es sind lauter norddeutsche Chroniken und Gedichte, in welchen sich die mannigfach geschmückten Erzählungen finden.*) Mag diesem großen Siege die Wahrung der Grenzen durch Burgen gefolgt sein, es blieb doch bei diesen Anfangsschritten. Am entschiedensten aber war der Gang der deutschen Macht nach Norden hinab in die weite Ebene, wo die Slawenstämme ausgebreitet lagen. Sie waren zum Theil seit Carl dem Großen unterworfen, aber die zunehmende Schwäche der karolingischen Herrschaft gab ihnen Anlaß, das Joch abzuschütteln. Erst mußte Sachsen dem Reiche mit vollem Willen angehören, ehe diesen Wasser- und Sumpfmenschen ihre Stunde schlagen konnte. Sowohl nach Osten, nach dem jetzigen Anhalt und Königreich Sachsen, als nach Nordosten bis Brandenburg an der Havel, wurden die Slawenstämme in hartnäckigem Kampfe niedergeworfen; die Böhmen in Prag mit ihrem König Wentzel kamen demnächst an die Reihe; ihnen folgten die nördlichen Wenden an der Niederelbe und in Mecklenburg, die in furchtbarem Gemetzel besiegt wurden. Die Vernichtung von Hunderttausenden und die Fortschleppung noch mehrerer brach die Macht dieser Nation. Die Grenzburgen und die Grenzgrafen hielten den Ueberrest streng im Zaume. Hier ist der Anfang der Germanisirung der jetzigen Kernprovinzen Preußens. Das Christenthum, das in Böhmen schon eingetreten war, that seine ersten Schritte zu den Wenden. Noch weiter nach Norden griff aber die deutsche Königsmacht aus (934 n. Chr.). Die Dänen waren aus ihrer Halbinsel hervorgebrochen, hatten den fränkischen festen Grenz-Wall überstiegen, Hamburg zerstört, Friesen- und Sachsenland angefallen. Heinrich schlug sie nicht blos in ihr Land zurück, er eroberte auch die Halbinsel bis zur Schlei und setzte dort einen deutschen Markgrafen als Wächter ein. Hier in diesem Niederlande waltete fortan die sächsische Kraft der Ottonen. Zwar wurden diese mächtigen Herrscher wieder in die karolingische Bahn gezogen, sofern sie Heerzüge nach Italien unternahmen und die Kaiserkrone erwarben, aber die von der Natur des Landes gewiesene Bahn

*) Waitz a. a. O. S. 244—60.

gegen Norden wurde dennoch von ihnen stets verfolgt. Die Ottonen kann man recht eigentlich die geistigen Ueberwinder der nordischen Slawen und die Schöpfer des deutschen Volksthums im Osten der Elbe nennen. Denn sie nahmen das alte karolingische System der Marken mit ihren Grafen und zwar jetzt recht mit Bewußtsein als Mittel zur Pflanzung deutscher Bevölkerung, des Anbaues und des Christenthums auf. Es galt neue nationale Elemente durch Umbildung der Slawen zu schaffen, die um so leichter gelang, als die Deutschen und die Wenden nahverwandte Nationen aus derselben Wurzel sind, und wie ein geistreicher Historiker sagt, „wie Bruder und Schwester sich verhalten, die doch grundverschieden sind, weil der eine eben ein Mann, das andere eben ein Weib ist und von Anfange an war. Wie aber dieser Unterschied erst in dem Alter voller geschlechtlicher Entwickelung am schärfsten hervortritt, wie man einen Bruder und eine Schwester, die einander sehr ähnlich sehen, allenfalls im Kindesalter, wenn man ihnen die Kleider wechseln läßt, selbst mit einander verwechseln kann, und wie sie in ihrem embryonischen Zustande nach der Seite, die sie später scheidet, noch gar nicht auseinander zu kennen sind, so tritt auch die Verwandtschaft von Deutschen und Wenden immer schlagender hervor, in je ältere Zeiten man zurückgeht und die Aeußerungen ihres damaligen Lebens mit einander vergleicht“*). Das Erzbisthum Magdeburg mit seinen sechs Bischofssitzen unter den Slawen that seine mächtige Wirkung. Die stattlichen Markgrafen bekamen durch Erweiterung der Marken die Stellung von Herzogen, wie der Markgraf der sächsischen Neumark in dem jetzigen Brandenburg, der Markgraf der Lausitz, der Markgraf von Meißen. Der westliche Theil der deutschen Niederlande gehörte damals unzweifelhaft dem deutschen Reiche an und war ganz deutsch bewohnt, nur die oft schwankenden Verhältnisse Lothringens rissen auch ihn mit in die Unsicherheit.

Noch bleibt uns der Südosten Deutschlands zu betrachten. Der Nordosten hängt mit der sichern und unaufhaltsamen Ausbreitung der Sachsen so zusammen, daß, wäre die Herrschaft

*) H. Leo, Vorlesungen über die Geschichte des deutschen Volkes und Reiches. Bd. II., S. 86, f.

Deutschlands bei dem sächsischen Fürstenstamme geblieben, die deutsche Bevölkerung höchst wahrscheinlich längst aus Polen gemacht haben würde, was sie aus Pommern und Schlesien gemacht hat. — Der Südosten hatte seit Carls des Großen Zeit eine gefährliche Einfallspforte an dem Donauthal gehabt. Unterhalb der Verengung desselben, im jetzigen Ungarn, konnten sich die wilden Nationen der Steppen, die aus Asien nach dem südlichen Rußland herüber und von da an die Donau-Mündungen gekommen waren, in behaglicher Lagerung ausbreiten, und in gedrängten Massen konnten sie in das Stromthal heraufstürmen. Dies thaten die Awaren und nachher die Magyaren oder Ungarn. Auf dem Lechfelde unter Otto I. war der gewaltige Schlag gegen sie geschehen, der sie an die untere Donau zurückverwies. Lange hatten die schwer gerüsteten Reiter und das harte Fußvolk Deutschlands zwar gegen die Slawen und Dänen und Normannen, auch in Kriegen mit Frankreich und in Italien Großes leisten können. Jetzt erst hatte Otto eine leichte, geflügelte Reiterei den sonst unüberwindlichen östlichen Pferdemenschen gegenübergestellt. Aber nun galt es auch hier, durch feste Marken vorzurücken. Die Nordmark, der böhmischen Grenze entlang bis in das Fichtelgebirge, wo sie der thüringischen Südmark die Hand reichte, und die Ostmark, deren Bischofssitz Passau war, wurden den kräftigen Bambergern (Babenbergern) vertraut, und von hier schob sich nunmehr das Markensystem an die Enns (die Ostmark, Oesterreich), nach Mähren, nach Stirien (Steiermark), Kärnthen und Friaul vor. Die Richtung der deutschen Politik nach Osten trat erkennbar hervor. Es war der baierische Volksstamm hier, wie dort der sächsische, der seine Reichspflicht in trefflicher Weise erfüllte. Es waren die karolingischen Reichsmarken wiedergewonnen, ja die Grenze weiter hinausgesetzt. Die Stamm- und Sprachengrenze war nicht mehr ganz auch die Reichsgrenze. Es lagen slawische Wohnsitze auch hier innerhalb des Reiches und sollten germanisirt werden. Der Fortschritt in dieser Ostmark ist ein stetigerer und deshalb milderer, als der im Norden; darum eben war hier eine solche Zerstörung von Menschenleben, eine solche Ersetzung der Bevölkerung durch Colonisten, eine solche Versclavung der Ueberwundenen, eine solche Mischung derselben durch Heirathen nicht eingetreten, wie dort. Auch war der Oberdeutsche

dem Slawen doch fremder und abstechender als der Sachse des Niederlandes seinem slawischen Nachbar.

Wir haben genug in die Schatzkammern deutscher Geschichte gegriffen, um die weissagenden Züge hervortreten zu lassen, welche die Gestalt des deutschen Landes in Bezug auf den Gang seiner Macht enthält. Wir haben die sächsische Nordmacht und die baierische Südmacht gesehen, wie sie als nordöstliche und als südöstliche in der Zukunft lagen. Was wir jetzt Preußen und Oesterreich nennen, beide sind auf dem Wege des Eroberns und zugleich des geistigen Erwerbens auf fremdem und doch nicht fremdem Boden in Entstehung begriffen, aber was aus ihnen werden sollte, lag im Jahre 1000 nach Christo noch in der dunkelen Zukunft. Wie aber so der Sachsenstamm und der Baiernstamm dem werdenden Reiche dienten und eine Zukunft sich bereiteten, so mußten inzwischen die übrigen Stämme die begabten Geschlechter bereiten, durch deren Auftreten erst, durch die Habsburger in Oesterreich, durch die Hohenzollern in Brandenburg, diese Zukunft zur machtvollen Gegenwart wurde.

Kehren wir in die inneren Reichsgebiete vom Main zu den Alpen, vom Rhein zu der Baierngrenze zurück, Schwaben und das deutsche Franken umfassend, so begegnet uns hier die erste freie volle Königswahl. Konrad, im Rheingebiete ansässig, dem Geschlechte der sächsischen Kaiser und dem Stamme des Volkes der Karolinger angehörig, vereinigte Ober- und Niederdeutschland in seiner Person und in der Lage seiner Heimath. Die Befestigung seiner Herrschaft brachte ihn mit allen deutschen Landen in persönliche Berührung, und die Einheit des deutschen Volkes und Reiches wurde von Neuem festgestellt. Er war ein Mehrer des Reiches nach Nordosten, indem er die empörten Wenden und abgefallenen Polen demselben neu unterwarf. Den Dänen konnte er nichts Weiteres abgewinnen; auch ihm, dem so besonnenen politischen Rechner, der nicht farbigen Träumen nachging, wurde Italien das größte Hinderniß. Mit Heinrich III. trat, weil er Herzog von Schwaben und Baiern gewesen, noch mehr als mit seinem Vater Konrad, das obere Deutschland als die Spitze der Nation hervor. Fest und stark stand er dem Reiche vor, nur Sachsen und die fernen Slawenländer traten jetzt mehr zurück, ja in Heinrichs IV.

durch den Kampf mit dem Papstthum so unglücklicher Regierung erhoben sich die Sachsen in bewaffnetem Aufstand gegen das Oberhaupt des Reiches. Damit begann der langjährige Kampf zwischen Ober- und Niederdeutschland, der die ganze Zeit der hohenstaufischen Kaiser noch erfüllte, Welfen und Waiblinger standen sich von Messina bis Hamburg gegenüber. Es war dies aber nicht mehr der Kampf der beiden Hauptformen deutscher Natur, der oberdeutschen und der niederdeutschen. Er war aus diesem Naturleben schon herausgetreten, die Weissagung des Landes wurde noch nicht erfüllt, sondern verwirrt, weil menschliche Leidenschaft und Berechnung gegen die Weisungen der Natur anstrebte. Von nun an ist es nicht mehr der Schwabe und der Sachse, die sich gegenüberstanden, denn der Sachse war auch der Baier, und der Brandenburger stand zu dem Schwaben. Albrecht der Bär war nämlich jetzt der um sich greifende Markgraf dieses äußersten deutschen Nordostlandes.

Der Gang der Dinge selbst nöthigt uns, vom Lande Abschied zu nehmen, obwohl es noch immer dabei bleibt, daß das Oberland die Herrscher der Zukunft bereitete, von welchen die Hohenstaufen schon mächtig walteten, die Baiern (in Oesterreich) schon im Vordergrunde standen, die Habsburger und Hohenzollern noch im Dunkel ruhten. Die Politik der Landesnatur und des derselben eingelebten Stammes wich der Politik des Gedankens, aber auch der Leidenschaft.

II.

Der erste Gang zur Erfüllung dieser Weissagung

Hier haben wir es ganz allein mit der Geschichte des deutschen Reiches zu thun. Es gilt vor Allem dem Reichsgedanken selbst, dem Kaiserthum und den Mächten, mit welchen es zu rechnen hatte. Es fällt uns dabei nicht ein, zu übersehen, daß auch schon im An-

fange oder nach den ersten Schritten des Kaiserthums die Beweggründe und Ziele mitwirkten, welche später als die beherrschenden hervortraten, aber sie waren eben im Anfange noch nicht die vorwaltenden und konnten es nicht sein, weil die Nation als solche noch nicht vorhanden war, sondern erst werden sollte, weil der einzelne Stamm, noch an seine Sitze festgebunden, in seinem besonderen Charakter diese Natur reiner abspiegelte, als dies später der Fall war. Wir reden daher nur von dem, was in der Hauptsache den Handlungen und Bestrebungen ihre stärksten Impulse gab. Und hier ist nun gewiß nicht in Abrede zu stellen, daß Carl der Große die deutsche Welt in einem Zustande vorfand, der so nicht bleiben durfte, sollten nicht schon bald fremde Mächte, wie die im Osten vorgedrungenen Slawen und Awaren, ihrem Dasein ein Ende machen und die Schrecken der Völkerwanderung unter viel ungünstigeren Umständen sich wiederholen, indem die aus ihren Sitzen gedrängten Stämme auf andere sich warfen, die aber nicht mehr die alten verweichlichten oder gelähmten Populationen des römischen Kaiserreichs, sondern neue, ihnen an Kraft und Zähigkeit ebenbürtige, weil gleichfalls germanische, Stämme, und zwar längst in ihren Sitzen festgewurzelte waren. Ihr Zusammenstoßen im Kampfe um das Dasein hätte ein furchtbares, jeden Rest der Civilisation verschlingendes, alles menschliche Wohlsein vernichtendes werden müssen. Der Gedanke, die deutschen Stämme unter Ein Haupt zu fassen, ihnen Eine starke Spitze und eine sie zusammenhaltende Verfassung zu geben, wurde daher dem ersten Franken-Könige, der dazu die Hände frei hatte, durch die Lage der Dinge aufgenöthigt. Er war auch nicht so völlig neu, wie man ihn schon dargestellt hat. Ob der Gedanke und das Bedürfniß der nationalen Einheit uranfänglich in dem deutschen Volke lag, ist eine viel beregte Frage. Es war schon vieltheilig aus seinen asiatischen Ursitzen ausgezogen und in die neue Heimath gekommen. Weder ein gemeinsamer Name, wie ihn die Römer diesen Stämmen aus dem Munde der Kelten geben (Germanen), noch ein Gehorsam gegen einen gemeinsamen Führer tritt uns in der frühesten Zeit entgegen, vielmehr begegnen uns nur die Stämme wie die Gothen, die Suewen, die Sachsen, oder auch in diesen wieder abgetheilt die Hermionen, Ingäwonen, die Chatten, Cherusker u. s. w. und nur innerhalb

der Abtheilungen des einzelnen Stammes eine wirkliche bewußte Einheit. Richtiger sagen wir, daß diese großen germanischen Nationen (Suewen, Sachsen, Franken) schon Zusammenwüchse von verwandten Stämmen waren, die also nur schließen lassen, daß früher die Fremdheit der einzelnen Theile der germanischen Abtheilung des arischen Grundstammes noch größer gewesen sei, als später. Eine Einheit und einen Einheitsgedanken trugen diese ältesten Glieder der deutschen Familie um so weniger in sich, als auch das, was sie am meisten einigen konnte, ihre gemeinsame religiöse Anschauung, in den Umbildungen sich bewegte, als deren Ergebnisse wir die Verschiedenheit des germanischen, des scandinavischen und angelsächsischen Heidenthums bei aller inneren Wurzelgemeinschaft erkennen. Die Einheit des deutschen Volkes war also zu der Zeit, als die Römer es kennen lernten, nicht vorhanden, auch nicht als Wunsch und Streben. Wie hätte sonst ein solches oft vernichtendes Aufeinanderstoßen dieser Nationen statthaben können, wie es uns doch die Geschichte meldet?

Aber allerdings war dennoch auch vor Carl dem Großen etwas von diesem Einheitsstreben vorhanden, und zwar in seinem eigenen, dem fränkischen Volksstamme. Lassen wir einen Mann reden, der sich diesen Untersuchungen sorgfältig gewidmet hat*): „Außer „Wanderung, Krieg und Gewaltsamkeit jeder Art mag häufig auch „Erbschaft die Versammlung mehrerer Bezirke unter Eine Hand „bewirkt haben: die Könige der gothischen, alamannischen, fränki„schen Bezirke waren häufig verwandt und verschwägert. Bald „aber genügte auch der Stamm nicht mehr den Anforderungen „einer sturmbewegten Zeit, in welcher kleinere Körper zertrümmern „und nur größere die Widerstandskraft, sich zu erhalten, besitzen. „Auch die Stämme verschwinden allmählich mit Namen und Wesen „und ganze Gruppen von Stämmen, Völker, treten freilich oft

*) Dahn, Die Könige der Germanen. München 1861. Abth. 1. S. 35 f. Die Ansichten und Untersuchungen von Eichhorn (Deutsche Rechtsgeschichte, Bd. 1). H. Leo, a. a. O. Bd. 1. G. Waitz, Deutsche Verfassungs-Geschichte, Bd. 1. W. Giesebrecht, Geschichte der deutschen Kaiserzeit, Bd. 1. Wachsmuth, Geschichte der deutschen Nationalität, Bd. 1. H. von Sybel, Die deutsche Nation und das Kaiserreich. Düsseldorf 1862. — führen wesentlich alle zu dieser selben Auffassung.

„noch in lockerer Zusammenfügung als politische Einheit auf. Eine „solche Zeit mußte die alten republikanischen Verbände abschütteln; „das Bedürfniß einheitlicher, fester, dauernder Führung mußte „überall das Emporkommen des ohnehin nicht fremdartigen König„thums begünstigen. Die longobardische Königssage, die west„gothische Geschichte zeigen, daß es für ruhmvoll, für angemessen „der kriegerischen Energie eines Volkes galt, eigene Könige zu ha„ben: wenn die Stämme sinken, büßen sie das Königthum ein, „wenn sie steigen, richten sie es auf. Schon von Mitte des ersten „Jahrhunderts ab treffen wir häufig Spuren von Versuchen, statt „der Republik oder des Bezirkskönigthums ein Stammkönigthum zu „gründen. Erst später gelingen diese Versuche und führen noch „später zur Bildung von Völkergruppen. Eine Zeit lang erhalten „sich innerhalb dieser noch besondere Stammkönige, aber der Zug „und Drang der Zeit neigt zur Beseitigung aller solcher Sonde„rungen und bald erscheint an der Spitze der Franken, der Ala„mannen, der Baiern nur Ein Heerführer, bis zuletzt der Franken„könig, wie die Stammkönige und Bezirkskönige der Salier und „Ripuarier, so die Volkskönige der Alamannen, Thüringer, Baiern „beseitigt und diese ganze Entwickelung in dem Reichskönigthum „der fränkischen Monarchie ihren großartigen Abschluß findet." Der Verfasser will damit nicht leugnen, daß auch andere Stammkönige, so die der Ostgothen, schon unter dem Einflusse des Romanismus, im Lande des römischen Kaiserthums, in Italien selbst, zu einer Herrschaftsform gelangt seien, welche über das ursprüngliche Stamm-Königthum hinausragte. Aber es waren ja nicht viele oder gar die meisten deutschen Stämme, welche hier zusammengefaßt waren, und es hat dieses Herrscherthum nur einen kurzen Bestand gehabt*). Das fränkische Reich unter den Merowingern trug den einheitlichen Charakter wirklich in sich, und der König Chlodwich war in der That ein Herrscher, der in dem alten Gallien als Erbe des Kaiserthums und somit Herr der Kelten und Romanen, zugleich aber über sein eigenes Volk in deutscher Art, als Volkskönig, nicht als Landesherr, auftrat. Aber diese Einheit war eben nur *sein* Be-

*) Er schildert selbst: Die Könige der Germanen. Abthl. 3. Würzburg 1866. S. 254—319. — dieses römisch-deutsche Scheinbild eines Reiches.

streben, nicht das der Nation, denn sein Reich bestand ja nur zum Theil aus Stämmen derselben Nation. Es hatte etwas von der Natur des römischen Kaiserreichs an sich, als Herrschaft über verschiedenartige Nationen. Auch hielt seine Einheit zunächst nicht vor; nach seinem Tode kam die Theilung, und wenn auch noch zweimal unter Chlothar I. und II. die Einheit äußerlich durch Tod oder Beseitigung der Mittheilhaber hergestellt wurde, so wuchs daraus doch keineswegs ein unbewußtes Volksstreben nach Reichseinheit hervor*). Vielmehr mußten während der Kriege der Theilfürsten im westlichen Franken die Romanen und Kelten wieder gegen die Deutschen in den Vordergrund gelangen, weil man ihrer zu den Kriegen bedurfte, und das romanische Element mußte so sehr hervortreten, daß die spätere Theilung zwischen dem rein deutschen Ostfranken und dem romanischen Westfranken sich von selbst ergab**). Es war doch erst den Karolingern vorbehalten, dem Gedanken der Einheit näher zu kommen. Als Hausmaier erkannten sie den Schwerpunkt des Reiches in dem mit römischer Bildung und Entsittlichung ungemischteren Austrasien, dem östlichen Reichstheile, der nachher Deutschland hieß. Aber freilich sie selbst waren am alles geltenden Hofe des Frankenkönigs groß gewordene Staatsbeamte; des Königs Ansehn gab ihnen ihre ganze Gewalt, und die an die Herzoge und Grafen zur Ausübung übergebenen Rechte der Volksgemeinde vereinigten sich zuletzt in ihrer Hand. Auch darf nicht vergessen werden, daß ihre Gewalt meist über Stämme geübt wurde, die durch das Recht der Eroberung unterworfen waren. Dagegen war ein neuer Einfluß mächtiger geworden, der dem merowingischen Reiche seit Chlodwich nicht ganz fehlte, aber noch nicht sehr stark wirkte, der des Christenthums. So mächtig auch die großen Hausmaier waren, sie erreichten doch nicht mehr, als ein herrschendes Uebergewicht des deutschen Frankenlandes Austrasien, während sie im westlichen (Neustrien) noch immer als

*) Die Theilungen und Wiedervereinigungen in klarer Uebersicht siehe: H. E. Bonnell: Die Anfänge des karolingischen Hauses. Berlin 1866. S. 195 ff.

**) G. Bornhak, Geschichte der Franken unter den Merowingern. Bd. 1. Greifswald 1863. S. 251 ff. — Vergl. auch Waitz, a. a. O. Bd. 2. S. 87 ff.

die eigentliche Königsgewalt bedrohende Große betrachtet wurden, die in einer Art von beständiger Usurpation lebten. Die Pipine und Carl Martel blieben dennoch oben, und der Zug der Politik ging auf die Herstellung der alten Reichseinheit und auf Ausdehnung derselben als Herrschaft über die benachbarten freien Stämme des deutschen Niederlandes. Es ist ein neues, durch den Papst kirchlich geweihtes Königthum, welchem wir hier begegnen. Das deutsche, aber nicht blos deutsche Stämme, sondern auch romanische und keltische Bevölkerung beherrschende Königthum hatte sich mit dem Christenthum, dessen Verbreitung in die nahen Heidenlande ihm oblag, verbunden und so mit der Annahme des Titels: „Von Gottes Gnaden König" mehr als eine bloße schöne Form gefunden, es hatte sich als die rechte Gestalt der von Gott gewollten Herrschaft der Deutschen über Deutsche und Nichtdeutsche aufgepflanzt. Aber immer noch lag der Drang nach der Reichseinheit blos oben in der mächtigen Spitze. Zum völligen bewußten Erscheinen kam diese Vereinigung von Herrschermacht und Christenthum durch den Kaiser Carl. Auch er soll von mütterlicher Seite und durch die Lage seiner Geburtsstätte dem oberen Deutschland angehören, während seine Familienstellung im Ganzen eine universalere war. Der Erbe der fränkischen Hausmaier-Politik konnte weder den Südwesten (Aquitanien und Spanien), noch den Süden (Italien), am wenigsten aber den Osten (Baiern und das jenseits gelegene Gebiet der Awaren und Slawen), den Nordosten (Sachsen und Slawen) und den Norden (Dänen und Normannen) aus den Augen lassen. Aber um nach allen diesen Seiten mit Nachdruck wirken zu können, mußte er, was deutsch war, in eine mächtige Einheit zusammenschweißen. Franken, Alemannen, Burgunder, Schwaben, Baiern, Thüringer und hernach Sachsen und Friesen waren die lebendig pulsirenden Glieder dieses Einen Leibes, dem sich die Romanen diesseits und jenseits der Alpen mit den romanisirten Gothen und Longobarden freilich nie so einverleiben konnten, daß sie ebenso das Einheitsgefühl haben konnten, wie jene. Aber für diese Lockerung des Bandes half der christliche Kaisergedanke aus. Das Kaiserthum trug freilich in seinem Namen einen altrömischen, heidnischen Klang, ob Cäsar oder Augustus oder das Imperium darin gehört wurde. Aber die Namen der christlichen Kaiser, eines Constantin,

Theodosius, Justinianus breiteten einen höheren Glanz über den Gedanken des Reiches, das nun nicht mehr eine von römischer Willenskraft und Waffenmacht unterdrückte Völkerwelt, sondern ein von christlichen Herrschern, die sich als Bischöfe der äußeren Angelegenheiten der Kirche betrachteten und ihren Sitz in der Kirche unter dem den Chor (Raum des Klerus) und das Schiff (Ort der Gemeinde) theilenden Triumphbogen nahmen, weil sie halb geistlich, halb weltlich waren, in Einheit der Lehre und des Cultus zusammengehaltene Christenheit aus allen „Nationen und Zungen", die aber mit ihrem Gott nur in der Einen Reichssprache (griechisch und lateinisch) gottesdienstlich verkehrte. Als Schützer der Christenheit gegen die Heiden und als Bekämpfer und Bekehrer der barbarischen Völker wurde der Kaiser verehrt. An der Stelle des abendländischen Kaisers, dessen Krone als ruhend gedacht wurde, thronte der erste Bischof der Christenheit in der heiligen Stadt Rom und galt als der Bewahrer dieser Krone. Das Kaiserthum konnte kein König blos fränkischer, blos deutscher Stämme sich aneignen. Wer aber Romanen und Germanen, und mit den ersteren die Völker alle, welche ihnen verschmolzen waren, unter den letzteren die Stämme alle oder doch deren meiste beherrschte, die den Gesammtumfang des germanischen Namens füllten, der war Kaiser, sobald nur die Weihe der heiligen Krone über sein Haupt kam.

So lange Rom noch als ein Theil des Exarchats (der Statthalterschaft) von Ravenna dem griechischen Kaiser gehörte, war daran nicht zu denken. Als aber der römische Bischof den Frankenfürsten Pipin zur Hülfe gegen die das Gebiet erobernden Longobarden herbeigerufen hatte und dieser die Hülfe nicht nur geleistet, sondern auch das eroberte Gebiet dem Papste geschenkt hatte, als zum Danke dafür und wohl auch aus Gründen der Zukunft der Papst den Hausmaier zum König der Franken mit Zustimmung des Volks und der Großen erklärt, ja als solchen gesegnet und geweihet hatte, da war der erste Schritt zu einer Verfügung auch über die Kaiserkrone der abendländischen Welt durch diesen Bewahrer derselben gethan. Als eine Art Kaiser betrachtete der Papst die fränkischen Könige, wenn er ihnen wiederholt die Unterwerfung aller barbarischen Nationen anwünscht*). Die Siege Carl Mar-

*) Waitz, a. a. O. Bd. 3. S. 77.

tels über die Saracenen wurden als eine kaiserliche That angesehen, und ihm bot der Papst bereits die Herrschaft über Rom an. Das Brechen des letzten Stammherzogthums in deutschen Landen, des baierischen, durch Carl den Großen, war mehr eine That des Frankenkönigs, die aber zur festen Einigung der deutschen Völker führte, nicht anders seine Unterwerfung der Gothen in Spanien, seine Ueberwindung Aquitaniens und der Kelten in der Bretagne, während seine langen und siegreichen Kriege gegen Sachsen, Friesen, Dänen, Slawen und Awaren nebst den Siegesthaten gegen die Saracenen in Spanien wieder echt kaiserliche Thaten genannt werden konnten. Die deutschen Stämme waren nun sämmtlich unter seinem Scepter geeinigt. Jetzt war die Stunde des neuen Kaiserthums mit deutscher Macht-Grundlage gekommen. Die scheinbar plötzliche Inspiration des Papstes, als er, für Carl überraschend, am Weihnachtsfeste des Jahres 800 in der St. Peterskirche zu Rom ihm die Kaiserkrone aufsetzte und das Volk ihm durch Zuruf als Augustus und Imperator huldigen ließ, war eine in der Sachlage selbst wohl vorbereitete, auch wohl im Ganzen vorhergesehene. Kaiser Carls Regierungsweise war aber nach der Kaiserkrönung genau dieselbe, die sie vorher gewesen war*). Etwas von der kaiserlichen Bedeutung hatte Carl, wie seine Vorfahren Pipin und Carl Martel, auch schon durch die ihnen ertheilten Titel des römischen Patriciers oder Consuls besessen**). Dem deutschen Volke allerdings standen diese Beziehungen ferner. Ihm traten mehr die von Kaiser Carl gestifteten Bisthümer und Klöster vor Augen, in denen sich klarer für das Volksbewußtsein die kaiserliche Fürsorge für das höchste Wohl der Christenheit kundgab. Ebenso hatte das Wirken des Bonifacius unter dem Schutz der Frankenherrscher die Volkseinheit zum Bewußtsein gebracht, wie sie durch die Glaubens-Gemeinschaft stärker hervortrat. Der Huldigungseid, welchen sich Carl durch sein ganzes Reich als Kaiser leisten ließ, kann dieses Bewußtsein nur verstärkt haben***). Wenn aber irgend etwas

*) v. Lancizolle: Die Bedeutung der römisch-deutschen Kaiserwürde nach den Rechtsanschauungen des Mittelalters. Berlin 1856. S. 13.

**) Niehues, de stirpis Karolinæ patriciatu s. consulatu romano. Monasterii. 1864.

***) Dieser Eid ist mitgetheilt bei Waitz. Bd. 3. S. 190 f.

die Neigung zu der Reichs-Einheit in den verschiedenen Stämmen erhöhen konnte, so war es Carls wahrhaft großer Gedanke, dem Recht und den Gesetzen der einzelnen Stämme der Nation ihren freien Wirkungskreis zu lassen, ja denselben durch Aufzeichnung erst recht zu sichern und nur durch das Recht der Kirche (kanonisches Recht) und die ergänzenden und ausgleichenden Erlasse der Kaiser und Könige (capitularia regis) die besonderen Rechte in Beziehung zu einander zu setzen. Daß das seit Justinian gesammelte römische Recht dennoch die bedeutendste Macht behauptete, ist allbekannt. In wieweit die Reichs- und Volksversammlungen zu dem Einheitsgefühl mit beigetragen, muß dahingestellt bleiben. Denn man ist darüber noch bis heute im Streite, ob Carls Gesetzgebung und Regierung einer wirklichen Theilnahme des Volkes an der Leitung des Staates mehr günstig oder ungünstig gewesen sei.

Es kann uns genügen, hier zu bemerken, daß der karolingische Hauptgedanke, der noch eine Zeit lang maßgebend und durch das ganze Mittelalter unvergessen blieb, immer etwas kosmopolitisches, also über die bestimmte deutsche Nationaleinheit hinausgehendes war, nämlich der des imperium (Reichs), der Einheit aller abendländischen christlichen Völker unter dem Einen Scepter, also der Weltmonarchie. Verwirklicht war der Gedanke nie, denn England und Irland, Scandinavien und Spanien gehörten dem Reiche nicht an, ja das Letztere war von den Muhamedanern beherrscht. Die Einheit von Kirche und Staat, oder vielmehr der christliche Staat, welcher die Kirche in sich aufgenommen hatte, war in Carls Kaiserreich vollzogen, aber es lag die zukünftige Trennung beider schon vorbereitet. Die Abgeschlossenheit der Stämme war aufgehoben, aber durch die besondere Verwaltung der großen Stammgebiete (regna) durch die kaiserlichen Beamten war einem neuen Stammherzogthum der Weg bereitet und somit die Zerklüftung in der bestehenden Einheit als ihr lauernder Feind vorhanden. Nur so lange ein Herrscher von Carl's Allgegenwart, Einsicht, Beweglichkeit und rascher Thatkraft an der Spitze stand, konnte sich das Einheitsgefühl halten, nach seinem Hinscheiden mußte es in dem Maße dem Stammgefühle weichen, in welchem der Kaiser nicht der Mann für Alle war. Auch der Kaiser selbst scheint so gedacht zu haben, da er weder einem seiner drei Söhne das Kaiserthum, noch

allen dreien diese höchste Würde hinterließ. Erst Ludwig hat dies gethan und die Brüder mit ihren besonderen Herrschaftsgebieten unter den Kaiser gestellt. Es kam zuletzt zum Kampf um die Einheit, und die Theilung erfolgte. Der Vertrag von Verdun schuf ein deutsches Reich und in ihm schlossen sich die in Sprache und Sitte gleichartigen, nicht erheblich romanisch gemischten Stämme zu festerer Einheit zusammen. Auch jetzt war noch nicht der deutsche Name an die Stelle des fränkischen für immer getreten und der Franke dem Deutschen untergeordnet. Als es geschah, war die Thatsache von weittragender Bedeutung.

Wir haben oben die von der Natur des Landes bestimmte Politik vom neunten bis zum elften Jahrhundert betrachtet und gesehen, daß die Kraft der Stämme und die Einheit des Reiches mit einander lebten, so jedoch, daß der Stamm, welcher den König oder Kaiser aus sich hervorgebracht, sein Stammesgefühl noch über sein Reichsgefühl vorwalten ließ. Das deutsche Kaiserthum oder, wie der amtliche Ausdruck lautete, das römische Kaiserthum deutscher Nation bestand in voller Wirklichkeit seit der Krönung Otto's I. im Jahre 962. Es ist nicht zufällig, daß zu seiner Zeit auch zuerst der Name „deutsch" von der Nation gebraucht wurde*). Allein es blieb das Kaiserthum als solches ein überschwenglicher Gedanke, und er ging seit der Abtrennung des Westfrankenreichs von Deutschland noch viel mehr über die Wirklichkeit hinaus, als zuvor. Der Anspruch der Weltmonarchie des Kaiserreichs war eigentlich nur unter Carl dem Großen einer Verwirklichung näher gekommen. Dieses konnte also das eigentliche Band deutscher Einheit nicht sein, weil es den deutschen Stämmen doch nur in einer und derselben Stellung gegenübertrat, wie auch den nicht-deutschen, den übrigen christlichen Königreichen des Abendlandes. Italien blieb, abgesehen noch von dem Zusammenhange mit Rom, dessen das römische Kaiserthum bedurfte, der Repräsentant der außerdeutschen Welt, die des Kaisers Arm umspannen sollte. Auf den Verhältnissen mit Italien, mit Rom, mit dem Papst und der von ihm

*) Wachsmuth, Geschichte deutscher Nationalität. Bd. 1. Braunschweig 1866. S. 87. und Giesebrecht, Geschichte der deutschen Kaiserzeit. Bd. 1. S. 29 f.

immer abhängigen Kirche, die unter Carl dem Großen und seinen nächsten Nachfolgern fast noch mehr vom Kaiser als vom Papst regiert worden war, beruhte die kaiserliche Würde. War dieser Zusammenhang gestört, stand die Kirche gar dem Kaiser entgegen, so wurde das ganze Kaiserthum, sofern es über das deutsche Königthum hinausging, eine hohle Gestalt ohne innere Kraft. Aber man nehme nicht an, daß dieser innere Widerstreit der Idee und der Wirklichkeit sofort dem deutschen Volke zum Bewußtsein kam. Vielmehr legte dieses in den deutschen König immer mehr den ganzen Werth, welchen eigentlich nur der römische Kaiser hatte. Mit Recht hat man bemerkt, daß dem Mittelalter die kirchliche und die allgemeine culturgeschichtliche Einheit und Gemeinschaft weit über die Einheit und Gemeinschaft im Bereiche der einzelnen Nationalität ging, daß das deutsche Königreich selbst viele Millionen slawischer Bewohner umfaßte, daß sogar zur höchsten fürstlichen Stellung, nächst der des Kaisers selbst, ein slawischer Fürst, der König von Böhmen, gelangte, daß vielmehr das Kaiserthum, über den Nationalitäten stehend, ihre Conflicte und Gegensätze ausgleichen, ihre Divergenzen und Freundschaften in Zaum und Zügel halten sollte. Der Wahn aber, ein auserwähltes Volk, das neue Volk des Bundes zu sein, blieb dem mittelalterlichen Reiche fremd**).

Die Kriege der Kaiser gegen die Magyaren und auch die gegen die Slawen, jene mehr von den Baiern und Schwaben, diese mehr von den Sachsen und Thüringern geführt, wurden doch als Nationalkriege gefaßt und gefühlt. Sie brachten Erweiterungen über das bisherige deutsche Sprachgebiet hinaus. In Otto's I. Zeit trat daher ein nationales Selbstgefühl der Deutschen hervor. Aber seine Zeit war auch schon der Anfang der Verderbniß. Mit Recht redet ein Historiker von „dem bösen Dämon der Nation", der nach dem Sirenenlande Italien gelockt habe. Die Longobarden waren keine Deutschen mehr, sie hatten die Wege der Wälschen und Byzantiner längst betreten, wie auch die Normannen thaten. „Lustgier, Arglist, Sinnen auf Nachstellung und Verrath, Giftmischerei waren im Gange." Ueber die Deutschen wurde als rohe Fresser und schwerfällige Dummköpfe hoch herab geurtheilt**). An dem

*) Lancizelle a. a. O. S. 20 f.

**) Wachsmuth a. a. O. S. 90 ff.

Kaiserthum haftete das Wälschthum. Es ist nicht übertrieben, wenn Wachsmuth sagt: „Als Otto die lombardische Königskrone und „noch weit mehr, als er die Kaiserkrone annahm, ward der Schwer„punkt des Reichs aufs Unheilvollste verrückt. Es war ein Kai„serthum deutscher Nation genannt, aber über deren Grund„wesen hinausgerückt und nicht im deutschen Boden wurzelnd, eine „Hoheit, die ohne festen Grundstein hoch in die Lüfte rankte, in „unseliger Abhängigkeit von der Idee, daß es auf römischem Boden „hafte, statt altrömischer Gewalthaberschaft nun in das kirchliche „Gebiet und in die Clientel des Papstthums hinübergezogen, kurz „ein Phantom, das weder in Italien, noch in Deutschland Segen „haben oder bringen konnte; es hat gleich einem Vamphr der „Deutschen Herzblut ausgesogen .... Ob die Deutschen jener „Zeit das kaiserliche Hoheitsgefühl ihres königlichen Hauptes theil„ten und sich gehoben fühlten als Kaisermannen, ist wohl nur „von einer geringen Zahl anzunehmen, die Menge befand sich nicht „in dem Horizonte des mystischen Gradmessers der Hoheit. Mag „auch zugegeben werden, daß die Nation eine dunkle Vorstellung „von der Erhabenheit des Kaiserthums hatte, indessen war die „Hinneigung ihres Königthums nach Italien und der Aufenthalt in „diesem Lande ihr widerwärtig."

Es ist keine unberechtigte Frage, die man neuerdings aufgeworfen hat, wozu denn eigentlich die Erneuerung des abendländischen Kaiserthums nöthig und nützlich gewesen sei? Die übliche Antwort mit Hinweisung auf Gefahren, die der deutschen National-Einheit im Frankenreiche von Seiten der Muhamedaner, der Friesen und Sachsen, des Kaiserreichs zu Byzanz gedroht habe, ist längst widerlegt, denn diese Gefahren drohten theils gar nicht, theils hatte in der That das Frankenreich ohne Kaiserkrone sich stark genug gegen sie erwiesen. — Nichts Anderes hat hier gewirkt, als der Wunsch des Papstes, seine longobardischen Feinde und die unsichern Beschützer (die griechischen Statthalter) los zu werden und womöglich ein Ländergebiet zu erwerben, andererseits aber der in allen germanischen Nationen wirkende Zauber Italiens und der Ehrgeiz der karolingischen Familie. So urtheilt der politische Geschichtschreiber, dem die idealen Düfte um die Thatsachen nur Dünste sind. Sein Urtheil ist schwerlich das der Zeitgenossen

gewesen, obwohl diese auch kaum die Strahlenkränze geflochten haben, welche erst eine spätere Zeit dem Kaiserthum erschuf*). Wenn dabei die Zersplitterung und politische Anarchie Italiens als Folge des Kaiserthums genannt wird, so bleibt die nahe liegende Frage unerledigt, in welcher andern Weise denn die Einheit Italiens zu erreichen gewesen wäre? Man wird sagen: wenn man es der Eroberung der Longobarden überlassen hätte. Allein diese vermochten ja nicht, Unteritalien ihrem Reiche einzuverleiben, sie waren ja romanisirt und geschwächt, der Zerfall in verschiedene Herrschaftsgebiete, welche einen Oberherrn gesucht hätten, wäre doch unausbleiblich gewesen. Und dann vergesse man die Grundmacht nicht, die von Deutschland nach Rom nöthigte, die den Einheitsdrang hervortrieb, das Christenthum in seiner damaligen Gestalt. Will man mit den Vorwürfen weiter gehen, so muß man die Geschichte der Kirche anklagen, welche es zu einer Mißgestaltung, wie das Papstthum war, gebracht hatte, die Veräußerlichung der Kirche und nicht am wenigsten zugleich den germanischen Nationalgeist, der dieser Veräußerlichung diente. Wenn der Eine als die größeste Herrlichkeit deutscher Nation preist, daß sie durch die kirchliche Einheits-Ordnung von Bonifacius an erst zur Nation geworden sei**), so mußte der Andere dies als den höchsten Schaden beklagen und man wäre dann versucht, in dieser Klage den Gedanken zu finden: so hätte ich die Geschichte der Jahrhunderte nicht gemacht. Allein diese Geschichte wird eben nicht nach einem politischen Zweck-Schema verfertigt, sondern sie entsteht mit ihren Licht- und Schattenseiten durch die Gesammtheit der wirkenden Kräfte, die nicht alle dem Gebiete des freien überlegten Willens angehören.

Berechtigter, obgleich auch diesem Schulmeistern der Weltgeschichte nicht fremd, ist die Behauptung, das Kaiserthum sei der Feind der Einheit des deutschen Volks gewesen, weil es die Kaiser nach Italien, ins Ausland, gezogen, der Heimath entfremdet und den Stammesherzogen, die aus den karolingischen Grafen und Herzogen neu erwachsen waren, die Gelegenheit, ja die Nöthigung

*) Daß wir hier auf H. v. Sybel: Die deutsche Nation und das Kaiserreich. Düsseldorf 1862. hindeuten, wo S. 9 ff. diese Fragen besprochen sind, wird der kundige Leser sogleich bemerken.

**) H. Leo a. a. O. Bd. 1. S. 448. 467 ff.

gegeben habe, sich als die eigentlichen deutschen Fürsten zu erweisen, die mit Land und Volk verwachsen, dessen Noth und Freuden theilten. So habe das Kaiserthum gerade seinem Zweck entgegen den Sondergeist gefördert, der sich dann in die Splitter der größeren Stammesgebiete übergepflanzt habe und der Vater des noch bis auf diese Stunde wirksamen Partikularismus geworden sei*). Hier wird dann wenigstens gefragt, ob es nicht besser gewesen wäre, wenn Carl der Große die noch freien deutschen Stämme gar nicht überwältigt hätte, sondern es diesen überlassen geblieben wäre, irgend einmal in der Zeit der Noth oder durch einen bedeutenden Mann sich freiwillig zu einigen? Auch da wird vergessen, daß dann auch die Christianisirung der Sachsen und Friesen erst das Werk von längeren Zeiträumen geworden wäre, daß kein Sachsenfürst Otto an der Spitze der baierischen und schwäbischen Schaaren auf dem Lechfelde gesiegt hätte, vielmehr das südliche Deutschland die Beute der Ungarn gewesen, die Eroberung der Slawenländer aber wahrscheinlich unterblieben wäre, noch mehr aber, daß das geeinigte Frankenreich dem getheilten Deutschland sein Joch beständig aufgelegt und es in die weitere Entwickelung des fränkisch-welschen Lebens hineingezogen hätte. — Die Einheit Deutschlands auch nur in dem Maße, wie sie am Ende des ersten christlichen Jahrtausends vorhanden war, ist dennoch das Werk des Kaiserthums, und aus dieser vielfach gestörten Einheit erwuchs doch zuletzt das nationale Bewußtsein und Bedürfniß einer wirklichen und vollkommenen Vereinigung. Aber allerdings war das Kaiserthum auch die Quelle des Wettstreits und Rangstreits nicht nur, sondern des wirklichen Kampfes um die Herrschaft, welchen die weltliche und die geistliche Macht zu kämpfen hatten; allerdings ist es seiner Richtung nach Italien zuzuschreiben, daß die früher kraftvollen Fortschritte nach Osten in Stillstand geriethen, soweit nicht die Stammesfürsten noch in dieser Richtung thätig waren. Es ist eine Frage, wohl der Erwägung werth, ob nicht Eroberungen über

*) M. Wirth's Deutsche Geschichte. Bd. 1. Frankfurt a. M. 1862. S. 246 ff. Auch Souchay, Geschichte der deutschen Monarchie. Frankf. a/M. 1861. Bd. 1. S. 150. ist sichtlich geneigt, in das verwerfende Urtheil einzustimmen.

die Slawen, so weit immer die deutsche Kraft tragen mochte, weil sie zugleich deren Germanisirung und also die Erweiterung Deutschlands waren, von größerem Ertrag für die deutsche Geschichte hätten sein mögen, als die in Italien, welches eher die Deutschen verwälschte, als die Wälschen verdeutschte. Aber man kann auch entgegenstellen, daß die Fortschritte nach Osten keine natürliche Grenze gehabt hätten, daß ihre Verfolgung mit der ganzen Kraft der Nation eher deren Einheit und innerste Natur würde abgeschwächt und dem deutschen Hochland ein zu weit gedehntes Tiefland würde zugegeben haben, daß dann der Ostdeutsche ein eben so starkes Element im deutschen Nationalleben würde geworden sein, wie jetzt der Nord- und der Süddeutsche, deren wirkliche Einigung schon eine so gewaltige Arbeit war und ist*). Wir werden uns daher mit der Geschichte, wie sie Gott gelenkt hat, zufrieden geben müssen.

Wir haben im vorigen Abschnitte gesehen, in welcher Weise die Einheit Deutschlands unter den fränkischen, sächsischen und salischen Kaisern bestand. Unter Heinrich IV. und dem Papste Gregor VII. bekam der schon längst herangewachsene Widerstreit zwischen Papstthum und Kaiserthum einen klaren, schärfer umgrenzten Ausdruck. Das Kaiserthum und das Papstthum konnten, sofern sie beide Weltmonarchie sein und jenes auch die Kirche, dieses auch den Staat beherrschen wollte, nicht in die Länge ungeschwächt neben einander bestehen. Wie übertrieben noch in so später Zeit, wie das 15. Jahrhundert, die Kaiserwürde wenigstens im Kanzleistyl aufgefaßt wurde, zeigt das Adelsdiplom, welches Kaiser Sigismund dem Grafen Caspar Schlick ausstellen ließ. Da heißt es**): „Als „der allmächtige Gott, Schöpfer des Himmels und der Erde, durch „seine unaussprechliche Weisheit und wunderbare Ordnung das „oberste Firmament, den Lauf der Planeten, Satzung des Gestirns „und der Elemente geschickt und jeglichem seine Handlung und Amt „zugeeignet hat, doch mit solcher Schickung, daß alle Klarheit, die „sie haben, von ihrem Ursprung komme, d. i. von der Sonne, die

*) Hierin liegt das Maß unseres Einverständnisses und Widerspruchs gegenüber von H. v. Sybel's Urtheil über die Ausdehnung des Reiches in den Slawenländern. S. a. a. O. S. 37. 47.

**) Lancizolle a. a. O. S. 41 f.

„ihnen jeglichem sein Licht reichet und doch an ihrem Glanze und „Schimmer keine Minderung empfindet, also zu Ebenbilde und „Gleichniß hat auch seine göttliche Vorsehung auf Erden eine „oberste Gewalt alleine geordnet, d. i. die kaiserliche Majestät, die „unter allen Gewalten der Welt die Höhe behält und allen anderen „Gesetze, Würdigkeit und Ehre handlanget, also daß von dem Throne „kaiserlicher Majestät aller Adel kommt und Ursprung nimmt, „gleich wie von der Sonne der Glanz." — Wenn auch solcher Bombast den früheren Kaisern fern blieb, so war er doch nur der ungeschickte Ausdruck eines Anspruches, welchen das Kaiserthum machte. Der Kampf mußte diesen Ansprüchen gegenüber, sobald sie im einzelnen Falle an der Kirche sich verwirklichen wollten, entbrennen, und er entbrannte in heftigster Weise. Auch die Päpste wußten den Sternhimmel mit seinen zwei großen Lichtern geltend zu machen, aber ihnen war der Kaiser nur der Mond.

Dieser Kampf war es hauptsächlich, der auf die Einheit Deutschlands, auf das Gefühl für dieselbe und die Erkenntniß ihres Werthes einen weitreichenden Einfluß geübt hat. Als derselbe sich erhob, da war es den Kaisern, die ihn führten, nicht mehr möglich, in der alten Weise über die starken deutschen Herzogthümer zu gebieten, auch ohne daß der Kaiser selbst eine überlegene, ihm näher angehörige Macht besaß. Die Kraft der Karolinger war ihre fränkische, die Kraft der Ottonen ihre sächsische Hausmacht gewesen. Entweder durfte kein Kaiser mehr gewählt werden, der nicht durch solche schon das Uebergewicht hatte, oder, wenn die Fürsten gerade die Wahl eines solchen gerne vermieden, weil ihre eigene Macht durch ihn vermindert werden mußte, so hatte er seine kaiserliche Stellung zur Erwerbung einer solchen zu verwenden, und somit das Reich zu beschädigen, um das Kaiserthum zu festigen. Und welche andere Wirkung konnte dies haben, als die Fürsten gleichfalls zu möglichster Steigerung ihrer besonderen Macht zu drängen, theils um sich des Kaisers zu erwehren, theils um selbst Hoffnung auf die glänzende Reichskrone zu haben. Und wie nahe lag es dann, daß sie auf die Seite des Papstes und der Kirche gegen den Kaiser traten und so Eigennutz mit wohlfeiler Frömmigkeit verbanden! Aber was mußte aus der Einheit des Reiches in solcher Zerstoßung werden? es waren nicht die Stämme mehr mit dem eingeborenen

Eigengefühl, sondern die Dynasten waren es, die gegen einander geschleudert wurden. Das Ringen der Dynastengeschlechter nach Besitz, Macht, Hoheitsrang tritt in den Vordergrnnd, das Volk in seinem eigenartigen Stammesgefühl macht nicht mehr die Geschichte. Dies war der Charakter der Kämpfe unter dem salischen Kaiserhause, dessen erster Kaiser Conrad II. mit Recht als der gesunde, vollkräftig praktische Mann geschildert wird, dem das Volk in seiner strotzenden Lebens- und Kraftfülle kein bloßes Mittel für den Krieg und die Finanzen, sondern ein lebendiger Hebel der Herrschaft war. Ihn ließen die würzigen, berauschenden Düfte kalt, welche aus Italien stets emporstiegen und die Herrscherköpfe deutscher Kaiser benebelten. Hier können wir nur den musterhaften Zügen mit Freuden folgen, mit welchen H. von Sybel uns die Kaisergestalten vor Augen stellt*). Nach ihm war der Sieg des Papstthums über das Kaiserthum entschieden und zwar um so mehr, als die Machthaber, welche sich gegen den Kaiser Heinrich IV. wehrten und ihn dem Papst als Büßer zu Füßen warfen, kirchliche Fürsten, Bischöfe waren, welche die harte Frömmigkeit seines Vaters zu so keckem Gebahren ausgerüstet hatte. Noch einmal zwar trat in den Hohenstaufen die Kaiserkraft mächtig entgegen, aber der oben geschilderte Zustand schlimmer Rückwirkung ihres Kampfes mit Rom auf die Einheit des deutschen Volks- und Reichslebens trat in ihrer Geschichte kraftvoll und lebendig hervor. Als das salisch-fränkische Kaiserthum zu Ende neigte, war es ein ganz natürlicher Gedanke, daß entweder der Erbe der sächsischen Herrscher oder ein oberdeutsches Geschlecht die Hand nach der Krone ausstrecke. Schon bei der Wahl des ersten Saliers, Conrad I., war der Name des Billungers Benno, Herzogs von Sachsen, mit genannt, aber zu seinem Verdruß weit überwogen worden. Die ganze Salierzeit war von Kämpfen mit den Fürsten durchzogen, die sich dem Kaiser nicht beugen wollten. Herzog Ernst von Schwaben, der eigene Stiefsohn des Kaisers, erhob die Fahne des Aufruhrs, Herzog Welf von Baiern that desgleichen. Unter Heinrich IV. war es wieder ein Welf und Herzog Magnus von Sachsen, die dem Kaiser das Regiment wieder entreißen wollten. Es gab Gegenkönige, einen Rudolph von

*) a. a. O. S. 57. ff.

Schwaben, einen Hermann von Salm aus dem Lützelburger Geschlecht. Hier traten die Hohenstaufen auf der Seite des Kaisers als ein neues, kraftvolles und kluges Geschlecht hervor. Schwaben, dessen Herzogthum sie erlangten, trat zum erstenmal in die erste Reihe der deutschen Fürstenmächte. Sachsen und Schwaben standen sich gegenüber. Die Hausmacht der Hohenstaufen, als der Erben der letzten Salier, war schon bedeutend, noch durch Verwandtschaft mit Baiern und Oesterreich verstärkt. Dennoch siegte vorerst Sachsen in der Person Lothar's, und von nun an war der Wettstreit und Gegenkampf Sachsens und Schwabens entschieden. Auch die Stellung der Hohenstaufen zu den kirchlichen Gewalthabern kennzeichnete sich gleich bei der Königswahl, indem der Erzbischof Adalbert von Mainz ihr heuchlerischer Gegner war*). Der Krieg brach aus, und die Hohenstaufen mußten für diesmal nachgeben. Aber wie es mit der Einheit des Reiches stand, war schon jetzt klar. Als Lothar, dem sich die Hohenstaufen unterworfen hatten, ohne Söhne starb, standen diese dem mächtigen Heinrich von Sachsen und Baiern gegenüber, dem welfischen Fürsten, dessen Ländermacht ohne Zweifel die erste in Deutschland war. Aber gerade dies bewog die Fürsten, ihn nicht zu wählen. List und Energie der fränkisch-staufischen Partei drang durch; Konrad III., der Hohenstaufe, ward gewählt. Heinrich der Stolze mit dem Herzog von Zähringen erhob sich, aber sein Tod endete den Streit, Welf und Waiblinger stießen auf einander, die Hohenstaufen siegten. Die Kreuzzüge, welche alle Theile nach Osten zogen, ließen in Deutschland verhältnißmäßig Ruhe eintreten, Italien nahm wieder die Kräfte in Anspruch. So stand das Reich, als Friedrich Barbarossa, ein junger Held und Mann von ungewöhnlicher Geistes- und Willenskraft, zum König gewählt wurde. Ihm gegenüber stand sein Vetter, der welfische Heinrich der Löwe, nicht minder ein Held und bedeutender Mann.

In dem Kampfe mit diesem und dem Papste, der sich dem Welfen anschloß, lag von nun an das Schicksal der deutschen Ein-

---

*) Souchay, Geschichte der deutschen Monarchie. Bd. 2. Frankf. a/M. 1861. S. 299 ff. v. Raumer, Geschichte der Hohenstaufen. (Reutlingen.) Bd. 1. S. 275 ff.

heit. Niemand, der sich nicht durch die geistige und Charakter-Größe der hohenstaufischen Kaiser blenden läßt, wird die Gerechtigkeit des harten Urtheils in Abrede stellen können, welches vom Standpunkte der National-Einheit und der einheitlichen Kraft Deutschlands über die Periode der Staufenherrscher ausgesprochen worden ist*). Als sie leuchtend auf dem Schauplatz standen, was sehen wir da? Noch Kaiser Konrad wirkte weit überwiegend in Deutschland. Aber Friedrich I. brachte von den 38 Jahren seiner Regierung nicht weniger als zwölf ganze Jahre in Italien und im Oriente zu, wo er auch starb, Heinrich VI. war von sieben Regierungsjahren ganze drei Jahre außerhalb Deutschlands, Otto IV., obgleich kein Staufe, konnte sich dieser Lebensart auch nicht entziehen und hielt sich in zehn Jahren drei Jahre in Italien auf, Friedrich II. widmete von 32 Jahren seiner Kaiserherrschaft nicht mehr als vier Jahre persönlicher Anwesenheit dem deutschen Lande**). Wenn somit außer Deutschland das meiste Wirken dieser Kaiser lag, so war ihre Heldenkraft dem deutschen Volke und seiner Einheit verloren. Daß der Kampf gegen die Kirche und ihre Anmaßung oberster Herrschaft zuerst aufgenommen wurde, war ein vernichtender Fehler der hohenstaufischen Staatsweisheit. Um ihn aufzunehmen, mußte sich der Kaiser eine treibende Macht, in welcher Zukunft lag, das Bürgerthum der Städte, entfremden, er mußte sich den gefährlichsten Feind, die Macht der Einzelfürsten, statt sie mächtig zu brechen, durch Zugeständnisse verbünden und sie so selbst zu künftiger Ueberwindung des Kaiserthums stärken. Heinrich der Löwe war der gewaltige Typus dieser Macht. Ihm war Baiern und Sachsen und in letzterem das Recht, Bischöfe einzusetzen und zu belehnen, überantwortet und dieser thatendurstige Held darauf gewiesen worden, im Norden auf Kosten der Slawen sich ein zweites deutsches Königthum zu schaffen. Da war der in neuerer Zeit so bedeutsame Dualismus des Kaisers und des norddeutschen Königreichs, Oesterreichs, welches die Hohenstaufen darstellten, und Preußens, welches in Heinrich dem Löwen vorgebildet war, schon einmal in die deutsche Geschichte hineingeschaffen. Auch

*) H. v. Sybel. S. 64 ff.
**) v. Raumer. Bd. 2. S. 455 ff.

darin ist die Parallele zu erkennen, daß das Kaiserthum mit seinen süddeutschen Wurzeln sich mehr jenseits der Alpen zu verwirklichen strebte und doch von seinen deutschen Interessen nicht lassen konnte. Aber Heinrichs des Löwen Herrschaft war kein preußischer Staat, sie war auf das Mißtrauen der geistlichen Fürsten gegen den Kaiser, auf dessen Kämpfe in Italien und die Freundschaft des Papstes mehr gebaut, als auf ihre innere Kraft und Einheit. Als der Kaiser (Friedrich I.) mit den Städten Frieden schloß, ihre Freiheit anerkannte und nun diese selbst auf seine Seite traten, der Papst sich mit ihm aussöhnte, da schlug Heinrich's Stunde. Sein Reich war schnell gelöst, da es keine lebendigen Bande zusammenhielten.

Das Kaiserthum feierte im Sturze des Löwen nur einen scheinbaren Triumph. Denn er fiel durch die Feindschaft der Fürsten und Bischöfe, die er beleidigt hatte, und der Kaiser entledigte sich mit schwerem Herzen eines Gegners, den er liebte, um Freunde zu gewinnen, die ihn nicht liebten. Die Fürsten hatten den meist fernen Kaiser erhoben, um einen nahen Gebieter los zu werden und ihrerseits in kleinerem Maßstabe das Spiel des trotzigen Löwen zu günstiger Zeit nachahmen zu können. Die Mehrung der Hausmacht wäre jetzt auch diesseits der Alpen dem Kaiser leicht gewesen; daß er sie großmüthig verschmähte, war edel, aber nicht staatsklug. Den großen Besitz des Doppel-Herzogs theilte er im Norden unter geistliche Fürsten und die Askanier, im Süden unter kleinere Dynasten und Otto von Wittelsbach, der nun als Herzog von Baiern sich erhob. Daß Heinrich VI. noch mehr als sein Vater im Süden den Schwerpunkt seiner Pläne suchte und eher ins Weite schweifte, als sich in den deutschen Zuständen zum festen Mittelpunkt hinstellte, kann Niemand verkennen, der die charakteristischen Züge seiner kurzen Regierung überblickt. Der Löwe Heinrich kam wieder und mit ihm der Krieg, aber er konnte nicht wieder dem Reiche gefährlich werden. Die Gräuel Heinrich's VI. in Italien gegen die Normannen konnten ihm in Deutschland die Herzen nicht gewinnen. Er blieb ein Fremder. Dennoch war dieser Fremdling nahe daran, Deutschland eine ganz andere politische Gestalt zu geben, als es seither und nachher gehabt hat. Er wollte die Erblichkeit der Kaiserwürde, aller Herzogthümer und Lehne einführen, dem Anspruch an den weltlichen Besitz der geistlichen Fürsten

entsagen und damit, unter Einverleibung von Süditalien in das Reich, einen deutschen Staat herstellen, in welchem es kräftigen Herrschern möglich gewesen wäre, in der Weise die Einheit der Nation herbeizuführen, wie es in Frankreich geschah. Ob man im Interesse deutscher Einheit das Mißlingen dieses Planes beklagen, oder im Interesse deutscher Nationalbildung sich desselben freuen soll, braucht heut zu Tage nicht mehr erörtert zu werden. Aber er scheiterte, nachdem inzwischen Heinrich der Löwe eines frommen Todes gestorben und sein Sohn mit einer hohenstaufischen Tochter vermählt war, an dem Ehrgeiz und Particularismus der sächsischen Fürsten, die sich die Freiheit, welche ein gewählter Kaiser gebe, und die Aussicht auf den Kaiserthron nicht wollten verschränken lassen. Am schädlichsten war aber der Widerspruch des ersten geistlichen Fürsten, des Erzbischofs von Mainz und des Papstes, die beide bei dem Streite von Wahlkaisern mit ihren Fürsten nur eine Gelegenheit zur Machtübung erhielten und die den kaiserlichen Anspruch auf die weltlichen Güter der Kirche im Princip verwarfen. — Deutschland blieb also ein Wahlreich, und es war durch diesen Versuch den Fürsten ihre Stellung zum Kaiser noch schärfer zum Bewußtsein gekommen. Heinrich's weitfliegende Plane im Sinne der Weltherrschaft des Kaisers endete sein früher Tod.

Sowie diese feste Hand erstarrt war, zeigte der ausbrechende Kampf um die Krone die bitteren Früchte der Gedanken und Wünsche, an denen sein Plan gescheitert war. Der Sohn des Kaisers war ein Kind; sein Bruder, Herzog Philipp von Schwaben, auch erst einundzwanzigjährig, trat mit gewissenhafter Treue als Vormund auf. Aber Welfen und Hohenstaufen standen bereits, die Hand am Schwerte, sich gegenüber. Die geistlichen Fürsten mit dem Papst wollten die staufische Herrschaft loswerden. Da die ihr ergebenen Fürsten von der Herrschaft des Kindes unter Vormundschaft Philipp's nichts wissen wollten, so mußte dieser nachgeben und selbst die Krone annehmen (1198). Aber ein Welfe, der jüngere Sohn Heinrich's des Löwen, Otto, wurde als Gegenkönig von den geistlichen Fürsten gewählt. Der Krieg zerriß das Reich acht Jahre lang. Geld und abermals Geld war damals die Losung. Rom und die Erzbischöfe von Köln und Trier (der Mainzar war in Palästina) erhielten von Otto große Summen und es wurde bald

kein Bisthum mehr ohne solche Bestechung besetzt. Ernste deutsche Männer fingen an, Rom als einen Pfuhl der Ungerechtigkeit zu verabscheuen*). Das Ausland wurde in die inneren Händel gezogen. England war mit Otto, Frankreich und Böhmen, welches dafür die Königskrone erhielt, mit Philipp verbündet. Richard Löwenherz hatte alle Ursache, die Staufenkaiser zu hassen, war auch Otto's Oheim. Aber der Papst trat entschieden auf Otto's Seite, und welch ein Papst! Es war der neugewählte Innocenz III. Otto gab deutsche Königsrechte der Kirche und dem Auslande Preis, und der Papst machte höhere Ansprüche der Weltherrschaft, als selbst Gregor VII. Da mußte Philipp's Stern sinken; aber er hob sich wieder und sein Sieg wurde als unausbleiblich betrachtet, als Philipp zu Bamberg auf dem bischöflichen Schlosse von Otto von Wittelsbach, einem wilden Baiernfürsten, aus unbekannter Ursache meuchlings erschlagen wurde. Die Krone fiel nun zweifelsohne dem Welfen Otto zu. Deutschland erholte sich etwas von dem wilden Kriege, der fast keine Landschaft verschont, der Brand und Plünderung, auch an Kirchen und Klöstern, und eine entsetzliche Verwilderung des Volkes herbeigeführt hatte.

Aber bereits schien Friede und Eintracht in Deutschland unmöglich zu sein. Auch Otto blieb nicht im ruhigen Besitz der Krone. Was trieb ihn nach Italien? die Eitelkeit der Krönung und der Durst, auch die dortigen Besitzungen der Hohenstaufen, ob er wohl mit des ermordeten Philipp Tochter Beatrix sich verlobt hatte, zu erwerben. Dieser Zug gab den deutschen Fürsten und Philipp August von Frankreich Zeit gegen ihn. Als er heimkehrte, fand er einen starken Feindesbund, gegen den er stürmend losfuhr. Aber bei aller Heldenkühnheit und energischen Kraft vermochte er nicht, sich ruhigen Besitz zu erkämpfen. Er starb mitten im Kampfe auf der Hartzburg (1218).

Friedrich II., der Sohn Heinrich's VI., war schon vor sechs Jahren, mit dem Rufe: Christus herrscht! nach Deutschland gekommen und von den meisten Fürsten als König angenommen. Er hatte von Konstanz am Bodensee an, wo das staufische Schwaben ihm entgegenjauchzte, von Basel an, wo die Böhmen und

*) S. die Urlsperger Chronik bei Souchay, a. a. O. S. 443.

Mähren zu ihm traten, vom Elsaß an, wo alle Herrschaften ihm zufielen, bis nach dem nördlichen Deutschland seinen tapferen Gegner besiegt. Er hatte sich zu Aachen die Königskrone aufgesetzt. Aber er blieb nicht hier, er zog nach seinem geliebten Unteritalien zurück und ließ das deutsche Reich für seinen kleinen Sohn Heinrich verwalten. Es war auch wenig zu sehen, das etwa hätte Neigung zum Herrschen in Deutschland einflößen können. Die kaiserliche Macht war fast ein Schatten, die Fürsten schalteten unabhängig, in hundertfacher Durchkreuzung bewegten sich zwischen ihnen, den weltlichen und geistlichen, die Plane des Eigennutzes, die Fehden und Vereinbarungen, alle geeignet, den Kaiser als einen wirklichen Factor des deutschen Volks- und Staatslebens zu beseitigen. Friedrich's Regierung vollendete diesen Zustand. Der Kaiser wurde als eine schädliche Last des Landes gefühlt. Als Papst Gregor IX. drohte, die Kaiserwürde einer anderen Nation zuzuwenden, antwortete Herzog Ludwig von Baiern: „Wollte Gott, daß dem deutschen Volke diese Erlösung zu Theil würde; wie gern wollte ich auf meine beiden Wahlstimmen verzichten" *). Wie man schon beim Tode Heinrich's VI. geurtheilt hatte, zeigt der Marbacher Annalist in den Worten: „Der ganze Erdkreis gerieth in Verwirrung, denn viele Uebel und Kriege erhoben sich, die dann lange Zeit andauerten", und der Zwiefalter Mönch in Schwaben, der ausruft: „Der Kaiser stirbt, seitdem flieht der Friede und der Streit wird wieder gerüstet." Sogar der alte Volksheld Dietrich von Bern sollte hoch zu Rosse erschienen sein, um Deutschland viel Unheil zu verkünden **). Es war gekommen. Im Volke selbst lebte die Liebe und Ehrfurcht zum Kaiser, weil es in ihm den Schützer gegen Fürsten und Pfaffen erkannte, die das Volk drückten und ausplünderten. Wo des Kaisers starke Hand waltete, da athmete das arme Volk auf. So gab es doch tief im Herzen der armen Bauern und der Bürger der Städte einen Wiederhall für die Reichseinheit, und Kaiser Heinrich's Hohenstaufen-Gedanken hätten auf das Zujauchzen der unteren Classen rechnen

*) v. Sybel. S. 73.

**) Th. Toeche, Jahrbücher des deutschen Reiches. Heinrich VI. (Leipzig 1867.) S. 480 f.

dürfen. In diesem Erdreich hätte der Kaiser als Erbkönig von Deutschland seine tiefen Wurzeln gehabt. Aber daß die Entscheidung über die großen Einheitspläne in den Händen der Fürsten lag, die ein deutsches Königthum ohne römischen Imperatorenglanz nicht ertragen hätten, und denen die Einverleibung der außerdeutschen Hausmacht es erschwert hätte, gegen die Hohenstaufen aufzukommen, das war die Ursache des Mißlingens.

Friedrich hatte die Wahl seines Sohnes Heinrich zum deutschen König mit Zugeständnissen erkauft, die ihm die Erreichung des Zieles, welches Heinrich VI. verfolgt, noch weiter erschweren mußten. Etwas Unnatürliches blieb es, daß er die deutschen Kirchenfürsten durch Erhöhung ihrer Macht als Werkzeuge gegen die zu große Unabhängigkeit der weltlichen Fürsten gewann*). Denn zu dem Gedanken einer deutschen katholischen Kirche, mit dem Kaiser als Haupt, war doch die Zeit noch lange nicht reif, der Kaiser auch dazu viel zu wenig Deutscher, um sie zu leiten, und die Bischöfe viel zu sehr Römer, um nicht stets wieder mit dem Papste sich zu verbünden. Darum konnte die Wiederausstattung der großen Bischofssitze mit verlorenen Gütern und Rechten schließlich blos die Macht des Hauptgegners in Rom stärken und eben dadurch den weltlichen Fürsten gegen den Kaiser aufhelfen. Wie stark sie wurden, kann nichts erschreckender zeigen, als daß sie den Sohn Heinrich gegen den Vater Friedrich zum Empörer machen konnten. Und wie es in Deutschland aussah, davon geben die Meuchelmorde Kunde, unter deren Dolchen die Mächtigen fielen, der Erzbischof Engelbert von Cöln auf dem Gevelsberg bei Schwelm, der Herzog Ludwig von Baiern auf der Brücke von Kelheim, beide die sich folgenden Vormünder des jungen, jetzt schon tief gefallenen Königs Heinrich. Und diese blutigen Thaten traten aus einem verworrenen Knäuel von Verweltlichung des Klerus, von Fehden, Brand, Mord und Kirchenraub, von falschen Bündnissen und treubrüchigen Lösungen derselben nur als die Zeichen hervor, daß „kein König in Israel war, sondern Jeder that, was ihm recht dünkte." Zwar unterwarf sich Heinrich dem nun auch mit der Krone Je-

*) F. W. Schirrmacher, Kaiser Friedrich II. Bd. 1. (Göttingen 1859.) S. 120 ff.

rusalems geschmückten kaiserlichen Vater von Neuem, aber die Urkunde der Vermittlung*), welche die deutschen Bischöfe übernahmen, der Patriarch von Aquileja (Aglei), die Erzbischöfe von Magdeburg und Salzburg, die Bischöfe von Bamberg, Regensburg, Würzburg, Worms, Freisingen, der Abt von St. Gallen und neben ihnen die Herzoge von Sachsen, Meran und Kärnthen, sie läßt erkennen, wie auch dieser Schritt eine Erhöhung der Fürstenmacht wurde. Sie sagen von sich in derselben: „Der kaiserliche Thron, dem wir wie dem Haupte die Glieder verbunden sind, ruht dergestalt auf unsern Schultern und wird durch unseren Beistand gekräftigt, daß sowohl das Reich durch eine herrliche Majestät hervorleuchtet, als auch unser Fürstenstand von ihm zurückstrahlt." Der Kaiser selbst mußte diese Stellung der Fürsten anerkennen; sie waren die Richter zwischen Vater und Sohn, zwischen Kaiser und König geworden. Der hohe Preis war überdies umsonst bezahlt, der unbändige Sohn brach die Treue nochmals und frevelhafter, indem er geradezu Verschwörer wurde. Da ließen ihn die Fürsten fallen und sein verdientes Loos war der Kerker, erst in Deutschland, dann in Apulien, wo ein Sturz vom Pferde ihn tödtete.

Bei der Wahl seines Bruders Konrad nannten sich die Fürsten die Väter und Leuchter des Reiches, die des römischen Senates Stelle einnehmen. Ob sie dabei an den mächtigen Senat der Republik oder an den unmächtigen des Kaiserreichs dachten?

Welcher Widerspruch der Wirklichkeit gegen die hohe Idee des Kaiserthums, wie sie Carl der Große, Otto I., Heinrich III., Friedrich I. und selbst der gedemüthigte Heinrich IV. stets ausgesprochen hatten! Und doch darf nicht vergessen werden, daß die Politik Friedrich's II. eine edle genannt werden muß. Er will über den Parteien stehen, er will trotz aller Sorge für seine Hausmacht diesseits und jenseits der Alpen, doch Niemanden berauben, Keinen bedrücken; er will den Gegensatz zwischen Süddeutschland, seiner Heimath, und Norddeutschland, dem Sitze seiner Gegner, verschwinden sehen; er giebt, was er behalten könnte, in Anderer Hände, er vertraut sein Bestes dem Edelsinn der Fürsten, die er erhöht. Er verlangt die Weltherrschaft, aber nicht die despotische

*) Schirrmacher. Bd. 1. S. 206.

der alten Kaiser Roms, sondern die Herrschaft des Freien über die Freien; er sucht ein Gleichgewicht in den deutschen Fürstengewalten zu begründen, wofür er selbst Opfer bringt*). Wäre die Kirche vor Allem fähig gewesen, seinen hohen Sinn zu begreifen, wären ihre Diener in Deutschland und ihre Herrscher in Rom auch nur von ferne von dem edlen Gewächse seines Geistes gewesen, wäre der eigene Sohn dem Hochsinn seines Stammes treu geblieben, wie anders hätte der große Staufenkaiser Deutschland hinterlassen. Freilich Italien und gar der Orient in den Kreuzzügen! Wir dürfen wohl zugeben, daß für Deutschlands Kraft und Einigung hier die schlimmste Klippe lag. Der Kaiser war für Deutschland nicht da. Aber vergessen wir auch nicht, daß Deutschland nicht der einzige Zweck der Weltgeschichte, sondern daß es auch mit seinen Bedürfnissen und Wünschen zuletzt doch auch ein dienendes Glied im Ganzen war und ist. Wenn mit Recht gegen eine Betrachtung des Kaiserthums als eines bloßen Mittels für die römische Kirche protestirt wird**), die selbst auch nur Glied des Ganzen sein darf, wenn man die schädlichen Folgen der Kreuzzüge und der Römerzüge der Deutschen zur Steuer der Wahrheit nicht verhüllen darf, so ist auch wieder die Gesammtbildung Europas und die besondere geistig nationale Bildung des deutschen Volkes nicht aus den Augen zu lassen. Der Orient und seine Anschauung, das Mislingen der Festhaltung heiliger Orte durch Waffengewalt und das Scheitern der Versuche aus ihrer Ueberschätzung, das Erkennen des Gegensatzes zwischen dem wälschen entarteten Kirchenthum und dem Christenthum, sind sie denn nicht mächtige Elemente in der germanischen Entwicklung geworden? Wenn es einmal der welthistorische Gang ist, daß am Alten, Classischen und Romanischen die Selbsterkenntniß des Deutschen sich vollzieht, so wäre es lächerlich, blos zu murren und zu tadeln und den Hohenstaufen nach Jahrhunderten sagen zu wollen, wie sie es hätten machen müssen, um rechte deutsche Kaiser zu sein, zumal man ihnen dann eigentlich sagen müßte, sie hätten gar keine Kaiser sein sollen.

---

*) Ebendas. Bd. 2. S. 320 f.

**) Wie H. v. Sybel in seiner oft angeführten Schrift so mannhaft gethan.

Und ohne einen Friedrich II., so viel auch vom blos deutschen Standpunkte an ihm zu tadeln sein mag, wie hätte sich Deutschland unter Päpsten wie Innocenz und Gregor IX. auch nur in dem Grade kirchlicher Freiheit erhalten, dessen es sich erfreute. Nichts zu sagen von der Gefahr, die ihm von den Mongolen-Schwärmen drohte und die für's Erste durch die heldenmüthigen Herzoge Schlesiens in der Schlacht von Wahlstatt abgewendet war. — Es ist hier der Ort, des Reiches Gottes zu gedenken, das in den Weltreichen und ihren Bewegungen seinen großen heiligen Gang geht, und das wie die ideale höhere Welt über den wilden Erschütterungen der Völker und den groben Erscheinungen des materiellen Lebens schwebt. Bekanntlich hat der erbitterte Papst den Kaiser als Ketzer vor der Kirche verklagt und ihm das blasphemische Wort von „den drei Betrügern" (tribus impostoribus), nämlich Moses, Christus und Muhamed, als sein Wort vorgeworfen, der Kaiser aber hat feierlich erklärt, eine solche Lästerung nie in seinem Herzen oder Munde gehabt zu haben, er hat höchlich betheuert, an Jesum Christum als den Gottmenschen, an seinen Tod und seine Auferstehung treulich zu glauben. Aber wahr ist es, daß er bei den Muhamedanern im Orient mehr Rechtlichkeit, mehr Treue und Glauben gefunden hatte, als bei dem Statthalter Christi zu Rom und seinen Genossen, wahr ist es, daß jenes grauenhafte Wort in jener Zeit leicht demjenigen entfahren konnte, der die Kirche und das Christenthum nicht zu unterscheiden vermochte, der im damaligen Judenthum den Moses sah. Aus dem an den Kaiserhof gelangten arabisch-spanischen Unglauben, dem Pantheismus der Schule des Averroës kann es wohl seine Abstammung gehabt haben. Sicher ist aber auch, daß der Kaiser es nicht zu seinem Bekenntniß gemacht hat. Wie hätte er sonst gegen die Ketzer (Katharener oder Katharer) in Italien auftreten und selbst Gesetze erlassen können? Daß er ihre Versuche, ihn zu sich heranzuziehen, ausdrücklich zurückwies, ist urkundlich festgestellt. — Aber bei dem Allem ist er doch der Vertreter einer freien Weltanschauung, einer nicht blos politischen, sondern auch religiösen Opposition gegen die verdorbene Papstkirche gewesen. Seine Aeußerungen über den Papst als den Widerchrist und großen Drachen waren unmißdeutbar. An den König von Böhmen schrieb er: „Erkennt man nicht den römischen Sinn an seinen Werken?

„Wird nicht der am meisten geschätzt und erhoben, der am meisten „bezahlt? Verkauft man nicht Alles, Kleider, Pallien, Röcke, Mützen, „Ehen, Gottesdienst, ja das Himmelreich? Deutschland allein „fürchtet man noch in Rom, darum strebt der Papst, die Deutschen, „das tapferste, alle Völker durch Muth, Tüchtigkeit, Ordnungsliebe „und Gottesfurcht übertreffende Volk, in Bruderkriege zu verwickeln, „damit die Ermüdeten, Erschöpften, durch Beute Verweichlichten oder „durch Zuchtlosigkeit Entarteten auch ihren Nacken feige, dumm oder „verzweifelnd unter das römische Joch beugen möchten." Und an die deutschen Fürsten: „Weil ich seine (des Papstes) alleinige unbe„dingte Herrschaft nicht anerkenne, ihn nicht höher als Gott ehren „will, darum verketzert er, selbst der Antichrist, mich, den treuesten „Verehrer Christi. Wer wünscht mehr als ich, daß das christliche „Gemeinwesen seine alte Majestät, Einfachheit und sicheren Frieden „wiedergewinne; aber dies kann nie geschehen, so lange das Grund„übel, der Ehrgeiz, Stolz und Aufwand des römischen Bischofs „nicht — — ausgetilgt sind. Ich bin kein Priesterfeind, sondern „ehre den Geringsten wie einen Vater, wenn er sich von weltlichen „Dingen entfernt hält; dennoch schreit der Papst: ich wolle das „Christenthum mit Gewalt und Waffen ausrotten. Wie thöricht! „Nicht durch Waffen und Gewalt kann das Reich Gottes unterdrückt „werden; aber durch böse Lüste, durch Geiz und Habsucht, diese „Wurzeln alles Uebels, wird es geschwächt, verunreinigt und ver„derbt. Hiergegen mit aller Macht aufzutreten, ja mit dem Schwerte „rastlos zu wirken, das ist der mir von Gott verliehene Beruf. „Ich will der Heerde ihren Hirten, dem Volke seinen Bischof, der „Welt ihren geistlichen Vater wiedergeben; ich will dem wölfischen „Tyrannen seine Heuchlermaske vom Angesichte reißen, ihn zwingen, „daß er die weltlichen Geschäfte und den irdischen Glanz bei Seite „setze und in Christi heilige Fußtapfen trete, statt sich als dessen „Nachfolger in frevelhaftem Stolze zu brüsten. Keineswegs ist der „Papst über jede Verantwortlichkeit erhaben, vielmehr soll er uns „von dem Ungöttlichen, von dem Heillosen, so in ihm ist, schon „auf Erden Rechenschaft ablegen und nicht mehr jede List, jede „Täuschung, jede Nichtswürdigkeit als tadellose, unfehlbare, göttliche „Offenbarung hinstellen."*)

*) Fr. v. Raumer, Gesch. d. Hohenstaufen, Bd. 1. S. 767.

Hier spricht nicht mehr eine Abwehr, wie sie auch Heinrich IV. und andere Kaiser haben laut werden lassen, sondern es sind reformatorische Klänge, die den sittlichen Ernst des Christenthums der apostolischen Zeit und der apostolischen Schriften dem entarteten Afterchristenthum des Papstes gegenüberstellen. Welchen Widerhall mußten sie, vom weltlichen Haupte der Christenheit ausgehend, bei zahllosen Genossen seiner Zeit finden, die seit bald hundert Jahren durch die wirklichen und die sogenannten Ketzer vielfach aufgeregt und auf die Mängel und Krankheiten der herrschenden Kirche hingewiesen waren. Die Albigenser und die Waldenser, in Verbindung mit sehr verkehrten Ansichten auch die Katharer in ihren verschiedenen Abtheilungen, die Beguinen und Begarden, sie alle waren theils in einzelnen Landschaften, wie in der Gegend von Albi und in den Hochthälern Savoyens, theils unter dem Schutze der lombardischen Städte in ihrer freien und selbständigen Verfassung seit Jahrzehnten und länger aufgetreten, und je mehr sich außer der verfolgenden Kirche auch die weltliche Kaisermacht gegen sie wendete, desto mehr mußten sie sich Formen suchen, hinter welchen sie sich verstecken mochten. Die sich bildende Zunftverfassung der Städte und die zunehmende Zahl der Orden und Klöster, die Bruderschaften der Mönche, boten dazu die Mittel. In mehr oder weniger heimlichen Vereinen verbreitete sich dieser Protestantismus auch in die oberdeutschen und rheinischen Städte und der Kaiser duldete, was nicht als Verläugnung christlicher Wahrheit hervortrat, er wurde unfehlbar von dem nicht wirklich ketzerischen Protestanten-Häuflein als ihr Schutzherr und wirkliches Haupt betrachtet, das mit ihnen gegen den Widerchrist zu Rom kämpfe. Hier ist der noch lange nicht genug aufgehellte fruchtbare Boden, in welchem Jahrhunderte später die Samenkörner der Reformation aufgingen.*) Die Weissagungen des calabrischen Abtes Joachim von einem Kaiser, der den Papst vernichten und eine neue Kirche schaffen werde, und dem er sogar den Namen Friedrich gab, waren bei diesen Parteien ein Gemeingut geworden.**) Wenn auch Kreuzzug und Inquisition sie nieder-

*) Ueber die Ketzer dieser Zeit und ihre mannigfachen Abschattungen giebt ein Bild v. Raumer a. a. O. Bd. 3, S. 228 ff., Bd. 6, S. 249 ff. Flathe, Geschichte der Vorläufer der Reformation. Leipzig 1855, 2 Bde.

**) s. Mosheim, Unparteiische Ketzerhistorien S. 261 ff., wo auch S. 362 von den geheimen Zusammenkünften der Ketzer die Rede ist.

schlug, wenn auch der Kaiser selbst sein Schwert gegen die wirklich ketzerischen Haufen kehrte, so blieben doch die stillen Häuflein zurück und unter wechselnden Namen bewahrten sie die heilige Kunde des auf die heilige Schrift gegründeten Glaubens für eine noch ferne Zukunft. Ein Jahrhundert nur liegt zwischen den geheimen Bünden der Zeit Friedrichs II. und den Gottesfreunden und Lollarden, nicht lange Zeit hernach trat das Verborgene ans Licht und wurde in Böhmen zur Sache der Nation. Den Zusammhang mit dem großen Umschwunge des sechszehnten Jahrhunderts kennt die Welt.

III.

Der Bruch mit der bisherigen Geschichte.

Wenn wir auch das Ringen der Hohenstaufen nach einem großen Ziele, das über die Einheit Deutschlands hinauslag, unter die Hauptursachen der mangelnden Einheit zählen müssen, wenn wir anzuerkennen haben, daß durch ihr außerdeutsches Wirken dem oberdeutschen Herrscherhause das Scepter des Reiches entfiel, wenn wir die Erbschaft, welche sie vom Schauplatze abtretend hinterließen, vom Gesichtspunkt nationaler Einheit nur als eine trostlose bezeichnen können, so ist doch durch ihre Geschichte die Zukunft vorbereitet worden, in welcher sich die Weissagung des deutschen Landes allmählich erfüllte. Es gährten im deutschen Volke, seinem innerlichen, ernsten Wesen gemäß, Gedanken der Zukunft, die lange zu arbeiten hatten, bis sie den Punkt fanden, an welchem sie sich zu fester, auch staatlicher Gestalt krystallisiren konnten. Dieser Punkt war nicht das Kaiserthum und der Kaiser, er lag vielmehr im Umkreise, der um dieses Centrum, ganz besonders durch Friedrichs II. Entgliederung des Reichs, sich gezogen hatte. Wir haben schon vernommen, daß den Askaniern ein Theil vom Erbe Heinrichs des Löwen zugefallen war. Ihnen blieb die Aufgabe, gegen die von den Kaisern zu sehr vergessenen Slawen mit Schwert und Kreuz sich zu wenden und eine feste Mark, ein ganzes Markensystem aufzu-

bauen, von welchem, wie von fester Burg aus, der Blick sich auch rückwärts in die Reichslande werfen ließ.

Friedrich II. ist vom Schauplatz abgetreten, Schlesien ist in voller Verdeutschung begriffen, Preußen durch den deutschen Orden gewonnen, Pommern und Mecklenburg, obwohl unter slawischen Herrschern, sind in den Kreis der christlichen Länder gezogen. Aber die alten Reichslande, wie standen sie vereinzelt da! Baiern war das geschlossenste Herzogthum von allen, das aber auch bald getheilt wurde, Oesterreich mit Steiermark, Kärnthen und Krain war ein stattliches Ganzes aus vier Herzogskronen geworden, aber von dem mit dem Königstitel zum Reiche gehörigen Böhmen und Mähren bedroht, auch bald überwältigt. Es war wie ein Rückschlag der Slawen im Süden gegen ihre Unterwerfung im Norden. Wie armselig war das alte Sachsen-Herzogthum zerfetzt, sein Ueberrest noch in Sachsen-Wittenberg und Sachsen-Lauenburg, in Braunschweig und Lüneburg getheilt. Hier war keine Aussicht mehr, die Kaiserkrone durch entsprechende Ländermacht zu stützen. Ein sächsischer Kaiser der alten Art war unmöglich geworden. Die Herzogthümer Schwaben, Franken, Zähringen, sie waren verschwunden, nur Teck blieb noch eine Weile, fast nur als Titel. Dagegen bestand ein Herzogthum Ober-Lothringen, Brabant und Limburg. Der Herzog von Franken steckte im Bischof von Bamberg. Es bestanden die Markgrafschaften von Meißen, Brandenburg, die von Burgau, Namür, Antwerpen, die Pfalzgrafschaften zu Tübingen und am Rhein, die Landgrafschaften in Thüringen, Hessen, Elsaß, Leuchtenberg, die Burggrafschaften von Nürnberg, Altenburg, Meißen, das Vogtland des Reiches, die zahlreichen Grafschaften, aus dem Erbe der Herzoge entstanden, aus Sachsen (Aschersleben, d. h. Anhalt, Brena, d. i. Wettin, Mansfeld, Oldenburg, Tecklenburg, Arensberg), aus Schwaben (Hohenlohe, Eberstein, Würtemberg, Hohenzollern, Helfenstein, Calw, Uroch, Montfort, Achalm, Nellenburg), aus Franken (Nassau, Henneberg, Hanau, Katzenelnbogen), woneben Holland, Geldern, Seeland, Luxemburg, Jülich, Cleve, Berg, Altena, d. i. Mark, Holstein, Schwerin u. a., wobei der Schweiz und Tyrols und des südlichen Burgunds und Savoyens noch nicht gedacht ist. Noch waren es alles Grafen und Herren des Reiches, aber es stiegen immer neue freie Herren in diesen Stand der Un-

abhängigkeit empor, so daß die Zahl der freien Regenten Deutschlands bald fast nicht mehr zu zählen war. Und noch haben wir der geistlichen Herren nicht gedacht, an welche Friedrich II. ihr Reichsgut als eigenes für immer abgetreten hatte. Sie hatten die schönsten Theile Deutschlands im Besitz. Da standen Mainz, zugleich der Primas deutscher Kirche und der Kanzler des Kaisers, Würzburg, Bamberg in den herrlichsten Landschaften. Jenem zunächst Trier im herrlichsten Theile des Rhein- und Moselthales, dann Cöln am Niederrhein. Sie waren durch das Gut des Reiches groß geworden und kehrten die Mittel, die ihnen das Kaiserthum gegeben, gegen die Einheit der Nation; sie waren dem Papst gegenüber deutsche Fürsten, dem Kaiser gegenüber die Vertreter des Papstes, und eine List und Unwahrheit, die den deutschen Namen schändete, führte besonders in ihren politischen Verhandlungen das Ruder. Nicht durchaus eben so schlimm waren die kleineren geistlichen Fürsten, die Erzbischöfe von Bremen, Magdeburg, Salzburg, die Bischöfe von Würzburg, Bamberg, Osnabrück, Minden, Verden, Münster, Paderborn, Hildesheim, Halberstadt, Brandenburg, Havelberg, Camin, Schwerin, Ratzeburg, Utrecht, Lüttich, Metz, Toul, Verdun, Speier, Worms, Straßburg, Basel, Constanz, Chur, Lausanne, Genf, Besançon, Eichstädt, Regensburg, Freising, Passau, Brixen, Trident, die Aebte von Fulda, Corvey, Hersfeld, Reichenau, St. Gallen, Kempten, Einsiedeln u. a., aber auch sie waren Besitzer unabhängiger Herrschaften. Der beste Theil des Reiches waren noch die reichsunmittelbaren Städte, nach dem Vorbild der lombardischen verfaßt und theilweise wie diese verbündet. In ihnen erhielt sich der Sinn für die Einheit um so mehr, als sie von den benachbarten Fürsten und Herren sich stets bedroht oder geschädigt sahen. Sie waren auch die Träger der Protestationen gegen den inneren Zerfall der Kirche und die Heger der Zukunftsgedanken. Wir nennen die Namen: Aachen, Cöln, Lüttich, Soest, Dortmund, Bremen, Hamburg, Lübeck, Braunschweig, Magdeburg, Hildesheim, Mühlhausen, Nordhausen, Erfurt, Frankfurt, Mainz, Speier, Worms, Nürnberg, Augsburg, Straßburg, Colmar, Basel, Freiburg, Zürich, Bern, Eßlingen, Reutlingen, Regensburg, Ulm, Wien*).

*) Die obigen Zusammenstellungen s. Wachsmuth, Geschichte deutscher Nationalität. Bd. 1. S. 102 ff.

In diesem vielhäuptigen Deutschland erhoben die Einen Den die Andern Jenen zum Oberhaupte. Heinrich Raspe in Thüringen erlag nach kurzem Streit um den Thron, den er nach Kaiser Friedrichs Absetzung durch den Papst Innocenz IV. von den Erzbischöfen empfangen hatte. Er war jener rohe, geldsüchtige thüringische Landgraf, der aus der Geschichte der heiligen Elisabeth mit Schande bedeckt ist. Er war mit Geld zum Aufruhre bestochen, wie überhaupt der Papst keine Schande zu groß fand, auch die nicht, den Sohn Konrad zum Aufruhr gegen den kaiserlichen Vater verführen zu wollen. Wilhelm von Holland, als zweiter päpstlicher Gegenkönig nach Friedrichs Tode, stritt mit Friedrichs Sohn, dem König Konrad, um Deutschland. Dieser hatte Ober-Deutschland, Jener Nieder-Deutschland auf seiner Seite. Der frühe Tod Konrads (1254) ließ dem Gegner noch fast zwei Jahre Zeit, die er aber nicht zu nutzen verstand. Auch er starb 1256, von den Friesen erschlagen. Eine neue schmachvolle Geldsache, bei welcher die rheinischen Erzbischöfe mit unvergänglicher Schmach sich bedeckten, war die Wahl der beiden Gegenkönige Richard von Cornwall, Bruder des Königs von England, und des Astronomen Alfons von Castilien, von welchen der Erstere nur so lange in Deutschland blieb, als er Geld zu vertheilen hatte, der Andere es nie betrat. Achtzehn Jahre nach Friedrich II. Tode erlosch der Name der Hohenstaufen auf dem Blutgerüst in Neapel. In dieser ganzen Zeit war Deutschland der Rohheit, dem Raube, den Schandthaten der Großen und Kleinen überliefert. Nur die Städte hielten sich einigermaßen über dem allgemeinen Sumpf und versicherten sich des verdorbenen Raubadels und der verwilderten Fürsten durch Bündnisse, wie der rheinische Städtebund und der der Hansa.

Deutschland war von der Königsmonarchie zum Bundesstaat schon unter den Hohenstaufen geworden, nach ihnen war es ein Staatenbund. Aber auch als solcher blieb Deutschland unmächtig, weil durch das Unwesen der Erbtheilungen die Fürstenländer immer kleiner, die Familien immer ärmer, durch das Reichwerden kleiner Herren die Zahl der freien Herrschaften gemehrt wurde. Aber in dieser politisch so trostlosen Zeit war die geistige Stellung Deutschlands der Art, daß ihr Glanz noch heute fortstrahlt. Nicht die Politik der Kaiser war es allerdings, nicht das Streben der Hohen-

staufen nach Herstellung der Weltmonarchie, wie Carl und Otto der Große sie angestrebt hatten, was in diesen Jahrhunderten des allmählichen politischen Herabsinkens die Slawen und Pruthenen, die Liwen und Esthen bis hoch hinauf in den Norden germanisirte, was den fürstlichen Glanz der Handelsstädte hervorzauberte, was die gewaltigen Dome und herrlichen Rathhäuser und Klöster, Paläste und Burgen emporsteigen ließ, was der Poesie Feuer und Schwung und der Sprache musikalischen Wohllaut einhauchte. Aber an wie Vielem davon hatten schon die staufischen Kaiser selbst Theil genommen! Sollte nicht gerade die durch ihr Vorangehen ermöglichte Befreiung des Volksgeistes von dem bloßen Geplärr der Mönche und dem eintönigen Takte der kirchlichen Liturgie und seine Erhebung zu mächtigen Gedanken der Wahrheit, seine Verinnerlichung in edler Mystik, seine Ausbreitung zu umfassenderem Erkennen der Welt, wenn sie auch erst nach dem Hinabsinken der kaiserlichen Sonnen recht hervortrat, doch ihrem warmen Strahle mit zu verdanken sein? Selbst der strenge Verurtheiler der deutschen Kaiser entwirft davon ein glänzendes Gemälde*), vergißt aber dem Walter von der Vogelweide zuzuhören, wenn er seine Staufenherrscher ansingt und in ihrer Königsmacht den Schutz der Poesie und aller edlen Künste verehrt.

Deutschland mußte sich selbst zu helfen suchen, wenn etwas aus ihm werden sollte. Die Königswahl war ihm unbedingt zurückgefallen, weil kein Königsgeschlecht mehr auf dem Plane stand. Die Carolinger, die Sachsen, die Salier und die Staufen waren durch erbliche Glieder Eine fortlaufende Kette gewesen. Rudolph von Habsburg wurde gewählt und gekrönt, ein oberdeutscher Graf, der den mächtigen Fürsten keine Gefahr drohte, während sie einander von der Krone fernzuhalten suchten. Denn jetzt herrschte in Deutschland die Fürsten-Aristokratie. Mit Rudolph von Habsburg hatte in den Reihen der kaiserlichen Heere unter Friedrich II. sein Freund und Verwandter Friedrich von Hohenzollern, Burggraf von Nürnberg, gekämpft. Beide hatten, als die Wagschale der Hohenstaufen so hoch hinaufstieg, mit den Gegnern sich verständigt, beide gehörten zu den reichsten und angesehensten Grafen im Süden Deutschlands.

*) v. Sybel, S. 74 f.

Aber wie verschieden an Geist und Charakter die beiden Grafengeschlechter! „Der derbe praktische Schweizer, der sich selbst sein Wams flickte, hat nie den Geist und die Art der nördlichen Deutschen verstanden, während der fränkisch verfeinerte Hohenzoller mit seiner edlen Bildung sich in die spätere Beherrschung der märkischen Junker mit ihren Lederhosen und Lehmbaracken trefflich zu schicken wußte.“*) Jetzt half der Hohenzoller den Habsburger erheben. Die sieben Kurfürsten traten hier zum zweitenmal hervor und von jetzt an galt ihr alleiniges Wahlrecht ohne Gesetz darüber. Die Aristokratie fand darin ihren vollen Ausdruck. Brandenburg hatte wegen der Größe und Wichtigkeit seiner Lande eine Wahlstimme, Böhmen konnte man sie nicht versagen, Sachsen und Baiern verstanden sich wie die drei rheinischen Erzbischöfe von selbst. Das Volk war von der Königswahl natürlich himmelfern, und dennoch bildete sich das nationale Selbstgefühl auf dem Grunde der eignen freien Königswahl, die immer mehr auch als Kaiserwahl betrachtet wurde, so daß nicht mehr der Besitz Italiens und Roms als Vorbedingung des Kaisertitels erschien. Der römische Kaiser trat heute vor dem deutschen König zurück. Dieser aber war in Rudolph für die Wiedererhebung der kaiserlichen Macht glücklich gewählt. Zwar war er nicht mächtig genug, um nicht für seine Erhebung den geistlichen Kurfürsten sich durch Reichsgut dankbar erweisen zu müssen, aber eben diese machte ihm klar, daß die Hausmacht für die würdige Behauptung des Ansehens im Reiche unerläßliche Forderung sei. Sein Bestreben ging daher unabläßig in dieser Richtung und die Würde und Stellung des Reiches mußte hiefür bestens ausgenutzt werden. Man kann sagen, daß er den Weg der Hohenstaufen verfolgte, nur war der nüchterne Schweizer von den Träumen der italiänischen Macht frei, welche das Kopfkissen jedes Staufers umringten. Vor Allem erwarb er auf dem Wege der Eroberung und der kaiserlichen Belehnung Oesterreich mit Steiermark, Krain und die wendische Mark für sein Haus. Dies war und blieb der Kern seiner Macht. Seine Besitzungen in Alemannien d. h. der vordern Schweiz und Oberschwaben wurden durch die Zurücknahme

*) Foß: Zeitschrift für preußische Geschichte und Landeskunde. Bd. 4. Berlin 1867. S. 464.

verschleuderter Hohenstaufengüter verstärkt, Reichsgut wurde aus den unrechten Händen zurückgeholt. Rudolph konnte diese Schritte thun, weil zwischen ihm und dem Papst, der, jetzt von Frankreich bedrängt, zur Nachgiebigkeit geneigt war, gutes Einvernehmen herrschte. Italien begehrte er nicht, und der Papst besaß es nicht. So blieb ihm der Arm frei, um in Deutschland zu schalten. Der bedrohlichste Gegner, der Böhmische Ottokar, dem er Oesterreich abgewonnen, wurde nochmals gebeugt und endlich in der Schlacht getödtet. Jetzt fing Rudolph an Frieden zu stiften, Einigungen zu schließen, die ältesten Mißbräuche bald mit milder, bald mit starker Hand zu lösen, wobei ihm der Umstand half, daß die rein weltlichen Kurfürsten seine Schwiegersöhne geworden. Ein so kluger Herr, wie dieser Rudolph war, wußte die verschiedenen Mittel zur Stärkung seiner Macht so zu nutzen, daß er zwar nicht Erblichkeit der deutschen Krone in seinem Hause, aber doch die höchste Wahrscheinlichkeit der Wahl seines Sohnes als Nachfolger erzielen konnte. Nur die schlimmen Zustände des Zwischenreichs erklären die Lobgesänge, welche über den Frieden Deutschlands unter seinem Walten erschollen, denn besser war es allerdings geworden, aber lange noch nicht gut. Noch immer war das Land voll Fehden. Aber die Thätigkeit war doch jetzt auf Deutschland allein gerichtet. Gleichwohl hatten die Kurfürsten keine Lust zu seinem Sohne Albrecht, der sich bis jetzt nur durch rücksichtslose aber mißlungene Versuche für Rechnung seiner Hausmacht hervorgethan hatte; auch hatten dieselben, insbesondere die drei geistlichen, die freie Wahl so vortheilhaft für ihre immer durstigen Cassen gefunden, daß ihnen der Meistbietende der liebste, und jeder Vorzug zu Gunsten der Kaiserfamilie zuwider war. Adolph von Nassau konnte seine Wahl nicht bezahlen, er mußte verkehrt handeln, um Geld zu erwerben. So brach er zusammen. Er fiel ehrenvoll, von der Hand seines Gegners Albrecht wie man meint, in der Schlacht. Dieser war unbestrittener König, aber seine Ermordung gab den Kurfürsten von Neuem Gelegenheit, ihren Grundsatz der freien Wahl geltend zu machen. Sie fiel auf den Luxemburger (Lützelburger) als Heinrich VII. Er war der Mann, um das Reich wohl und kräftig zu verwalten, aber ihn ergriff der Gedanke, der dem Kaiser Rudolph fern geblieben, Italien unter seine Flügel

zu nehmen. Im Reiche brachen bei seiner Abwesenheit allenthalben die Fehden wieder los, und er selbst erlag in Italien dem sittlich und politisch verkommenen Zustande der Städte und Herrschaften wie dem Klima. Die Fürsten, die sich so sehr als Herren in Deutschland fühlten, steuerten den Unruhen, die besonders in den Städten ausbrachen, nur wenig und nicht mit der Unparteilichkeit, womit der Kaiser es gethan haben würde.

Ludwig der Baier folgte, dem Friedrich von Oesterreich als Gegenkönig gegeben und zuletzt von ihm als Nebenkönig behalten wurde. Unter seiner Herrschaft traten Wirkungen der Hohenstaufen-Zeit in Deutschland hervor, theils Bestätigung der kaiserlichen Ideen der Hohenstaufen, theils Entwicklung der von ihnen stammenden Samenkörner. Eine politische Lehre wurde in Deutschland laut, welche Staat und Kirche in ihrer Bedeutung einander entgegenstellte und die Sphären beider gegen einander abgrenzte. Die staufischen Kaiser hatten wohl erkannt, daß die Kirche sich über ihr Wesen hinaus fremde Rechte anmaßte, vielleicht hatten sie ihrerseits die Grenzen des Staates auch nicht streng eingehalten. Jetzt wurde der evangelische Grundsatz: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist und Gotte, was Gottes ist" in einer Weise laut, die nicht mehr als ketzerisch betrachtet wurde. Das Volk, als die von Gott geschaffene Quelle der Herrschergewalt, wurde geltend gemacht und ihm ein eigenes Recht, sich seine Leiter und Gebieter zu wählen, zugesprochen. Der Fremde, und wäre es auch der Papst, hätte dabei zu schweigen.*) König und Volk wurden im Unterschied vom hohen Adel (Fürsten) und Klerus als zusammengehörig betrachtet. Diese Lehre hätte, zur Zeit Friedrichs II. ausgesprochen, zum Scheiterhaufen geführt. Nunmehr wurde sie ruhig angehört. — Weniger öffentlich, aber doch weit verbreiteter, bewegte sich in seiner Zeit, die überhaupt die der Associationen, der geheimen und öffentlichen Bünde war, die kirchliche Opposition. Die Städte waren ihr Hauptsitz, aber auch die Kurfürsten und Fürsten erklärten, der Papst habe in weltlichen Dingen nichts zu gebieten, sei vielmehr selbst dem allgemeinen Concilium der Kirche unterworfen, ja selbst

*) v. Sybel, S. 80. Vergl. Eichhorn, deutsche Staats- und Rechtsgeschichte. Bd. 3. § 393.

Franziskaner und Dominikaner Mönche mißachteten das päpstliche Interdict und feierten den Gottesdienst trotz desselben fort*) und predigten auf öffentlicher Kanzel die Lehre vom selbständigen Rechte der weltlichen Obrigkeit. Wenn die Männer des Geistes und der Wahrheit wie David von Augsburg, wie Mönch Berthold, wie Tauler von Straßburg die Kanzel bestiegen, so faßten die großen Dome die Zuhörer nicht mehr. Es war ein Umschwung der Geister nach dieser Seite eingetreten. Die Verlegung des Papstsitzes nach Avignon, wo der Statthalter Christi ein Werkzeug französischer Politik wurde, die Aufstellung zweier Päpste zugleich, in Rom und in Avignon, mußten auf die Entwerthung des Papstthums ganz anders wirken, als der Streit von Gegenkaisern auf die des Kaiserthums. Die Gottesfreunde wurden nunmehr neben ihren ursprünglichen mystischen Vätern durch Waldenser und andere sich an das Wort Gottes in deutscher Sprache haltende Protestanten verstärkt, und ihre Conventikel in den Städten, besonders den oberdeutschen und rheinischen, fanden Schutz an dem freisinnigen Bürgerthum, welches auch die innere Verfassung der Städte dahin änderte, daß nicht mehr blos die „Geschlechter" der städtischen „Ritter" (Patricier) allein das Regiment hatten. Hier war etwas Volksthümliches unverkennbar. Die um ihre Freiheit von dem Landadel gebrachten Bauern flüchteten mit dem Rest ihres Besitzes hinter die festen Mauern der Städte, wurden „Neubürger" und brachten den Groll gegen den räuberischen Adel mit. Die Städte wurden demokratischer, und von dort aus verbreitete sich wieder der Geist der Association gegen die Anmaßungen der kleinen Gewaltherren auch über ihre Mauern hinaus.**) Während der Geist der Dichtung von dem verwilderten Adel wich, ließ er sich in der Werkstätte des städtischen Handwerkers nieder und der „Meistergesang" trug die freien Worte ins Land hinaus. Auch dies war eine Nachwirkung der hohenstaufischen Gedanken und Plane, und wir sehen nochmals dieses hochbegabte Kaisergeschlecht in seiner geistigen und politischen Einwirkung auf Deutschland. Hätte Ludwig es verstanden, sich an die Spitze besserer Ideen zu stellen, er hätte mit seiner bairischen

*) Souchay, a. a. O. Bd. 3. S. 231 f.

**) Eine gute Darstellung dieses Herganges gibt Souchay, Bd. 3. S. 206 ff.

Hausmacht, als durch Johann des Luxemburgers Tod auch Böhmen wieder frei wurde und von ihm vergeben werden konnte, mit den Städten und dem ghibellinischen Theile des Adels und des Volkes eine feste Machtregierung erzielen können. Aber ihm fehlte der helle Blick, der politische Schwung und die Kraft des Charakters, und abermals ging eine günstige Zeit für Deutschlands innere Einigung ungenützt vorüber. Vielleicht wohnte ihm noch zu viel aristokratisches Gefühl bei, um auf die Volkskräfte sich auch politisch zu stützen, wie er es kirchlich doch thun mußte. Das Volk sah noch in ihm seinen Hort gegen die kleinern Machthaber und hätte ihm jeglichen Beistand geliehen. Aber das allgemeine Streben ging auf festere Sicherung der Landeshoheit, und Ludwig hatte sich den Besitz Brandenburgs zu erwerben gewußt, genug, um darüber den Verlust Burgunds für das Reich zu ertragen. Er nahm an den gemeinsamen Bestrebungen Theil und schwächte die Königsmacht.

Ein neuer Stern schien aus dem luxemburgischen Hause mit der Wahl Carls IV. (1346) aufzugehen, dem gegenüber der Gegenkönig Günther von Schwarzburg gleich verschwand. Er besaß Böhmen und erwarb die Lausitz, Schlesien, die Oberpfalz und Brandenburg. Dieses war eine nordische Macht und hatte als solche eine Kurstimme, wie auch Böhmen. Zwei derselben waren in seiner Hand und er bedurfte nur der Gewinnung zweier, um seinem Hause die Krone zu sichern. Auf die baierische konnte er nicht zählen, darum schloß er sie aus und setzte die Rheinpfalz allein in ihre Rechte, auf die sächsische eher, weil er Sachsen-Wittenberg von der Mitwirkung Lauenburgs befreit hatte, die geistlichen Herren waren mit Geld zu gewinnen. — Darum konnte er es wagen, die Königswahl, nachdem schon der päpstliche Einfluß durch die Erklärung sämmtlicher Kurfürsten für immer zurückgewiesen war, fest zu ändern und dadurch dem Collegium der sieben Wahlfürsten eine dauernde Verfassung zu geben. Es geschah durch die sogenannte goldene Bulle, in welcher zugleich die Kurfürsten als völlige Landesherren eingesetzt wurden. Durch dieses Actenstück war das Wahlreich in der höheren Stufe der Fürsten-Aristokratie abgegrenzt und doch zugleich das Erbreich möglich gemacht, wenn der Kaiser die Stimmenmehrheit für sein Haus sicherte. Dies wurde ihm um so leichter, je größer sein Besitz war. Die Vergrößerung war daher das allgemeine

Streben der Großen und Kleinen. Das bei der Königswahl zurückgesetzte Haus Habsburg bereitete sich in dieser Weise für eine glänzende Zukunft vor, um dereinst die Luxemburger wieder zu verdrängen. Es besaß nach Carls IV. Herrschaft außer Oesterreich, Steiermark und Krain auch Kärnthen, Tyrol, Feldkirch und Pludenz, Breisgau, Oberschwaben und Grafschaft Pfirt im Elsaß, eine zusammenhängende Länderkette von der Grenze Ungarns bis an die Burgunds. Baiern war mehrfach getheilt, in Ober- und Niederbaiern und in die Rheinpfalz, zu welcher die Oberpfalz am Main kam, bis diese an Böhmen vergeben ward. Dies waren neben Böhmen und Brandenburg die mächtigsten Ländercomplexe; die ihnen am nächsten stehenden deutschen Landesfürstenmächte waren die geistlichen Fürstenthümer Cöln, Trier, Mainz, dazu dann Osnabrück, Hildesheim, Fulda, Bamberg, Würzburg, Speier, Bonn, Straßburg und viele andere, sie alle von kleinern reichsfreien Grafschaften, Herrschaften, Städten in buntester Weise durchwirkt. Die Besitzthümer des Hauses der Grafen (Herzoge) von Meran in Ostfranken (Anspach, Baireuth, Kulmbach) hatten die Burggrafen von Nürnberg, welche auf der dortigen Reichsburg als Vögte der Kaiser und als Landrichter walteten, die Grafen von Hohenzollern inne, ein weises, kluges, sparsames und durch Bildung und Energie hervorragendes Geschlecht, das, wie früher mit Rudolph von Habsburg, so jetzt mit Carl IV. fest zusammenging. Daneben wuchsen durch gleiche Mittel die tüchtigen Grafen von Würtenberg, durch den Verfall des Staufenhauses bereichert, zu Herzögen heran. Diesen benachbart die Zähringischen Theilerben in Baden, welche von der Mark Verona (einem Reichsamte der Zähringer) den Markgrafentitel behalten hatten. Burgund ging zu dieser Zeit dem Reiche fast ganz verloren und kam an Frankreich, Lothringen hielt sich kaum. Die niederländischen Herrschaften (Luxemburg, Limburg, Brabant, Geldern, Seeland, Cleve, Jülich, Berg und Mark) waren getheilt in verschiedenen Händen, Hessen, Henneberg und die niederdeutschen Stifter besaßen das jetzige Westphalen und Hannover, zwischen Weser und Elbe lagen Braunschweig und Lüneburg, an diese schloß sich die sächsische Herrschaft von Wittenberg, zu der das ferne Lauenburg als Nebenzweig gehörte, wurde aber von der höheren Macht der Markgrafen zu Meißen überragt, diesem Herr-

schaftsgebiete der Grafen von Wettin, welche mit der meißnischen Mark auch die Ostmark sowie die beiden thüringischen Marken vereinigt hatten. Früher hatte das anhaltische fürstliche Haus (Askanien, Aschersleben) Brandenburg beherrscht, es war aber ausgestorben, und nun waren die Anhalter zu Landgrafen herabgesunken. Nördlicher lag Holstein, ein deutsches Land, neben den nordischen Herrschaften der mecklenburgischen und pommerschen Herzöge.*) Die Beschränkung auf Deutschland war der herrschende Zug der Politik Carls IV., wobei allerdings zu Deutschland alles germanisirte oder in Verdeutschung begriffene Slawenland gezählt wurde. Waren doch die Lande seiner Hausmacht sämmtlich dieser Art.

Aber der neue Stern war bald von zweifelhaftem Lichte. Seine Vorliebe für Böhmen, das er wohl zu regieren suchte, seine Unbeständigkeit und Unfestigkeit bei den Fehden, Räubereien, Bündnissen im Reiche, seine unnöthige Devotion gegen den Papst, seine unerleuchtete Frömmigkeit, sein schwungloses Trachten nach Besitz und Geld wendeten ihm die deutschen Herzen ab. Er verzehrte seine Zeit in halben Schritten und erfolglosen Versuchen, nur das Eine glückte ihm, seinen Sohn Wenzel zum König wählen zu lassen. Daß dieser weder das Geld sparte, noch sich an die Pfaffen und die Fürsten hielt, wie ihm sein sterbender Vater gerathen, sondern lebenslustig dahinbrauste, lieber den czechischen Prediger Huß als die römischen Bischöfe hob, mehr den Städten als den Fürsten sich anschloß, konnte ihm persönlich eher die Herzen gewinnen, war aber für das Reich ein Fehlgriff, weil die Hussiten den Deutschen feindlich, die Städte den Fürsten nicht gewachsen waren. Er hätte 50 Jahr früher mit dieser Politik kommen und nicht der Trunkenheit verfallen müssen. Der Kampf des Adels und der Städte entschied sich während seiner Regierung zum Nachtheil der letzteren. Mit ihm verband sich ein Bauernkrieg gegen Adel und Klerus. Es drohte Alles aus den Fugen zu gehen oder wie Sybel schön sagt: „Der Boden des mittelalterlichen Daseins erzitterte in seinen Fundamenten.“ Wie sehr noch immer die römische Kirche zu diesen Fundamenten gehörte, zeigte sich in dem allgemeinen Ruf nach Reformation derselben. Als Mittel erschien je länger je mehr, beson-

*) Eichhorn, Bd. 3. § 399.

ders als gar drei Päpste Anspruch an die Kirchengewalt machten, ein allgemeines über dem Papst stehendes Concilium, bei welchem der Kaiser und die Fürsten ebenso bedeutend wären, als die Bischöfe und Doctoren.

Wycliff's Angriffe und Lehren in England, Johann Huß's Wirken in Böhmen trafen freilich das Papstthum nicht ins Herz aber doch in wichtige Organe. Sie konnten es gefährlich verwunden aber nicht tödten. Der Uebergang der höchsten Kirchengewalt an das weltliche Regiment oder gar an eine nur zuweilen tagende Kirchenversammlung vermochte bei der Gestalt der Kirche, wie sie nun einmal war, nicht zu helfen. Wenzels Zeit war vorüber, der Kurfürst Ruprecht von der Pfalz wurde von seinen Collegen gewählt, aber er galt nichts und bekam einen Gegenkönig an Sigismund von Brandenburg und Ungarn. Soweit hatte doch Carl's Bulle gewirkt, daß sein Geschlecht auf dem Throne blieb. Denn Sigismund, sein zweiter Sohn, wurde Ruprechts Nachfolger (1411). Er war durch Heirath König von Ungarn geworden. In demselben Jahre, da er die deutsche Krone erlangte, unterlag in Preußen der deutsche Orden dem König von Polen und schien damit der Rückschlag der Slawenmacht gegen die deutsche Ausbreitung zu beginnen. Dies war die traurige Wirkung davon, daß dort im Nordosten die deutsche Kraft längst vernachlässigt worden. Der Heldenstamm der Askanier in Brandenburg war ausgestorben, die Baiern, die Luxemburger hatten das Land erworben, Sigismund hatte es an Jobst von Mähren verpfändet, dieser es blos als Geldquelle behandelt. Jetzt traf der Schlag, der hätte abgewendet werden können. Wie Carl IV. an Frankreich, so überließ Sigismund an Polen wichtige deutsche Gebiete, die freilich zum Reiche nicht gehörten.

Der entsetzliche Zustand der Kirche drängte sich als die Hauptfrage seines Lebens ihm entgegen. Die Päpste waren verworfene Creaturen geworden, Muster aller gemeinsten Laster und Schandthaten. So Alexander VI. und Johann XXIII., gleich als ob sie das Gegentheil der zehn Gebote in ihrer Person und in ihrem Leben exemplificiren sollten. Mit der bloßen Absetzung dieser Scheusale (wie auf dem Concil zu Pisa 1409) war nichts geholfen. Denn die Cardinäle wählten aus ihrer Mitte nur ähnliche wieder.

Die böhmischen Prediger wiesen auf einen anderen, gründlicheren Weg. Aber leider! waren sie zugleich Vertreter der slawischen Nationalität gegen die Deutschen und ihr Sieg darum im Interesse aller germanisirten Lande nicht zu wünschen. Sigismund aber war nicht der Mann, um solchen Gegensätzen ausgleichend durch eine großartigere Auffassung und Behandlung zu begegnen. Die Verbrennung der Doctoren Huß und Hieronymus auf dem Concil zu Kostniz (Constanz) konnte nur die Hoffnung auf wahre Abhülfe benehmen und die Böhmen zu fanatischer Wuth steigern. Das Concil zu Basel (1431 ff.) verglich nach elfjährigem die sächsischen Länder und andere Nachbarlande Böhmens furchtbar verödendem Kriege mit den Hussiten die Sache durch halbes Nachgeben, und die gründliche Reformation unterblieb. Das Einzige, was Sigismund, der die Schweiz für das Reich verlor, für Deutschland Wichtiges gethan, bestand in der Belehnung Friedrichs von Hohenzollern, des Burggrafen zu Nürnberg, eines Mannes, der selbst der Kaiserkrone nahe stand, mit dem Kurlande Brandenburg (1411). Mit Sigismund starb der luxemburgische Stamm (1437) aus und Habsburg trat mit Albrecht II. (1438) und Friedrich III. (1440) wieder in die Kaisererbschaft ein, um sie nie wieder auf lange zu verlieren. Habsburg und Hohenzollern war von nun an in steigendem Maße der innere Reichs-Gegensatz, wie früher Welf und Waiblingen, obwohl für längere Zeiten noch das meißensche Fürstenhaus in Sachsen neben Brandenburg gleich mächtig da stand. Ehe wir der Reichsfrage weiter folgen, gebührt es sich, die beiden Häuser und ihre Stellung ins Auge zu fassen.

IV.

Die deutschen Mächte in ihrem Werden.

Die nordöstliche Mark gegen die Slawen entwickelte sich unter den sächsischen und salischen Kaisern ebenso zu einem ganzen Markensystem, wie es die südöstliche und die östliche Mark thaten. Man kann die Zeit der Hohenstaufen als den Abschluß dieser Bildungen betrachten. Dort war Brandenburg, in der Mitte Sachsen und Baiern, im Süden Oesterreich das Ergebniß derselben. Man kann mit Recht sagen, daß in diesen Schöpfungen, wie in denen anderer deutscher Staatenansätze, eine überquellende Kraft deutschen ursprünglichen Lebens hervortrat, welche zu bewältigen und in die Einheit zu binden das Kaiserthum nur in geringem Grade vermochte. Ueberall war hier die Verschmelzung der so nahe verwandten deutschen und slawischen Nationalität die beständige Aufgabe. Aus ihrem Gelingen erwuchs eine Volksart, deren durchaus deutsches Gepräge doch einen beigemischten fremdartigen Zug behielt. Gründlicher zwar und eindringender war die Verschmelzung in dem nordöstlichen und östlichen, als in dem südöstlichen Markenland, daher dort der Charakter völliger deutsch als hier. Die ganze ernste Sprödigkeit und Innerlichkeit der deutschen Art, das energische Festhalten an väterlicher Sitte und Lebensordnung, der Argwohn gegen Neues, der Fleiß und die Sparsamkeit wurde herrschend in den Markenbauern, während sich die slawische Biegsamkeit und Zähigkeit, die slawische Neigung zur Annahme fremder Sitten und Formen, das Mistrauen der Unterjochten gegen die siegreichen Beherrscher, dabei die Neigung zu sinnlicher, lustiger Ungebundenheit und zu heftigen Erregungen, z. B. durch Getränke, auch an den deutschen Colonisten heranschlich. Selbst der zum Edelfreien emporgestiegene Besitzer konnte sich der weichen und gewandten Rohheit nicht in die Länge erwehren, die dem Slawen aller Stände eignet. Nur zu der harten, anhaltenden Arbeit der Deutschen konnte sich der Slawe nicht bequemen und wollte lieber fischen und schiffen und als Händler umherziehen oder der Schweine-

zucht obliegen. Er blieb gutmüthig beim Alten, indeß der Deutsche unruhig drängte und verdrängte. Je völliger aber die gegenseitige Durchdringung der beiden Arten vollzogen wurde, wenn es dabei gelang, die schlimmsten Charakterzüge und sittlichen und ökonomischen Versuchungen der slawischen Seite zu überwältigen, ein desto tüchtigerer Volksschlag mußte aus dieser Arbeit der Geschichte hervorgehen*). Dabei hatte das Christenthum, welches mit den Eroberern zugleich kam, einen bedeutenden Theil der Leistung zu übernehmen. Ob es in der Zeit, in welcher es in den verschiedenen Slawenländern zuerst auftrat, dazu die volle Macht besaß, ist eine noch nicht genug erwogene Frage. Die karolingische Eroberung war mit dem Zwange zur Religionsänderung verbunden gewesen, die Bekehrung als politische Bürgschaft verlangt worden. Dies wurde maßgebend auch für die weitere Colonisirung. Je später dieselbe stattfand, desto mehr war die Urgestalt des Christenthums den Bekehrern fremd geworden. Denn Niemand wird läugnen wollen, daß das Christenthum, welches der deutsche Orden nach Preußen trug, welches Otto von Bamberg den Pommern brachte und welches die Schule des Bonifacius im Sachsenlande predigte, recht bedeutende Unterschiede zeigte, wenngleich das Kirchenthum nach dem Einheitsmaße von Rom dasselbe war. Das Christenthum brachte den Slawen zunächst fremde Herrschaft und kirchliche Abgaben (Bischofszins), daher es nicht sofort tief ins Herz des Volkes drang. Der Gegenkampf blieb nicht aus, und was die sächsischen Kaiser gewonnen, das verloren die salischen wieder. Die Elbe war fast wieder die Slawengrenze geworden, als der Askanier Albrecht der Bär die Mark erhielt und Schritt für Schritt nach Osten und Süden vordrang, bis er das Aeußerste der früheren Marken (die Neumark und die Landsberger Mark) hinter sich gelassen.

Die Colonisirung, wie sie von ihm und seinen Nachkommen gehandhabt wurde, schob zwar die Slawen in die Wälder und

*) Es war daher im vorigen Jahre ein recht thörichter Mißgriff, wenn ein Schriftsteller, der seine Laufbahn vor bald 40 Jahren mit geographischen Arbeiten eröffnet hatte, es dem preußischen Staate als Schmach vorwarf, daß sein Stammvolk aus germanisirten Sorben, Wenden und Obotriten, bestehe, also nicht recht deutsch sei.

Bruchländer zurück, oder nöthigte sie, in eigenen Dörfern zu wohnen, oder machte sie zu Tagelöhnern. Aber vernichtet wurden sie von ihnen nicht, wie in so furchtbarem Maße von Heinrich dem Löwen. Die zahlreichen Städte (über 100), welche die Askanier gründeten, waren eben so viele Mittelpunkte der Germanisirung. Durch die Zeit der Hohenstaufen hindurch wuchs die Macht und der Besitz des Heldengeschlechtes, und während der ärgsten Zerrüttung Deutschlands blühte die Herrschaft seiner Nachkommen, wie keine sonst. „Es gab der Zeit kein deutsches Fürstenthum von größerem Umfange, von geschlossenerem Gebiet, keines, das eine so bedeutende Sphäre selbständiger Politik gehabt hätte; es entriß dem Dänen die Suprematie über die Südküsten der Ostsee“*). Der Markgraf war hier alleiniger Herr, wohl dem Kaiser und Reich verpflichtet, aber ohne mit Land und Leuten ihm verfangen zu sein. Es gab hier keine Reichsstädte, Reichsdomänen, keine Reichsgrafen und Reichsritter, sondern ungestörten Besitz des Markgrafen, nachdem er einmal, wie die anderen Reichsfürsten, Landesherr geworden. Es war eine Besatzung und ihr Befehlshaber Herr des Bodens. Daher in diesen Fürsten und ihrem Volke ein Schwung und ein stolzes Kraftbewußtsein, wie kaum irgendwo in Deutschland. Das Ritterwesen, welches jeden Ritter dem andern gleichstellte, ließ diese militärische Landesherrschaft bei aller Straffheit des Waltens von Seiten der Markgrafen doch als eine Art Republik erscheinen. Die Dienstmannen des Fürsten und die freien Edlen auf ihren Gütern waren einander wesentlich gleich. Eine große Zahl solcher kleinerer Herren durch die Marken und auch im jetzigen Sachsen bis nach Westphalen diente den Markgrafen. Daher die große Zahl der adlichen Gutsherren noch heute in diesen Landen. Sie unterschieden sich bei sonstiger Verwandtschaft durch die Ortsnamen, und es mußten slawische Ortschaften in unzähligen Fällen auf diese Art die Familiennamen deutscher Männer hergeben. Die Kriegsmacht der Markgrafen beruhte auf der Gestellung von Mannschaft und Pferden auf Grund der Lehenshufen. Burgen durfte nur ein freier Ritter haben, aber in der Zeit der baierischen und luxem-

*) J. G. Droysen: Geschichte der preußischen Politik. Bd. 1. (Berlin 1855). S. 25.

burgischen Herrschaft wurde viel Mißbrauch getrieben, und die Raubjunker bauten sich ihre festen Nester, von wo aus sie die Dörfer und die Handelszüge der Städte plünderten. Tief herabgekommen, verarmt und in allen Beziehungen zerrüttet fand Friedrich von Hohenzollern die Marken. Aber er übernahm dennoch ein Land und Volk, aus dem Tüchtiges sich gestalten ließ. Er brachte das Motto mit: „Vom Fels zum Meere", die kürzeste Formel für die Weissagung des deutschen Landes über seine Geschichte. Noch hatten die Slawen die Strommündungen inne, aber das Geschlecht war auf dem Plane, welches sie für Deutschland gewinnen sollte, und es war aus dem obern (Schwaben), durch das mittlere (Franken) in das nördliche Deutschland (Brandenburg) gewandert. Es war der allgemeine Zustand des Reichs, der sich auch in den Marken wiederspiegelte. Die Kleinherren waren vereinzelt und in regelloser Unabhängigkeit. Nur vorübergehendes Abkommen oder das Recht des Stärkeren gaben die Grenzen des willkürlichen Thuns. Geistliche und weltliche Herren, Bischöfe, Aebte, Grafen und Barone waren ihre eigenen Obrigkeiten, auch der Landesherr konnte nur durch Verträge das sichern, was ihm kraft seines Amtes gebührte; aber freilich er betrachtete seine Stellung nicht mehr als Amt, sondern als Besitz, und die Kaiser selbst, von den Hohenstaufen an, hatten ihr Siegel auf diese Betrachtung gedrückt. Die Städte waren jede für sich nicht minder selbständig, aber in ihrem Innern in festere Ordnung verfaßt, eigentlich kleine Vorbilder des modernen Staates. Ihre Bündnisse machten sie zur gewaltigen Macht. — Dieser Zustand war jedoch unter den liederlichen Herrschaften der Luxemburger zum Gräuel ausgeartet, zum Kriege Aller gegen Alle. Dazu kam, daß seit dem Erliegen des Deutschordens in Preußen das slawische Polen machtvoll heranblühte, in Böhmen die Czechenwuth gegen Deutsche aufflammte. Es bedurfte eines deutschen Mannes, der selbst als Fels dem anstürmenden Meere entgegenstand. Ein solcher war Friedrich.

Die Grafen von Hohenzollern in mehreren Linien kommen seit der Zeit Heinrich's IV. als tüchtige Männer vor, deren Stammburg, der Hohenzollern in der Nähe von Tübingen, ebenso eine der aus der schwäbischen Alb vortretenden Kuppen ist, wie der Hohenstaufen weiter nach Nordosten und wie die Teck zwischen beiden.

Ihre Güter lagen theils dort in der Nähe, theils weiter südlich dem Bodensee zu, theils westlich im Elsaß. Ueberall finden wir sie als fromme Ritter, die Klöster und Kirchen begünstigten und begabten, als tapfere Krieger, die auf der Seite der Kaiser, Heinrichs IV., Heinrichs V., Lothars, der Hohenstaufen standen, ebenso aber auch als kluge Männer im vertrauten Rathe Friedrichs I. und Heinrichs VI. und Philipps von Schwaben. Unter dem Kaiser Rothbart war es der Graf Friedrich III. von Hohenzollern, der mit der einzigen Tochter des Grafen von Raabs in Oesterreich, des Burggrafen Conrad II. zu Nürnberg, vermählt war. Er folgte diesem in der Burggrafschaft der kaiserlichen Reichsburg, an deren Fuße die Kirche des heiligen Sebald, eines Bekehrers der Franken, und ein Schottenkloster zu St. Aegidien bestand und durch Heinrichs III. Verleihung der Stadtrechte die Stadt Nürnberg sich blühend entwickelt hatte. Er hieß als Burggraf Friedrich I. und war durch seine Schwiegermutter Erbe fränkischer Grafengüter (wahrscheinlich der Grafen von Abenberg).*) Sie lagen theils in der Gegend von Nürnberg, Heilsbrunn und Anspach, theils im Baireuther Lande; überdieß besaßen die Burggrafen Erbgüter in Oesterreich (von den Grafen von Raabs ererbt), welche noch bis ans Ende des vorigen Jahrhunderts ihnen gehörten und die ersten Geschlechter Oesterreichs an Brandenburg lehenspflichtig erhielten. Wir nehmen davon hier Kenntniß, um die mehrfache Verflechtung der nunmehr niederdeutsch werdenden Hohenzollern mit Oberdeutschland in Erinnerung zu bringen. Merkwürdig muß uns sein, daß dieselben Hohenstaufen-Kaiser, welche die Askanier in der Erwerbung der Markenherrschaft begünstigten, auch schon ihre späteren Nachfolger emporgebracht haben. Wenn das hohenstaufische Kaiserthum für die Fürstenhäuser Brandenburgs so sehr zur eigentlichen Wurzel ihres Daseins als solcher gehörte, wenn Friedrich I. mit den hohenstaufischen Herrschern so vertraut erscheint, so ist wohl die Vermuthung erlaubt, daß er auch an den Anschauungen dieser Kai-

*) Diese Notizen und mehreres Nachfolgende sind vollständig begründet in: A. F. Riedel, Die Ahnherren des preußischen Königshauses bis gegen Ende des 13. Jahrhunderts. Berlin 1854. Hier ist zum erstenmale der Beweis unwidersprechlich geführt, daß die Burggrafen von Nürnberg wirklich die Nachkommen der schwäbischen Hohenzollern waren.

ser sich geistig betheiligt haben werde. Ihre großartigen Reichsgedanken, ihre Stellung zu dem Zerrbild, welches die Päpste aus der Kirche gemacht hatten, ihre nahe Verbindung mit dem Schottenkloster zu Nürnberg, welches der Vertreter einer nichtrömischen, echt christlichen Lehre, wenigstens durch die Erinnerung an die früheren schottischen (irischen) Glaubensboten war, läßt Raum für die Vermuthung, daß dem Hohenzollernstamm schon seit lange her eine höhere Auffassung von Staat (Kaiserthum und Reich) und Kirche eigen war, als die herrschende.

Die Burggrafen von Nürnberg, Conrad II. und Friedrich II. (der letztere später alleiniger Besitzer der schwäbischen Stammgüter), wandten sich zwar nach Philipps von Schwaben Ermordung dem König Otto IV. zu, weil für den Kaisersohn Friedrich II. nichts zu hoffen schien, aber auch entschieden wieder zu diesem, als er in Deutschland erschien. Conrad ist sein Begleiter, Rathgeber und Kampfgenosse in Deutschland und Italien, bis die Berathung des Knaben Heinrich VII. ihn nach Deutschland ruft. Gleichsam als zweiter Vormund (neben Herzog Ludwig von Baiern) steht er diesem unglücklichen Kaisersohn zur Seite, vermag aber dessen thörichte zweimalige Empörung nicht zu hindern, ist Zeuge der Verzeihung und des nochmaligen Gerichts über den abtrünnigen Sohn, wirkt wieder in der unmittelbaren Nähe des Kaisers selbst. Schwerlich aber reichte die Geisteskraft und Geistesfreiheit des alternden Mannes weit genug, um noch den furchtbaren Anklagen der Apostasie und der Gotteslästerung gegenüber, welche der Papst gegen Friedrich schleuderte, bei diesem auszuharren. Dem angedrohten Bannfluche weicht er und hilft Heinrich Raspe wählen, während die schwäbischen Zollern hohenstaufisch bleiben. Die Beichte Conrads*) vor seinem Tode läßt diesen religiösen Grund seines Abfalles vermuthen. Auch Wilhelm von Holland wendet er sich zu, und erst als Conrad IV. an Kaiser Friedrichs II. Stelle trat, hielt er wieder treu und fest zum Hohenstaufen-Hause. Dies erlaubt uns, an Gewissenhaftigkeit des welterfahrenen, aber auch um das Ewige besorgten Mannes als Ursache seines Zurücktretens vom Kaiser Friedrich zu denken. Sein Ansehen hob das burggräfliche

*) Riedel. S. 108. 110.

Haus, das sich durch Ankäufe überdies vergrößerte, über seinen Rang hinauf an die Seite der Fürsten des Reiches, und es war Rudolph von Habsburg eine Ehre, mit ihm verwandt zu sein.

Burggraf Friedrich III., sein Sohn und Nachfolger, scheint die weltlichen Eigenschaften des Vaters, Conrad IV. die geistlichen geerbt zu haben. Der Letztere verschenkte fast alle seine Güter zu Stiftungen, seine Söhne wurden Ordensritter. Friedrich aber vermählte sich mit der Herzogstochter von Meran, einem der glänzendsten Fürstenhäuser der Zeit, das nach allen Seiten große Verbindungen hegte, ein Beweis, wie diese Burggrafen schon als hohe Fürsten galten. Diese Vermählung führte dem Burggrafen reiche Güter und reiche Geldentschädigung für andere nach langem kriegerischem Streite zu. Baireuth wurde sein Eigenthum. Er war ein Haupthebel für die Erwählung Rudolphs von Habsburg und der treueste Rath und Freund dieses Kaisers bis an dessen Tod. Die österreichische Hausmacht hat Wenigen so viel zu verdanken, wie diesem Hohenzollern. — Auch er scheint in Hinsicht der Religion nicht nach dem gewöhnlichen Sinne gewesen zu sein. Wenigstens hielt er sich zu den Minoriten, die damals die Träger ernsteren und reineren Christenthums waren und Elemente der Reformation in sich trugen. Die herrschende Geistlichkeit war ihm abhold, weil er sein Verhältniß zu Gott nicht hauptsächlich durch reiche Schenkungen an die Kirche vermitteln wollte, obgleich er auch solche nicht ganz unterließ. Durch Kauf und Geschenke des Kaisers mehrte er seinen Besitz. Der König Adolph von Nassau verheirathete einen Sohn mit einer seiner Töchter, „um sich im Reiche zu stärken", während der andere die böhmische Königstochter freite. Friedrich war der Schiedsrichter vieler geistlichen und weltlichen Großen des Reiches. Mit diesen ausgezeichneten Männern war das Geschlecht bis ans Ende des 13. Jahrhunderts gelangt.

Burggraf Friedrich IV., des Vorigen Nachfolger, war für Heinrich VII. ganz, was sein Vater für Rudolph von Habsburg gewesen, für Ludwig von Baiern aber, dem man so viel gar nicht sein konnte, ein Retter, da er durch seinen Zuzug und seine Tapferkeit die Schlacht von Mühldorf entschied und dadurch die Krone für Baiern gegen Oesterreich gewann. Auch er wuchs an Reichthum und Landbesitz durch das Vertrauen und den Dank des Kaisers. Seine Vettern

in Schwaben zerkämpften sich inzwischen um die für jetzt verlorene Sache Oesterreichs. Aber auch Baierns Sache wurde eine verlorene, und der nächste Burggraf Johann (II.) wandte sich von ihr der luxemburgischen Macht zu, als Carl IV. gewählt wurde und Alles anwandte, um dieses Fürstenhaus an sich zu ketten.

Der Sohn Johanns, Friedrich V., abermals ein bedeutender Herr, ließ einen seiner Söhne eine Schwester Wenzels heirathen und eine Tochter, die aber später ins Kloster trat, mit dem andern Sohne des Kaisers, mit Sigismund, sich verloben; die älteste heirathete statt Wenzels dessen späteren Gegenkönig Ruprecht von der Pfalz. Zu gleicher Zeit wurden die Burggrafen als Fürsten förmlich anerkannt. In diesen unsicheren Zeiten des Reiches bedurfte es so klarer Köpfe und fester Arme, wie diese Burggrafen sie besaßen. Friedrich V. mehrte sein Hausgut in stattlicher Weise. Der Kaiser glaubte für die Zukunft seines eigenen Hauses zu sorgen, wenn er den Burggrafen bereicherte. Es war eine denkwürdige Fügung, daß die hohen Heirathen, auf welche der Burggraf, weil ihm das Glück seiner Kinder das Erste war, nur zögernd einging, stets zu seinem Vortheil ausschlugen und der kalt berechnende, eigensüchtige Kaiser das Nachsehen hatte. Alle dem Burggrafen gegebenen Versprechungen mußten bei verabredeter hoher Geldstrafe gehalten werden, alle vom Kaiser so sicher erwarteten Vortheile gingen verloren, weil — dem Burggrafen seine Gemahlin noch spät zwei Söhne gebar. Diese Söhne, Friedrich VI. und Johann III., traten früh der eine zu Wenzel, der andere zu dem verwandten Herzog von Oesterreich, später folgten beide dem jungen Ungar-König Sigismund in den Türkenkrieg, und einer von ihnen soll nach der unglücklichen Schlacht von Nikopolis der Lebensretter des Kaisers gewesen sein. — Bald hatten sie zwischen ihren beiden Schwägern Wenzel und Ruprecht von der Pfalz sich zu entscheiden. Ihr beiderseitiger Charakter zeigte sich in ihrer Wahl. Johann folgte dem Stamme Wenzels, Friedrich schloß sich an Ruprecht an, auf dessen Seite Alles stand, was Deutschlands wahre Wohlfahrt suchte. Seine Vermählung mit Elisabeth von Baiern-Landshut zog Friedrich in die baierischen Streitigkeiten. In ihnen wie in anderen erwies er sich als ein Mann kraftvoller That, entschlossenen Muthes und zugleich als friedliebenden Herrn. Sein

Schwager Ruprecht starb, ohne seine Hoffnungen für das Reich erfüllt zu haben. Sigismund erlangte, unter Friedrichs Mitwirkung, den Thron. Diesem war er von nun an ein treuer Rathgeber*).

Zu Ofen in Ungarn war es, im Jahre 1411, als König Sigismund auf die durch Abgeordnete der Mark Brandenburg ihm gegebene Schilderung der dortigen fast verzweifelten Zustände Friedrich von Hohenzollern-Nürnberg zu seinem obersten Landeshauptmann für Brandenburg erwählte. So allgemein war schon der Ruf der Nürnberger Burggrafen und auch Friedrichs, daß schon diese Nachricht in den Marken wie ein frischer Wind in der Trockniß wirkte. Helfen konnte freilich nur sein Kommen mit fränkischer Mannschaft und Hülfe benachbarter Fürsten. Er kam, aber nicht, um sofort mit Waffengewalt die widerwärtigen Schloßgesessenen und Adlichen, die abholden Landschaften zu strafen, sondern um mit gewinnender Milde und unsäglicher Geduld Schritt für Schritt sich das Land zu erobern, selbst die geradezu aufständischen Raubgesellen auf andere Wege zu bringen. Erst als ihm das meiste Land gehuldigt und er mit den meist günstigen Nachbaren in Sachsen, Magdeburg, Pommern, Mecklenburg u. s. w. gute Freundschaft erlangt hatte, griff er die abermals und immer wieder zu ihrem Raubhandwerk zurückgefallenen Edlen mit Macht an und brach ihnen den trotzigen Nacken. Erst als die Marken gewonnen und geordnet waren, konnte er sich den Reichsaufgaben an Sigismunds Seite wieder zuwenden. Es thut weh, den edlen Fürsten vor Hussens Scheiterhaufen in Gottlieben bei Constanz zu sehen. Aber es erhebt das Gemüth, in ihm noch einmal den Hort einer festen monarchischen Reichsgestaltung zu erblicken. Freilich mußte diese an dem schwankenden, kernlosen Träger der Reichsgewalt scheitern. Sigismund, der, so lange er diesem hohen Ziele nachstrebte, den Burggrafen immer höher hob, zum Markgrafen zuerst, dann zum Kurfürsten von Brandenburg, endlich zum Reichsverweser, mit der Absicht, ihn zum römischen König und Nachfolger in der deutschen Krone zu machen, fiel von diesem Wege ab, hielt

*) S. Riebel, Geschichte des preußischen Königshauses. Berlin 1861. Bd. 1. S. 307 ff.

sich an seine ungarisch-böhmischen Lande und Oesterreich, verfolgte dort seine Machtpläne und ließ das Reich ohne Haupt, während er auch dem Reichsverweser ohne Kündigung einen Nachfolger setzte, den die Fürsten nicht anerkannten. Als die Kurfürsten zusammentraten, um keine Anarchie einreißen zu lassen, konnte Friedrich, der aus seinen Marken wußte, zu welchem Elend es in Deutschland durch schwache, leichtsinnige Regierung kommen konnte, nicht zurückbleiben. Der charakterlose Sigismund verargte ihm dies bitterlich, er fing an, ihm überall feindlich entgegenzutreten und wollte ihm sogar Brandenburg wieder mit Gewalt nehmen, undankbar auch seiner neuesten Hülfe gegen die Hussiten vergessend.

Aber die Zeit kam, da der Kaiser, freilich für eine Rückkehr zu den alten edleren Zielen zu spät, einsah, wie sehr er den trefflichen Fürsten verkannt hatte, und wie er in die Garne einer ihn beherrschenden österreichisch-baierischen Hofpartei gerathen war. — Er starb und diese Partei war Erbin seiner Gewalt. Brandenburg aber erhielt dadurch seine Kurfürsten als dauernde Herren, ohne daß sie genöthigt waren, ihre besten Kräfte dem eigenen Lande zu entziehen. Dies wäre die sichere Folge einer Königswahl Friedrichs gewesen. Es war noch zu viel für den eigenen Heerd zu thun, um jetzt schon an die Spitze Deutschlands zu treten. Er selbst war beim Tode Sigismunds (1437) wohl schon zu alt, aber einer seiner Söhne hätte wohl die Reichskrone tragen mögen. Schwerlich hätte Friedrich dieser Wahl entsagt, auch wäre seine Hausmacht der österreichischen mindestens gleich und noch günstiger gelegen gewesen. Aber es wurde kein Hohenzoller gewählt, sicherlich, weil alle Kurfürsten die Richtung ihres Collegen auf starke einheitliche Reichsgewalt genau kannten, weil noch in Menschengedenken die Erhöhung der Burggrafen zu Reichsfürsten, Markgrafen, zur Kurwürde, und Friedrichs zur Reichsverweserschaft lag.

Die eine der beiden Mächte war somit gebildet und strebte einer wichtigen Zukunft entgegen. Friedrichs Theilung der Länder unter seine Söhne zersplitterte die Kraft nicht, sie waren genöthigt, Alle für Einen und Einer für Alle zu stehen. Als echter deutscher Fürst erwies sich der Markgraf, indem er sofort nebst seinen Söhnen mit aller Treue zu dem erwählten Albrecht von

Oesterreich stand. Nochmals gab er nach dessen frühem Tode den Beweis, daß sein Wunsch eines kraftvollen Reichs-Regiments noch lebte, indem er den Landgrafen Ludwig von Hessen vorschlug, aber auch die Kurfürsten bewiesen, daß sie ein solches Regiment nicht wollten, indem sie sich auf Friedrich (III.) von Oesterreich vereinigten. Der alte Fürst starb, als eben nur durch Intrigue seine Wahl zum Böhmenkönig unterblieben war, 1440 auf der Kadoltzburg in Franken. Ueber den Nachkommen dieses „Fürsten hoher Art", wie ein zeitgenössisches Lied ihn nennt, schwebte sein Bild als das eines echt deutschen Fürsten, der für die Einheit und Kraft des Reiches und für deutsche Sprache und Bildung ein warmes Herz hatte, als eines frommen und doch nicht den Pfaffen ergebenen Herrn, als eines demüthigen und einfachen, sparsamen und gewissenhaften Mannes. Ja man kann sagen, er habe die Dinge der Welt, wie es die Art seiner Zeit zuließ, im Lichte des Reiches Gottes betrachtet*).

Wir müssen weit zurückgehen, um das Entstehen der anderen deutschen Macht, die so lange die übermächtige blieb, zu begleiten. Ihr Land lag auf der großen Völkerstraße von Osten nach Westen, die Thäler der Donau und ihrer Zuflüsse hinauf. Dorther waren, seit die Pforte zwischen dem Ural und kaspischen Meere durch Abtrocknung der Steppen geöffnet war, die ältesten indogermanischen Einwanderer, die Kelten, gekommen. Von ihnen waren nur in den Hochländern kleinere Völkergruppen langsam vorgedrungen. Dorthin kamen nun auch die Hauptwogen der germanischen Völkerfluth. Zuvor waren die Kelten, unter sich uneinig, von den Römern unterjocht und die Donau zur nördlichen Grenze des Reichs geworden. Die feste Grenze zerbrach von dem Anprall der neuen Wogen. Gothen, Hunnen, Heruler, Rugier, nochmals Gothen, Longobarden, Awaren waren nach einander die Herrscher dieser Lande. Carl der Große nahm den Awaren das Land von der Enns bis zur Raab. Unter seinen nächsten Nachfolgern bildete sich das mährische Reich bis nach Böhmen, die Markgrafen aber walteten in Oesterreich, das die Magyaren überflutheten, die endlich Kaiser Otto I. in ihre unteren Donauländer zurückwarf. Jetzt

*) Riedel, Bd. 2. S. 573 ff.

wurde der Babenberger (Bamberger) Leopold als Markgraf bestellt. Christlich waren die Lande schon längst, wohl bis ins erste Jahrhundert zurück. Jetzt kam der Name Oesterreich auf. Leopold, Adalbert, Ernst, welcher für Kaiser Heinrich IV. als Sieger an der Unstrut starb, Leopold der Schöne und der Heilige folgten sich bis 1136. Die Macht wuchs unter ihnen. Leopold IV. war, als Heinrich der Stolze von Baiern und Sachsen durch die Hohenstaufen fiel, der Erbe Baierns, welches sein Nachfolger Heinrich (Jasomirgott) behauptete. Er mußte Baiern an Heinrich den Löwen abgeben, erhielt aber die Mark ob der Enns zurück und wurde Herzog von Oesterreich ob und unter der Enns (1156). Die Untheilbarkeit des Herzogthums und seine Freiheit von Reichsgütern, also seine Geschlossenheit, gehören zu den wichtigsten Erwerbnissen dieses hohen Fürsten. Leopold V. erwarb die Steiermark, die zu dem alten Herzogthum Korantanien (Kärnthen) gehört hatte, durch Erbschaft. Er war es, der im Kreuzzuge durch Richard Löwenherz beleidigt, an diesem Rache nahm, ihn festhielt, an den Kaiser verkaufte. Sein Sohn Friedrich regierte kurz, dessen Bruder Leopold VI. (seit 1198) hatte eine unruhige Zeit. Mit Ungarn war er vielfach verwickelt; als Kreuzfahrer zog er nach Palästina und Aegypten, nach Spanien gegen die Araber; in dem Streit zwischen Kaiser (Friedrich II.) und Papst trat er vermittelnd auf. Krain und Kroatien hat er erworben und hinterließ (1230) seine Länder blühend dem Sohne Friedrich, welchem sein beständiger Kampf mit seinen empörten Unterthanen und den Fürsten von Ungarn und Böhmen den Namen des Streitbaren erwarb. Mit 20 Jahren hatte er schon die dritte Gemahlin. Auch mit Kaiser Friedrich II. überwarf er sich, hielt zu dem empörten Sohne Heinrich. Wiederholt setzte er sich mit dem Kaiser in Streit, verlor seine Lande, eroberte sie wieder, erlag den Ungarn und Böhmen; nach seinem erblosen Tode und bei dem Herabsinken der Hohenstaufen war das Land der Gegenstand des Kampfes jener beiden, Ottokar von Böhmen blieb Sieger. Der Stamm der Babenberger war erloschen; da wurde Rudolph von Habsburg zum Kaiser erwählt.*) Oesterreich, Krain,

*) F. v. Mailáth: Geschichte von Oesterreich (Hamburg, 1834) Bd. 1. S. 1—30.

Kärnthen und Steiermark besaß der Böhme, Tyrol hatte eigene Herzoge, in Ungarn walteten eingeborne Könige. Die Slawen, welche in den österreichischen Landen Krain, Kärnthen, Steiermark und in Kroatien, Dalmatien, Illyrien wohnten und, seit der Völkerwanderung geblieben, mit den Baiern unter den fränkischen Herrschern in Berührung und zur Unterwürfigkeit gekommen waren, hatten das abendländische Christenthum angenommen.*) Salzburg war der Bischofssitz und Lorch das Kloster, von wo aus sie geistlich und geistig geleitet und gesittet wurden. Eine Zeitlang kämpften hier die griechische weltliche Herrschaft und Kirche mit der römischen, letztere blieb aber siegreich. Die ungarischen Slawen und die Mähren wurden durch Constantin (Kyrill) und Methud (Methodius), die zu römischen Bischöfen geweiht waren, bekehrt (865–885), nur daß sie den Gottesdienst in slawischer Sprache hielten. — Aber in den österreichischen Landen blieb die slawische Nationalität ungestörter, als im Norden Deutschlands.

Die Habsburger stammen ebenso wenig von Hektor und Scipio als die Hohenzollern von Troja und Rom ab, wie von beiden behauptet wurde, wohl aber vielleicht von den Zähringern oder Lothringern. Sie werden von derselben Zeit an genannt, wie die Zollern, ihre Nachbaren und Verwandten; wie diese von den Hohenstaufen erhoben wurden, so stand der Kaiser Friedrich II. als Pathe an der Wiege Rudolphs von Habsburg. Er kämpfte unter den Fahnen dieses Kaisers und wurde in der Schweiz und Elsaß ein mächtiger und begüterter Herr, durch edlen Sinn, Tapferkeit und viele ritterliche Thaten bekannt. Seine ghibellinische Gesinnung bewog den gleichgesinnten Erzbischof von Mainz, ihn zum Kaiser vorzuschlagen. Friedrich von Hohenzollern, der Burggraf von Nürnberg, verkündigte ihm im Feldlager vor Basel seine Wahl. Rudolph forderte vor Allem von Ottokar von Böhmen die Rückgabe Oesterreichs mit Steiermark, Krain, Kärnthen, der wendischen Mark und allem Zubehör. Damit war der Krieg erklärt. Fünfjähriger Kampf, und Ottokar war in der Schlacht gefallen, der Friede geschlossen, Oesterreich für Deutschland gerettet und die Habsburgische

*) H. F. Wetzer und B. Welte, Kirchen-Lexica (Freiburg im Breisgau, 1853.) B. 10. S. 22 ff.

Hausmacht begründet. Sie reichte, wiewohl unterbrochen, bei Rudolphs Tode von Ungarns Grenze bis jenseits des Rheins. Albrecht, sein Sohn und Nachfolger als Kaiser, reizte durch Härte und Hochmuth überall gegen sich auf, daher Aufruhr in Oesterreich, Kampf nach allen Seiten, endlich seine Ermordung. Seinen Sohn Rudolph hinterläßt er auf dem Throne Böhmens. Friedrich der Schöne war nur Mitkönig, der Baier Ludwig aber Kaiser, und Oesterreichs Stern schien nicht wieder steigen zu können. Welch ein Gegensatz dieser Fürsten gegen die Hohenzollern auf dem Nürnberger Reichsschloß! Die Habsburger immer vorne an auf dem lärmenden Markte, wo die Macht erworben wird, jene immer in zweiter Linie, aber still anstrebend, jene immer das höchste Ziel im Auge, diese erst nähere Ziele verfolgend, die zu Trittsteinen auch für das Höchste werden konnten. Albrecht, sein Sohn, folgte ihm in Oesterreich, konnte aber die Belehnung mit Kärnthen nicht erlangen. Seine innere Verwaltung war löblich. Er war trotz seiner Lahmheit durch Vergiftung ein Mann ähnlichen Charakters, wie die Burggrafen zu Nürnberg. Er erwarb dennoch Kärnthen. Er war ein gemüthvoller, hellblickender Fürst, thatkräftig und milde, der den Namen des Weisen nicht als leere Schmeichelei trug. Mehr Männer wie er, und Oesterreich stand bald an der Spitze der deutschen Fürsten. Aber sein Sohn Rudolph (der Stifter) war kleinlich und eitel, schuf sich lange Titel, wie den eines „Pfalzerzherzogs", und konnte deshalb den großen Entwürfen, die er hegte, nicht gewachsen sein. Er erwarb Tyrol und reichte so schon den schwäbischen Herrschaften seines Hauses die Hand. Er richtete Vieles ein und auch Gutes, aber der Anspruch war doch zu hoch in seinem Lande „Papst, Erzbischof, Bischof und Dechant" zu sein. Man kann ihn nicht gering schätzen, ohne doch seine Tüchtigkeit anzuerkennen, nicht loben, ohne doch seine lächerlichen Fehler wahrzunehmen. Einen solchen hatten die Hohenzollern nicht. Die Theilung der Lande zwischen Albrecht und Leopold, seinen Söhnen, war gegen das habsburgische Hausrecht, aber Kaiser Carl dem IV. willkommen, daß Oesterreich durch sie sich selbst schwächte; die Vergrößerung wurde dennoch fortwährend angestrebt. Freiburg im Breisgau kam zum Besitze hinzu. — Leopold war es, der den unglücklichen Schweizerkrieg führte, in der Schlacht bei Sempach

fiel, Albrecht aber, so sehr das Land darauf drang, hatte nicht einmal die Kraft, die Theilung des Landes nunmehr aufzuheben. Er war nachgiebig, sanft, ein frommer Mann. Was man von den beiden Zöpfen denken will, in die er seine Haare geflochten trug, bleibt frei. Unter Albrecht IV., seinem Sohne, kam es gar zu dreifacher Theilung. Seine Ketzergerichte gegen Leute, welche mit dem Christenthum des Neuen Testamentes Ernst machten, seine Wallfahrt nach Jerusalem in dieser Zeit, obwohl er Staatsgüter verpfänden mußte, um sie zu zahlen, seine ungeschickte Politik in den Sachen Sigismunds und Wenzels lassen ihn neben den Hohenzollern als einen geringen Mann erscheinen, obgleich die Zeit ihn das Weltwunder nannte. Er starb frühe an Gift, obwohl ein berühmter Arzt ihn an den Füßen aufhängen ließ, um das Gift zu entfernen. Mit Albrecht V. beginnt Oesterreich wieder zu steigen. Das Land war durch Theilung schwach, von Raubrittern aus Böhmen, Mähren, Ungarn verheert und unsicher, im Innern Alles voll Fehden, dazu Mißwachs und Hungersnoth und der Herrscher ein Knabe. Was konnte anders kommen, als Zerrüttung, Streit, und selbst über die Vormundschaft kam es zwischen den Oheimen zum Krieg. Einer der Habsburger suchte das Gut des anderen an sich zu reißen, und als Friedrich von Oesterreich-Tyrol durch kaiserlichen Spruch zu Constanz (1414) Gefangener wurde, da suchte sein Vater sich Tyrols zu bemächtigen. Oesterreich verlor seine schweizerischen Besitzungen, aber Albrecht gewann die Hand der Kaiserstochter und damit die Aussicht, Sigismunds Nachfolger zu werden, in dessen böhmischen Kriegen er sich stattlich hervorthat. Er entschied sich in der Sache des Conciliums zu Basel gegen dieses und für den Papst. Bei der Kaiserwahl standen sich zum erstenmale Habsburg und Hohenzollern gegenüber, und ersteres siegte. Albrecht II. war deutscher Kaiser, zugleich König von Ungarn und Böhmen und Herr von Mähren. Die Hausmacht Oesterreichs bedurfte nur noch des Aufhörens der schädlichen Theilung in drei Herzogthümer. Bereits aber hatte das langdauernde Leiden der Türkenkriege in Ungarn begonnen. — Friedrich von Steiermark war Albrechts Nachfolger als Kaiser (Friedrich III.)*), zugleich der Vormund seiner Kinder mit

*) Wenn man den Nebenkaiser Ludwigs des Baiern zählte, so war er Friedrich IV.

vielen Andern und Vormund über den jungen Herzog von Tyrol. Aber Ungarn und Böhmen konnte er nicht erben, die wählten sich ihre Könige. Ob viel Trost für diese Machtverminderung in dem neugeschaffenen Titel Erzherzog für den österreichischen Herzog lag? Eine dreiundfünfzigjährige Regierung führte dieser nicht eben bedeutende Fürst in fortwährender Unruhe durch den inneren Zwist um die Theilung Oesterreichs, durch Empörungen im Lande, das sich unter seinem Scepter nicht glücklich fühlte. Aber die voraussichtliche Einigung ganz Oesterreichs erlebte er, weil die Erben vor ihm kinderlos hinwegstarben. Als Kaiser hatte er nur das geleistet, daß er der deutschen Nation die Ueberzeugung gab, von dem kaiserlichen Throne sei weder für die Kirche noch für den Staat die ersehnte Erneuerung und Befreiung zu erwarten. Welcher Art das Gebet gewesen sein mag, das in den letzten Jahren viel von seiner Zeit einnahm, läßt sich denken, wenn man weiß, daß es mit Alchimie und Astrologie sich in seine Seele zu theilen hatte. Die Fürsorge für sein Haus aber vergaß er nicht. War er nicht kräftig genug, durch erfolgreiche Thaten im Krieg es zu bereichern, so war er doch klug genug, seine Kinder so zu verheirathen, daß Oesterreich Erbschaften einzunehmen bekam.

Bella gerantalii; tu, felix Austria, nube.

Als er starb (1493), stand sein Sohn Maximilian mit den größten Aussichten da. Die Lobredner Oesterreichs konnten schon mit A, E, J, O, U in Hoffnung den Spruch bezeichnen:

Alles Erdreich Ist Oesterreich Unterthan,

und alte Kaisergedanken konnten aufwachen, wobei aber der Inhaber derselben vergessen mußte, daß der Boden selbst, auf dem er stand, unter seinen Füßen zerbröckelt war. Man konnte sich in die Karolinger-Zeit zurückträumen, wenn von Niederland, Burgund, Spanien und Lombardei als Besitzthümern des Habsburgischen Hauses, in die Hohenstaufenzeit, wenn von Neapel und Sicilien als solchen die Rede war, ja hoch hinweg über diese wiedererwachten Bilder alter Zeit ging der Flug, wenn Vasco de Gama's und Christoph Columbus' kühne Segelschiffe mit in den Gesichtskreis traten; der Staat, in welchem die Sonne nicht untergeht, dämmerte vor den entzückten Blicken herauf. Was konnte es bei so berauschenden Aussichten zu bedeuten haben, daß schon vor mehr als funfzig

Jahren der letzte Mann die Augen geschlossen hatte, in dessen Haupte die echte Kaiseridee, die einer kraftvollen monarchischen Beherrschung Deutschlands von Einem Geiste aus, eine Heimath hatte? Von nun an war durch die Königswahl aus dem Habsburgischen Hause darüber entschieden, daß dieser Gedanke aufgegeben war, daß aber dagegen die Unabhängigkeit der Reichsfürsten vom Kaiser den Proceß der monarchischen Ausgestaltung ihrer Sonderherrschaften weiterführen mußte. Ob den einzelnen Kurfürsten und Herzogen und Mark- oder Landgrafen im Kleineren gelingen werde, was dem Kaiser mit den Reichsfürsten nicht gelungen war, das war die Frage an die Zukunft. Innerhalb derselben aber verhüllte sich die zweite, ob aus den so entstandenen kleineren Monarchien eine sich hervorarbeiten werde, die stark genug sei, um das den Habsburgern entglittene Steuer mit kräftiger Faust zu fassen, mit hellem Kopfe dasselbe zu lenken und in veränderter Gestalt das verlorene Reich wieder herzustellen?

V.

Die letzte Entscheidung.

Es war die territoriale Zeit in Deutschland, wenn sie nach Innen bezeichnet werden soll*), welche jetzt anbrach, oder der Kampf zwischen Frankreich und Oesterreich um die Weltherrschaft, wenn sie nach europäischem Maßstabe ihren Namen erhalten darf. — Maximilian war der Gemahl der Maria, einzigen Tochter und Erbin Carls des Kühnen, Herzogs von Burgund, in dessen Reiche sich die Niederlande mit dem alten Nieder- und Ober-Burgund und der vorderen Schweiz verbanden. Es war das letzte Reich, das sich der französischen Königsherrschaft gegenüber machtvoll aufthürmte,

*) So bezeichnet sie Droysen: Geschichte der preußischen Politik. Bd. 2. S. 1 ff.

zugleich aber Deutschland feindlich bedrohte. Es ging durch den Tod Carls in der Schlacht von Nancy (1477) in Trümmer, indem Frankreich den wichtigsten Theil, Burgund, an sich riß. Es blieben aber die Niederlande und, als später Maximilians Sohn Philipp mit Johanna, der Erbin von Castilien und Neapel, sich verband, die ungeheure Aussicht.

Während der Regierung Friedrichs III. sprach man am lautesten im Reiche von der „Freiheit", und an ihr scheiterten alle Versuche, der Einheit sich zu nähern. Diese Freiheit bestand aber in einer unübersehbaren Menge und Verschiedenheit von Freiheiten, nämlich Selbständigkeiten, Unabhängigkeiten, Immunitäten. Sie mußten nach der Ansicht ihrer Inhaber, der Fürsten, vor allen Dingen gesichert werden. Aber zugleich sollte doch die unerträgliche Unsicherheit des Besitzes und Daseins gehoben, dem Fehdewesen und der rohen Selbsthülfe Einhalt gethan werden. Daher das Verlangen nach einem Reichsgericht, welches die streitenden Parteien auf würdigerem Wege mit einander setzen sollte. Man verlangte aber auch nach einer Sicherheit gegen Außen. Ueberall kamen die Nationen, in England, in Frankreich zumeist, zum Selbstbewußtsein, und schlossen sich kraftvoll zusammen, dadurch eine Gefahr für das getheilte Deutschland. Dieser Gefahr gegenüber wünschte man ein wohlgeordnetes Reichsheer und, um dieses zu erhalten, ordentliche Reichsfinanzen (Steuern). Anläufe dazu wurden genommen. Endlich galt es die Reichsversammlung, die mit dem Kaiser regieren sollte. Aber wo diese Bedürfnisse mit der „Freiheit" sich stießen, da war ihnen die Thür verriegelt. Der Kaiser selbst aber hatte die Hände in den österreichischen Händeln und das Herz in den Plänen der stolzen Zukunft. Wo sollte die moralische Kraft herkommen, in einer Zeit, da vom päpstlichen und vom Kaiserhofe (unter Sigismund) durch die Fürsten, Grafen, Bischöfe hindurch bis zum kleinen Edelmann herab das Laster sich offen brüstete?*)

Nur einige Fürsten, darunter an erster Stelle die Brandenburger, hielten sich rein von dem Schlammstrome, der sich über Deutschland wälzte. Wenn sowohl die weltliche Obrigkeit als die

*) Ebendaselbst. S. 7 f.

Kirche machtlos war, ihn zu dämmen, so ist es leicht zu ermessen, daß auch die Asyle reinerer Zucht, die Bürgerschaften der Städte, allmählich in den Pfuhl versanken. Wir kennen aus den Reden und Schriften der Reformatoren und ihrer Vorgänger diesen Zustand allgemeinen Verderbens und wissen, daß in ihm die deutsche Nation hätte untergehen müssen, wenn nicht ein göttliches Salz sie noch eine Weile erhalten hätte.

Was der Deutsche noch unter allen Verderbnissen bis dahin festgehalten, seine Kriegsehre, das war schon 1431 an den Hussiten, wie früher an den Schweizern, zu Schanden geworden und hatte sich noch nicht wieder erholt. Die ganze alte Weise des Krieges war in Umbildung begriffen.

Es war Niemand mehr, der helfen konnte, wenn es die Fürsten des Reiches nicht thaten. Aber auch sie konnten nur dann im Ganzen helfen, wenn Ein Wille sie leitete, Eine Erkenntniß sie durchleuchtete. Wie sollte das aber kommen ohne das rechte Oberhaupt? So konnte nur im Einzelnen geholfen werden, es konnte nur die bunte Zerstückelung auch durch die Hülfe wachsen. Wohin man blickte, war eine Unmöglichkeit zu sehen, der mächtige Wuchs der Geschichte hatte selbst den Baum in die Bewegung hineingetrieben, in der ihm das Leben ausgehen mußte, nicht blos obgleich, sondern auch weil er aus der gesunden Wurzel von der Lebensfülle seiner Säfte strotzte. Auch die Hohenzollern hätten in die Luft gebaut, wenn sie dem emsigen Schaffen der Habsburger und der meisten Reichsfürsten gegenüber ihre Hausmacht fest zu unterbauen und mächtig nach Innen zu verklammern versäumt und dafür unpraktische Reichsgedanken gezimmert hätten. Die Söhne lebten von der Erbweisheit ihres Geschlechts. Sie schickten sich in ihre Zeit. Sehen wir Friedrich II. in den Marken walten, wie er die Selbstherrlichkeit der Städte bricht, dem Adel in der Stiftung des Schwanenordens edlere Ziele giebt, nämlich das Christenthum bei würdigem sittlichem Wandel mit der That zu bekennen, wie er die Heiligung des Sonntags einschärft, Dome stiftet und Klöster reformirt und mit stetigem Fleiß eine wohl geordnete Herrschaft anstrebt, während sein Bruder Albrecht Achilles in Franken von Kampf zu Kampf stürmt, aber in aller Wildheit der Kriegslust

doch den Nutzen des Hohenzollern'schen Gutes beständig im Auge behält.

In dem politischen und Geisteskampfe des Jahrhunderts um Papst oder Concil (zu Basel) war Friedrich als deutscher Fürst auf die Seite des Concils getreten und hatte mit den Kurfürsten sich gegen Roms Herrschaft in Deutschland vereinigt. Hätte der Habsburgische Kaiser vermocht, seinem hohen Amte zu genügen, so war mit diesen Fürsten viel zu gewinnen. Aber der Kaiser verließ die Fürsten, und Rom siegte nochmals. Der Beweis war geliefert, daß das Kaiserthum in Habsburgischen Händen auch im günstigen Augenblick nichts für das Reich vermöge. Der Kurfürst Friedrich dankte (1470) ab und sein Bruder, der im Reiche hochberühmte Achilles, trat in die Regierung und Kurwürde. Zwei Königskronen, die polnische und böhmische, waren nahe an den Hohenzollern vorübergegangen. Albrecht aber trat die Herrschaft als Greis an, nachdem seine großen fränkischen und deutschen Pläne meist an der Unfähigkeit des Kaisers gescheitert waren. Das Land war nach Osten, Süden und Norden gewachsen, aber in der Unsicherheit Deutschlands war auch dieser Besitz ungewiß. Die letzte That des alten Helden war eine Erbbestimmung, welche Brandenburg für immer vor den unseligen Schwächungen der Macht durch Theilung der Länder bewahrte. Er starb auf dem Reichstag in Frankfurt (1486), der mit Kaiser Maximilians Wahl wie ein Pochen der neueren Zeit an das alte Reichsthor war. Ihm folgte sein Sohn Johann Cicero, der an den Reichsgedanken sich nicht abmühte, ein ruhiger Mann, recht um auch einmal einen Hohenzollern neben einem glänzenden Habsburger in den Schatten treten zu lassen.

Ein glanzvolles Gestirn stand mit Maximilian am deutschen Himmel. Es war der Abendstern nach einer untergegangenen Sonne, nicht, wie Viele wähnten, der Morgenstern einer neuen Zeit. Diese dämmert freilich herauf, aber der Glanz des Sternes wird matter in ihren Gluthen. Sie kommt von ganz anderer Seite her, nicht von der Hofburg zu Wien, auch nicht von dem Schlosse an der Spree; nicht Habsburg, nicht Hohenzollern sind ihre Schöpfer. Was aber that der glänzende, ritterliche Maximilian, der so sehr an die hohen Gestalten der vergangenen Kaiserzeit erinnerte? Er

war umbraust von den Sturmwogen einer neuen Zeit. Amerika war entdeckt, der Seeweg nach Indien war gefunden. Durch die Thore Spaniens und Portugals drangen neue Gedanken, ungewohnte Erscheinungen in das erstaunte Europa, ein mächtiger Gold- und Silberstrom ergoß sich, Genüsse, die man zuvor nicht geahnt, verbreiteten sich, aber auch die Buchdruckerkunst war erfunden und die Ideen älterer und neuerer Zeiten flogen auf Windesflügeln, Lesen wurde eine wichtige Kunst, das Schießpulver wurde längst für Kriegszwecke in Anwendung gebracht, die Waffenart und die Kampfweise änderten sich, die Heere wurden größer, die Ritterburgen werthloser. Den Glanz der alten Hansestädte sah man von den Niederländern und Engländern bedroht. Es war ein Umschwung in allen Gebieten. Die Wissenschaft und Kunst der Alten fluthete wie ein reinigendes Wasser über die klösterliche Schulweisheit, und die Reformation, nach der man gerufen und geseufzt, ohne sie machen zu können, brach wie eine höhere Gewalt brausend herein. Der alte Kaiser Friedrich hatte sich sein behaglich Träumen auf dem Thron durch alles dies kaum stören lassen. Sein helläugiger Sohn Max aber konnte sich der Wahrnehmung nicht entziehen, daß jetzt mit anderen Mitteln zu arbeiten sei, als vordem. Als glücklicher Erbe Burgunds hatte er es mit Frankreich und dessen hinterlistigem König Ludwig XI. zu thun, der mit der Kraft eines einheitlichen Reiches auftreten konnte, weil er seinem stolzen Adel den Nacken gebeugt hatte. Ob das Geld jenes neue Mittel war? Maximilian hatte nach dem frühen Tode seiner burgundischen Maria eine Sforza und mit ihr Schätze geheirathet. Aber auch den Reiz, sich in italiänische Händel mit weit geringeren Kräften zu mischen, als die Hohenstaufen sie besaßen, hatte er damit erworben, er, der mit den Türken, Ungarn, den Franzosen, den Niederländern Arbeit genug hatte und — mit dem deutschen Reiche. Aber, wenn er in Italien nichts that, so gewann Frankreich dort Boden und umfing ihm eine Seite seines Herrschergebietes, wie es dasselbe auch an der anderen in Niederland versuchte. Dagegen bedurfte der König der Hülfe Deutschlands; um diese zu erlangen, mußte er den praktischen Forderungen genügen, welche dieses als Frucht zweihundertjähriger Erfahrung gestellt, nämlich Reichsgericht, Reichssteuer und Reichsversammlung. Zu Worms (1495) ließ sich der Kaiser Zugeständnisse entreißen,

ein Landfrieden wurde aufgerichtet, dessen Bruch auch durch Fürsten vom Reichskammergericht zu bestrafen wäre, dessen Räthe das Reich, dessen vorsitzenden Richter (zuerst den Grafen Eitel Friedrich von Hohenzollern) der Kaiser zu wählen hätte. Es war im Grunde die Wahl zwischen dem bisherigen hülflosen Zustande und einer festen, wenn auch halb aristokratischen Reichsgewalt. Der Kaiser wählte das Erstere*). Zwar mußte er sich einen Augenblick der ihm widerwärtigen, von Erzbischof Berthold von Mainz, einem echten Deutschen, vorgeschlagenen Niedersetzung eines Reichsregiments aus den sechs Reichskreisen fügen, aber es hielt dies nicht lange vor**). Eine bessere Anordnung war der schwäbische Bund, der nicht blos die Fürsten, sondern auch Adel und Städte schützte. Die Schweizer, die sich dieser Ordnung nicht anschließen wollten, trennten sich eben damit vom Reiche, und Maximilian mußte es dulden, da ihm die Türkenfrage und der Krieg mit Frankreich um sein Erbland Burgund noch wichtiger war. Auch eine Steuer auf etliche Jahre, „der gemeine Pfennig", wurde eingeführt, aber wie schwer sie beizutreiben war, zeigen die Klagen von allen Seiten an den Kaiser***). Er selbst aber hatte damals Herz und Geist mehr in fernen Landen, als in Deutschland. Er warb für seinen Sohn Erzherzog Philipp, der in den Niederlanden ihn vertrat, um die Erbin von Castilien und Neapel, von West- und Ostindien, Johanna, die spanische Königstochter. Er stürzte sich in die ausländischen Kriege. All seine Ritterlichkeit im Zweikampfe, seine Kühnheit in der Gemsjagd konnte ihm, auch wenn er Geld hatte, woran es ihm so oft fehlte, im Kriege nicht zu bedeutenden Erfolgen verhelfen. Er unterlag in Italien und er konnte ebensowenig die Schweizer wieder zum Reiche zurückzwingen, als die Dänen um jene Zeit die Friesen zu unterjochen vermochten. Die Reichsfürsten hatten wenig Neigung, Geld und Blut der Nation in diesen ihr fremden Händeln zu opfern. Der Kaiser aber zeigte nicht wenig Lust, Deutschland als bloßes Mittel für seine Kämpfe um Ver-

*) v. Sybel, S. 86 ff. Eichhorn, Bd. 3. §. 409.

**) Eichhorn, ebendaselbst.

***) J. Chmel, Urkunden, Briefe und Actenstücke zur Geschichte Maximilians I. (Stuttgart 1845.) S. 81. 88. 95.

größerung seiner Hausmacht zu behandeln und dennoch im Innern keine Opfer an seiner Herrschergewalt den nun schon zu selbständigen Fürsten zu bringen. Vielmehr wollte er das Reichsregiment, das zu Nürnberg seinen Sitz hatte (Friedrich, Kurfürst von Sachsen, vertrat dabei den Kaiser), am liebsten an seinen Hof nach Wien ziehen. Es kam auch wirklich zum Kampfe, und hier siegte zum Unglücke des Reiches Maximilian. Das Reichsregiment war gesprengt und aufgelöst. Der Kaiser wollte ein kräftiger Herrscher sein, aber er benahm sich selbst dazu die Mittel; die Kurfürsten wollten Ordnung im Lande haben, doch nicht durch einen kräftigen Kaiserarm. Ihre „Freiheit" war und blieb das Erste. Berthold war gestorben, und Friedrich von Sachsen wollte nur im Verein mit den Kurfürsten stehen. Sie aber verbanden sich, als ob kein König über ihnen wäre. Wie unter diesen Kriegen und Streiten die deutsche Nation sich fühlte, sehen wir aus den Unruhen und Fehden der Städte, der Ritter, wie Götz von Berlichingen, Franz von Sickingen, Hans von Selbiz, aus dem Benehmen von Fürsten, wie Herzog Ulrich von Würtemberg, und daraus, daß die Erbitterung bis in die unteren Schichten hinabgedrungen war, wie der arme Konrad und der Bundschuh, diese schwäbischen Bauernaufruhre, zeigten. — Man kann nur sagen: das Reich war zu Ende. Denn auch die Wahl zwischen Franz I., der inzwischen auf Ludwig XII. in Frankreich gefolgt war, und Carl, dem Enkelsohne des Kaisers, die um die deutsche Krone sich bewarben, ja sogar zwischen dem Polenkönig und dem Könige von England, denen Maximilian sie versprochen, war nur die Wahl zwischen verschiedener Fremdherrschaft. So sehr die französische Nation schon in sich abgeschlossen war, so stand sie doch den Deutschen noch geistig näher, als die spanische, deren Krone Carl zuerst mit der deutschen vereinigte. Kaiser Maximilian erlebte noch, daß sein Haus die Anwartschaft auf die ungarische Krone erlangte, wenn ihm auch die polnische entging, obwohl er ihr das deutsche Ordensland Preußen geopfert hatte. Als der alte Max (1519) sein Haupt niederlegte, war bereits die neue Macht aufgetreten, die hinfort in der Geschichte des Reiches, sofern es noch ein solches gab, ein bedeutender Factor ist, der Protestantismus. Ihn hatte der Kaiser nicht mehr zu verstehen gesucht. Auch Anderen ging das Licht nicht sogleich auf.

Im Hause Hohenzollern, das unter Kaiser Max zwar dem großmächtigen Herrn so vieler Länder dienstwillig und zugethan geblieben, weil Johann Cicero ein Mann des Friedens war, blieb die alte Ueberlieferung dennoch, denn Cicero trat den Vorschlägen des Erzbischofs Berthold unter der Führung Friedrichs von Sachsen bei. Aber er legte ein starkes Gewicht nicht in die Wagschale. Sein jugendlicher Sohn Joachim hatte zunächst um sich her aufzuräumen (1499). Vergeblich war es aber dennoch nicht gewesen, daß Johann sich den aus Italien nach Deutschland gewanderten wissenschaftlichen Studien eifrigst gewidmet. Denn eine Zeit brach an, in welcher geistige Waffenrüstung etwas galt. Ein idealer wissenschaftlicher Schwung war in Joachim und seinem Bruder Albrecht, aber nicht in romantischer Verschwommenheit, sondern namentlich in dem ersteren praktisch, nüchtern, zum klaren, bewußten zweckvollen Regiment führend. Aber die territoriale Monarchie war sein Strebeziel, viel mehr als das verlorne Reich. Als er für Ruhe und Sicherheit mit strenger Hand gegen den Raubadel gesorgt, die Städte zur Ordnung genöthigt, dem unwissenden und verdorbenen Klerus Zügel angelegt hatte, mußte er gleichwohl sehen, daß er mit Mitteln arbeitete, die auf die Dauer nicht mehr wirkten. Seine geistige Welt war dem rohen Märker fremd, seine Anhänglichkeit an die alten Ordnungen der Kirche, mit welchen er durch seinen Bruder Albrecht, den Erzbischof von Magdeburg und Mainz zusammenhing, und die er einer Reformation ohne wesentlichen Bruch mit den innersten Grundgedanken fähig hielt, stellte ihn sowohl den Verfechtern der verdorbenen Kirche als denen feindlich gegenüber, welche an einer so lange gehofften, wiederholt versuchten und immer mißglückten Reformation verzweifelten.

Gleichwohl galt es bei der Kaiserwahl dem Reiche seine ganze Kraft zuzuwenden. Joachim stand nicht mit Oesterreich, er sah zu wohl das Verderben des Volkes in den auf Weltherrschaft gerichteten Planen des verstorbenen Kaisers, der doch nicht in seiner Nähe kraftvoll zu herrschen vermocht hatte. Am ungernsten hätte er den jüngeren Enkel Maximilians, den Erzherzog Ferdinand, gewählt gesehen, der, wenn Carl die fernen Reiche beherrschte, in Deutschland bleiben und so die Verbindung der Kaiserkrone mit Oesterreich befestigen konnte. Den französischen Lockungen widerstand er nicht,

wie Friedrich von Sachsen. Denn die Kaiserwahl war großentheils Geldspeculation geworden. Dem Ulrich von Hutten erschien die Wahl eines Fremden als „schmählich, undeutsch, hochverrätherisch.“ Es ist nicht klar, ob Joachim im Ernste diese Wahl begünstigen, oder vielmehr durch ihre scheinbare Begünstigung die Wahl auf sich selbst, für den Manches sprach, lenken wollte. Ein Glück für sein Haus und für Deutschland, daß dies nicht gelang. Denn sein eigenes Land war nicht, was es hätte sein müssen, um ihn als Kaiser glücklicher wirken zu lassen, als Maximilian. Und wie hätte er sich zu der großen Bewegung der Zeit gestellt? Hätte er nicht durch seinen Widerwillen gegen die Reformation sich selbst und sein Haus auf falsche Wege gedrängt, wie dies die Habsburger thaten? Es mußte mit dem Reiche schon sehr übel stehen, wenn ein Fürst wie er auch nur einen Augenblick daran denken konnte, seine Stimme für Franz von Frankreich abzugeben. Im letzten Momente hätte er noch für Kurfürst Friedrich den Weisen von Sachsen gestimmt. Wir sehen wie haltlos damals die reichsfürstliche Politik war. Carl wurde gewählt, und die Herrschaft der Fremden war entschieden. Die Reichsfürsten, mit ihnen der Brandenburger, waren unterlegen. Denn ihr kaiserlicher Herr war ein übermächtiger Herrscher und konnte seinen Bruder Ferdinand zum römischen König machen, wie er auch that. Ob aber dem Reiche geholfen sein würde, wenn dessen Oberhaupt in Spanien, Italien, den Niederlanden so viel zu thun hatte, daß er ebenso wenig wie die Luxemburger und ihre habsburgischen Nachfolger den Reichsboden auf längere Zeit betreten konnte? Den Wenzel hatten die Böhmen schon Jahre lang in Gefangenschaft, ehe man es im Reiche erfuhr, Sigismund betrat nur als flüchtige Erscheinung das Reich. Albrecht II. war noch seltener zu sehen, und Friedrich III. in seiner langen Regierung gar nicht. Da mußten die Fürsten schon lernen, sich ohne den Kaiser zu behelfen.*)

Die Reformation ging vom innersten Bewußtsein der Besten im Volke und in der Kirche aus. In ihr kam das Christenthum erst recht und ganz zu der deutschen Nation. Das Wesentliche an ihr war, daß die Religion wirklich Religion

*) L. v. Ranke: Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation. S. Sämmtliche Werke (Leipzig, 1867). Bd. 1. S. 33 f.

wurde, nicht Politik, nicht Verfassung, nicht Staatsmittel, auch nicht Theorie und Lehre. An dem Verhältniß der menschlichen Seele zu Gott sollte sich das Bewußtsein des deutschen Volkes erneuern, und auch für sein staatliches Leben sollte diese Erneuerung von der gewaltigsten Bedeutung werden. Niemand wird bei unbefangener Betrachtung der Geschichte läugnen wollen, daß die im romanischen Völkerkreise entstandene Gestalt des Christenthums den germanischen Völkern nur in ihrer wilden Jugend genügen konnte. Kann der hellenische Geist in seiner Durchdringung mit der morgenländischen Gluth des Gefühls, der sogenannte Hellenismus, das goldene Gefäß genannt werden, in welchem längst der lebendig frische Strom der gottmenschlichen Wahrheit gefaßt, aber auch schon bald getrübt wurde, so war seine Uebergießung in die eherne Riesenschale des Römerthums die Ursache noch weiterer Verschlammung. Heidnische Stoffe aus Philosophie, priesterlicher Tradition, Volksleben kamen mit, und als die stürmende Hand des Germanen dieses gewaltige Gefäß zerschlug, da strömte sein Inhalt in die verschiedenen Amphoren der verschiedenen deutschen Nationen und verarbeitete sich durch das Papstthum und Kaiserthum zu einem Gemeinsamen und bei allen nationalen Abschattungen wesentlich Gleichen. Das Christenthum, wie es kirchlich bestand, als der Bergmannssohn zu Wittenberg aus den Schachten der heiligen Schrift hervorstieg, war ungeheuer verschieden von dem Glauben, für den die Apostel gestorben waren, für den Athanasius und Leo der Große gekämpft, auch von dem noch, welchen die irischen Sendboten einst aus ihren Inselklöstern nach Deutschland herübergebracht hatten. Wie viel von dem reineren Christenthum in den westlichen und südlichen Stämmen Deutschlands die es von diesen Irländern empfangen hatten, in das tiefere Mittelalter hinein sich erhalten habe, ist sehr schwer zu sagen. Doch findet man schon in der Hohenstaufen-Zeit gerade im Süden und Westen des Vaterlandes eine Neigung, sich den gröbsten Entstellungen des christlichen Glaubens und Lebens durch die hierarchisch veräußerlichte Kirche entgegenzustellen, es findet sich ein empfänglicher Boden für die durch die mittelalterlichen Secten ausgestreuten Körner des göttlichen Wortes. Sollte man nicht berechtigt sein, dies in einem wenn auch losen und verdeckten Zusammenhange mit den reineren Elementen christlicher Wahrheit zu denken, welche die Sendboten von

Bonifacius zu den deutschen Stämmen gebracht und die in den Schottenklöstern noch nachgewirkt hatten? So würden wir in den stillen Associationen der späteren Zeit, in den ghibellinischen Vereinen, welche sich Gottesfreunde nannten, mit ihrem Geiste des Zeugnisses gegen die kirchliche Entartung wie eine aus alten Zeiten herübergereichte Hand erkennen, welche die Reformation freudig ergriff. Es war dies eine heimliche Conventikel-Gemeinde in der Kirche, vorzugsweise unter dem Schutze der städtischen Freiheiten und Einrichtungen, welche dem neuen Lichte längst entgegenharrte. Natürlich war von diesen verborgenen Kettengliedern nichts in dem östlichen und nördlichen Theile Deutschlands zu suchen, wohin das Christenthum erst seit Carl dem Großen und durch die Ueberwindung der Slawen kam. Aber dem thüringischem Stamme gehörte diese Verbreitung auch an; aus diesem erwuchs die Reformation.

Der Gang derselben berührt sich sofort mit der deutschen Politik. War doch ihre erste Kraftäußerung (1517) gegen den Ablaß gerichtet, der im Namen des ersten Kurfürsten des Reichs, des Erzbischofs von Mainz, ausgeboten wurde, war doch dieser Fürst zugleich Erzbischof von Magdeburg und Bruder des Brandenburgischen Kurfürsten Joachim, der in den Reichssachen mit ihm zusammengehen und den Vortheil der doppelten brandenburgischen Stimme nicht verlieren wollte. Und Oesterreich, das sich seit Friedrich III. dem Papstthum fest verbündet hatte, stand mit derselben Nothwendigkeit wie das Kleeblatt der geistlichen Kurfürsten auf dessen Seite, wenn es an seinem so wichtigen Geld-Interesse beschädigt wurde. Andererseits war das mächtige Sachsen in dem edlen Friedrich auf der Seite der neuen Ideen. So standen gleich von vornherein fünf der entscheidenden Stimmen gegen und nur eine entschieden für die Sache der Reformation. Desto größeren Anhang mußte sie alsbald in den Städten, die eine fast die Fürsten aufwiegende Macht besaßen, und in dem mit den geistlichen Fürsten zerfallenen Adel finden. Auch die Bauern hofften an ihr einen Bundesgenossen gegen die Herren, große und kleine, weltliche und geistliche zu finden. Ihr Wort gegen den Ablaß konnte von ihren Führern, wie von Luther selbst, nur durch eine wohlmeinende Selbsttäuschung anders, denn als eine Absage gegen das Papstthum betrachtet werden. Es war ja dieses Wort ein Protest nicht im Namen der Kirche gegen eine falsche Richtung in

ihr, sondern im Namen und in der Kraft des göttlichen Wortes gegen die Kirche, wie sie geworden war, und zu welcher das Papstthum mit seinen absoluten Ansprüchen gehört. Hier war kein Constanzer oder Baseler Concils-Standpunkt mehr, vielmehr hätten diese Versammlungen ebenso entschieden wie Papst Leo X. gegen Luther vorgehen müssen. Es waren die Thesen an der Schloßkirche zu Wittenberg geradezu ein Hahnenruf aus dem erwachten Christenherzen an das noch zu weckende. Mit ihnen war es ausgesprochen, daß es keine Macht in der Welt gebe, weder geistliche noch politische, die irgend etwas vermöge gegen jeden Einzelnen, der in klarer Erkenntniß aus der heiligen Schrift ihr gegenübertrete. Dieses Verhältniß des gottgeschaffenen Menschen zu der ewigen allein gültigen Wahrheit und des zu Gott berufenen Menschen zu der durch Christum erworbenen Sündenvergebung und kraft derselben zu erlangenden Seligkeit war der Alles umwandelnde neue Gedanke, dessen Kraft aber nicht in seiner Neuheit, sondern in seiner apostolischen und evangelischen Quelle lag. Es war damit eine Macht innerlicher Art allem Volke angeboten, gegen welche keine Abstimmung der Kur- und Reichsfürsten auf Reichstagen, kein kaiserliches Decret, ja kein Spruch des Vaticans irgend ins Gewicht fallen konnte. Daß nur der germanische Gemüthsgrund vollkommen geeignet war, sie wurzeln und aus mächtigen Wurzeln zum gewaltigen Baume erwachsen zu lassen, dies spricht keineswegs gegen ihre allgemein christliche Tragweite, noch weniger dafür, daß sie einem nationalen Gebiete für immer zugehören sollte. Vielmehr zitterte dieser erste gewaltige Schlag in ganz Europa fort, und weder der äußerste romanische Westen und Süden in Spanien und Italien, noch die fränkisch-romanische Mitte, noch der slawisch-magyarische Osten konnte sich des Mitzitterns erwehren.

Es kann sich hier um eine Geschichte der Reformation nicht handeln. Es sei genug gesagt, daß nach den Sätzen die Reichstage zu Augsburg und Worms, die Disputation zu Leipzig, die Bibelübersetzung, die gewaltigen Schriften Luthers, die fein eingehenden Melanchthons, das Bekenntniß zu Augsburg stets von neuem das elektrische Zucken durch die Glieder der Christenheit sandten. Was aber vom Papstthum galt, das konnte dem Kaiserthum nicht fremd bleiben. Beide waren aus derselben Wurzel erwachsen, nur daß

das Kaiserthum außer der religiösen noch eine nationale hatte.*) An dieser war freilich im vergangenen Jahrhundert mit scharfen Zähnen genagt worden. Jetzt aber fragte sich sehr, ob sie überhaupt noch vorhanden sei. Der niederländisch-spanische Carl hatte nicht einmal so viel deutsches Gemüth, als die ungarisch-böhmisch-österreichisch eingesponnenen Habsburger. Da stand er, ein fremder Mann auf fremdem Boden, einer Bewegung gegenüber, die ihm, der über den Ocean weg zu befehlen gewöhnt war, erst ganz verächtlich erscheinen mußte. Hatten Cardinäle, Universitäts-Kanzler, Kurfürsten und Kaiser nicht vermocht, die Reformation zu schaffen, wie sollte sie aus der Augustinerzelle kommen? Sehen wir uns den neuen Kaiser an, wie er endlich Stirn gegen Stirn der neuen Macht begegnen mußte.

Er war ein Glückskind besonderer Art, erst neunzehn Jahre alt, da er den sturmumbrausten Kaiserthron bestieg. Sein Großvater Ferdinand der Katholische hatte die Krone von Aragonien nur durch den unerwarteten Tod seines Bruders, seine Großmutter Isabella die von Castilien nur durch die Absetzung des ihrigen erlangt. Die Kronen von Neapel und Sicilien waren ihnen durch Treubruch und unlautere List zugefallen. Columbus hatte ihnen fast wider ihren Willen eine neue Welt gewonnen. Ihre älteren Kinder starben weg, nur Johanna blieb übrig, und sie erwarb Kaiser Maximilian für seinen Sohn, den Erzherzog Philipp den Schönen, der in den Niederlanden kraft seiner burgundischen Erbschaft regierte. Auch diese Erbschaft war nur durch besonderen Glücksfall, durch die Thorheit Ludwigs XI., der durch Verlobung der Tochter Carls des Kühnen mit seinem Sohne das schöne Erbe schon in der Hand hatte, ihm zu Theil geworden. Dort zu Gent wurde Carl im Februar 1500 geboren. Seine Mutter Johanna verfiel nur wenige Jahre nach seiner Geburt unheilbarer Geistesstörung. Er selbst wurde zuerst von Adrian von Utrecht, hernach von dem berühmten Cardinal Ximenes in den kirchlichen Ansichten erzogen, welche schon von seinen fanatisch katholischen Großeltern her und im Geiste der spanischen Nation sich empfahlen. Wenn daneben auch die freiere und weltlichere Art des niederländischen Städte- und Adelslebens

*) L. v. Ranke a. a. O. S. 35 ff.

auf ihn einwirkte, so mußte er sich doch als den besonders von Gott Begnadigten ansehen, als er erfuhr, welche günstigen Umstände dazu gehört hatten, um alle die Lande unter seiner Herrschaft zu sammeln, die ihn als ihren Gebieter begrüßten.*) Aber aus Spanien, dem Lande der Inquisition gegen Mauren, Juden und Ketzer, aus den Niederlanden mit ihrer französischen, gewandten Bildung kam der Jüngling und hatte sofort die große Entscheidung zu treffen, ob er, ein Kaiser, wie man den Enkel Maximilians sich dachte, kraftvoll an die Spitze der Nation treten und ihren tiefsten Bedürfnissen genügen, oder ob er nur ein Herrscher nach bisheriger Habsburgischer Art sein wolle. Und seine Begleiter und Führer waren arglistige Staatskünstler, denen Deutschland mit seinem heißklopfenden Herzen nichts war, als ein großes Land unter vielen Ländern, die ihr geistvoller Zögling zu regieren haben sollte. Ob Carl das Ringen eines Jahrhunderts in deutschen Landen kannte, um in Staat und Kirche zu einer neuen Verfassung zu kommen? ob ihm der Gedanke der so stark ersehnten Reformation innerlich je nahe getreten war? — Er fand ein Volk, aufgeregt in seinen innersten Tiefen. Es war seit zwei Jahren ein Wort gesprochen worden, das in allen ernsten Gemüthern ein schrilles Echo erweckt hatte. Aus diesem Wort war eine Frage geworden, die: ob sich ein Kaiser finden werde, der den Strom zu lenken wissen und zu einer befruchtenden Fluth machen werde? Es war für Carl und seine Nachfolger, ja für Kaiser und Reich, die letzte Entscheidung. Sie fiel gegen die Reformation.

Wohl mochte Carl von dem allgemeinen Verderben der Kirche, den versunkenen Pfaffen und Mönchen wissen, wohl mußten seine Umgebungen von Spanien her den Ernst der dortigen Reformation an den Klerikern kennen und Luthern so weit Recht geben, als es sich um diese handelte. Aber vom Glauben der Kirche, wie er seit dem zwölften Jahrhundert hinsichtlich der Sacramente, der Stellung des Klerus, des Marien- und Heiligendienstes, der Sündenvergebung und des Ablasses sich gestaltet hatte, wollten sie nicht ein Tüttelchen vergeben, an der Geltung des Papstes und der Hierarchie nichts

*) Robertson: History of the reign of the Emperor Charles V. Glasgow, 1867. Vol II. pag. 1 ff.

vermindern lassen. Wie konnten sie da mit dem gewaltigen Manne zu Wittenberg gehen?*)

Eine Reformation ihrer Art ging nicht vom religiösen Quellgebiet, sondern nur von den sittlichen Umlanden aus, sie konnte nichts schaffen, nichts Verlorenes wieder aufrichten, sie war nur fähig zu beschneiden und zum Nachwachsen des Abgeschnittenen herauszufordern. Die spanische Klerikal-Reformation hat die Lüderlichkeit aus der öffentlichen Schau in die Heimlichkeit zurückgedrängt, sie hat wirklich an Vielem gebessert, sie hat eine nicht zu verachtende Frömmigkeit gefördert, aber was ist die Kirche in Spanien dem Volke und seinem Leben geworden? eher eine Verführerin zur Gedankenlosigkeit und Schlaffheit, als Erweckerin von Kraft im Volksleben. Ein großes Glück, daß an dem tiefen deutschen Manne solche Versuchungen scheiterten, wie sie der Beichtvater des spanischen Kaisers versuchte. Dazu kam, daß Carl in seinen italiänischen Interessen gegen Frankreich des Papstes bedurfte. An dieser spanisch-italiänischen oder, wenn man will, europäisch-weltherrscherischen Klippe brach die Hoffnung der deutschen Reformation auf den Kaiser. Unwiderruflich war dieser damit in seine weitere Bahn gestoßen. Wenn Carl auch nachher einige Male den Protestanten freundlicher zu sein schien, weil er sie gebrauchte um den Papst zu schrecken, damit er ihm in Italien zu Willen sei, so hatte doch schon seine Reichsacht zu Worms gegen Luther die unwiderrufliche Bahn gezeigt, in welcher er ging. Daß er damit auch Klagen sein Ohr verschließen mußte, welchen ein gewissenhafter Kaiser dasselbe zu öffnen hatte, über den schreienden Misbrauch, welchen die Klöster und die Geistlichen mit ihren Exemtionen, wie Steuerfreiheit und Asylrecht, trieben, über das Anwachsen der geistlichen Güter, durch welches Dörfer verschwanden und halbe Gaue verödet wurden, über die Unzahl der Priester, welche als Proletarier das Volk belasteten, über die schädlichen Folgen des Coelibats, über die Verschleuderung des Geldes an Bettelmönche und an die üppigen Cardinäle und noch üppigeren Päpste, über das Geldmachen der Kirche, welche zugleich Land und Volk auffraß**), dies war die natürliche Folge seiner

*) W. Maurenbrecher: Carl V. und die deutschen Protestanten. Düsseldorf, 1865. S. 8 ff.

**) L. v. Ranke, a. a. O. 170 ff.

Kälte gegen die innerste Herzensfrage Deutschlands. Denn er konnte nicht das Eine abstellen, das Andere belassen, er konnte nicht dem Papste von allen Seiten die Flügel beschneiden, ohne ihn als einen schädlichen Geier darzustellen. Wenn er aber dies that, so mußte er sich auf das Gebiet der Lehre begeben, von welchem aus der Papst seine Beweise dafür holte, daß er der Adler Gottes sei. Dann bedurfte er wieder Luthers und seiner Blitze und mußte auf den päpstlichen Hof für seine Politik verzichten. Es war immer die Wahl zwischen dem Ewigen und Zeitlichen, in welche der Kaiser gestellt war, und in der sein irdisches Herz nicht bestand. Man darf es dem spanisch-niederländischen Jüngling nicht zu hoch anrechnen, eher denen, die ihn gewählt hatten. Der Reformation und ihren Fortschritten, ihrem Bleiben ungeachtet der Gräuel des Bauernkrieges, die günstigen Anlaß zu ihrer gewaltsamen Vernichtung geboten hätten, kam es zu Gute, daß Carl erst in Italien, dann höchst dringend durch innere Aufstände in Spanien beschäftigt war. Da aber doch nur ein Theil der deutschen Landesfürsten sich auf Luthers Seite schlug, so konnte Niemand daran denken Luthers Sache zu der gemeinen Sache Deutschlands zu erheben und dadurch auch auf die Schweizer mäßigend und ihre Erneuerung mit der deutschen ausgleichend zu wirken. Der religiöse und kirchliche Zwiespalt war in das Reich und die deutsche Nation geworfen, und neben dem Kampfe zwischen Fürsten und Kaiser um „Einheit" und „Freiheit" d. h. Kaisermacht und Fürstengewalt tobte hinfort noch der andere zwischen katholischen und evangelischen Fürsten Deutschlands, von welchen die ersteren sich enger an den Kaiser schlossen.

Die Reformation ist oft und viel geschmähet worden, als die Zerreißerin deutscher Einheit oder doch als das dauernde Hinderniß derselben. Die Antwort darauf ist immer gewesen, daß die wirkliche Ursache der Trennungen im Reiche älter sei als die Reformation und hauptsächlich im Papstthum und dessen politischen Bestrebungen liege. So wahr diese Antwort ist, so entfernt sie doch den Vorwurf nicht. Daß in der Reformation die Absicht der Trennung nicht lag, ist wohl allgemein erkannt, wohl aber ist zuzugestehen, daß Luther selbst Träger einer Inconsequenz blieb bis zu seinem Tode. Er hat stets des Kaisers Recht anerkannt, über die Religionsfrage zu urtheilen und zu entscheiden. Der Reichstag zu Augsburg

1530 mit dem Vortrage der Confession der Protestanten und ihrer Apologie setzte dieses Kaiserrecht voraus. Und doch war in Wahrheit dieses Kaiserthum, wie es Carl besaß, wie es in Augsburg den Vorsitz führte, das Kaiserthum des Mittelalters und Carls des Großen, vor dem Richterstuhl des evangelischen Wortes und Gewissens nicht mehr berechtigt, nachdem das Recht des päpstlichen Stuhles verworfen war. Ein deutscher König, aus der Nation und ihrer Wahl, auch durch die Fürsten derselben, hervorgegangen, konnte von evangelischer Seite kein Bedenken haben. Aber dann mußte dieser König den Herzschlag des deutschen Volkes erkennen und die Durchführung der Reformation, wenn auch mit mäßigeren Zielen, als zu denen sie sich gedrängt fand, in die starke Hand nehmen. Römisch-katholische Landschaften und Herrscher durfte es dann in Deutschland nicht mehr geben, aber auch nicht lutherische, zwinglische und calvinische Kirchengemeinschaften, sondern evangelisch-katholisches Christenthum, eine Episcopal-Kirche auf Grundlage der apostolischen Urnorm. Wir geben daher denen, die heute noch die Reformation als den unseligen Riß in das deutsche gesammtnationale Staatsleben beklagen, den Vorwurf verdoppelt zurück mit der Behauptung, daß es eine schwere Schuld jenes Jahrhunderts ist, sich in weiten Kreisen der Reformation verschlossen, ja dieselbe, wo sie sich in Städten und Burgen, ja in den dörflichen Gemeinden selbst schon weit verbreitet hatte, durch Gewaltmaßregeln und auf den finsteren Wegen der Gegenreformation mit Hülfe des Jesuitenordens wieder ausgelöscht zu haben. Es ist eine Schuld der römischen Kirche an dem Christenthum, die sie immer noch wieder gut zu machen hat. Und der Name, an dem das Gedächtniß dieser Schuld haftet, ist der Carls des Fünften. Seine Schande vor der Geschichte ist es, daß der Protestantismus seine Fortexistenz geradezu mehr dem Papste (Clemens VII.) und seiner Furcht vor der Allgewalt des Kaisers, als der kirchlichen und staatsmännischen Einsicht dieses Oberhauptes der Christenheit verdankte. Daß der Protestantismus, wie er fast unglücklich genannt wurde, ein lebendiges, wahres, der Kirche nie ganz fehlendes, aber seit 500 Jahren vergeblich nach seinem Rechte ringendes Princip sei, das hätten die leitenden Geister im sechszehnten Jahrhundert erkennen müssen. Das Urtheil des Kaiserthums war mit seiner Erklärung gegen die

Reformation der Kirche aus der tiefen Urquelle des Christenthums gesprochen. Die Frage ist dabei nicht, ob der Protestantismus selbst sich seinem Wesen gemäß entwickelt habe, ob er zu weit oder nicht weit genug gegangen sei, ob die Trennung der Typen innerhalb seiner selbst in den schweizerischen und deutschen, lutherischen und reformirten, Folge von Schuld und mangelnder Einsicht gewesen. Die entscheidende Frage war nur die, ob die Kirche wirklich von ihrer schweren Krankheit geheilt und aus der gesunden Kirche dem staatlichen Volksleben neue Kraft gewonnen werden sollte? Es gehört zu den häufigsten Erscheinungen der neueren Geschichte, daß der Kaiser selbst einen Theil seiner Fürsten, namentlich die protestantischen, zwang, ihre Blicke auf Frankreich zu richten. So lange Carl von dorther den Rücken frei hatte, konnte er hoffen mit kriegerischem Nachdruck gegen die Neuerer vorzugehen, die er als Rebellen gegen sich selbst betrachtete. Und wie wunderbar, daß gerade der Papst in großer Verblendung über sein Interesse an den Franzosen schürte, um sich einerseits in Italien Luft zu machen, andererseits das allgemeine Concil loszuwerden, für welches der Kaiser in der größten Zuversicht arbeitete, daß es die Ketzer verdammen werde, welches aber der Papst fürchtete, weil gewiß diese Verdammung nur unter Bedingung der Abstellung von Beschwerden gegen die Hierarchie eintreten würde. Die weltliche Herrschaft des Papstes, das Patrimonium Petri, hat nach dem Reichstage von 1530 zu Augsburg, auf welchem die Protestanten mit festem, klarem Bekenntniß und freudig zu Gott auftraten, ihre Sache gerettet. Sie durften die Einheit des Reiches hintansetzen, denn sie waren ihr nicht entgegen, hofften vielmehr die Andern zu gewinnen, und mußten im schlimmsten Falle das Ewige über das Zeitliche setzen. Der Kaiser durfte es nicht, wenn er ein rechter Kaiser sein wollte. Die katholischen Fürsten aber wollten wohl die Beseitigung der Ketzerei, aber nicht die unbedingte Herrschaft des Kaisers, selbst nicht um den Preis der allgemeinen Erhaltung des alten Glaubens.

Die Verhandlungen zwischen dem Kaiser und den Protestanten schwankten hin und her, aber nie ließ Carl von dem herrschenden Grundgedanken seiner Politik: Vernichtung des neuen Glaubens. Ob das Concil in Deutschland, ob in Italien tagen sollte, ob unter dem Kaiser, ob unter dem Papste, das waren Fragen, die im

Vordergrunde verhandelt wurden, während im Hintergrunde stets die Unterdrückung stand, sobald nur die Hände des Kaisers frei wären. Denn Carl wollte nichts wissen von einer Reformation, die über die mittelalterlichen Grundlagen hinausginge. Wie anders aber standen die Protestanten da, als er endlich dem Kriege mit ihnen nicht länger ausweichen wollte. Es waren jetzt nicht mehr blos die Unterzeichner des augsburgischen Bekenntnisses: Kursachsen, Brandenburg-Neumark, Lüneburg, Hessen, Anhalt, Nürnberg und Reutlingen, sondern jetzt gehörte ganz Brandenburg unter Joachim II. und Markgraf Johann, es gehörte auch ganz Sachsen unter Johann Friedrich und Moritz, es gehörte Würtemberg, es gehörte die Pfalz, Mecklenburg und Pommern zu den protestantischen Ländern, und auch das mächtige England war auf diese Seite getreten. Freilich waren sie nicht alle geeinigt, weil auch nicht allen der Angriff gelten sollte. Selbst der tüchtige Joachim II. von Brandenburg warf seine Macht nicht, wie es seine Pflicht war, in die Wagschale der Bekenner des reinen Evangeliums. Aber der Religionskrieg kam. Luther hatte demselben bis an sein Ende entgegengewirkt, hatte immer noch die nationale Seite des Kaiserthums festgehalten, über die mit dem Papstthum gleichwerthige Seite aber sich Unklarheit bewahrt, um Gehorsam predigen zu können. Damit warf er Unsicherheit in das Lager der sonst wohlgerüsteten Protestanten.*) Der Ausgang ist bekannt und nicht minder, daß der Kaiser dennoch der deutschen Nation das Evangelium nicht zu rauben vermochte. Der Protestantismus wurde in der Gestalt, die er unglücklicher Weise hatte annehmen müssen, in der territorialen, d. h. in einer großen Anzahl Landeskirchen, den Herrscher an der Spitze, gefestigt und erhalten. Eine große protestantische oder evangelische Kirche wurde nicht geschaffen, obgleich religiöse, theologische, kirchliche Ansichten keineswegs die einzelnen protestantischen Körper trennten. So standen sie im Nachtheile der römisch-katholischen Kirche gegenüber. Von der Zerbröckelung des Reiches mußte die Kirche ihre Gestaltung empfangen. Wie ganz anders, wenn der Kaiser seinen deutschen

*) H. Leo: Lehrbuch der Universal-Geschichte. Bd. 3. S. 177. Wie die Fürsten, die von den höchst weltlichen Motiven der Kaiserwahl so genau wußten, dennoch von einem ihnen „von Gott gesetzten Kaiser" reden konnten, ist schwer zu verstehen.

Beruf hätte verstehen können! Welche Arbeit, um zum Dasein als Kirche im vollen Sinne zu gelangen, war damit dem Protestantismus für Jahrhunderte aufgegeben!

Hatten die protestantischen Fürsten einmal sich zu festem Bündniß gegen den Kaiser geschaart, so war damit allerdings weder etwas Neues in der Geschichte des deutschen Reiches geschehen, noch etwas Unnatürliches bei der Art, wie jetzt die Kaiserkrone vergeben wurde, gethan, aber es war ein bleibendes Mittel geschaffen, um aller Opposition auch gegen die berechtigte Macht des Kaisers einen festen Kern zu geben. Die ewigen Interessen der eignen Seele mußten jetzt als Grund, später als Vorwand dienen, um das Reich in seiner Einheit zu Gunsten der Territorialfürsten zu schädigen und den Kaisern lag es hinfort nahe zur Ehre Gottes in Unterdrückung der Ketzer, oder doch in Abneigung gegen die evangelischen Lande und Fürsten, in engerem Verhältnisse zu den katholischen Fürsten zu stehen und so ein Reich im Reiche zu machen; es lag nicht minder nahe, daß jetzt auf beiden Seiten die Theologen und Beichtväter mächtigen Einfluß auf die Politik und zwar mehr im Interesse ihres Glaubens als des Reiches übten; ferner konnte es nicht ausbleiben, daß die katholischen und die evangelischen Fürsten mehr Hinneigung zu den ausländischen Mächten ihres Glaubens, als zu den anders gläubigen Reichsgenossen fühlten, und somit undeutsche, das Reich in seinem ganzen Wesen zerstörende Bündnisse gegen Reichstheile oder gegen den Kaiser selbst schlossen, somit überhaupt das Ausland, wie Frankreich und später Schweden und Dänemark, in die deutschen Angelegenheiten hineinzogen. Dies Alles ist die Schuld Carls V. und seiner ungeistlichen hierarchischen Rathgeber, es ist die Schuld der Fürsten Deutschlands, welche, wie sie es nannten, der Kirche treu blieben, wie es aber in Wahrheit genannt werden muß, den innersten Lebenstrieb der Kirche mit den Füßen auszutreten strebten. Nur eine in Deutschland durchgeführte Reformation konnte die Einheit Deutschlands in seiner Vielgliedrigkeit retten.

Die Unterdrückung des Protestantismus hätte nicht geholfen; er war eine innere christliche und deutsche Nothwendigkeit und wäre immer neu aus dem zertretenen Felde hervorgebrochen. Die dreihundertjährige Schwäche und Verwicklung mit dem Auslande ist die volle und einzige Schuld derer, die in Deutschland das Reich

Gottes nicht erkannten, als es innerhalb der irdischen Machtverhältnisse seinen Wuchs wahrnehmen ließ. Allerdings war ein Grund der Schwäche der Protestanten ihre eigene Theilung in zwei Lager, das lutherische und reformirte. Die Schweizer waren einerseits oberflächlicher, andererseits gründlicher in ihrer Reformation gewesen, sie hatten in der Lehre nicht in die Tiefe des Gemüths die Wurzeln gesenkt, sondern mehr in dem Gebiete des praktischen Sinnes und Lebens ihre Position genommen. Das lag in dem nationalen Charakter der Stämme, welche in der Schweiz die Masse der Bevölkerung bildeten, es lag auch in der Leichtigkeit, mit der jeder Einzelne am öffentlichen Handeln sich betheiligen konnte, in den republikanischen Verfassungen, während die Deutschen nach Luthers Vorbild immer noch einen religiösen Respect vor dem Kaiser und vor den Landesfürsten hatten, und eigentlich nur diese letzteren als Organe des Handelns betrachteten. Was blieb dem Einzelnen, als die Vertiefung nach Innen, wozu der deutsche Geist ohnedies geneigt war? Der Schweizer demokratisirte nothwendig auch die Kirche oder gestaltete sie aristokratisch, der Deutsche wollte auf diesem Gebiete desto mehr monarchisch bleiben, je weniger er vermöge seines protestantischen Glaubens sein Bedürfniß des Dienens ferner an Kaiser und Reich befriedigen konnte. Wenn daher Luther den Schweizern entgegenrief: „Ihr habt einen anderen Geist!" so war dies ganz treffend, aber freilich nicht in dem Sinne, daß die Deutschen den Geist Gottes, die Schweizer aber den Geist der Finsterniß gehabt hätten, sondern es war nur der Unterschied des nationalen Geistes bezeichnet. Wie ganz anders, wenn beide Theile sich die Hände hätten reichen wollen, weil sie von Anfang dieselben Interessen hatten, wenn auch in die schweizerische Reformation etwas von dem tiefen Strome aus Wittenberg sich ergossen hätte, wenn das Lutherthum eines Brenz und Herzog Christoph von Würtemberg, eines Bucer und Schnepf, wie es im westlichen Süddeutschland lebte, auch an dem Züricher und Genfer See sich ausgebreitet hätte. Welche Burg der evangelischen Lehre hätte die Schweiz mit Ober- und Niederschwaben, mit der Pfalz und dem Elsaß gebildet, an welche die Hessen und Sachsen sich schlossen, so daß das übrige Deutschland dem Druck dieser Massen hätte folgen müssen. Es gab eine Zeit, in welcher so etwas von beiden Seiten gefühlt wurde,

als Melanchthons freiere Stellung in der Theologie den mächtigen Luther mitzog und in der Wittenbergischen Concordia ein Vergleich in der Lehre entstand. Denn die schweizerische Lehre hatte nunmehr im Westen Deutschlands Eingang gefunden, und es war wichtig, wenigstens diese deutschen Glaubensgenossen sich zu verbünden. Wie wenig dies wirklich geschah, ist bekannt. Was den Protestantismus stützte, die territoriale Gestaltung zur Landeskirche, das war zugleich sein Verderben, indem alle kleinen Interessen der deutschen Länder für oder gegen ihn mitsprachen. Auch die Persönlichkeiten der Fürsten wirkten stark. Genug, wir sehen den Protestantismus, als Carl V. ums Jahr 1550 auf der Höhe seiner Macht stand und durch das Regensburger Interim die Wiederkehr des alten Glaubens eingeleitet zu haben meinte, zwar nicht als das, was er in Deutschland sein sollte, aber auch nicht vernichtet, und Carls Hoffnung, ihn auszuwurzeln, geradezu gescheitert. Vielmehr hatte Carl die Kraft dieses Gegners weit unterschätzt. Im nördlichen Deutschland, wo er nicht anwesend war und es, weil Brandenburg unberührt dastand, nicht sein konnte, ohne sich in die höchste Gefahr zu stürzen, war sein Interim zurückgewiesen, ja verhöhnt worden.

Wir haben schon bemerkt, daß die slawo-germanischen Bevölkerungen im Osten der Elbe, von dem unteren Laufe dieses Stromes bis an die Oder und von da an die Weichsel, auch in Schlesien, in einem anderen Verhältnisse zum Christenthum standen, als die mittel- und oberdeutschen Stämme. In ihnen war es zu einem hellbewußten religiösen Leben viel weniger, als bei diesen gekommen, und immer nur in den fast völlig deutschen Städten. Jetzt war aber die Reformation angenommen, und sie hatte nachzuholen, was in Süd- und West-Deutschland schon die katholische Kirche gethan hatte. Es fehlte dieser Bevölkerung die Schule, und sie brachte ihnen die lutherische Erneuerung. Der Katechismus war fast mehr als die Bibel ihre kanonische Quelle geworden. Fester und zäher hielt man dort an Luthers Lehre und konnte auch die mildernde Melanchthonische Theologie sich wenig aneignen. In Magdeburg saß die geistliche „Canzlei Gottes“ und wies alle erweichenden Einflüsse zurück. Man kann sagen, daß diese an innerlicher Lebendigkeit gegen das süddeutsche Lutherthum, das aber eben des-

halb auch weitherziger war, zurückstehende Kirchlichkeit zur festen Mauer gegen das Wahrheit und Irrthum nur fließend gegen einander abgrenzende Interim, und so das nördliche Deutschland der Retter des Protestantismus geworden ist. Hier spielt die Selbstständigkeit des brandenburgischen Kurfürsten keineswegs die erste Rolle. Denn Joachim II. war dem Kaiser gefügig gewesen, aber sein Volk war es nicht gegen ihn*). Freilich aber war damit die Losung der „reinen Lehre" ausgegeben, und man konnte nicht zugleich den Katholiken gegenüber die Gleichgültigkeit über Mitteldinge, die unbeschadet des Glaubens so oder anders sein könnten, als Sünde und Verrath an der Wahrheit brandmarken, den Reformirten aber eine Weitherzigkeit entgegenbringen, die sie unter die gemeinsamen Fahnen gebracht hätte. So wurde Norddeutschland auch der Hort des schrofferen Lutherthums, und Wittenberg mußte sich an seinen Schülern von seiner Nachgiebigkeit erholen. Die Rebellion des Protestantismus, oder vielmehr des Fürstenthums, gegen den Kaiser war die Zertrümmerung seines spanischen Einheits- und Herrschaftsplanes. Carl hatte zu hoch gespielt. Er hatte zugleich den Protestantismus vernichten, seinen Bruder Ferdinand um die deutsche Krone betrügen, sie seinem ganz spanischen Philipp zuwenden und alle Fürsten unter seinen festen Arm beugen wollen. Da war die zu straff gespannte Sehne gerissen, Ferdinand hatte mit Moriz und den Protestanten sich verbündet. Der Kaiser unterlag und dankte ab. Ferdinand wurde sein Nachfolger. Aber das Reich war und blieb zerrissen, die Kirche war und blieb getrennt, die Reformation war und blieb unvollendet, selbst der Protestantismus war und blieb gespalten**).

Es stehe hier noch das treffende Wort eines unserer edelsten Forscher***): „Die ersten, reinsten und schönsten Jahre der Re-

*) Droysen: Geschichte der preußischen Politik. II. 2. S. 320 ff. — Maurenbrecher, a. a. O. S. 253 f.

**) Schon damals erblickte ein weitschauender französischer Staatsmann die Gefahr, welche dem Habsburgischen Kaiserthum vom Norden Deutschlands drohe. S. Marillac bei Ranke (alte Ausgabe) a. a. O. VI, 488.

***) W. Roscher: Die deutsche Nationalökonomik an der Grenzscheide des sechszehnten und siebzehnten Jahrhunderts, in den Abhandlungen der philologisch historischen Classe der Königl. Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften. Leipzig 1862. S. 266 ff.

„formation kennzeichnen sich hauptsächlich durch ein harmonisches Zu-
„sammenwirken von drei verschiedenen Tendenzen: Wiederherstellung
„des reinen Evangeliums, des klassischen Alterthums, des nationa-
„len Staates, und zwar alles dies in echter Humanität auch
„für die niederen Classen zugänglich gemacht. Aber die Harmonie
„und Volksthümlichkeit hört fast und plötzlich auf mit dem Bauern-
„kriege, dessen Ausbruch und Niederlage ich überhaupt für den
„großen Wendepunkt halte, der alles Unheil des folgenden
„Jahrhunderts veranlaßt hat. Aus der Reformation wird durch
„ihn und die falsche Behandlung eine wilde Revolution, deren Nie-
„derschlagung die edelsten Blüthen der Hoffnung für ein gesundes
„Staatsleben mit vernichtete, weil sie den Bauernstand, den freien,
„kräftigen, gesunden Wurzelboden des Staates, tödtete. Mit diesem
„Uebel in ursachlicher Verbindung stand die Verkümmerung der Re-
„formation, deren Weiterentwicklung gehemmt wurde, weil das eigent-
„liche Gemeindeleben verkümmern mußte gegenüber einem Pastoren-
„thum, das ebenso hierarchisch nach unten, wie abhängig nach oben
„zu war. Denn nach dem Bauernkriege mußte die Reformation
„froh sein, wenn sie durch engsten Anschluß an die fürstlichen und
„aristokratischen Mächte wenigstens den Kern ihres bisherigen Stre-
„bens festhalten konnte. Die religiöse Classicität beruht auf der
„Stärke und gleichmäßigen Ausbildung folgender vier Elemente:
„des mystischen, ohne welches keine Andacht, des pietistischen, ohne
„welches keine Frömmigkeit, des orthodoxen, ohne welches keine
„Kirche, und des rationellen, ohne welches keine Theologie möglich
„ist. Bei Luther war die höchste Macht und schönste Harmonie
„aller vier Elemente, wogegen schon bei seinen nächsten Epi-
„gonen in tyrannischer Einseitigkeit ein orthodoxer Rationalismus
„vorherrschte. Es vollzog sich jetzt in eben so vielen Jahrzehenten,
„wie das Urchristenthum dazu Jahrhunderte gebraucht hatte, das
„Herabsinken von der propheten- und apostelähnlichen Glorie Luthers
„zu einer fast byzantinischen Hoftheologie.“

VI.

Der Untergang der Einheit.

Der Paſſauer Vertrag (1552) hatte das Interim mit ſeinen diplomatiſchen Abwägungen auf dem zarten Gebiete des religiöſen Lebens abgeſchüttelt und dem Bekenntniſſe der Proteſtanten mit dem der Katholiken wenigſtens einſtweilen gleiches Recht gegeben. Er war nicht blos den proteſtantiſchen Fürſten, ſondern dem Reiche gelungen. Er führte zum Religionsfrieden von Augsburg (1555). Seine beſte Bürgſchaft war, daß Ferdinand und nicht Philipp Kaiſer geworden. Dieſer Ferdinand war zwar längſt König von Ungarn und Böhmen, aber dieſe Lande waren theils kein Spanien und Italien, weil auch in ſie die Reformation ihren Weg gefunden hatte, theils keine hinreichende Macht, um Deutſchland zu gefährden. Er war nicht der kaiſerliche Univerſal-Monarch mit einer deutſchen Provinz, ſondern der deutſche König, der ſeiner Fürſten bedurfte.

Schon vor dem Reichstag zu Augsburg wurde allgemein gefühlt, daß er nur „das zerriſſene und zerbrochene römiſche Reich wieder zu ſtützen und ſo lange als möglich hinzuhalten vermöge“*). Es iſt der Religionsfriede, welcher den wirklichen Frieden von dieſem Gebiete verbannt hat. Zwar erlangten die evangeliſchen Stände allerdings das ausgeſprochene Recht ihres Fortbeſtehens, aber das Recht des Fortſchreitens war der Reformation benommen. Der verhängnißvolle „geiſtliche Vorbehalt“, laut deſſen Biſchöfe, Prälaten, Aebte u. ſ. w., welche der Reformation beitraten, ihre Würden und Güter verlieren, alſo dieſe Güter ſtets bei dem alten Glauben bleiben ſollten, machte es unmöglich, daß auch geiſtliche Fürſten ſich dem Evangelium mit ihren Landen hingaben. Er ſetzte in den drei geiſtlichen Kurfürſten eine katholiſche Kernmacht ein, er beraubte die evangeliſchen Lande der Kirchenregenten, überlieferte damit die kirchliche Regierung den Landesherren, die ſich als

*) Droyſen. S. 370.

fingirte Bischöfe für immer hinstellen mußten, kurz, er entstellte innerlich den Protestantismus.

Der kirchliche Zwiespalt in Deutschland war verewigt und in dem „Vorbehalt“ das Geschwür eiternd erhalten, so daß der innere Reichskrieg als Religionskrieg nur in einige Ferne gerückt war. Und was war der eigenste Lebensgedanke dieses Friedens? Der Territorialismus war es, die Fürstengewalt in kirchlichen Dingen. Der Kaiser konnte freilich hinfort sich nicht mehr herausnehmen, in den deutschen Fürstenlanden Ketzergericht zu halten, aber er konnte in seinen Stammlanden die Reformation austilgen, und mit ihm konnten das die katholischen Fürsten alle. Es war zu erwarten, daß es geschehen und daß evangelische Fürsten weiter greifen würden, um ihre Lande zu reformiren, katholische einer Gegenreformation ihre Macht leihen würden, und für diese stand der Jesuiten-Orden gerüstet da. Wenn dieser Friede die deutschen Fürsten als unabhängige Mächte neben den Kaiser stellte, so war er das Grab aller Reichseinheit, und wenn er die Reformation stillstehen machte, das Zeichen zum Rückgange. Die kurzen Regierungen Ferdinands und Maximilians II. ließen die Gefahr noch nicht so gewaltig hervortreten, vielmehr hoffte man auf des letzteren Uebertritt zu den Evangelischen, der nicht erfolgte. Wer immer den Sinn, in welchem die Katholiken diesen Frieden schlossen, genauer beachtet, der muß erkennen, daß er für sie nur ein vorübergehendes Abkommen sein konnte. Denn es stand ihm, wie auch Papst und Jesuitenorden laut aussprachen, das „ewige Gebot der Erhaltung des echten und wahren Glaubens“ entgegen*).

Eine wichtige Bestimmung dieses sogenannten Religionsfriedens, der durchaus die Vergleichung der Glaubens- und Kirchenfrage durch Concilien, Reichstage, National-Versammlungen und Colloquien ausdrücklich vorbehielt, war die Auswanderungsfreiheit der Evangelischen in katholischen Landen, weil eine andere Beschützung derselben gegen die katholischen Landesherren als unmöglich erschien. Diese Voraussetzung spricht stark genug. Auch das ist in diesem Aktenstück wohl zu beachten, daß von den Evangelischen

*) Eine gute Nachweisung hiervon aus den Quellen s. bei M. Ritter: Geschichte der deutschen Union. Schaffhausen 1867. Bd. 1. S. 5 ff.

nur als „Anverwandten der Augsburgischen Confession“ geredet wird, daß also die Reformirten, wenn sie dies nicht sein wollten, von den mäßigen Wohlthaten dieses Vertrages ausgeschlossen waren. Hier aber liegt einer der kränksten Flecke des damaligen Protestantismus. Die evangelischen Fürsten handelten in ihren eigenen Landen gar nicht den Principien der Duldung gemäß, welche sie auf dem Reichstage in Anspruch nahmen. Vielmehr galt es bei ihnen je länger je mehr als Pflicht, die Irrgläubigen, um Ansteckung zu vermeiden, aus ihren Landen fortzuweisen*), und die Einseitigkeit der so viel geltenden Theologen machte es den Fürsten immer schwerer, auch dann noch zusammen zu stehen, als sie nicht mehr alle der streng lutherischen Fassung der Lehre zugethan waren. Die Unduldsamkeit lag in der Regel auf lutherischer Seite, gerade da, wo durch die tiefere und großartigere Lehranschauung die geringste Gefahr vor wirklichen Einbußen im Glauben sich fand. Es war aber allerdings das Fortschreiten des evangelischen Bekenntnisses, wie es auch nach dem Religionsfrieden, freilich gegen dessen Bestimmungen und nicht immer mit den rechtlichsten Mitteln, ermöglicht wurde, für die Katholiken erschreckend genug. Immer noch blieb zwar von den 64 Fürsten des Reiches die Mehrzahl katholisch, aber unter ihnen waren außer den geistlichen Kurfürsten nur wenige der mächtigeren (Oesterreich, Baiern und Jülich), während die compacten Länder Brandenburg, Braunschweig, Sachsen, Hessen, Schwaben, Pfalz alle auf der protestantischen Seite standen und überdies von den über hundert Reichsgrafen und den sechzig Reichsstädten weit die Mehrzahl evangelisch waren**).

Aber auch in den Landen katholischer Fürsten, wie im Herzogthum Jülich, brachte jedes Jahr Fortschritt und Ausbreitung protestantischen Glaubens, und die Katholiken wußten sich zuletzt des-

*) Keineswegs ist schon in den alten sächsischen, schwäbischen, straßburgischen Kirchenordnungen wie Ritter (a. a. O. S. 8) behauptet, dieser Geist der Unduldsamkeit ausgesprochen. Man lese sie, und man wird das gerade Gegentheil finden. Daß aber nicht jeglichen Schwärmereien und Secten offne Bahn gelassen wurde, ist doch selbstverständlich. Später freilich verbannten die Lutheraner alle Geistlichen, welche reformirte Ansichten hatten. Die Concordienformel von 1580 wurde dafür der Maßstab.

**) Ritter. S. 16.

selben nur durch Herbeirufung der Spanier aus den Niederlanden zu erwehren*).

In Oesterreich stand Ferdinand rathlos und milde zulassend, sein Nachfolger Maximilian II. fast fördernd dem raschen Umsichgreifen des evangelischen Glaubens gegenüber, der geradezu eine Macht im Lande geworden, wie es in Böhmen in Anknüpfung an die Hussitischen Neigungen und Erinnerungen noch viel mehr der Fall war. Auch in Ungarn hatte der Kaiser die Protestantisirung ganzer Landstriche sich gefallen lassen müssen**). Wären nur die Protestanten unter sich einig gewesen! Aber es ist bekannt genug, wie sich innerhalb des Protestantismus theils durch den Einfluß der Niederlande und der Schweiz, theils auch selbständig eine von der lutherischen verschiedene protestantische Lehrauffassung und Kirchenform, die man hernach mit dem Namen der reformirten bezeichnete, Bahn brach, und wie beide in verschiedenen Landen mit einander um die alleinige Geltung rangen. Es ist aber leicht begreiflich, daß die Fürsten, von den Theologen gestachelt, nicht weitherzig genug waren, wenn es zugleich auch um die verschiedene Ansicht von ihrer Kirchengewalt sich handelte. Mit List und Gewalt wurde da und dort den Reformirten das Dasein verleidet oder bestritten, ja es wurde bald nach heimlichen Reformirten gefahndet, und es gab Halsgerichte um des Krypto-Calvinismus willen, der dem Landesverrath an die Seite gestellt wurde. Die mildere (Melanchthonische) Fassung der lutherischen Lehre schwankte unvermeidlich in die Anschauung der Reformirten hinüber oder wurde dessen beschuldigt, und so wüthete der deutsche Protestantismus in seinen eigenen Eingeweiden. Diese Früchte der Unabhängigkeit der Landesherren waren geradezu Gift für Deutschland, und es wird schwer, auch im Gebiete der Religion, sowohl auf der einen wie auf der anderen Seite, noch in der Gestaltung der politischen Verhältnisse die höhere Kraft des Reiches Gottes zu erkennen. Statt erhebend

*) Die Geschichte dieses Fortgangs und des späteren Rückschritts s. in Heppe's Geschichte der evangelischen Kirche von Cleve, Mark und der Provinz Westphalen. Iserlohn 1867. Bd. 1. S. 78 ff.

**) Eine klare Schilderung, wie es dabei zuging und in welchem Umfange diese kaiserlichen Erblande schon dem Protestantismus angehörten, s. bei Mailáth, Geschichte des österreichischen Kaiserstaates. Bd. 2. S. 216—249.

und reinigend wirkte der Glaube in seiner starren Förmlichkeit und Aeußerlichkeit herabdrückend auf die Sittlichkeit, und besonders auf die der Fürsten selbst, von welchen die katholischen meistens am Papste den Mann hatten, zu welchem sie emporblickten, während die protestantischen Herren sich selbst als die Päpste betrachten konnten, für deren Herrlichkeit alle Maschinen der Staatsgewalt in Bewegung gesetzt wurden. Es ist natürlich keine Frage, daß es unter ihnen edlere, reinere Erscheinungen gab, die mit gebundenem Gewissen handelten, wie unter den Katholiken auch unedle, denen der Papst und die Religion mehr Vorwand als Gegenstand wurden. Es war eine Zeit Deutschlands, auf die kein Deutscher, Protestant oder Katholik, Mann des Reiches Gottes oder bloßer Politiker, anders als mit Unwillen zurückblicken kann. Wer nur sie und ihre nächsten Wirkungen im Auge hätte, der könnte wohl sagen, die Reformation sei durch ihren zerreißenden Einfluß ein politisches Unglück für unsere Nation geworden. Aber er müßte immer zugleich, wie schon bemerkt, hinzufügen, daß sie es nur geworden sei, weil sie nicht vollständig dem Umfang und ihrem Wesen nach durchgeführt, weil sie nicht als eine deutsche Sache, die sie doch zunächst war, behandelt wurde. Man hat den evangelischen Fürsten es vorgeworfen, daß sie ihre Augen auf das Ausland gerichtet und fremde Einmischung herbeigerufen haben. Dies ist wahr, aber die katholischen Fürsten haben es zuerst gethan. Wir denken nicht an Carl V., der nur seine eigenen ausländischen Truppen auch im Reiche verwendete, sondern an die Spanier aus den Niederlanden, welche den evangelisch gewordenen Erzbischof Gebhard von Cöln vertreiben halfen. Die früheren Anknüpfungen mit Frankreich hatten nicht zur Sendung ausländischer Truppen auf deutschen Boden geführt, und wenn es geschehen wäre, so war der Kampf Franz I. mit Carl V. ein Streit zwischen dem spanischen Weltherrscher und dem französischen Könige. Kein Wunder, wenn nun die Evangelischen ihrerseits auch Bundesgenossen im Ausland suchten, wenn sie nach England, nach den Niederlanden, nach Frankreich hinübersahen, wo allmählig die Verhältnisse durch die Thronbesteigung der Elisabeth, durch die Kraft und die politische Weisheit des Prinzen von Oranien, durch die Erhöhung Heinrichs von Navarra sich für die Sache des Protestantismus günstiger zu ge-

stalten schienen. Hätten die protestantischen Fürsten Deutschlands sich nunmehr fest zu der gemeinsamen Sache gehalten, so war trotz Philipp von Spanien der Sieg derselben nicht unmöglich. Hier aber schadete tief und giftig der Haß zwischen Lutheranern und Calvinisten; und Kursachsen, die Wiege der Reformation, hatte alle Kraft männlicher Entschließung verloren und war fast zum Satrapen Oesterreichs herabgesunken. Eine kurze Zeit nur hatte unter dem Kanzler Krell gesunde Politik zur Einheit des Protestantismus und zur kräftigen Abwehr der spanischen Pläne hingelenkt. Aber der Tod des Kurfürsten wie des Pfalzgrafen Johann Casimir, des Urhebers einer protestantischen Politik, hatte diesen Mann in die Hände seiner bittersten Feinde geliefert. Er wurde hingerichtet und unter dem Namen lutherischer Rechtgläubigkeit herrschte wieder Oesterreich über Sachsen. Die einzige Form, in welcher das Reich noch möglich war, der Fürstenbund, war gescheitert. Die Lutheraner stießen sich nicht an der Trunksucht, wohl aber an der Calvinischen Abendmahlslehre des pfälzischen Kurfürsten, und fingen jetzt an, die Calvinisten als außerhalb des Religionsfriedens stehend zu betrachten. Im Sinne deutscher Einheit war kaum eine Periode unserer Geschichte schimpflicher als diese. Die innere Entartung und Verholzung des Protestantismus nahm ihm die siegende Lebenskraft, um Deutschland geistig zu erobern. Das Reich Gottes wäre, so sehr auch die staatlichen Verhandlungen von religiösen und theologischen Schlagwörtern wiederhallten, kaum zu irgend einer Zeit schwerer erkennbar in den kirchlich-staatlichen Wirren gewesen. Nur Eine Thatsache trat unverkennbar hervor, daß am Ende des Jahrhunderts der Reformation die Theilung Deutschlands zwischen Protestantismus und Katholicismus entschieden war, und beide sich Hand am Schwert gegenüberstanden. Ein Kaiser wie Rudolph II., mehr Alchymist und Astrolog als Staatsmann, mußte ein schwächlicher Spielball zwischen den mächtigen Parteien sein. Doch hatte er von vorn an sich mit dem Gewicht, welches er eben besaß, auf die katholische Seite gestellt. Oesterreich litt von neuem unter der Theilung der Länder, und der Kaiser mußte sich auf Ungarn und Böhmen stützen, dort aber mit wechselndem Glück sich der Türken erwehren, hier den inneren Krieg gegen seinen Bruder, den Erzherzog Mathias, führen, in welchem er um Oesterreich, Ungarn

und Mähren kam, zugleich endlich mit den Protestanten sich abfinden. Nachdem er sich die Religionsfreiheit derselben hatte abdringen lassen, verlor er zuletzt auch Böhmen an den brüderlichen Gegner. Von einer Erheblichkeit kaiserlicher Reichsgewalt konnte nicht mehr die Rede sein, und zwischen den Fürstenmächten schwankte die Wage der Macht unruhig auf und nieder. Daß die Protestanten sich dem echt katholischen Reichshofrathe in Wien, der die Rechtspflege des Reichskammergerichts halb lahm legte, nicht unterwerfen wollten, war ihnen nicht zu verdenken, auch kaum, daß sie in Sachen des Glaubens weder dieses letztere, noch auch Majoritätsbeschlüsse des Reichstags anerkannten. Beides war nothwendige Folge der religiösen Spaltung, und die protestantische Seite blieb in dieser doch die wahrhaft deutsche, die noch rettete, was zu retten war. Freilich wäre die Einheit des gesammten Reiches unter kräftigen Kaisern wünschenswerth gewesen, aber sie war unmöglich geworden, weil den schreienden Forderungen des deutschen Herzens mit kaiserlicher und fürstlicher Polizeigewalt oder mit jesuitischen Feinheiten geantwortet wurde. So weit war es dadurch gekommen, daß die Fürsten an der erfolgreichen Abwehr des türkischen Erbfeindes verzweifelten*).

Wenn man die Verhandlungen jener Jahre zwischen den deutschen Fürsten verfolgt, so kann man sich des überwältigenden Eindrucks nicht erwehren, daß alle Fähigkeit, etwas Kräftiges einzeln oder im Vereine hervorzubringen, ganz verschwunden war. Man liest von nichts als Conventen, Tagsatzungen, Correspondenztagen, Land- und Kreistagen, von Verhandlungen zu Regensburg, Frankfurt, Friedberg, Heidelberg, Speier und an einzelnen anderen Orten noch, aber man sieht die Sache des Protestantismus, die des Reiches und endlich gar die Deutschlands, welche mit der des Reiches nicht mehr zusammenfiel, immer rathloser. Es war geradezu unmöglich, da man sich in den Grundvoraussetzungen nicht mehr verstand, da man nicht mehr den Willen hatte, sich wirklich zu verständigen und da man am theologischen Gewissen einen so souveränen Vorwand für die schlechte Neigung besaß, daß man auf diesem Verhandlungswege die zahlreichen concreten Riegel wegschob,

*) Ritter, a. a. O. S. 40.

in welche sich der allgemeine Zustand, der Zwiespalt im Glauben und der Kampf um die Alleinherrschaft der Landesherren, übersetzt hatte. Dazu kam, daß das Kaiserthum in der Person seiner Träger längst keine Achtung mehr einflößte. Das Schlimmste aber von Allem war der Gedanke, dieses Kaiserthum, an dessen völlige Beseitigung selbst die Keckſten nicht dachten, irgendwie besser zu gestalten, ihm einen anderen Träger zu schaffen. Wo ihn finden? Ein Protestant konnte es bei der Lage der Dinge absolut nicht sein. Nur Baiern oder Oesterreich blieb denkbar, und Ersteres auch nicht ohne Krieg. Aber in Oesterreich stand dem Throne am nächsten der Erzherzog Ferdinand, der Schüler und das Werkzeug der Jesuiten, der giftigsten fanatischen Feinde der Reformation. Freilich der Pfälzer Johann Kasimir wagte den Gedanken, die Kaiserkrone dem protestantischen Heinrich von Navarra zu bieten. Aber dann war der Krieg sofort da. So blieb es denn doch bei dem österreichischen Hause, und jeder hellsichtige Protestant konnte es kommen sehen, daß jener Ferdinand dereinst in seinen Landen die evangelische Kirche vernichten und dann über die Protestanten im Reiche herfallen würde. Leider mußte er auch zugleich sehen, wie wenig die beiden mächtigen Kur-Länder Sachsen und Brandenburg geneigt waren, ihre Existenz für ihren Glauben einzusetzen, wie sie weltklug sich den Anschluß an den Zerstörer ihres Glaubens offen behielten. Nur ein Blick in die Zukunft hätte es ihm als einen Trost erscheinen lassen, daß Brandenburg, wenigstens an Ländermacht, durch den Erwerb von Ostpreußen und den von Jülich, heranwuchs*).

Die Habsburger, die Wettiner, die Baiern waren außer Frage, wenn es sich um eine Hoffnung für das Reich von Seiten der Tüchtigkeit der Fürsten handelte. Die westlichen kleineren Herrscher, die Hessen, Pfälzer, Badener konnten es allein nicht schaffen, auch nicht mit Hülfe der Braunschweiger und Anhalter. Brandenburg aber war getheilt. Joachim II. hatte Schulden in Menge und Spuren einer moralischen Wirthschaft hinterlassen, die es begreifen läßt,

*) Helle Blicke in diese Bewegungen noch in der letzten Zeit von 1859 bis 1866 giebt der eben erschienene erste Band von A. Kluckhuhn's: Briefe Friedrichs des Frommen, Kurfürsten von der Pfalz. Braunschweig 1868.

warum er den sittenstrengen Calvinismus nicht liebte, wiewohl dieser auch den Kurfürsten Friedrich IV. von der Pfalz an seinen Trinkgelagen nicht hindern konnte.

In dem springenden, heftigen Wesen jenes brandenburgischen Fürsten war kein Halt für Andere zu finden. Er konnte in seiner Turbulenz nur den allgemeinen Wirrwarr seinerseits mehren. Johann Georg, sein Nachfolger, war kein Mann des Reiches, sondern eine „subalterne Natur"*). Auch ihm lag das echte Lutherthum vor Allem am Herzen, und die Union, welche in Melanchthon's Lehre lag, galt auch ihm als Ketzerei. Mochten inzwischen die Protestanten in Paris niedergemetzelt werden, mochten die Jesuiten und die schottische Maria England bedrohen, mochte der große Oranier ermordet werden, das waren doch alles nur Calvinisten, — mochte in Schweden der Thron wieder von Katholiken besetzt sein, mochten im Reiche selbst die Jesuiten ihre Restauration vollziehen und die Protestanten überall zurückgedrängt werden, er hatte ja die Concordienformel, welche ihm die reine Lehre sicherte und die gehaßten Calvinisten preisgab. Er vertraute dem Kaiser und tröstete sich über die Unfälle als über Heimsuchungen Gottes, die man tragen müsse, auch wenn sie nur durch den inneren Zwiespalt der Evangelischen herbeigeführt waren. — So fand sich denn auch im Kreise der deutschen Fürsten nirgends ein Haltpunkt, von welchem ein Neues für Deutschland ausgehen konnte. Den protestantischen Fürsten war über ihrer Landesherrlichkeit das Ziel längst aus den Augen gerückt, welches ihnen die Natur des Landes und Volkes, welches die achthundertjährige Geschichte desselben ihnen aufgestellt, welches die Reformation den heller Sehenden wieder gezeigt hatte. Sie kämpften, d. h. sie intriguirten und verhandelten nur noch für sich und ihre Selbsterhaltung, aber immer tiefer verblendet über die Mittel derselben. Vom Reiche Gottes wußten sie nichts, sie waren katholisch, lutherisch oder calvinistisch und in dieser Enge schloß sich ihre Welt ab, der Staat aber war ihnen Mittel für ihre kirchliche Herrschaft. Wenn irgendwo noch Kraft zum Weiterdringen sich fand, so war es auf der reformirten Seite. Die lutherische hielt sich streng conservativ. Der durch das Tridentinum neugestärkten, durch

*) Droysen, a. a. O. II, 2. S. 468.

den Jesuitenorden neugewaffneten Kirche Roms war mit der ehernen Mauer des festen Bekenntnisses zwar zur Noth Widerstand zu leisten, daß sie nicht alles Land eroberte, aber man konnte ihr nicht selbst Boden abgewinnen. Das Unterliegen der Melanchthonischen Form des deutschen Protestantismus war die Besiegelung des Unterganges der deutschen Einheit, des Reiches, weil sie den Verzicht aussprach auf jegliches weitere Entfalten und Ausbreiten der evangelischen Kirche. Und daß die Stände allerwärts so fest auf die reine lutherische Lehre hielten, das hing mehr, als mit der Aufrichtigkeit von Christenmenschen sich vertrug, mit ihren weltlichen Interessen zusammen. Der Calvinismus, mit dem in der Hitze des Streites das mildere Lutherthum zusammengeworfen wurde, kam aus dem Lande der Republiken, der Schweiz, er schuf neue Republiken in den Niederlanden, und von republikanischen Ansprüchen der unteren Classen glaubte sich der Adel in ganz Norddeutschland, besonders auch in Sachsen, in den Marken und in Preußen bedroht, wenn ihm die Annäherung an die Calvinischen Protestanten entgegentrat*). Als daher in Brandenburg der neue Kurfürst Joachim Friedrich seinem nüchternen orthodoxen Vater Johann Georg gefolgt war, da mußte er mit äußerster Bedachtsamkeit seine Hinneigung zu einer energischeren, dem Fortschritt angehörigen Behandlung der Dinge halb verbergen, um nicht in seinen sehr schwierigen Verhältnissen zu Preußen, das seinem Sohne zufallen sollte, zu Jülich, auf welches derselbe ebenfalls Ansprüche zu machen hatte, und zu noch anderen Gebieten, besonders aber zum Kaiser und den katholischen Reichsständen, Misgriffe zu thun. Es war keine kleine Aufgabe, sich bei den drohenden Gefahren des Protestantismus so in der conservativen Stellung zu halten. Er fühlte den Widerspruch, daß die nationale Gestalt des deutschen Lebens, wie Droysen trefflich sagt, der Protestantismus, die officielle aber das katholische Reich war, und konnte doch denselben nicht lösen. Die Spannung dieses Gegensatzes drängte zu der gewaltsamen Lösung des dreißigjährigen Krieges. Es ist vielleicht ein zu starker, aber im Wesentlichen doch wahrer Ausspruch des genannten Geschichtschreibers, den er in folgenden Worten gibt:

*) Droysen, S. 536 f.

„Keine Nation war kühneren Schrittes als die unsere in die „moderne Zeit eingetreten, aber in Allem war sie auf halbem Wege „stehen geblieben; das Alte hatte sie weder wegzuschaffen, noch her„zustellen, das Neue weder zu vollenden noch wegzuwerfen vermocht. „Unter dem Wust der wucherhaft ins Kraut geschossenen Mittel„alterlichkeiten erwuchsen ihr aus den Triebkräften der modernen „Zeit nur Schattenpilze, Giftkräuter, taube Flechten und Moose, „die Lüge der Freiheit in der Libertät, die Lüge der Frömmigkeit „in dem Haß der Bekenntnisse, die Lüge der Monarchie in dem, „was man Kaiser und Reich, Recht und Verfassung zu nennen „fortfuhr. Und inzwischen begannen die Massen sich unten zu „lockern und zu lösen; sie reiften zu jener Form heran, in der sie „demnächst ihre Revolution, selbstmörderisch, wie ihnen jede ist, „machen sollten, zu der Soldatesca des dreißigjährigen Krieges“*).

Die (politische) Union der protestantischen Fürsten, die doch endlich zu Stande gekommen, rief auf der Gegenseite die Liga hervor, hinter welcher Kaiser, Papst und Spanien standen. Und was mochte ein Bund der protestantischen Fürsten für eine Kraft versprechen, wenn der Kurfürst Johann Sigismund von Brandenburg, weil er zum reformirten Bekenntniß getreten war, in seinen Landen den Boden fast unter den Füßen verlor? Wenn er durch denselben Schritt sich von Sachsen weiter entfernte als je, und also wieder der Stärkeren einer nicht mehr ganz als berechtigt zum Antheile am Religionsfrieden galt? Wenn der Kurfürst Georg Wilhelm gar einen Katholiken zu seinem allmächtigen Minister machte und behielt? Der Krieg brach in der bekannten Weise durch den Zug des Pfalzgrafen Friedrich, also durch die böhmische Revolution, aus. Seine Geschichte auch nur in den allgemeinsten Zügen zu schildern, ist hier nicht der Ort. Aber daß er Deutschland zu Staub zerrieben, seine materielle Existenz und seine geistige Cultur um ganze zwei Jahrhunderte hinter die der mitstrebenden Nachbar-Nationen zurückgeworfen hat, ist eine jetzt nicht mehr bezweifelte Thatsache. In dem ersten Jahrzehnt dieses Krieges war für die unheilbare Zerstückelung Deutschlands so viel erreicht worden, daß Sachsen auf der Seite des Kaisers mithandelte, die Pfalz aus der Reihe der Kurfürsten

*) S. 564.

gestoßen und das katholische Baiern an ihre Stelle getreten, also auf alle Fälle die katholische Mehrheit im Collegium der Wahlfürsten gesichert war, daß, weil die in der Union stehenden protestantischen Fürsten nicht nur englisches und niederländisches Geld, sondern die unmittelbare Hülfe Dänemarks herbeigezogen hatten, nun auch kein Hinderniß mehr vorlag, spanische Truppen im Reiche zu verwenden, daß die Gegenreformation in Böhmen, in Oesterreich, in Baiern, selbst in der Pfalz durchgeführt und der Protestantismus geschwächt, schmählich entzweit, entmuthigt war, daß unter Tillys und Wallensteins Fahnen der Kaiser als Selbstherr in den Reichslanden schaltete und Niemand ihm zu widerstehen wagte, daß Bisthümer, Abteien und Klöster den protestantischen Händen entrissen und wieder katholisch besetzt waren, daß die kaiserlichen und ligistischen Heerestheile von der Donau bis an die Ost- und Nordsee standen und das Land aussaugten, daß kaiserliche Generale kurzer Hand zu Reichsfürsten ernannt und mit Reichslanden begabt wurden, daß Oesterreich auf dem baltischen Meere zu herrschen hoffte, daß in deutschen Bisthümern wälsche Jesuiten prangten und die Kirche, die wälsche, nicht die echt katholische, die herrschende Weltmacht spielte. Die Einheit Deutschlands war hergestellt, es lag zu den Füßen Oesterreichs, sein Lebensathem im evangelischen Glauben war am Ersticken, die kühnsten Pläne der Habsburger schienen erreicht, wie noch nie. Blieb es so, dann war die Reformation vergebens in die Welt getreten und der Verlauf deutscher Geschichte seit den Hohenstaufen umsonst gewesen. Die Einheit war da, aber die Freiheit, auch in ihrer schlechtesten Form, der Unabhängigkeit der Fürsten, war begraben.

Aber noch einmal sollte sie aufathmen. Jetzt galt es nicht mehr deutsches Leben zu erhalten, sondern das Bekenntniß zum Evangelium; jetzt griff die Lebensfrage weit über den deutschen Boden hinaus. Der wüthende Kampf um die Existenz des Protestantismus wurde unter Theilnahme aller betheiligten Nationen (Schweden, Dänemark, England, Niederlande, Frankreich, Spanien, Italien) auf deutschem Boden ausgekämpft. Was Oesterreich unter Ferdinand II. aus Deutschland gemacht haben würde, das sah man jetzt schon an Böhmen und den deutschen Erblanden. Gustav Adolph von Schweden war der Befreier, die protestantischen Reichs-

stände traten nur zögernd zu ihm und verließen, wenigstens die Lutheraner, nach seinem Tode die gemeinsache Sache wieder, um ihren Frieden mit dem Kaiser zu machen. Erst als auch Frankreich ein Heer aufgestellt, das ihm den Elsaß erwarb, kam es nach vielen Wechselfällen und gräulicher Verödung Deutschlands zu dem Frieden, der zwar die stolzen Pläne Oesterreichs vernichtete, indem er seine Alleinherrschaft durch die fast völlige Unabhängigkeit der Landesfürsten, und die Allgewalt der römischen Kirche durch die Gleichberechtigung der Bekenntnisse für immer entfernte, aber auch das Ende des deutschen Reiches war, welches von dort an 150 Jahre lang diesen Namen nur noch zum Schein führte. Die tiefe Erniedrigung Deutschlands als Reich war schon damit ausgesprochen, daß in Münster und Osnabrück (1648) nur der Kaiser, Frankreich und Schweden mit einander unterhandelten, obwohl auf Einladung dieser letzteren die Reichsfürsten in ihrem eigenen Rechte erschienen waren, daß über Deutschland durch die Fremden hauptsächlich entschieden wurde*). Bekanntlich ist auch hier die Abtrennung der Schweiz und der Niederlande von Deutschland schließlich festgesetzt, es ist den Franzosen und den Schweden ein Theil Deutschlands überlassen, auch Lothringen an Frankreich preisgegeben und so das Reich überall an Raum und Kraft geschwächt worden.

Die große Frage Deutschlands, wie sie seit der Reformation gestellt war, blieb unerledigt, eine wirkliche Einheit im religiösen Glauben und Handeln auf die Zukunft verwiesen, aber doch nicht als unmöglich betrachtet, die engherzige Ausschließung der Reformirten aber von dem neubestätigten Religionsfrieden von 1555 für immer beseitigt, somit eigentlich politisch der Grundsatz der Union der Lutheraner und Reformirten als Grundlage der künftigen deutschen Existenz ausgesprochen. Dasselbe Recht, welches den Fortbestand und die öffentliche staatliche Anerkennung der protestantischen Landeskirchen schützt, begreift unter diesen die Reformirten mit und fordert es daher, daß beide Typen des Protestantismus in ihrer inneren Entwickelung es zu einer Einheit bringen. Der in verschiedenen Landeskirchen und ihren leitenden Fürsten, Theologen und

*) Eichhorn, Bd. 4. S. 262 ff.

Staatsmännern verschiedenen Fähigkeit zu solcher Einigung blieb es überlassen, ob dieselbe früher oder später, enger oder weiter zu Stande komme. Aber nicht minder schwebt über den Friedensartikeln der Gedanke, daß auch zwischen Katholiken und Protestanten noch mehr als ein abgegrenztes leidliches Nebeneinanderleben zu erzielen sei. Auch dies blieb tieferen geistigen Regungen und Strömungen überlassen. Es war aber ausgesprochen, daß man sich als in den tiefsten Wurzeln des Glaubens und der Gemeinschaft nicht für immer geschieden betrachtete.

Die Ausgleichung der Rechte der Katholiken und Protestanten in Hinsicht ihres Besitzes und der Möglichkeit der weiteren Ausbreitung, wie sie der Friede gab, kann eine erträgliche, aber nicht eine gerechte genannt werden. Die evangelischen Fürsten ließen sich dieselbe ohne Zweifel nur darum gefallen, weil ihnen der Friede selbst unentbehrlich und weil ihnen ihre durch den Frieden ausgesprochene Unabhängigkeit gegenüber dem Kaiser das Wichtigste war*). Für die kaiserliche Machtvollkommenheit blieb hinfort kein Raum übrig, da die oberste Reichsverwaltung, abgesehen von den Erbländern des Kaisers, von dem nunmehr beständigen Reichstage gemeinsam mit dem Kaiser geübt werden sollte, und der Begriff der Monarchie, somit auch der Form, wie schon längst dem Wesen nach, verschwand. Zum fast Seltsamen aber gehört es, daß die Unterhändler des Friedens, welche den Reichsfürsten eine selbständige Territorial-Herrlichkeit als das willkommenste Geschenk in die Hände legten, weder den Muth noch die Zeit fanden, die kirchlichen Herrschaftsrechte der protestantischen Landesherren klar zu bestimmen. Der Friede gab ihnen ein Diöcesanrecht, also ein bischöfliches Recht, wie dies schon gewissermaßen der frühere Religionsfriede gethan, ungeachtet weder auf theologischer, noch auf juristischer Seite ein hinreichender Grund dafür zu finden war. Vielmehr hatten die Fürsten diejenigen bischöflichen Functionen nur factisch und im Drange der Noth des Augenblicks in die Hände genommen, welche nicht ungeübt bleiben durften, so lange die Bischöfe sich nicht ans Evangelium anschlossen. Es konnte dies nur ein provisorischer Zustand sein. Der Friede machte ihn zum unsäglichen Schaden

*) Näheres über deren Umfang bei Eichhorn, a. a. O. S. 294 ff.

der evangelischen Landeskirchen — denn nur solche gab es, keine evangelische Kirche im Ganzen — zu einem bleibenden. Auch auf diesem Gebiete hat er daher Zustände geschaffen, welche kaum für Jahrhunderte berechnet sein konnten.

VII.

Der Dualismus.

Wir kehren wieder zu den deutschen Mächten zurück, deren Werden wir oben geschildert haben, Habsburg und Hohenzollern, an deren Einigkeit oder Kampf von nun an das Schicksal Deutschlands hing. Bis zu Carl V. haben wir sie begleitet; die gesunde Kraft und Einsicht, die Fähigkeit für eine große Zukunft fanden wir nicht bei den Habsburgern, wohl aber bei den Hohenzollern. Mit Carl trat die spanische Macht und die spanische Weltanschauung herein, die im besten Falle eine undeutsche war, weil sie eine europäische sein mußte. Auch Ferdinand I. kam zu einer ächt deutschen Behandlung der Dinge nicht. Er war nach dem Theilungsvertrag mit seinem Bruder Carl der Erbe der deutschen Länder, aber die Kronen Ungarn und Böhmen erwarb er doch, und der österreichische Staat war hiermit im voraus gebildet. Als Ferdinand Kaiser wurde, wußte er noch weniger als sein Bruder mit den Zuständen anzufangen. Sein Leben ging mit innerer Ordnung Oesterreichs und mit Abwehr der Türken hin. Er theilte wieder zwischen seinen drei Söhnen, von welchen Maximilian II. Kaiser wurde. Hatte Ferdinand sich dem Eindringen der Reformation in Oesterreich widersetzt und auch in Ungarn und Böhmen den Ruf der Zeit nicht verstanden, so kam Maximilian diesem freudig entgegen. Hätte er, seiner innersten Ueberzeugung getreu, sich offen zum Evangelium bekannt, und die Reformation, die in seinem Adel bereits herrschte, in den Städten überall Fuß gefaßt hatte, durchgeführt, so hätten ihn die hochgehenden Wogen der Zeit getragen

und er hätte Deutschland um seinen Thron geeinigt. Der Kampf mit den Landesfürsten wäre ihm zwar nicht erspart worden, wenn er ein starkes Kaiserthum angestrebt hätte, aber der kirchliche Streit hätte nicht der Befestigung der Territorialmacht gedient, es wäre eine deutsche Gesammtkirche erwachsen, und sie wäre die stärkste Stütze des Kaiserthums geworden. Aber so weit reichte weder der Blick noch die Willenskraft des Kaisers. Die Jesuiten siegten, und Oesterreich verfiel seinem Schicksal. Daß weder Rudolph II. noch Mathias für Deutschland einen Werth hatten, bedarf keines Wortes. Ihre Regierungen dienten nur dazu, die religiöse Spannung in den Kronländern bis zum Unerträglichen zu steigern. Unter Ferdinand II. herrschte die spanisch-päpstliche Richtung unbeschränkt. Er war der Sohn und der Vater der Jesuiten, und ihm lag die Vernichtung des Protestantismus und die Vereinigung des Reiches unter dem Segen der römischen Kirche vor Allem am Herzen. Aus seinem Steiermark hatte er bereits die Evangelischen verjagt, als er Herr von ganz Oesterreich, Ungarn, Böhmen, Mähren und Schlesien wurde, wo überall die Protestanten die Hälfte oder die Mehrzahl der Stände bildeten. Aber er war ein katholisch frommer Mann und darin lag seine Kraft; daß jetzt die Kurfürsten ihn und nicht einen Protestanten wählten — Sachsen und sein Haß gegen die calvinistischen Brandenburger und Pfälzer entschieden — sondern ihn, den strengen Katholiken, war ihm ein Zeichen von Oben und zugleich ein Fingerzeig, den er hernach in der gewaltthätigen Uebertragung der pfälzischen Kur auf Baiern befolgte. Er war auf den Weg der Gewalt gedrängt. Die Böhmen mit ihrer Königswahl und der leichte Sieg am weißen Berge trieben ihn darauf noch weiter. Seine Strafgerichte, die er mit beklommenem Gewissen verhängte, beraubten durch Hinrichtung, Verbannung und Auswanderung seine Lande ihrer gebildetsten und strebsamsten Bewohner und waren der Anfang dazu, Oesterreich in Bildung und Gewerben hinter andere deutsche Lande zurückzusetzen. Die theils sanften, theils gewaltsamen Mittel der Gegenreformation in Ungarn, Schlesien, Mähren, Oesterreich und ihr so starker Erfolg mußten dem Kaiser die Hoffnung wecken, daß ganz Deutschland, wenn nur erst in seiner Gewalt, auf demselben Wege für den alten Glauben wieder zu gewinnen wäre. Dabei vergaß er allerdings, daß nur

die Möglichkeit der Flucht in andere deutsch-protestantische Länder die verzweifelte Gegenwehr seiner Unterthanen hinderte. Das Verfahren in Schlesien durch die Lichtenstein'schen Dragoner („Seligmacher") ist bekannt. Ferdinand handelte als engherziger, fanatischer Despot, wenn auch aus guter Meinung. Er wollte lieber sterben, als seine Unterthanen in ihrem ketzerischen Irrthum lassen, oder über hartnäckige Ketzer herrschen. Leider konnten die Jesuiten ihm die Scrupel mit Hinweisung auf das Verfahren protestantischer Fürsten, der Lutheraner gegen die Reformirten und umgekehrt, benehmen. Aber auch nur diese fanatische Befangenheit konnte den Kaiser hoffen lassen, Oesterreich zum „souveränen und absoluten Meister Deutschlands" machen zu können.*) In seiner eignen Kraft vermochte er dies nie, sondern nur der Eifer der Liga und das Kursächsische Lutherthum verschafften ihm den Sieg. Hätte Kursachsen geahnt, was es galt, es hätte wohl eher die Netze des eignen Fanatismus durchrissen. Aber auch der Kaiser ahnte nicht, worin seine Macht bestand. Es war die Macht der socialen Revolution. Sein Heer unter Wallenstein war ja nichts Anderes als die Sammlung der aufgelösten socialen Masse. Wenn es bei seinem Siege blieb, so hätte die spanisch-päpstliche Herrschaft Europa umschlossen und das romanische Element der europäischen Weltgeschichte hatte das germanische schließlich erdrückt. Dagegen stellte sich Europa ins Feld. Dies ist der Sinn der Wendung in der zweiten Hälfte des dreißigjährigen Krieges. Oesterreich wurde in sich selbst zurückgeworfen. Ferdinand III. war nicht einmal seinem Vater gleich. Er erlebte den westphälischen Frieden. Ihm folgte sein Bruder Leopold I., diesem Joseph I., und dessen Nachfolger war Carl VI. Wenn wir auch die hundertjährige Perspective durch diese Kaiserreihe nehmen, was begegnet uns hier anders als erst ewige Unruhen in Ungarn und stets wiederholte, oft geradezu den Untergang drohende Türkenanfälle, dann aber Kriege mit Frankreich um Italien und Belgien? Die außerdeutschen Fragen der spanisch-österreichischen Lande wurden Oesterreichs besondere Aufgaben. In alle diese Kriege war das Reich mehr oder weniger mit hineingezogen, und die meisten fochten die Protestanten an der Seite des Kaisers aus. Es war aber nicht

*) Droysen, Bd. 3. Absch. 1. S. 12.

mehr die Größe und Macht Deutschlands ihr Ziel, sondern nur die Oesterreichs. Glänzende Thaten und herrliche Siege schließt diese Geschichte in sich, aber ihr Endresultat war doch kein anderes, als daß verloren blieb, was an Frankreich verloren war, daß Italien für die Kaiser von Neuem verloren ging, ja daß auch der Rest vom Elsaß und daß Lothringen vollends dauernd an Frankreich fiel. Nie stand dieses neue Kaiserthum, der Schatten des alten, tiefer als bei dem Abscheiden Carls VI. Wohl ist es wahr, daß Leopold, der feierlich pomphafte Kaiser, Ungarn von den Türken befreit und die österreiche Monarchie so fest vereinigt hatte, als sie ohne innere Verschmelzung bei ihren verschiedenen Völkermassen vereinigt werden konnte. Aber was er im Osten gewann, das ging im Westen verloren und „allzeit Mehrer des Reiches" hieß er nicht mit Recht. Mehr versprach der talentvolle und freisinnige Joseph, der den Jesuiten Zügel anlegte und die Protestanten seiner Staaten in Ruhe ließ, auch wirklich staatsmännisches Verständniß hatte, nicht von Hof- und Reichskanzlern gegängelt wurde, wie sein Vater. Er hätte, wenn seine Regierung nicht so kurz gewesen wäre, ein süddeutsches Gegenbild, wenn auch schwächer und weicher, von dem starken norddeutschen Kurfürsten sein können. Diese beiden Fürsten wären geeignet gewesen, einander zu verstehen und sich zum Guten für Deutschland die Hände zu reichen. Aber an des großen Kurfürsten Stelle regierte sein Sohn, der König Friedrich, zwischen dem und dem jungen Kaiser es wenig Anknüpfung geben konnte. Obwohl sich ihre Truppen auf denselben Siegesfeldern trafen, obwohl Friedrich der kaiserlichen Würde alle Ehrfurcht zollte, ihm fehlte der weite Blick, und das Schicksal Deutschlands wollte, daß die beiden Mächte in der Hauptsache sich fremd bleiben sollten. Als gar nach dem unerwartet frühen Tod des Kaisers sein Bruder Carl den Thron bestieg, da war für innigere Befreundung Oesterreichs und Preußens nichts mehr zu hoffen. Er war der König von Spanien Carl III., den aber Frankreichs Intriguen und Heere von dieser Erbschaft zurückwiesen. Er hatte sich auf spanischem Boden muthig gezeigt im Kampf um seine Krone. Aber sicherer war ihm doch die österreichische. Er erhielt sie, gab Spanien auf, vereinigte mit Ungarn, Böhmen, Mähren alle österreichischen Länder nebst der Lombardei, Neapel und Sicilien unter seinem Scepter, und eine Zeitlang war

er von den Wogen des Glücks, der Bündnisse, der Siege Eugens hoch getragen. Aber die Wogen sanken und Oesterreichs Macht schwand wie Frühlingsschnee. Unglück auf allen Seiten; und Carls von seiner pragmatischen Sanction fast wie von einem quälenden Traum beherrschter Geist, durch Günstlings- und Maitressenwesen befangen, von der gesunden Spur Josephs vom Anfang abgeirrt, konnte sie nicht wieder emporbringen. Es war so klar wie der Tag, daß von Oesterreich eine wirkliche Erneuerung und Erhöhung Deutschlands nicht kommen konnte, daß vielmehr die Beibehaltung des Pompes und der Formalitäten der römischen Kaiserwürde bei einer bloßen Beherrschung der österreichischen Kronländer, zu welchen überdies zwei Wahlmonarchien gehörten, einen Widerspruch zwischen Form und Sache darbot, der nach Umständen geradezu widerwärtig werden konnte, weil sie zum bloßen Schein und zur Unwahrheit des Verhaltens führen mußte. Zwar blieben noch immer Völker verschiedener Stämme und verschiedener Sprachen unter dem Einen Scepter gesammelt, zwar hatten es die Vorgänger der letzten Habsburger dahin gebracht, daß nur Ein Glaube in dem Kaiserstaat von der ungeheuren Mehrzahl bekannt wurde; aber die Dimensionen der Herrschaft waren doch solche, daß die Zahl der nicht vom Kaiser eigentlich Beherrschten in dem Kreise seiner Politik, nämlich die der Bewohner der deutschen reichsfürstlichen Lande nebst den vereinigten Niederlanden und dem protestantischen England, weit größer war, als die Zahl seiner Unterthanen in der von Leopold I. geschaffenen österreichischen Großmacht. Im Kaiserthum lag aber der Anspruch auf die Weltmonarchie, und der Antagonismus zwischen Frankreich und Oesterreich war unter Ludwig XIV. geradezu bis zu dem beiderseitigen Anspruch auf die Oberhoheit wenigstens über die katholischen Länder Europa's durch die Anmaßungen des Versailler Hofes gesteigert worden. Auch hätte Oesterreich nur durch die Kraft der nicht seiner Herrschaft angehörigen deutschen Länder die Demüthigung von sich abwenden können, daß der Kaiser sowohl dem „ungläubigen Türken" als auch dem Nebenbuhler um die oberste Macht in der lateinischen Christenheit unterlag. Und unter ihnen war der kräftigste jener neu aufblühende Staat gewesen, der bald ihm in Deutschland mit gerechten Ansprüchen auf die Führung der deutschen Staaten gegenüber treten sollte — Preußen.

Nach diesem haben wir uns zunächst umzusehen, ehe wir noch einen Blick auf das deutsche oder undeutsche politische Handeln Oesterreichs seit Leopold I. werfen.

Wir verließen Brandenburg am Anfang des dreißigjährigen Krieges unter Georg Wilhelm, als eben dieser Krieg seine wüsten Wogen über die blühenden Hoffnungen des jung aufstrebenden Kurstaates wälzte. Es waren ihm von allen Seiten Erbtheile zugewiesen, die seine Macht verdoppeln mußten, das östliche Preußen, das westliche Jülich, das nördliche Pommern und das südliche Jägerndorf. Das durfte, das konnte Oesterreich nicht zur Wirklichkeit werden lassen; um Jülich entbrannte hauptsächlich der Krieg, da auch Sachsen, auch der Kaiser Ansprüche darauf geltend machte.

Daß Johann Sigismund reformirt geworden, das hatte nicht blos die Bedeutung einer Zustimmung zu einer anderen protestantischen Lehrauffassung, als der sächsisch-lutherischen, es bekundete vielmehr, daß Brandenburg nicht mehr den stärksten Werth auf seine unzweifelhafte Betheiligung an dem augsburger Religionsfrieden legte, und daß es sich die Kraft zutraute, aus der Reihe der blos conservativen, mehr zum Katholicismus zurückneigenden deutschen Fürstenmächte herauszutreten und sich der vorwärts drängenden Spitze, die damals in der Pfalz lag, eng anzuschließen, daß es nicht in der Erhaltung, sondern in der Weiterentwicklung auch auf dem religiös-kirchlichen Gebiete seine Zukunft suchte. Daß der Kurfürst solches gethan, ob er wohl wußte, in welchem Maße seine Stände in den Marken und in Preußen dadurch würden verletzt werden, das läßt erkennen, wie tiefer Ernst es ihm damit war. Freilich war seines Sohnes Georg Wilhelm schwankendes Thun im langen Kriege nicht geeignet, Brandenburg als einen Hort Deutschland zu zeigen, aber man bedenke, wie jämmerlich er an allem kräftigen Handeln durch seine Stände gehindert, wie er durch den Kaiser, durch Sachsen, durch Dänemark, durch Schweden geängstet, wie er durch seinen katholischen Minister Schwarzenberg geführt war, wie auf ihm der Haß der Lutheraner seines Landes und der Nachbarländer lastete. Aber bei aller Entschuldigung läßt sich nicht leugnen, daß in der ganzen langen Reihe hohenzollernscher Herrscher kein einziger in so geringem Grade den Aufgaben gewachsen war, die seine Zeit und Lage ihm stellte. Nur die Ver-

schwägerung mit Gustav Adolph von Schweden und die günstige Lage seiner Landschaften hinderte, daß die gewaltigen Mühlsteine, zwischen die er gerieth, ihn völlig zerrieben. Durchgeht man die Geschichte des dreißigjährigen Krieges bis 1640, so holt man Athem, wo Georg Wilhelm durch den Tod vom Schauplatz abtritt, weil damit ein Ende der weichlichen Schwäche, der armen Gedankenlosigkeit, des kindischen Leichtsinns an einer Stelle wurde, wo volle Manneskraft allein sich behaupten konnte. Die großen Gedanken in diesem Kriege gehörten überhaupt nicht den deutschen Fürsten, sondern dem wunderbaren Feldherrn Wallenstein und dem Schwedenkönig an. Jener hatte seinem Herrn dem Kaiser politische Rathschläge gegeben. die allerdings auf religiöser Gleichgültigkeit bei ihm ruhten, deren Befolgung aber das Reich mit großem Uebergewicht des Kaisers bei aller Duldsamkeit gegen die verschiedenen Kirchenformen in achtungswerthem Stande gegen das Ausland erhalten hätte; ja, als die fanatische Engherzigkeit des Kaisers und die spanische Herrschsucht sie verworfen hatten, suchte er selbst diese großartigen Reichsgedanken durchzuführen, was freilich bei seiner Stellung nicht anders möglich war, als auf dem Wege des Verraths oder der Empörung. Dies war sein Untergang. Viel edler, weil aus lebendigem Glauben an das Evangelium entsprungen, waren die Gedanken Gustav Adolphs. Trotz aller Verläumdungen, welche auch in unseren Tagen noch von untergeordneten Geistern gegen die Motive und Zwecke dieses Helden gewagt worden sind, steht es fest, daß er nicht für eigene Eroberung gekommen war, sondern um den evangelischen Glaubensgenossen die Hülfe seines guten Schwertes zu bringen. Allerdings entwickelte sich ihm dieser Wunsch zu dem Plane, seine einzige Tochter mit dem jungen Kurprinzen von Brandenburg zu vermählen und in dieser Vereinigung der Kräfte, die wohl auch Dänemarks und Polens mächtig geworden wären, ein großes nordisches Reich des Protestantismus zu stiften, das dem katholischen Südreiche des Kaisers die Wage gehalten und Deutschland vor Abtrennung seiner westlichen Glieder gesichert haben würde. Wenn auch die später von der schwedischen Regentschaft wieder aufgenommene Verhandlung von dem Prinzen forderte, daß er die reformirte Confession mit der lutherischen vertausche*), so scheint dies doch keineswegs Gustav

*) Geijer, Geschichte Schwedens. Hamburg, 1836. S. 248 f.

Adolphs Gedanke gewesen zu sein, der vielmehr ein Zusammenfassen der lutherischen und reformirten Bekenntnisse, wenn auch nicht in kirchlicher Union, für möglich hielt. Obwohl diese Verbindung nicht zu Stande kam, so ist es doch, als hätte der große Gedanke über Friedrich Wilhelm, dem nachmaligen großen Kurfürsten, geschwebt, der 1640 durch sein ganzes Auftreten wieder Leben und Kraft in die brandenburgische Entwickelung brachte.

Er war, während die traurigen Schwankungen und Schwenkungen in der schwachmüthigen wie „vor dem Winde treibenden" Politik seines Vaters stattfanden, an der Seite seines Großoheims Oranien in den Niederlanden gewesen, um sich zu Leyden wissenschaftlich und am Hofe des Statthalters auch staatsmännisch zu bilden. Dort athmete Alles gerechten Haß gegen Spanien und Widerwillen gegen die österreichische Jesuitenpolitik. Dort sah man mit unparteilichem Auge auf das elende Thun mancher protestantischen Fürsten, besonders auf den beständigen Verrath Sachsens an der evangelischen Sache, aber allerdings auch auf die spottwerthe Stellung seines eigenen Vaters. Dort war angespannte Thatkraft, wirkliche Staatsweisheit, sittlicher Ernst, wie zum Gegenbild der deutschen Verrottung, dort wehte, wie Droysen treffend sagt, der Athem einer neuen Zeit. Er selbst wollte dieser mit Herz und Leben angehören, er wollte die edle Kraft, die er in der reformirten Gemeinschaft sah und spürte, auch in sich tragen, ohne deshalb der lutherischen Lehre und ihren großen Heroen zuzumessen, was die Beschränktheit und Unmännlichkeit ihrer damaligen politischen Vertreter gesündigt hatte. Seine Großmutter, die Tochter des großen Wilhelm von Oranien, und seine Mutter, die pfälzische Kurfürstin, hatten ihn dazu erzogen. Friedrich der Große sagt: „Er wurde erzogen wie „ein Held. Er lernte in dem Alter siegen, da andere noch ihre „Gedanken stammeln lernen. Das Lager Friedrich Heinrichs (von „Oranien) war seine Kriegsschule." Er studirte das Seewesen in Amsterdam. Zurückgerufen, weil er dort der Leitung von Männern wie Schwarzenberg entwachsen mußte, war er noch lange genug Augenzeuge des äußersten Verderbens, worin Land und Leute in der Heimath versunken waren. Ihm konnte die Phrase nur widerlich sein, in die man damals Feigheit und Bestechlichkeit hüllte, und die wie lauter Patriotismus für das Reich klang. Menschen, die

Alles verriethen, wenn der Vortheil stark genug lockte, wußten immer wieder von ihrer Devotion gegen den allergnädigsten Kaiser zu reden. In dieser Zeit hat sich eine diplomatische Lügensprache ausgebildet, die erst jetzt wieder allmählig abgestreift worden ist.

Der junge Kurfürst war ein Mann hellen Auges und festen Willens. Er nahm seine Stellung klar und sicher; er wußte, was er als Reichsfürst dem österreichischen Kaiser noch schuldete, um die Form der deutschen Einheit zu wahren, aber auch, daß er ihm, welcher in schamlosester Weise Deutschland zerstört hatte, um seine österreichisch-spanischen Plane und Interessen durchzuführen, nichts von der Macht und dem Wohlstand seines Landes schuldig war. Er fand ein neues Deutschland zu schaffen, das alte war in Blut und Trümmern untergegangen. Er nahm seine Position und erstrebte mit allen Kräften den Frieden, um erst unter dessen Schutz ein starkes, gesittetes und wohl geordnetes Heer zu bilden, denn noch war sein gutes Recht an Pommern und an Jülich erst durchzuführen, es war der Schwede und der Pole abzuwehren, der Kaiser im Zaume zu halten, Brandenburg hatte die Stelle Sachsens im Reiche einzunehmen. Dieses hatte seine Aufgabe verkannt und daher seine historische Rolle für immer ausgespielt. Der junge Kurfürst hatte das größte Verdienst um den westphälischen Frieden. Freilich mußte er in den Combinationen der europäischen Politik, wie sie von nun an die Stelle der früheren Reichspolitik einnahm, die Sicherung suchen, die ihm Kaiser und Reich nicht mehr, seine erst zu gewinnende innere Landeskraft noch nicht darboten. Wenn man ihm vorwarf, daß er immer „freie Hand zu behalten" gesucht und gewußt, so ist dies das höchste Lob.*) Er überließ diejenigen, die sich noch in den Täuschungen über das deutsche Reich fortwiegen wollten, ihren Morgenträumen, er selbst strebte mit hellwachendem Auge dem neuen Deutschland zu, das in seinem Staate den festen Anhaltspunkt finden sollte. Er wußte, daß zwischen Hohenzollern und Habsburg die Entscheidung noch lange schwanken werde. Ob er den schließlichen Sieg seines Hauses ahnte? Ihm allein war es zu danken, daß gegen alle Proteste Kursachsens die Reformirten als Zugehörige der augsburgischen Confession „mit einhelliger Zu-

*) Droysen, a. a. O. S. 292.

stimmung des Kaisers und aller Stände" erklärt und somit die Strömung zur Union zu einer deutschen Sache gemacht wurde. Dieser Friede, wie der große Kurfürst (denn er verdiente schon jetzt diesen Namen) ihn herbeiführen half, war auf politischem Gebiete, was die Reformation auf kirchlichem, Aufhebung des mittelalterlich-katholischen Begriffes des deutschen Reichs und Kaiserthums. Es war freilich ein europäischer, und Frankreich und Schweden bestimmten mehr über deutsche Länder und ihre Zukunft, als der Kaiser, der übrigens auch mehr ausländischen Principien und Interessen folgte, mehr als Baiern und Sachsen und die übrigen Reichsfürsten, nur Brandenburg ausgenommen, das in der ersten Reihe der Pacisceuten stand. Das europäische Völkerrecht, die europäische Christenheit sind Mächte, welche hinfort über das Reich hinübergreifen; das Gleichgewicht der europäischen Mächte war der Maßstab des politischen Urtheils geworden. Was vom Reich als einer inneren deutschen Einrichtung, einem vererbten Ueberbleibsel noch bestand, das hatte sich erst wieder in förmlichen Verabredungen zu ordnen. Aber Brandenburg war von nun an in diesen Verhandlungen eine Macht, ohne welche der Kaiser nichts zu erreichen vermochte. Man hatte freilich dem Adler die Flügel unterbunden. Frankreich, Schweden, Oesterreich waren die drei übermächtigen Garanten des Friedens, die beiden letzteren Feinde Brandenburgs. Und wie war das Gebiet des Kurfürsten zerstückelt! Preußen von Polen umringt und abhängig, Pommern mit den Schweden halbirt, die Marken allerdings ungeschmälert, aber in Schlesien Jägerndorf geradezu geraubt, eine Wunde, die sich nicht ausbluten konnte, die neuen Länder alles geistliche Fürstenthümer, widerwillig und fremd, die heimischen Gebiete fernab und noch nicht in ihrem ganzen Umfange, wie das Recht sie zusprach, im Besitz. — Kein Wunder, daß der junge Held sich umschaute, wo er zuerst das Joch des Auslandes brechen sollte. Sein Heer war herangewachsen und hatte tüchtige Führer. Erst verband er sich mit Schweden gegen Polen, schlug mit Carl Gustav die dreitägige Schlacht von Warschau, wurde für Preußen sowohl der polnischen als der schwedischen Hoheit los; dann verbündete er sich mit dem Kaiser (Leopold I.), dessen Wahl er gegen Frankreichs Umtriebe durchgesetzt, gegen Schweden, um Dänemark zu schützen. Damals rückten wie vor vier Jahren Brandenburger und Oesterreicher gemeinsam bis

an die Meergrenze der jütischen Halbinsel siegreich vor. Auch in Pommern wichen die Schweden seinem befreienden Schwerte. Der Friede zu Oliva machte ihn zum souveränen Herrn von Preußen (1660). Sein Aufruf: „An den ehrlichen Deutschen" hatte den Sinn des Kurfürsten gezeigt. Man kann seine Worte nicht oft genug wiederholen.

„Ehrlicher Deutscher! Dein edles Vaterland war leider bei „den letzten Kriegen unter dem Vorwand der Religion und Freiheit*) „gar zu jämmerlich zugerichtet. Wir haben unser Blut, unsere „Ehre und unseren Namen dahin gegeben und nichts damit ausge„richtet, als daß wir uns zu Dienstknechten, fremde Nationen be„rühmt, uns des uralten hohen Namens fast verlustig und diejenigen, „die wir vorher kaum kannten, damit herrlich gemacht haben! Was „sind Rhein, Elbe, Weser, Oderstrom nunmehr anders als fremder „Nationen Gefangene?**) Was ist Deine Freiheit und Religion „mehr, als daß Andere damit spielen? — Nun, der Allerhöchste er„barmte sich unseres Namens einigermaßen und gab endlich seinem „Volk einen Frieden. Wie aber eine Frau***) das schwedische „Scepter quittirte, so schien, daß der Allerhöchste uns den Frieden „wieder wollte nehmen. Polen, die hochberühmte Vormauer der „Christenheit, ward von den Fremden dermaßen angegriffen, daß „es alsobald in ihm selbst zerfiel und männiglich in Gedanken kam, „daß es allen Völkern zum Raube bleiben würde. Vergeblich hat „Kurbrandenburg vorgestellt, wie gefährlich es sein würde für die „Christenheit, eine solche Krone zu ruiniren. — — —"

„Wenn nun daraus sonnenhell herfürleuchtet, daß wir von

---

*) Die offene Sprache der Wahrheit muß damals gewaltig erschüttert haben. Die Religion, wie sie von Kaiser Ferdinand I. aufrichtig, aber fanatisch, von seinem Nachfolger und von dessen Rathgebern nur als Vorwand für Herrschaftszwecke vorangestellt wurde, wie sie bei den Fürsten auch nur theilweise und immer weniger wirklich leitender Grund war, mußte durch diesen Krieg an Achtung sehr verlieren. Die Freiheit, nämlich die Libertät der Fürsten, war auch im Anfange und Ferdinands Plänen gegenüber wirklicher Grund, wurde aber später Vorwand, als es nur noch Vergrößerung des Einzelnen galt.

**) Die Mündungen des Rheins beherrschte Holland, die der Weser und Oder Schweden, die der Elbe Dänemark.

***) Die Königin Christine, Gustav Adolphs Tochter.

„unserer Seite nur Frieden gesucht, Schweden aber nichts davon „hören und uns in die alten weitläufigen Händel verflechten will, „so gedenke ein Jedweder, wer nur kein schwedisch Brod essen will, „was er an einer Seite bei dem gerechten Gott zu verbitten, anderer„seits aber was er für die Ehre des deutschen Namens zu thun „habe, um sich gegen sein eigen Blut und sein vor allen Nationen „berühmtes Vaterland nicht zu vergreifen. Mir, Du ehrlicher „Deutscher, sind diese Dinge wohl bekannt und habe ich Dir daher „wollen communiciren, damit man Dich mit andern Berichten nicht „länger äffen und ohne Grund der Wahrheit ewig blind herum„leiten möge. Adieu! Gedenke, daß Du ein Deutscher bist!“*)

Das brandenburgische Heer wuchs mächtig heran, und unter kaiserlichen Fahnen stritt es siegreich wider den türkischen Erbfeind in Ungarn. Als Ludwig XIV., der beherrschende Machthaber Europas in jener Zeit, die Niederlande zu erobern versuchte, selbst England im Bunde mit ihm stand, warf der Kurfürst für die Republik sein Schwert in die Wagschaale. Mit Mühe war der Kaiser, dessen stärkstes Interesse gegen Frankreich stand, zur Mitwirkung bewogen. Sie geschah nur hemmend, und der Feldzug mislang ob dieser österreichischen Untreue gegen Brandenburg. Auch im Reichskrieg gegen Frankreich, der bald hernach ausbrach, trug dieses wieder die Last und war in seinem Theil an Siegen und Ehren reich, aber durch Oesterreichs Unlauterkeit scheiterte Alles. Von dem kühnen Feldzug wider die während des Krieges gegen Frankreich in die Mark eingedrungenen Schweden, den Kämpfen von Rathenow und Fehrbellin, dem gewaltigen Winterzug nach Preußen und bis Riga, welcher die Schweden vernichtete und alles pommersche Land in die Hände des Kurfürsten gab, reden wir nur, um das deutsche Gefühl zu rechtfertigen, welches den Helden im Sonnenglanze sah neben Oesterreich, das ihn um den Preis dieser Siege durch seine schändliche Politik brachte und im Frieden von St. Germain seine Eroberungen den Schweden zurückgab, um für Spanien Entschädigung zu schaffen. Wenn Oesterreich etwas

*) Pfister, Geschichte der Teutschen. Bd. 5. (Hamburg 1835). S. 31 f. Vergl. auch: A. Schaefer: Friedrich Wilhelm der große Kurfürst von Brandenburg als Vertreter der deutschen Interessen. S. Gelzer, Monatsblätter für innere Zeitgeschichte, 1867. Juni. S. 340.

verlor, so mußte der preußische Held es mit seinen Errungenschaften bezahlen. Wollte er nicht, so hätte das verrätherische Oesterreich den Franzosen den Weg nach Brandenburg aufgeschlossen, um ihn zu zwingen. Wer hätte es dem Kurfürsten verdenken können, wenn er sich mit Ekel und Verachtung von dem Kaiserhof für immer abgewendet hätte? Die übrigen Deutschen hatten dieser Schandthat des Kaisers zugestimmt. Oesterreich war der Verräther an Deutschland, Brandenburg sein einziger Hort. Die Aufnahme der aus Frankreich flüchtigen Reformirten war wie ein Manifest der deutschen evangelischen Kirche gegen die katholische Universal-Monarchie, welche Frankreich anstrebte. Bis an sein Ende stand der große Kurfürst in Treue und Lauterkeit als ein Vorbild deutscher Fürsten da. Er hatte vergeblich vor dem Nachgeben gegen Frankreich gewarnt, vergeblich alle deutschen Kräfte zur ausharrenden Gegenwehr gestachelt. Man hatte seinen Rath verachtet und ihn selbst durch die Verschacherung seiner Pommern unfähig gemacht, am Niederrhein Frankreich die Spitze zu bieten und dadurch den Oberrhein (Freiburg, Straßburg u. s. w.) zu retten. Er sah sich verlassen, Kaiser und Reich sahen mit Schadenfreude, wie er auf sich selbst zurückgeworfen war. Der schmerzlichste Schritt seines Lebens war ihm, daß er, um nicht unterzugehen, mit diesem allmächtigen Frankreich sich verbünden mußte. Und doch blieben seine Pläne bis ans Ende deutsch, und der Tod übereilte ihn im Bewegen derselben. In Wien aber war man in jämmerlicher Selbstverblendung froh, daß sich nicht „ein neuer König der Vandalen an der Ostsee erhoben hatte." Man hoffte noch immer, wieder eine kaiserliche Macht, aber mit undeutschen Mitteln und für undeutsche Zwecke, herstellen zu können. Man wollte nicht sehen, daß das Kaiserhaus selbst die Mittel zu deutscher Einheit zerstört hatte*).

Der Kurfürst war todt und Oesterreich athmete auf. Kaiser Leopold, ein förmlicher, pedantischer Herr, viel betrogen und nicht fähig, der Bestechlichkeit seiner Räthe und Umgebungen zu wehren, war von einem Nebenbuhler befreit, der ihm oft Angst gemacht hatte.

---

*) Es ist kaum zu begreifen, daß noch Jemand, wie Gfrörer (Geschichte des 18. Jahrhunderts. Bd. 1.), den Muth haben kann, das Streben Oesterreichs als das nach der Reichseinheit zu preisen.

Von dem Nachfolger Friedrich war Aehnliches nicht zu befürchten. Vielmehr war dieser Fürst mehr darauf bedacht, den Glanz seines Hofes der von seinem Vater erworbenen Macht gemäß zu erhöhen, als diese selbst zu erweitern. Er war nächst Georg Wilhelm von den Hohenzollern der wenigst bedeutende. An den Kaiser sich anzuschließen galt ihm als die weiseste Politik, und es konnte scheinen, als verschwinde der Dualismus von Habsburg und Hohenzollern durch seine Fügsamkeit. Die Königskrone, die er sich vom Kaiser für Preußen bestätigen ließ, war allerdings thatsächlicher Ausdruck seiner völligen Unabhängigkeit, des Untergangs des Reiches auch in seiner bisher noch erhaltenen Form. Man könnte sagen, König Friedrich in Preußen habe den Dualismus mehr symbolisch dargestellt als sachlich durchgeführt. Mit ihm ging Preußen, wie nunmehr das ganze Staatsgebiet genannt wurde, in das Jahrhundert über, welches Carlyle in seinem Leben Friedrichs des Großen mit dem Namen des „verlogenen" bezeichnet, das Jahrhundert des Scheins und der unwahren Staatskunst, in welchem auch Deutschland unter der Verderbniß Frankreichs siechte. Eine „Krankheit" nennt Gfrörer die öffentlichen Zustände Europas während desselben, und zwar eine, die sich nur in furchtbarer Krisis, der französischen Revolution, entladen konnte. Carlyle in seiner drolligen Bildersprache meint, das Jahrhundert habe, als es endlich mit seinen Lügen nicht mehr durchgekommen, als es den Bankerott seiner Windbeutelei habe einsehen müssen, sich eine Kugel vor den Kopf geschossen, und dies — die Revolution — sei seine einzige vernünftige That gewesen. Wenn es so war, so muß wenigstens gesagt werden, daß im größten Theil seiner Lebenszeit Preußen unter seinen Königen in der Wahrhaftigkeit und Ehrlichkeit blieb.

Friedrich allerdings ließ sich an, als ob ihm das Prunkwesen von Versailles gewaltig imponirt hätte; ging er doch, der sittenreine Mann, so weit, zum Schein sich eine Maitresse zu halten. Doch waren auch größere Eigenschaften in ihm, sonst hätte er nicht der Freund Wilhelms III. (von Oranien) sein können, den er bei seiner englischen Thronbesteigung kräftig unterstützte. Er zog auch selbst gegen die Franzosen an den Rhein, erstürmte Bonn und zeigte sich als einen deutschen Fürsten, der das Vordringen französischer Herrschaft in deutschen Landen als einen Gräuel ansah.

Auch in edler Freisinnigkeit folgte er seinem Vater. Die Stiftung der Universität Halle als Burg lebendigeren Christenthums im Gegensatz zu der versteinerten lutherischen Orthodoxie und freier Wissenschaft, so wie die der Akademie der Wissenschaften zu Berlin, geben Zeugniß davon. Für die Königskrone erwies er sich dem Kaiser dankbar, indem seine Truppen unter Leopold von Dessau nicht wenig zu den österreichischen Siegen im spanischen Erbfolgekrieg beitrugen. Auch sein Sohn Friedrich Wilhelm I. trug keine Rivalität mit Oesterreich zur Schau, vielmehr war es ihm Gewissenssache, sich an das Kaiserhaus anzuschließen, in welchem vor seinem Regierungsantritt dem begabten jugendlichen Kaiser Joseph I. dessen Sohn Carl VI. gefolgt war.

Wir stehen an einer Stelle deutscher Geschichte, an welcher damals von einem Antagonismus zwischen Oesterreich und Preußen kaum etwas verspürt wurde; nur wo die Religion im Spiele war, also in der Aufnahme der aus Salzburg vertriebenen Protestanten, und als es galt, den Reformirten ihre gewaltthätig weggenommene und den Jesuiten gegebene Kirche zu Heidelberg wieder zu verschaffen, trat die ganze Kraftnatur Friedrich Wilhelms I. hervor, und auch der Kaiser mußte wahrnehmen, daß sich mit ihm nicht spielen lasse. Er befahl, alle katholischen Kirchen seiner Lande zu schließen und alle Einkünfte der katholischen Geistlichen zu sperren, bis der Kaiser in Heidelberg geholfen hätte. Das führte rasch zum Ziele. Sonst aber wissen wir, daß mit der ehrlichen Hingebung dieses Königs an seinen Kaiser, die in der That mehr früheren als damaligen Reichszuständen gemäß war, von Oesterreich ein frevelhaftes, lügenvolles Spiel getrieben wurde. Statt das klare Recht in der Jülicher Sache walten zu lassen, wurde dies vorenthalten, um stets einen Gegenstand zur Lockung zu haben, wenn man etwas von Preußen erlangen wollte. Dem Kaiser Carl, dem letzten Habsburger, lag nichts in der Welt so sehr am Herzen, als die Anerkennung seiner pragmatischen Sanction, wodurch er die Einheit seiner Länder unter seiner Tochter Maria Theresia zu erwirken suchte, da für die Kaiserkrone ein männlicher Erbe fehlte. Zu diesem Zweck, wenn es mit der spanischen Krone nicht gehen sollte und er ihr entsagen müßte, führte er Krieg, zu diesem Zweck verhandelte er an allen Höfen Europas. Und doch war es, wie Carlyle richtig (nur zu oft) sagt, eine

schattenhafte Jagd auf Phantome. Was halfen Frankreichs Versicherungen, wenn sein Vortheil es anders gebot? Nur so ehrliche Fürsten, wie Friedrich Wilhelm von Preußen, fühlten sich gebunden, aber schon sein Sohn glaubte freie Hand zu haben. — Carl fand Bundesgenossen, so lange es galt, Frankreichs Schalten mit dem spanischen Throne zu seinem eigenen Besten zu hindern. Hiefür war der Erzherzog Carl den Engländern und Niederländern willkommen. Als er aber unerwartet Kaiser geworden, da erschien die Gefahr, daß Oesterreich den Besitz von halb Europa erlange, größer als die von Frankreich drohende. Jetzt gab es keinen Marlborough mehr, der für ihn Siege erfocht. Carl hielt sich für den Märtyrer der Selbstsucht dieser Seemächte, er war erstaunt, daß sie nicht wenigstens eilten, dafür seine pragmatische Sanction anzuerkennen. Diese hatte Gegner an Sachsen und Baiern, gerade, weil sie so nahe verwandt waren. Es war jetzt ein seltsam Ding um das Reich. Der Kurfürst von Braunschweig-Hannover war zugleich König von England, der Kurfürst von Sachsen zugleich König von Polen, der Kurfürst von Brandenburg zugleich König von Preußen, der König von Schweden, der König von Dänemark gehörten zu den Reichsfürsten, und der Kaiser selbst war doch mehr König von Ungarn und Herr in Italien, mit seinen Gedanken längere Zeit auch in Spanien, als deutscher Kaiser. In solcher Zeit thut es wohl, ein echtes deutsches Fürstenherz, wenn auch in rauher Hülle, zu entdecken. Es schlug zu Potsdam in Friedrich Wilhelms Brust. England und Frankreich suchten ihn gegen den Kaiser zu reizen, sie wiesen auf seine Rechte in Schlesien hin. Dort hatte er ein unzweifelhaftes Recht auf das Herzogthum Jägerndorf, das im 30jährigen Krieg durch einen Gewaltact der Kaiser an sich gerissen. Dem großen Kurfürsten war durch eine reine Schwindelei, die eines anderen Namens nicht werth ist, der Kreis Schwiebus dafür gegeben. Vor allen vernünftigen Menschen galt das Recht noch unzweifelhaft*). Aber Friedrich Wilhelm, dessen Heer bedeutend ge-

*) Es ist geradezu absichtliches Nichtsehenwollen, wenn Männer, wie Gfrörer, meinen, der Rechtstitel sei durch eine vollständige Entsagung erloschen gewesen. Der Freitag'sche Handel mit dem Kurprinzen Friedrich war ein schlechter Streich, nichts weiter.

nug war, um den Kaiser besorgt zu machen, entschloß sich nur zum Bündniß mit Frankreich und England gegen jeden, der sie angreifen würde. Er hielt fest am Kaiser und sparte sein Geld und schulte sein Heer, als hätte er für eine große Kriegsarbeit zu sorgen. Der einzige Krieg, den er führte, war ein glücklicher, der ihm Pommern bis an die Seeküste, mit Stettin und Stralsund, in die Hände lieferte. Der Eigensinn Carls XII. von Schweden hatte ihn dazu gezwungen. Ein Theil von Geldern war ihm schon durch den Frieden von Utrecht zugefallen. — Den hellen Augen seines Kronprinzen entging es nicht, wie schändlich Oesterreich den gutmüthigen Glauben des frommen Fürsten getäuscht hatte. Zugleich hatte dieses lügenhafte Eingreifen sein eigenes Lebensglück zerstört. „Dort steht Einer, der mich rächen wird", hatte der alte König einst, auf den Kronprinzen deutend, ausgerufen, als ihm einen Augenblick der Schleier über die wahren Gesinnungen Oesterreichs gegen ihn hinweggezogen war.

Der letzte Habsburger starb (1740) wenige Monate nach diesem zweiten Preußenkönige. Friedrich II. bestieg den Thron in Berlin, Maria Theresia in Wien. Der Dualismus wurde zum Antagonismus.

VIII.

Der Antagonismus.

Friedrich kannte die Geschichte seines Hauses und Landes, auch die Oesterreichs und Deutschlands. Er wußte, daß es nicht in den Persönlichkeiten lag, wenn Preußen und Oesterreich nicht mehr länger friedlich neben einander stehen konnten, sondern in dem System, welches in Wien zur Tradition geworden war, ja in der Nothwendigkeit seines eigenen Staates, der so zerstückelt und unverbunden nicht bleiben konnte, wenn er nicht bei einer ungünstigen politischen Conjunctur einmal völlig zerrissen werden sollte. Zu-

nächst hatte er es nur mit der Vorenthaltung seines guten Rechtes in Schlesien und am Rheine zu thun. Am nächsten lag das erstere, und die Schwäche seines stets nebenbuhlerischen Nachbars Sachsen, der sich an seiner polnischen Königskrone verblutete, rieth, sich hier mit der kaiserlichen Macht zu messen. Daß alle Verhandlungen zu keinem Ziele führen würden, daß auch Krieg nichts helfen könne, wenn erst zu allen möglichen Allianzen und Verabredungen Zeit gelassen würde, war ihm eben so klar. Er that mit kaltem, klarem Kopfe, was er nicht lassen konnte, wenn nicht Deutschland trotz der Macht und Kraft Preußens über dasselbe zur Tagesordnung gehen sollte. Der Ernst der Uebung, die strenge Ordnung, die knappe Verwaltung seit dem großen Kurfürsten, der, wie sein Enkel, die Monarchie zu einem von Einem Willen bewegten, wohl gegliederten Körper gestaltet hatte, mußten ihre Probe haben, die Erziehung ein praktisches Ziel. Auch für Deutschland sah Friedrich kein Heil in der Führung Oesterreichs. Er überblickte die Kriege, welche die letzten drei Kaiser geführt, und fand nicht einen, den sie nicht lediglich für ihre Hausmacht angefangen und nur im Interesse derselben beendet hätten. Das einzige über ihre Partikular-Interessen hinausgreifende Motiv war der Katholicismus, und der war für Friedrichs Voltairische Gesinnung nur verächtlicher Aberglaube, ja hassenswerther Geistesdruck. Das protestantische Glaubensfeuer war längst verglommen. Das früher so lutherisch eifrige sächsische Kurhaus war römisch-katholisch geworden um einer österreichischen Heirath und der polnischen Krone willen; auch das Lutherthum war erweicht und in Zerfließung begriffen, die reformirte Theologie und Kirche in dieselbe Vertrocknung gerathen, wie sie früher den Lutheranern widerfahren war. Friedrich war daher auch nicht der Vorkämpfer des evangelischen Glaubens, wie seine Väter, sondern ließ diesen dahingestellt. Vollends das spanische Wesen des Kaiserhofes erschien ihm lächerlich und widerwärtig, die halbgöttische Anmaßung, wie sie in den Hofformen zu Wien lag, stieß ihn, den französisch beweglichen, leicht beschwingten Geist, ab. War doch, wie er wußte, der savoyische Prinz Eugen der oft überhörte beste Deutsche in jenem Kreise vornehmer Granden und Schranzen gewesen*). Na-

*) v. Sybel, a. a. O. S. 107.

tionales Bewußtsein oder die Furcht vor dem Urtheil desselben konnte ihn nicht hindern, eine Königin und Erzherzogin anzugreifen, deren Erbrecht selbst auf so schwankender Basis stand, daß es eben jetzt von Sachsen, Baiern und Spanien aufs ernstlichste angegriffen wurde. Denn dieses Bewußtsein regte sich nur eben erst im Gegensatz der schamlosen Wirthschaft Frankreichs im deutschen Reiche wieder einigermaßen, war aber im Ganzen und Großen nirgends zu finden. So ging Friedrich einfach, klar und gerade auf sein Ziel los. Ohne Zweifel war der Gedanke an Kriegsruhm, den er in seinen Schriften so sehr betont, nicht minder mächtig als der politische. Kurz, von nun an war Krieg zwischen ihm und Oesterreich, und er wollte lieber mit Ehren untergehen, als die Stellung Preußens in Deutschland nicht zu der machen, die sie nach seiner Ueberzeugung sein mußte. Wie oft ihm in den dreiundzwanzig Jahren des Kampfes, wie wir wohl die erste Hälfte seiner Regierung bezeichnen können, obwohl sie nur zehn wirkliche Kriegsjahre enthielt, wenn sein Horizont von allen Heeren Europas umdunkelt war, der klare politische Blick mag gefehlt und nur der Gedanke an Rettung ihn beseelt haben, ist Niemand im Stande zu sagen.

Aber das ist jetzt jeder Deutsche fähig zu erkennen, daß an der stärksten Aeußerung des Territorialismus, die es je gegeben, an dem Kriege Friedrichs des Großen mit dem österreichischen Kaiserreich (es war ja durch den lothringischen Gemahl Maria Theresias, den Kaiser Franz I., nothdürftig ergänzt worden) der deutsche Nationalgeist erwachte, daß man Friedrich gern verzieh, daß er Anfangs die Franzosen, nachher die Engländer als Bundesgenossen gegen Oesterreich auf deutschem Boden kriegen ließ, weil er hernach mit den Franzosen selbst, den Russen und Schweden siegreich kämpfte und so im Ganzen doch als deutscher Vorkämpfer gegen das Ausland erschien*). Daß er auch das jämmerliche Reich mit seiner traurigen Armee gegen sich hatte, änderte nichts an den Gefühlen der edleren und geistig regsameren Deutschen aller Länder

*) Ob es mehr als Heuchelei war, wenn Ludwig XV. seinem Minister Choiseul sagte, er habe in seinem Kampf gegen Preußen den Protestantismus niederzuwerfen beabsichtigt, bleibt dahingestellt. S. Schäfer, das preußisch-englische Bündniß im siebenjährigen Kriege. Breslau 1866. S. 9.

und Ländchen für ihn. Er wurde der Held der Poesie, die jetzt ihre ersten neuen Flügelschläge in Deutschland wieder that, nicht blos für seine einheimischen Dichter, wie Gleim, Ramler, v. Kleist, Willamow, die Karschin, sondern auch für den Schwaben Schubart, der dithyrambisch sang:

Dreimal donnerte Friedrich Wodan
Und sein war Silesia,
Seiner Krone köstliches Gestein!

Auch in den Dichtungen des sächsischen Lessing und in den ersten des schwäbischen Schiller spiegelte sich sein Bild. Goethe's Wort ist vollwichtig: „Der erste und wahre höhere Lebensgehalt kam durch Friedrich den Großen und die Thaten des siebenjährigen Krieges in die deutsche Poesie." Die Literatur wurde jetzt der Träger und Quell des Nationalgefühls, und Friedrichs gewaltiges, geduldiges, heldenmüthiges Ringen mit den kolossalen Mächten, sein geniales Erringen*), sein Sieg und die erlangte Größe des preußischen Staates, dem Schlesien hinfort bleibend angehörte, dem Ostfriesland zugefallen war, der demnächst noch Westpreußen und einen Theil von Polen erwarb, das Emporsteigen Preußens zu einer europäischen Macht, seine jetzt unzweifelhafte Stellung an der Spitze des Protestantismus auf dem Festlande Europas, das Verschwinden Sachsens neben demselben aus der ersten Reihe der deutschen Mächte, dies Alles machte ihn zum Gegenstand der nationalen Bewunderung, und in ihm fühlte sich Deutschland gegenüber Frankreich, das so lange über seine Geschicke bestimmt hatte, gegenüber Rußland, das sich mächtig in die europäischen Verhältnisse eindrängte, emporgehoben. Aber die Emporhebung geschah zugleich über Oesterreich, und der undeutsche Charakter dieses Staates kam zum Bewußtsein wie nie zuvor. Was in populärer Weise durch die „Kroaten und Panduren" ausgedrückt wurde, mit welchem Namen man das österreichische Kriegsheer bezeichnete, das fand einen höheren Ausdruck,

*) Nicht wenig trug dazu bei, daß es nur der Haß gegen ihn war, was die wüthenden Weiber in Paris und Petersburg, die Pompadour und die Kaiserin Elisabeth, trieb, daß er selbst den Frieden wünschte und nur anfing, weil er nicht erst umstellt sein wollte. Wer dies heutzutage leugnet, thut es gegen besseres Wissen oder in grober Unwissenheit.

wenn man das nicht mehr deutsche Lothringen in dem Kaiser und Spanien in der Kaiserin repräsentirt sah.

War es doch nach eines unserer Historiker*) Erklärung des Fürsten Kaunitz eigentlicher Gedanke gewesen, „die romanische Race, welche unzweifelhaft unter Carl V. und Philipp II. das continentale Europa beherrschte, zur Niederwerfung des protestantischen Deutschlands von Neuem zu bewegen, nicht etwa, weil es protestantisch, sondern weil in ihm das germanische Element noch am mächtigsten war und bei neuer Erstarkung der erstrebten absoluten Herrschaft Oesterreichs über Deutschland das einzig wesentliche Hinderniß entgegenstellte. Kaunitz konnte die Herrschaft der österreichischen Dynastie und des österreichischen Adels nur dann hoffen zu erhalten und zu erweitern, wenn die romanisirenden Tendenzen das Uebergewicht über das germanische Freiheitsprincip erhielten." Friedrichs Krieg war demnach auch schon ein Befreiungskrieg, wenn auch noch lange nicht die meisten Zeitgenossen dies erkannten.

Es war nicht mehr in Preußens Willen gestellt, ob zwischen ihm und Oesterreich Antagonismus sein sollte. Er ergab sich dem letzteren als Nothwendigkeit, nicht blos durch die fortbrennende Wunde an der Stelle, wo Schlesien mit ihm zusammengehangen, sondern in der ganzen Richtung und Art des Daseins. Das mächtig aufquellende deutsche Geistesleben in Kunst und Wissenschaft schloß sich national an Preußen, wenn auch nicht Berlin der örtliche Mittelpunkt desselben, ja wenn auch der König dieses Preußen der Ausländerei in diesen Gebieten mit Leib und Seele ergeben war. Denn der preußische Staat war ebenso die Verkörperung der neueren Zeit, wie die Literatur ihre Vergeistigung. Er brach eben so entschieden mit den mittelalterlichen Principien und Formen, wie diese mit den alten Glaubensverhältnissen. Nicht daß etwa der eine oder die andere die Kirche, sei es die katholische oder die protestantische, aufheben oder neutralisiren konnte; sie bestand fort und hatte sich dort ihre Tradition der Lehre und des Cultus, auch noch sogar der Verfassung bewahrt, hier aber ihre Bekenntnisse. nicht

*) Ilse: Die Politik Preußens vom Antritt des Ministerinms von Bismark bis zum Wiener Frieden mit Dänemark. Marburg 1867. Heft 1. S. 1 f.

aufgegeben und in ihren herrlichen Liedern, die in der schlimmsten Zeit die innerlichste Kraft und den wahren Edelstein des lutherischen Bekenntnisses in glänzendem Schliffe bewahrt hatten, noch das Band der Einheit mit der Reformation und der späteren Orthodoxie erhalten. Der Kampf in Folge der Bestrebungen, auch diese Kräfte aus dem deutschen Leben zu bannen, begann im preußischen Staate unter Friedrich II. und im österreichischen unter Kaiser Joseph II. Fast schwand dadurch der Antagonismus, weil beide Fürsten neben einander nach dem gleichen Ziele strebten, oder vielmehr Joseph den großen Gegner seiner Mutter sich zum Vorbilde nahm. Aber desto zäher sperrten sich ihm in Oesterreich selbst die eingewachsenen antipreußischen Kräfte entgegen, und das Unterliegen Josephs mit seinen Entwürfen ließ den wesenhaften Antagonismus und seine Unabhängigkeit auch von dem Willen des Herrschers nur deutlicher erkennen. Die Annäherung zwischen Preußen und Oesterreich geschah durch die polnischen Unruhen und die Theilung Polens. Ueber diese tönt, nachdem Johannes von Müller sie als „Probe der Moralität der Monarchen" bezeichnet hat, noch heute der Schrei des Unwillens durch Europa. Ob sie aber zu vermeiden war? Ob Polen mit seinem Adel und dessen Rechten je zu einer erträglichen Existenz noch kommen konnte? Ob jemals ein vom Adel gewählter einheimischer König oder auch ein ausländischer ohne erdrückende Macht (Sachsen hätte sie nicht gehabt) dort herrschen konnte? Ob also ein anderer Staat als Rußland, Oesterreich oder Preußen das Land mit dem Erfolg eines gesunden Daseins beherrschen konnte? Das Alles waren Fragen, auf welche die polnische Geschichte mit Nein! antwortet. Sollte Rußland einen so tiefen Keil zwischen Preußen und Oesterreich, selbst zwischen Preußens verschiedene Provinzen, treiben dürfen? Sollte Oesterreich, das des undeutschen Elements so viel schon zu schleppen hatte, dessen noch mehr aufladen? Sollte Preußen, der deutsche Großstaat, allein die Arbeit der Germanisirung des damals noch so viel größeren Polens übernehmen müssen? Diese Fragen stellt die politische Betrachtung. War also der Theilung auszuweichen? Wir antworten mit Nein! und tadeln nur, daß die Theilung nicht gleicher und nicht gründlicher geschah.

Aber der Antagonismus ließ nicht lange auf seine Wieder-

erscheinung warten. Joseph hatte wie Reformationslust, so auch Erweiterungstrieb. Er wollte Baiern haben, und zwar sichtlich, um Preußen sein Gleichgewicht in Deutschland gegenüber zu stellen. So viel war vom Reiche und seinem Rechte immer noch übrig, um Friedrich den Handgriff zu geben, dies zu hindern. Baiern blieb selbständig, und der Fürstenbund, von Friedrich gestiftet, garantirte den Besitz jedes Landesfürsten gegen jeden Angriff, diplomatischen oder militärischen. Man hat Friedrich wegen dieser Rettung „deutscher Freiheit" gelobt; es war aber die alte „Libertät", die Freiheit der Zerstückelung und Vielstaaterei. Ob sie an sich zu rühmen war, darüber ist jetzt das Urtheil klar. Aber ein glücklicher Wurf war der Bund dennoch. Denn Oesterreich wollte nicht die Einheit Deutschlands. Es wollte nur seine eigene Macht in physischer Präponderanz über Deutschland herein hängen lassen, damit auch Preußen jede Zukunft im Reiche abgeschnitten sei. Friedrich arbeitete daher für sich und die Zukunft seines Staates und verdient zunächst keine Krone wegen großer Verdienste um die Freiheit, denn es war die Freiheit, welche der Einheit die Wege sperrte. Aber die Fürsten hatten ihm zu danken. Der Mann, der so gut wie in die Acht des Reichs erklärt war, rettete, was vom Reiche noch übrig war*). Dieselbe Ueberzeugung von dem Werth des Ueberrestes vom Reiche, welche ihn Baiern gegen Oesterreich erhalten ließ, hatte schon 1741 ihn von dem bairisch-französischen Bündnisse zurückgehalten, welches auf die Zerstückelung Oesterreichs ging. Dieses aber hatte sich hierdurch nicht abhalten lassen, 1756 mit denselben Franzosen den Plan der Zerstückelung Preußens zu machen.

Es war gleichwohl dieser Fürstenbund eine eben so klare deutsche Herrscherthat, wie Friedrichs Kriege mit Oesterreich es gewesen. Mag immerhin bei dem ersten derselben auch das Verwerfen seines Wunsches, durch Heirath mit Maria Theresia die Kaiserkrone und zugleich die entscheidende Macht in Europa zu erwerben, mitgewirkt haben, es handelte sich doch von Anfang bis zu Ende vorherrschend

*) Eichhorn, a. a. O. 4, 650, hauptsächlich noch Dohms Denkwürdigkeiten u. s. w., in welchen auch der Beweis unwidersprechlich geführt ist, daß Friedrich den Krieg von 1756 beginnen mußte, wenn er nicht untergehen wollte. Die Brühl'schen Machinationen sind seitdem bekannt geworden.

um die Abwehr der verschlingenden Uebermacht Oesterreichs, und die Reichsfürsten waren blinde Gegner des Mannes, dessen Unterliegen ihren Untergang unausbleiblich gemacht hätte. Freilich war auch der umgekehrte Weg möglich, erst Baiern, wie Kaiser Joseph II. wollte, dann ohne Zweifel Würtemberg, welches nach Lage und alten Ansprüchen ihm zufallen mußte, an sich zu nehmen und hinfort nach eintretender Gelegenheit die kleineren Territorien an sich zu bringen oder auch nur zu völliger Abhängigkeit herabzudrücken. Sicher wäre endlich auch an Preußen die Reihe gekommen. Im eigensten Interesse also, wie in dem der deutschen Fürsten, — an die Nation im heutigen Sinne ließ sich ja noch gar nicht denken — stiftete Friedrich in seinen letzten Jahren den Bund, zuerst mit Sachsen und Hannover (Drei-Königsbund), dem anfangs vor Allem Baiern in seinem zunächst von kaiserlicher Annexionslust bedrohten Pfalz-Zweibrückenschen Erbe beitrat, dem sich aber allmählig die sämmtlichen Reichsfürsten, selbst Kur-Mainz, nur nicht Würtemberg, nicht Hessen-Darmstadt und Oldenburg, nicht Cöln und Trier anschlossen. In seinem Wortlaute, wie er allgemein bekannt wurde, sprach der Bund nur von der Erhaltung der Reichsverfassung und der Rechte der Reichsversammlung, des Besitzes und der Rechte der einzelnen Fürsten, aber in seinen geheimen Artikeln erschloß er sich klar als ein Bund im Bunde, der Ansatz eines Reiches im Reiche, ja geradezu als ein Reich ohne Oesterreich unter Preußens Führung, und war auch für den Fall eines Krieges mit Oesterreich Vorkehr getroffen. Es waren ihm Entwürfe von anderer Seite vorangegangen, die theils die katholische Kirche, theils den Anschluß an Frankreich zum Kerngedanken hatten, jedenfalls aber die Furcht vor einer Abhängigkeit von Preußen klar legten. Friedrichs Plan aber trug die durchschlagende Erklärung in sich, daß nur Preußen Deutschland von dem Untergang in der österreichischen Gesammt-Monarchie retten könne. Er hielt diese Rettung ohne Vergrößerung Preußens für möglich. Die Schritte Oesterreichs waren unverkennbar und die Gefahr dringend. Eine durchgreifende Umgestaltung Deutschlands hätte die Folge der Dauer und weiteren Ausbildung des Bundes sein müssen, denn er führte zu einer nationalpolitischen deutschen Entwicklung. Auch damals glaubten Manche in Preußen, der König werfe mit diesem Bündniß die Möglichkeit

weg, sich künftig auf Kosten der kleineren Fürsten zu vergrößern; während Andere die Meinung verriethen, er hätte besser gethan, ganz Deutschland zu erobern und seinem Staate einzuverleiben. Er selbst aber wollte, wenn auch das Kleinfürstenthum oft Zielscheibe seines Spottes war, das Erreichbare anstreben und es nicht durch eigennützige Absichten, denen Oesterreich mit Freuden entgegengekommen wäre, wenn er ihm Baiern überlassen hätte, unerreichbar machen*).

Aber der Bund war nur erst ein Jahr vor Friedrichs Tode zum wirklichen Bestande gekommen.

Die Weissagung des deutschen Landes schien erfüllt. Die Herrschaft und das Uebergewicht war von den Bergen und Hochlanden in das norddeutsche Niederland herabgestiegen, das germanisirte Slawenland hatte eine glorreiche Stelle in der Weltgeschichte errungen. Deutschlands Arbeit im Mittelalter, das Wirken der Hohenstaufen und der von ihnen gehobenen und geistig an ihre Stelle getretenen Hohenzollern trug seine späte Frucht, die Habsburger hatten Deutschland von der türkischen Barbarei errettet, darin aber und in ihrer verkehrten wälschländischen Neigung, welche ihr Antheil des geistigen Hohenstaufen-Erbes war, ihre Kraft erschöpft und dem französischen Westen nicht Widerstand leisten können. Gerade dieser Kampf Oesterreichs aber hat Preußen die Zeit und Gelegenheit zum Wachsen gegeben. Sachsen, welches sonst das deutsche Reich machtvoll geführt und später stets als Mittelmacht Oesterreich das Gegengewicht gehalten, das durch die Reformation auf eine Höhe sich erhoben hatte, die es gefährlich machte, der aber keineswegs seine Fürsten und noch weniger seine Theologen gewachsen waren, war durch seine Hingabe an Oesterreich, seinen

---

*) S. das Nähere bei A. Schmidt: Geschichte der preußisch-deutschen Unionsbestrebungen. Berlin 1851, und desselben: Preußens deutsche Politik 1785, 1806, 1849, 1866. Dritte Auflage. Leipzig 1867. — eine Schrift, die heutzutage Niemand ungelesen lassen dürfte. Joh. v. Müller: Darstellung des Fürstenbundes 1787. Dohm: Ueber den deutschen Fürstenbund 1785 (amtliche Widerlegung der v. Gemmingen'schen Gegenschrift) und Dessen: Denkwürdigkeiten u. s. w., so wie Joh. v. Müller: Teutschlands Erwartungen vom Fürstenbunde 1788 sind neben v. Herzbergs Memoiren die hier einschlagenden Hauptschriften.

Confessionswechsel, seine Polenkrone zu einem bloßen Vorland Oesterreichs und zum Gegenstand des Erwerbsgeistes Preußens herabgesunken und hatte blos aus der Zeit seines letzten, freilich falschen Glanzes eine anspruchsvolle Hauptstadt behalten; Baiern war aus dem natürlichen Freunde Oesterreichs sein argwöhnischer, ja feindlicher Nachbar geworden, Hannover schmiegte sich unter die Flügel Englands. Die geistlichen Kurfürstenthümer waren mit ihrer josephinischen Aufklärung, ihren mittelalterlichen Formen und ihrer üppigen Lebensgewöhnung reif zum Zusammenbrechen geworden. Preußen war der Mittelpunkt, wohin die kleineren Fürsten centrirten. Der Katholicismus in Deutschland war durch die Einwirkung der Literatur, besonders der französischen, innerlich ausgehöhlt. Der Gedanke einer deutschen katholischen, bischöflich und synodalisch geleiteten Nationalkirche gewann Raum. Kaiser Josephs Reformen hatten der Toleranz, der Annäherung zum Protestantismus, der reineren und einfacheren, mehr sittlich abgezielten Kirchlichkeit Wege gebahnt, aber in manchem Winkel grollte der fanatische Haß der ausgefegten Klöster und der aufgelösten Jesuiten. Der Protestantismus hatte seinen confessionellen Grimm abgelegt und war im Begriffe, zu fader Moralistik sich zu verdünnen, Lutheraner und Reformirte verkümmerten an der Blutschwäche und Schwindsucht kritischer und philosophisch ungläubiger Nützlichkeitslehre, während die officiellen Lehren und Formen der Kirche ihren Gang behielten. Man konnte dem Ende der ganzen traditionellen Welt entgegensehen. Die kleineren Höfe aber schwelgten meist im fleischlichen Genußleben, die Unterthanen und ihre Interessen galten nichts mehr. Das Ende wurde als ein Gericht herbeigeseufzt.

Während so die kirchlichen Mächte aus dem Leben zurücktraten, die bis dahin die letzten Sprungfedern desselben gewesen waren, ergriff ein kranker Durst nach dem ferngerückten Uebernatürlichen die Gemüther, und es konnten Wunderthäter, Abenteurer, Zauberer, geheime Gesellschaften verschiedenster Art ihre Herrschaft über die Gemüther üben. Es war eine Zeit krankhafter Wundersucht und eitler Schwindelei*). Welche Einwirkung diese

*) Ein wenn auch zu stark aufgetragenes und auch edlere Erscheinungen, die seinem derben realistischen Denken unverständlich bleiben, in diese Sphäre

unheimlichen Gewalten nach Friedrichs des Großen Hintritt auch auf Preußen gewannen, ist bekannt. Ehe wir aber die Summa seiner Regierung in Erinnerung bringen, stehe hier noch das Urtheil eines der tüchtigsten deutschen Geschichtschreiber, dessen Hinscheiden wir noch frisch betrauern*). Er stellt den innerlichen wesentlichen Antagonismus der beiden deutschen Großstaaten, auch auf die frühere Geschichte zurückgreifend, so dar: „Für die österreichisch-„habsburgische Macht im alten Sinne war der westphälische Friede „die beengende Schranke geworden; für das hohenzollernsche Bran-„denburg-Preußen war derselbe Friede der Anfang einer selbständi-„gen und eigenen Macht. Das deutsche Landesfürstenthum war „durch die Verträge von Münster und Osnabrück der kaiserlichen „Obhut entwachsen; es hatte seine eigene politische Existenz, es „konnte sich eine politische Geltung auch auf der großen europäi-„schen Bühne erringen. Nachdem Kaiser und Reich ihre alte Be-„deutung verloren, ging auf diese territoriale Fürstenmacht ein Theil „des geschichtlichen Berufes über, dessen Träger die alten, jetzt aus-„gelebten Formen und Kräfte gewesen waren. Verstand dies Landes-„fürstenthum diese günstige Lage zu nützen, nach Außen seine Macht „zur Anerkennung, deutsche Waffen und deutsche Politik zu Ehren „zu bringen, verstand es im Innern nur weise und verständige „Ordnung der Dinge aufzurichten, die allgemeine Wohlfahrt zu „pflegen und zu fördern, so mußten die Erfolge eines solchen Stre-„bens nicht allein dem Gebiete selbst, wo solches versucht ward, „sondern der gesammten deutschen Entwicklung zu Gute kommen. „Denn nachdem die alten Formen sich unfähig erwiesen, Deutsch-„land nach Außen zu schützen, im Innern die zersetzenden Folgen „kleinstaatlicher Ohnmacht abzuwehren, so mußte man es als eine „günstige Fügung preisen, wenn wenigstens das Landesfürstenthum, „das auf den Trümmern des alten Reiches seine selbständige Exi-„stenz gewonnen, diese Interessen der Gesammtheit in seinem „engeren Kreise mit Wachsamkeit und Eifer wahrnahm. Diesen

---

hineinversetzendes Gemälde gibt Schlosser: Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts und des neunzehnten. Bd. 3. S. 257 ff.

*) L. Häusser: Deutsche Geschichte vom Tode Friedrichs des Großen bis zur Gründung des deutschen Bundes. Bd. 1. (Leipzig 1854.) S. 41 ff.

„Beruf zu erfüllen hat man von verschiedenen Seiten versucht;
„aber nirgends ist es mit solcher Bewußtheit und zäher Ausdauer
„unternommen und deshalb von gleichem Erfolge gekrönt worden,
„wie von den hohenzollernschen Fürsten in Brandenburg-Preußen."
— Nachdem er die Anfänge des preußischen Staatsbaues geschil-
dert, fährt er fort: „Der Gegensatz dieses jungen Staatswesens
„zum habsburgischen Oesterreich spricht sich nicht nur in der Ent-
„stehung und den Anfängen beider Staaten aus, er geht durch
„Alles, was dem Staate und der Politik eigenthümlich ist, mit
„aller Schroffheit durch. Oesterreich, eine lose Föderation ver-
„schiedener Nationen und Provinzen, unter denen das deutsche Ele-
„ment nur einen, freilich wesentlichen, Factor bildet; Preußen ein
„früh zu einer gewissen Einheit verschmolzener Staat von ganz
„überwiegend deutschem Wesen. In Oesterreich die Ueberlieferung
„des alten römischen Kaiserthums und das Bemühen, soweit es nur
„immer ausführbar ist, diese Ueberlieferung zu Gunsten der Haus-
„und Erbmacht zu benutzen; hier das protestantische Landesfürsten-
„thum im Gegensatze zum alten Romanismus und zum alten
„Reiche in seiner selbständigen und unabhängigen Stellung, wie sie
„seit 1648 anerkannt war. Dort die zähe Bewahrung der alten
„Zeit und ihrer Formen und ihres Regimentes, hier Alles modern
„und auf die Gestaltung einer modernen Staatsform berechnet.
„In Oesterreich eine mächtige, reiche Aristokratie, welche den Thron
„nicht nur umgibt, sondern die Gewalt mit ihm theilt; in Bran-
„denburg-Preußen die Aristokratie in ihrer Macht gebrochen, ohne
„großen Reichthum und ohne Einfluß beim Throne, sogar vorüber-
„gehend mit einer planmäßigen Ungunst behandelt und nur im
„Heere hervorragend und verdient, das ganze Regiment bürgerlich
„soldatisch, seine Träger und Leiter Emporkömmlinge aus den un-
„teren Schichten der Gesellschaft, die ihre Tüchtigkeit auf dem
„Schlachtfelde, im Bureau oder in der Wissenschaft geadelt hat.
„Den Lobkowitz, Auersperg, Haugwitz, Chotek, Kaunitz stehen hier
„die bescheidenen Namen der Derfflinger, Distelmeyr, Meinder,
„Fuchs, Spanheim, Ilgen und Cocceji gegenüber; dem an diplo-
„matischen und staatsmännischen Talenten reichen Adel des slawisch-
„deutschen Oesterreichs hat die brandenburg-preußische Ritterschaft

„in dem ganzen Zeitraum von 1640 bis 1806 nur den einzigen „Hertzberg entgegenzustellen.

„In Oesterreich ist der Katholicismus das allein geltende Be„kenntniß und der Einfluß kirchlich-hierarchischen Wesens auch über „das bürgerliche und sociale Leben ausgebreitet; in Preußen trägt „die herrschende Physiognomie ebenso bestimmt das Gepräge prote„stantischer Nüchternheit. In Oesterreich war die verschwenderische „Fahrlässigkeit mit den Staatsmitteln politische Tradition geworden, „und man hatte sich gewöhnt, sorglos aus unerschöpflichen Mitteln „zu schöpfen; in Preußen ging die karge Sparsamkeit so ausgeprägt „durch Alles durch, daß man zweifeln konnte, ob die politische Noth„wendigkeit oder die angeborene Neigung des hohenzollernschen „Hauses mehr dazu beitrug. In Oesterreich hielt die überlieferte „Politik im Bunde mit Adel und Clerus das Volk geflissentlich in „dumpfer Unbeweglichkeit und sinnlichen Genüssen; in Preußen „ward ein nüchternes, arbeitsames Geschlecht zur äußersten Thätig„keit und Arbeit angespannt. Dort stand das feudale Privilegium „noch in voller Kraft, und der Bauer und Bürger galt noch als „die misera plebs contribuens; in Preußen suchte die herr„schende Politik ihre Stärke darin, daß sie Bauer und Bürger „hob, ihn nach Kräften von der Last des Lehensdruckes zu befreien „suchte.

„Wohl war die Form beider Staaten dieselbe, die damals fast „den ganzen Continent beherrschte, die absolute Monarchie. In „Preußen und in Oesterreich, wie in fast allen deutschen Territo„rien, regierte mit aller Unbedingtheit der Wille eines Einzigen; „aber die Art, wie dies geschah, war doch durchaus verschieden. „Von der fast orientalischen Ueberhebung, den Anklängen an spa„nische Despotie war in dem brandenburg-preußischen Staate so „wenig die Rede, wie von dem launenvollen, verschwenderischen, von „Maitressen, Günstlingen und kostspieligen Liebhabereien beherrschten „System, das nach Versailler Vorbildern in die meisten deutschen „Gebiete und Regierungen eingedrungen war; es war ein kerniger, „schlichter und echt deutscher Schlag von Fürsten, der seit 1640 „dort regierte, es waren Fürsten, die mit den höchsten Rechten sich „auch die höchsten Pflichten beilegten, die mehr in der Schule „Hollands und Englands, als nach den Ueberlieferungen Roms

„und Spaniens erzogen waren, Fürsten, die sich als die ersten „Diener des Staates, als die berufenen Wächter des Gesammt„wohles betrachteten, die zwischen sich und ihren Unterthanen neben „dem Gebot des unbedingten Gehorsams zugleich ein höheres sitt„liches Verhältniß gegenseitiger Verpflichtung herstellten. Sie re„gierten nicht weniger unbedingt wie die Andern, waren eben so „gewaltsam in ihren Mitteln, forderten harte Lasten und Opfer von „den ihnen Untergebenen, aber man ertrug diesen Druck leichter und „freudiger, denn das Alles diente nicht dem eitlen Genusse, nicht „der Laune des Einzelnen, ward nicht an leere Liebhabereien ver„geudet, sondern war das unentbehrliche Mittel zur Erreichung „eines sichtbaren und erhabenen Zieles, des Wohles der Gesammt„heit. Der Staat war überall der letzte Zweck, nicht die Dynastie, „noch weniger der Hof und dessen müßige Verschwender.

„Das junge Brandenburg-Preußen war ein wesentlich prote„stantischer Staat. Protestantisch nicht in dem unduldsam aus„schließenden Sinne, wie das habsburgische Oesterreich katholisch „war; denn das katholische Element genoß in dem hohenzollern„schen Staate früh eine freiere Lebensluft, als das protestan„tische jemals in dem habsburgischen erlangt hat, sondern in „einer höheren Bedeutung als der ausschließlich confessionellen. In „diesem höheren Sinne haben die protestantischen Staaten des sieb„zehnten und achtzehnten Jahrhunderts, und auf dem Festlande „vorzugsweise Preußen, eine weltgeschichtliche Bedeutung erlangt. „Sie weckten die Kräfte des Landes, während der priesterliche Ab„solutismus sie in Trägheit und Erstarrung hielt; sie spornten das „Volk zu thätiger Arbeit an, während man es anderwärts in „plattem Sinnengenuß oder Armuth verkommen ließ; sie gestatteten „dem geistigen Leben, das man anderwärts niederdrückte, freien „Spielraum genug, um die Ausbildung einer selbständigen, natio„nalen Cultur zu ermöglichen; sie pflegten Schulen und Universi„täten, die sonst in Barbarei und Formalismus erstarrten; sie „sorgten für die nüchterne Prosa einer klaren und hellen Volks„erziehung, wo man anderwärts an den leeren Prunk der Hofcultur „oder fremdländischer Nachahmerei die Kräfte des Landes hing; „sie ließen Jeden „nach seiner Façon" selig werden und zogen alle „gedrückten und verfolgten Elemente, die brauchbar und arbeitsam

„waren, an sich heran, während man sie anderwärts in pfäffischer „Verstocktheit ausstieß oder verfolgte. Sie zogen aus der Masse „des Volkes in Verwaltung, Gesetzgebung, selbst Kriegsleitung, ihre „besten Leute heraus, während man anderwärts die politische Feu„dalität des Mittelalters ähnlich begünstigte, wie die kirchliche.

„In dieser intensiven Kraft lag das Geheimniß der Stärke „des kleinen Staates, lag die Möglichkeit eines Wetteifers mit dem „großen, von der Natur reich und mächtig ausgestatteten Oester„reich. Aber man durfte nie vergessen, daß dieser junge preußische „Staat auf einer schmalen Grundlage natürlicher Macht beruhte, „daß das Land klein von Umfang und spärlich ausgestattet, die „Kraft der Einzelnen aufs Aeußerste gespannt, die natürliche Karg„heit der Mittel zum Theil nur durch eine künstliche und zu„sammengesetzte Maschine ergänzt war. . . . Die Mittelmäßigkeit „der Regenten war hier fühlbarer und bedenklicher als irgendwo. . . „In Preußen konnte eine einzige mittelmäßige oder schlaffe Regie„rung das ganze Werk des großen Kurfürsten und des großen „Königs der Zerstörung zuführen."

Es ist unzweifelhaft, daß diese entgegengesetzte Art und Richtung der beiden Großstaaten Deutschlands, was noch vom deutschen Reiche bestand, zwischen sich zerreiben mußte. Oesterreich war von jeher von allen Reichslasten befreit und daher nicht ein wahrer Theil des Reiches gewesen, Preußen ließ sich natürlich als solcher nur noch betrachten und behandeln, soweit es selbst wollte. Beide wurden zu Punkten der Anziehung und Anlehnung für die kleineren Reichsländer. Die norddeutschen zog es mehr zu Preußen, die südlichen mehr zu Oesterreich, die Mitte schwankte bald da-, bald dorthin, Sachsen hielt sich zu Oesterreich, wenn nicht die Anziehung Frankreichs überwog, Hannover hatte seine Anlehnung an England. Bald war es Preußen, welches conservativ für das Reich gegen Oesterreich eintrat, bald wieder Oesterreich, welches wenigstens von Erhaltung des Reiches redete. Die Regierung Friedrichs des Großen war aber so nahe an die gewaltige Explosion herangerückt, in welcher die Spannungen auf dem politischen, kirchlichen, socialen Gebiete, welche das Jahrhundert und seine nächsten Vorgänger gesteigert hatten, ihre gewaltsame Lösung erhielten, daß von einem längeren Spiel dieses Antagonismus nicht mehr die Rede sein kann,

nachdem der Starke hinweggenommen war, von dem man für Deutschland allein noch Heil erwartete. Auch nach seinem Tode war es als sein Erwerbniß klar vorhanden, daß Deutschlands Einigung und Kraft von keinem anderen Punkte mehr ausgehen könne, als von Preußen, sei es, daß eine festere Zusammenschließung zwischen ihm und Oesterreich, sei es, daß sein schließliches Uebergewicht über den Kaiserstaat dazu führe. Preußen war zum Schlußsteine Deutschlands geworden, von ihm mußte die Abwehr gegen Frankreich, von ihm jede Kraft neuer staatlicher Gedanken ausgehen. Während die besseren deutschen Fürsten, wie Carl August von Weimar, den Fürstenbund als Grundlage weiterer Verbesserung in der Reichsverfassung behandelt wissen wollten (er meinte, diese Vereinigung hätte „den Nationalgeist in Deutschland wieder erwecken und den trägen Schlummergeist, der Deutschland seit dem westphälischen Frieden gedrückt, endlich einmal zerstreuen sollen") war in dem Preußen Friedrichs des Großen aber der leitende Minister (v. Hertzberg) über diese Illusionen hinweg. Er erstrebte das Uebergewicht über Oesterreich auf dem Wege europäischer Allianzen und trat, merkwürdig genug, auf die Seite des Papstes gegen Joseph II. Die deutschen Kirchenfürsten waren nahe daran, sich von Rom unabhängiger zu machen, dazu bedurften sie des Kaisers, und dieser stützte sie. Die preußische Politik hatte nur Oesterreich und die Gefahr seiner engeren Verbindung mit den geistlichen Kurfürsten im Auge. Sie trat gegen die Bestrebungen der katholischen Kirche, eine nationale zu werden, ins Mittel und zerstörte, was ihr selbst im Falle des Gelingens zur mächtigsten Stärkung geworden wäre.

Friedrich der Große war gestorben und Hertzberg zwar der Fortführer seiner Politik, aber nicht in ihren größten Gedanken. Es nahte ja in Preußen schon die Zeit des Religionsedictes, durch welches man ohne Weiteres die Rechtgläubigkeit staatlich befahl, während die Urheber dieser befohlenen Gläubigkeit sowohl sittlich, wie religiös in den schlimmsten Verirrungen lebten. Wo die letzte Sprungfeder des Staates, der Herrscher, durch solche Bande gelähmt war, da mußte die vorhandene Schnellkraft bald genug erlahmen. Die erste Gelegenheit, im Geiste Friedrichs zu wirken und Oesterreichs und Rußlands Türkenkrieg für Preußens Vergrößerung

zu nützen, ging unter bloßen diplomatischen Velleitäten vorüber, und die französische Revolution gebot nunmehr, das Angesicht nach Westen zu kehren. Kaiser Josephs Tod (1790) und die halbe Auflösung, in welcher er sein Reich hinterließ, gab den klarsten Beweis, daß Oesterreich nicht mehr im Stande war, Deutschland mit sicherer Kraft zu führen, daß dafür die Blicke nach Preußen gerichtet sein mußten. Aber auch die Blicke Europas waren auf Preußen gerichtet und die Eifersucht gegen seine Vergrößerung und damit die steigende Möglichkeit für dasselbe der Einheitspunkt für Deutschland zu werden, spielte in allen politischen Verhandlungen jener Zeit seine Rolle. Hertzbergs Politik und die des Königs Friedrich Wilhelm II. blieben nicht lange dieselben, und mit jenem Minister schied der politische Gedanke des großen Friedrich aus der Leitung Preußens, Oesterreich trat trotz seiner inneren Schwäche auf dem politischen Gebiete dem mattgewordenen Preußen als der gewinnende Theil in dem Vertrage von Reichenbach gegenüber, der die orientalische Angelegenheit abschloß.*)

Viel war damit verloren, aber es konnte wieder gewonnen werden, wenn man auf die Wege Friedrichs einlenkte. Das that man aber nicht, sondern glaubte an Oesterreichs Freundschaft, schloß ein Bündniß mit ihm und stürzte sich mit ritterlicher Romantik von Seiten des Königs, mit bitterem Haß gegen die Revolution von Seiten des Adels und mit der Zuversicht einer so ruhmgekrönten Armee von Seiten des Heeres (Kaiser Leopold II. war inzwischen durch den jüngeren Franz II. ersetzt worden) in den Krieg mit dem revolutionären Frankreich. Der Fürstenbund war, obgleich auf dem Papier fortbestehend, in Wirklichkeit beseitigt. Der König selbst stellte sich an die Spitze seines Heeres. Dieser Krieg hätte trotz seiner anfänglichen Erfolge zur Selbsterkenntniß führen müssen. Aber auch Preußen hatte sich der Stoffe nicht gänzlich erwehren können, die das Reich und Oesterreich zu so ungleichen Gegnern des doch so schlecht gerüsteten Frankreichs machten. Die bloße Begeisterung für den alten Ruhm und für das in Frankreich beleidigte Königthum waren keine so stählernen Sprungfedern, wie der demokratische Fanatismus einer aufgewühlten Nation. Ihr gegenüber

*) Häußer, a. a. O. I. S. 249—340.

war jetzt das Schicksal Deutschlands besiegelt. Es mußte in seiner losen, künstlichen und doch wieder so wirkungsvollen Verbindung zerbrochen werden, wenn die massige Einheit einer Nation dagegen anprallte. Auch der Bund Oesterreichs und Preußens war nicht natürlich und wahr genug, um dagegen lange Stand zu halten. In Preußen selbst aber waren wohl die Ordnungen des Staates und die Construction des Heeres noch stramm und fest, wie in den Zeiten Friedrichs, aber in der leitenden Spitze, im Hof, den Rathgebern des Königs, in der vornehmen Gesellschaft war eine Erweichung eingetreten, die in der That nicht mehr den eisern umschirmten Staat Friedrich Wilhelms I. und Friedrichs des Großen erkennen ließ. Die Gefühle und Ansichten der Revolution hatten Wiederhall in den Herzen gefunden, und es klang in den Gedanken, welche die Gironde von der Rednerbühne der Nationalversammlung zu Paris im Glanze der Beredsamkeit aussprach, den französisch-gebildeten Deutschen etwas Verwandtes entgegen, die Verwandtschaft der vom Protestantismus auf religiösem Gebiete geforderten Freiheit der Person von der Autorität menschlicher Institutionen mit der Forderung der persönlichen Freiheit (Menschenrechte) gegenüber dem Staate. Und dennoch — wie solche Widersprüche so oft vorkommen und stets unheilvoll wirken — ließ man sich auch wieder von den verdorbensten Repräsentanten des gestürzten französischen Staats und Gesellschaftslebens, den lüderlichen, leichtsinnigen, prahlerischen Emigranten beeinflußen.

Es ist bekannt, wie traurig der Krieg gegen die französische Revolution, ein Tendenz-Krieg, dem ein gesundes Ende nicht geweissagt werden konnte, und mit ihm die unwahre Coalition mit Oesterreich endete, daß Preußen aus demselben mit sehr geschwächten Kräften, mit bitterem Hasse gegen den Kaiserstaat, der ihm mit Rußland inzwischen im Rücken, in der polnischen Sache, geschadet hatte, und noch dazu mit dem Schein des selbstsüchtigen Aufgebens der gemeinsamen Aufgabe gegen die Revolution hervorging. Der Baseler Friede war seitdem ein Vorwurf gegen Preußen geworden, als trüge er den Stempel des Reichsverraths. Und doch wurde er nur geschlossen, nachdem Preußen wiederholt dem mitverbündeten England und Holland erklärt hatte, nicht länger seine Kräfte an den hoffnungslosen Krieg vergeuden zu können, nachdem diese Mit-

verbündeten mehrfach ihre Versprechungen gebrochen, Oesterreich die Last des Krieges auf Preußen fast allein geworfen, seine Heere viel schwächer, als es zugesagt, an den Rhein gestellt, nachdem überdies klar geworden war, daß die Verbündeten Preußens Heere blos als eine gemiethete Truppe behandeln wollten, vor Allem aber, nachdem das am Rhein mit Preußen verbündete Oesterreich sich gegen Preußen und seine polnischen Ansprüche mit Rußland in einen kriegerischen Bund begeben hatte. Der Krieg war als Kreuzzug begonnen und — ungeachtet Preußens Heer keine Niederlage erfahren, vielmehr überall seine Ueberlegenheit gezeigt hatte — als ein Cabinetskrieg kleinlich und kümmerlich geführt worden. Die Schuld daran lag im preußischen, wie im österreichischen Cabinet, im Minister Graf Haugwitz ebenso, wie im Minister Baron Thugut. Dieser Friedensschluß, der zum erstenmal die Mainlinie als die Grenze des preußischen und österreichischen Einflusses auf Deutschland hervortreten ließ, der aber auch ausdrückliche Bedingungen zu Gunsten der Reichsfürsten enthielt, brachte den ganzen Haß zwischen beiden deutschen Mächten und die Parteinahme für sie zum Ausbruch. Die damaligen Stimmen sind denen sehr ähnlich, welche im südlichen Deutschland seit 1850 sich gegen Preußen vernehmen ließen.*) Und dennoch war kein Zweifel, daß Oesterreich, welches jetzt deutsche patriotische Töne vernehmen ließ und allen Schmähungen gegen Preußen den Rücken deckte, sehr gern seinen Frieden mit Frankreich auf Kosten Baierns geschlossen hätte. Daß es mit dem Reich bis auf den letzten Schein zu Ende sei, war nunmehr kein Zweifel mehr, und die Frage nur noch, ob Oesterreich, ob Preußen den leeren Raum einnehmen werde. Denn Würtemberg und Baden schlossen je mit Frankreich einen Frieden, in welchem sie versprachen, auch „Reichshülfe gegen Frankreich" nicht mehr zu leisten. So hatte allerdings Preußens (und auch Hessens) Vorgang im Separatfrieden die letzten lockeren Reichsbande gelöst. Preußens that sogar in dieser Richtung noch mehr, indem es nach Ludwigs XIV. Vorbilde von seinen fränkischen Herrschaften aus (die seitdem durch Aussterben der dortigen brandenburger Linien an den preußischen Staat gefallen waren) um sich griff und Nürnberg sich aneignete, zugleich

*) Häußer, a. a. O. II. 13 f.

aber von Frankreich mit Säculariſation geiſtlicher Lande ſich locken ließ. Jetzt hatte man um ſo mehr wirklichen Grund, Preußen von Seiten des Reiches, das freilich nur noch ein Gedanke war, nachdem auch Baiern, wie zuvor Preußen, Heſſen, Würtemberg, Baden, durch Separatfrieden ſich abgelöſt hatten, zu verabſcheuen. Verwerflich war die Politik Preußens nicht, weil ſie dem Scheine des Reichs nicht huldigte, ſondern weil ſie ſchwankend, kleinlich, habſüchtig war, weil ſie den Feind ſich im Süden einfreſſen ließ, ohne doch den Norden energiſch zu wahren. Als vollends in Italien die elektriſchen Schläge Bonaparte's die öſterreichiſche Kraft lähmten und die Siege des Erzherzog Carl in Süddeutſchland nutzlos machten, da war in ganz Deutſchland nur noch Ein Ton zu hören: „rette ſich, wer kann!“ — Auch in Oeſterreich wurde er herrſchend. Der Feind bedrohte Wien, der Kaiſer that daſſelbe, wegen deſſen Preußen als Reichsverräther geſchmäht wurde, er ſchloß ſeinen Frieden mit Frankreich, er ſchloß ihn auf Koſten des Reichs, das die Entſchädigungen liefern mußte, und zu ſeinem eigenen Vortheil, er ſchloß ihn ſelbſt mit Zugebung der Säculariſationen, in Bezug auf welche Oeſterreich vor Kurzem noch hinterliſtig genug geweſen war, die katholiſchen Stände gegen die proteſtantiſchen aufzurufen und einen alten Haß aus dem Grabe zu wecken, welches ihm der Indifferentismus bereitet hatte. Die letzte Hülle der Reichs-Heuchelei, auch das letzte Gewand des Reichs-Anſtandes war gefallen, und die Vernichtung ſtand in ihrer nackten Blöße vor Augen. Der Widerſtreit Oeſterreichs und Preußens aber war von nun an nicht mehr blos eine deutſche Erſcheinung, die bald mit Sorge, bald mit Hoffnung in die Zukunft blicken ließ, ſondern ſie war zur Schmach unſeres Vaterlandes ein Mittel franzöſiſcher Politik geworden, die nunmehr den Dualismus und Antagonismus für ihre ſelbſtiſchen Intereſſen ausbeutete. Und keine der beiden Höfe war zu gut, um einer ſolchen Ausbeutung Raum zu laſſen. Oeſterreich und Preußen waren faſt gleich tief geſunken, dort waren die ſchöpferiſchen Kräfte erloſchen, hier am Wirken gehindert. Dort war die tiefere ſittliche Springkraft in Regierung und Verwaltung in ſinnlicher Trägheit und derber Genußſucht untergegangen; der junge Kaiſer war, wie ihn die Jetztwelt kannte, ſchon damals ein harmlos und gutmüthig auftretender, im Kleinen kluger Mann, aber ohne großen politiſchen

Blick, ohne energische Kraft, ohne höheren Schwung. Von Maria Theresia und von Joseph II. zu ihm, welch ein großer Abstand. Männer von höherer Bedeutung, auch selbst wenn sie im doppelten Glanze der Siege und der kaiserlichen Geburt dastanden, wurden durch Argwohn vom Einfluß fern gehalten. Selbst sittenrein, war er von unlauteren Menschen umgeben, und Spionage, geheime Polizei, Mistrauen der Einen gegen die Anderen, Fernhaltung geistiger Bildung und selbständigen Urtheils waren seine großen Regierungsmittel. In Preußen war der ritterlich-gutmüthige, aber auch sinnlich-phantastische Friedrich Wilhelm II. gestorben, und sein Nachfolger wurde ein sittlich gesunder, musterhaft einfacher, ein das Wohl des Staates anstrebender, ein redlicher und gerechter, die geistigen Hebel des Volkslebens hochschätzender, in aller Weise sparsamer und auf innere Verstärkung des Staates bedachter Fürst. Freilich seine Minister waren noch die Haugwitz und Lucchesini, in deren Schatten nur ein Freiherr von Stein zu arbeiten vermochte. In Preußen lebte aber doch zukünftige Kraft, und es bedurfte nur des mächtigen Antriebes, um sie zur Entwicklung zu bringen.

Auch in Preußen hatte während der Regierung Friedrichs II. und Friedrich Wilhelms II. der leichtfertige französische Unglaube an dem Nerv des Volkslebens genagt, und in Folge davon war der höhere Schwung und die Pflichtstrenge aus vielen Seelen gewichen. Die sinnliche Behaglichkeit, das träge, unentschlossene Zuschauen und sich aus der Bewegung Herausflüchten, das sich selbst täuschende Zurücklehnen auf die siegreiche Vergangenheit galt als berechtigt, ja man sah mit unverhüllter Freude der Demüthigung Oesterreichs zu und tröstete sich der eignen Sicherheit. Die verkehrten Versuche, den Unglauben zu beseitigen, ohne daß man sich der Sittenlosigkeit entwinden wollte, der durch sie herbeigeführte Scheinglaube, die ungesunde, herzmatte, halb orthodoxe, halb träumerisch-phantastische Frömmigkeit, sie entnervten noch mehr, anstatt zu stärken. Ohne ein tief eingreifendes, reinigendes und erweckendes Schicksal war hier nicht mehr zu helfen. Der König, bei allen edlen Eigenschaften zaghaft, zu durchgreifenden Entschlüssen nicht geneigt, besaß die Kraft nicht, sein Volk emporzureißen. — Man war sich in Preußen wie in Oesterreich klar bewußt, daß Alles eher geduldet und ertragen werden dürfe, als das Emporkommen des

deutschen Gegners. Seit der Eroberung Schlesiens war zwischen beiden ein dauernder, wahrer Friede nicht mehr möglich. Denn was auch Oesterreich erwerben mochte, es wurde nie als Ersatz für Schlesien, sondern nur als Verstärkung der Mittel betrachtet, um auch Schlesien wieder zu gewinnen. Auch was an Land und Leuten Preußen zuwachsen mochte, es konnte nicht geneigt machen, etwa Schlesien wieder abzugeben, sondern es verstärkte die Macht, um dieses festzuhalten. Am Schluß des Jahrhunderts gab der Congreß zu Rastatt der Welt zu erkennen, daß es kein einiges zusammenhängendes Deutschland mehr gab, daß Frankreich die Entscheidung aller deutschen Schicksale in der Hand hatte, und daß noch viel weniger als von Ludwig XIV. auch nur eine schonende Verhüllung dieser Thatsache von den französischen Machthabern zu erwarten stand. Das Buhlen um französische Protection von Seiten auch der großen deutschen Staaten offenbarte sie ja rücksichtslos. Der einzige aber schmähliche Trost für Jeden lag in der ziemlich gleichen Schuld Aller, denn sie wetteiferten in Unterwürfigkeit und in Bloslegung ihres inneren Hasses und Neides. Es war der völlige, schmachvolle Bankerutt der Reichswirthschaft, wie er seit dem westphälischen Frieden unaufhaltsam geworden war. Der Gesandtenmord bei Rastatt und was man davon in der großen Welt glaubte, giebt den besten Commentar zu der damaligen politischen Sittlichkeit Oesterreichs.*) Es blieb nur noch, trotz aller Gegenwehr Oesterreichs im Bunde mit Rußland und England, die förmliche Auflösung des Reiches, die Säcularisirung seiner geistlichen Fürstenthümer und Herrschaften, die Einziehung der freien Reichsstädte und die Vertheilung dieser reichen Beute zwischen den größeren Reichsfürsten übrig. Sie geschah durch den Reichs-Deputations-Hauptschluß von 1803. Oesterreich, Baiern, Preußen, Baden, Würtemberg, Nassau, Hessen waren dabei die glücklichen Gewinner. Daß die geistlichen Fürstenthümer verschwanden, war, einmal das Reich seiner kirchlichen (katholischen) Bedeutung entkleidet, nur ein Glück für die Zukunft, besonders wenn man hoffen durfte, was Frankreich auf dem linken Rheinufer sich aneignete, einst wieder zu erlangen. Es entstanden neue oder vielmehr jetzt erst lebensfähige

*) Häußer, II. 233 ff.

Staaten, deren erster Baiern wurde. Aber eben diese Aufstellung solcher kräftigeren Complexe neben Preußen und Oesterreich war auch das Unglück Deutschlands, weil es die zerfahrene Politik dieses nicht ferner durch das Reichsband geeigneten Deutschlands für die Dauer befestigte und weil es die Kleinstaaterei mit einer größeren Würde umgab, indem es ihr den Dienst am Reiche abnahm und sie souverän machte.

Das Reich war aufgelöst, aber die Elemente innerer Schwäche und Zerbröckelung und der Bereitschaft für den Dienst des Auslandes waren übrig gelassen. Oesterreich als Träger des Kaiserthums hatte sich mit Schmach bedeckt, so heldenmüthig auch sein edler Erzherzog gekämpft und gesiegt. Wie es je wieder in deutschen Sachen anders als mit geschlagenem Gewissen auftreten konnte, war nicht zu ersehen. Preußen, bei aller Schwäche und allem unedlen Verhalten, mußte in dieselbe Tiefe erst niedergezogen werden. Es geschah durch die Nichtbesetzung Hannovers, als die Franzosen es bedrohten. Alle Pflichten des deutschen Staates, Ehre und gesunde Politik forderten diesen Schritt. Er unterblieb, und das deutsche Land war der fränkischen Aussaugung überliefert. Als endlich (1806) nach dem Rückzuge der französischen Truppen Preußen es in Verwahrung und Besitz nahm, war auch seine Erniedrigung vollendet, der freilich das schwankende Verhalten zu dem Kriege von 1805 vorangegangen war. Napoleon, inzwischen Kaiser geworden, wie auch Franz I. sich jetzt zum Erbkaiser von Oesterreich erklärt hatte, konnte nichts erfinden, um Preußen moralisch zu vernichten, das sicherer zum Ziele führte, als diese Verlockung. Jetzt war zubereitet, was im Spätherbst desselben Jahres nur seine Rechnungsprobe erhielt, in der Schlacht bei Jena. Oesterreich und Preußen waren gleichermaßen entehrt und vernichtet. Das jammervolle Zusammenbrechen Preußens nach der Schlacht war der Untergang Deutschlands.

Die Rheinbunds-Acte von 1806 hatte 7—9 Millionen Deutsche willkührlich, durch Gewaltthat und Abfall, vom Reiche getrennt, dem Auslande angeschlossen, und Kaiser Napoleon zugleich das deutsche Reich für erloschen erklärt. Die Entsagung des letzten Kaisers war nicht blos als persönliche, sondern als Aufhebung der Kaiserwürde gemeint, die übrigen Reichsstände waren nicht gefragt. Sie hatten daher zwischen isolirter Souveränetät in ihren Staaten oder einer

neuen Verbindung zu wählen. Hier trat Preußens Pflicht wieder unverkennbar ein, das kaiserliche Scepter von der Erde, auf die es sein letzter Träger hatte fallen lassen, aufzuheben. Die Politik Friedrichs des Großen war nicht vergessen, nur nicht gehandhabt worden. Jetzt ließ sie sich nur noch theilweise, in Bezug auf das nördliche Deutschland, befolgen. Ein norddeutscher Bund, um Preußen geschaart, war der nothwendig sich darbietende Gedanke. Er war schon vor dem Rheinbunde von regsamen Geistern bearbeitet worden und hatte eine Gährung der Ideen für die nächste Zukunft hervorgebracht, in welcher bald von Eroberung Hannovers, ja des ganzen Norddeutschlands, bald von Absetzung, bald von Mediatisirung der Fürsten, von einem preußischen Erbkaiserthum, am meisten aber von einem norddeutschen Bunde ohne solche Gewaltschritte unter Preußens Direction die Rede war. Aber — weder der König noch seine Minister wagten den entschlossenen Schritt. Als sie darauf eingingen, mit Hessen und Sachsen den Grund eines norddeutschen Bundes zu legen, geschah es mit Napoleons Zustimmung. Von Kaiser- und Königskronen, von Mediatisirungen und Ländertauschen war hier die Rede, ehe noch der deutsche Kaiserthron erledigt war. Der Bundesplan, zuletzt von Preußen eifrig betrieben, scheiterte an der particularistischen Eifersucht Sachsens, wie er schon durch die Ländergier Hessens einen üblen Stempel erhielt. Napoleons lügnerische Doppelzüngigkeit hatte es in derselben bestärkt, indeß er Preußen zur Vollführung des Planes lockte. Sachsen und Hessen wurden in der letzten Stunde, als der Bruch zwischen Preußen und Frankreich kaum mehr zweifelhaft blieb, zu Verräthern an Preußen und eben damit an Deutschland. Was von anderen deutschen Fürsten damals geschah, bleibt jetzt besser unbezeichnet. Aus dem norddeutschen Bunde wurde nichts. Deutsche Truppen kämpften gegen Preußen, und es unterlag. Aber nicht Preußen, wenn man nicht an gerechte Strafe für Hannover denkt, sondern Oesterreich und die Verblendung und schmachvolle Gier der deutschen Fürsten hatten das Reich zu Grabe getragen.*)

*) S. A. Schmidt: Preußens deutsche Politik 1785, 1806, 1849, 1866. S. 77—173.

IX.

Deutschlands neue Erhebung.

Es kann mir nicht einfallen, die oft und trefflich erzählte Geschichte Deutschlands von 1807 bis 1815 neu zu erzählen.*) Es gilt nur die Höhen- und Tiefenpunkte hervortreten zu lassen, in welchen sich sein Geschick erfüllte und die Gegenwart und die weitere Zukunft sich vorbereitete. Erst mußte Preußen fast zertrümmert sein, ehe Friedrich Wilhelm III., der auf die Vorstellungen der Königin selbst, des Prinzen Louis Ferdinand, der Minister von Stein und von Hardenberg und anderer Patrioten nicht gehört hatte, die alte Wirthschaft völlig von sich warf und damit von dem ihn fest umklammernden französischen Einfluß frei wurde. Es mußte eine gänzliche Enttäuschung sowohl über den Staat als über das Heer, die man immer noch als die Friedrichs des Großen sich vorzustellen liebte, sowohl über die Beamten als das Volk, stattgefunden haben, ehe man zum Neubau, zur innerlichen Umgestaltung schreiten konnte. Nicht mit einmal war diese Enttäuschung vorhanden, obwohl ein Zusammensturz nach Einer verlorenen Schlacht lauter redete, als alle Denkschriften einsichtsvoller Männer es konnten. Preußen war aus der Reihe der Großmächte nicht nur, sondern der deutschen Mächte gestrichen, der Antagonismus mit Oesterreich war, wenn letzteres sich wieder hob, für immer zu Ende, und ein deutsches Reich war nicht mehr, in welchem Preußen emporstreben konnte. Nur seine ärmeren Provinzen östlich der Elbe waren ihm nach dem Frieden von Tilsit gelassen, es mußte nicht nur die Schadenfreude des schon vor ihm gedemüthigten Oesterreichs und der eifer-

*) Auch hier ist vor Allem auf Häußer Bd. II. und III. zu verweisen, außerdem auf das höchst interessante Buch von Perthes: Politische Zustände und Personen in Deutschland zur Zeit der französischen Herrschaft im südlichen und westlichen Deutschland. Gotha 1862. Nicht minder gehören hierher: Pertz: Leben Steins und Gneisenaus, Droysen: York von Wartenburg, Die Schriften Varnhagen's von Ense und das Leben des älteren Perthes.

süchtigen Kleinfürsten, den Hohn der sich emporreckenden Rheinbundsländer ertragen, sondern auch den einschneidenden Schmerz erleben, daß sein letzter Verbündeter Rußland es verließ und sich an der Beute des verarmten Großstaates bereicherte. In einem solchen Moment, wenn er eine Persönlichkeit trifft, offenbart diese ihr wahres Wesen. Der ächte Mann kehrt in sich selbst ein, erkennt seine Fehler und Sünden, erforscht seine Kräfte, wird still, ernst und einsam, er hebt sich zu dem lebendigen Gott empor, erfrischt sich aus den ewigen Quellen des Lebens und arbeitet mit allen erneuten Kräften seines Wesens für ein neues Dasein. So that Preußen, und hierin wurde klar, daß die Lebenskraft und die Wahrheit des Daseins, wie sie unter dem großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm I. und seinem großen Enkel-Sohne das Gepräge des brandenburgisch-preußischen Staates gewesen, unter der darüber gegossenen Masse des fremden, ungesunden Wesens, der Französelei, des Unglaubens, der Prahlsucht und der fleischlichen Lust nicht erstorben waren, sondern in der frischen Luft der Noth wieder aufathmeten. Was im Gegensatze damit anderwärts geschah, ließ Preußen geschehen, denn es hatte mit sich selbst ganz allein zu thun. Die unächten Königthümer und Souveränetäten, deren einziges Gute die Mediatisirung oder Einschmelzung noch vieler kleinerer Reichsherren und die schließliche Abdankung des letzten deutschen Kaisers, also die Beseitigung eines Scheines war, mußten ja auch die Zeit ihres Gerichtes finden, wenn in Gottes Rath die aus der Revolution aufgestiegene unächte Kaisermacht ihr Schicksal erfüllt haben würde. Aber welche Arbeit war zu thun! Die Kräfte des Staates waren erst zu befreien, den noch gesunden Persönlichkeiten war Raum zum Wirken gegeben; es war als ob ein gestrandetes Schiff wieder flott gemacht werden sollte. Athemlos wartet die Mannschaft auf die erste Bewegung des Steuers und — siehe da! — das Fahrzeug folgt der Regung des Ruders. Die Männer, die den Untergang herbeigeführt hatten, verschwanden von der Spitze des Staates. Hinter ihnen traten die Stein und Hardenberg, die Schön und Wilhelm von Humboldt, die Niebuhr, v. d. Goltz, v. Altenstein, v. Hippel und Nicolovius, die Beyme und Stägemann hervor. Auch Blüchers kühne Gegenwehr am Ende des Kriegs, Gneisenaus, Courbiere's und Kalkreuths Treue und Zähigkeit im Behaupten von Colberg, Graudenz und

Danzig, Götzen's, Pücklers und Anhalt-Pleß's Aushalten in Schlesien gaben Trost. Die Armee hatte sich nach Jena und Auerstädt noch heldenmüthig geschlagen. Für ihre Neubildung wirkten Männer der geschlossenen That, vor allen Scharnhorst. Auch York, Bülow, Kleist und viele treffliche Officiere hatten ihren Grimm über die Entehrung des Vaterlandes in neue Thatkraft umgesetzt. Es war ein stilles, drangvolles, selbstloses Wirken und Schaffen. Ganz in der Stille wuchs ein Heer heran, und jeder preußische Mann sehnte sich dem Tag der Erhebung entgegen. Jeder trug die doppelte Last der fremden Erpressung und der äußersten Anstrengung für die Zukunft Preußens. Die Finanzen wurden erneuert, der Volksunterricht umgestaltet, die Bauern wurden befreit, den Städten die Selbstverwaltung gegeben, der Adel sollte reformirt, die Landstände hergestellt werden, die Universität Berlin ward gegründet; Fichte's glühende Reden und Schleiermachers auf die innersten Springfedern des Geistes zurückgreifende Predigten, Stägemann's Oden, die den geharnischten Sonnetten vom Süden begegneten, selbst die Gedanken der Philosophie und am meisten der Geschichtswissenschaft, Arndt's Lieder und Pamphlete, Alles dies schuf eine scharfe Luft, welche wie ein Strom von Sauerstoff das Leben beschleunigte. Kurz, dem Beobachtenden in jener Zeit des Untergangs konnte nicht entgehen, daß in dem Staate, dem man am lautesten die Schuld an dem Elende des Vaterlandes zuschrieb, die Hoffnung Deutschlands aufleuchte. Der König selbst wurde unter dem Einflusse seiner herrlichen Gemahlin und der göttlichen Fügungen, die er in seiner Noth erkannte, sichtlich ein Anderer. Schill's Aufruf an die Nation und sein heldenmüthiger Tod, das Hinscheiden der Königin, die wie ein Stern der Hoffnung geleuchtet, wirkten durch die mächtige Begeisterung des Schmerzes und eines heiligen Vermächtnisses. — Aber nicht ein neues Preußen, sondern ein neues Deutschland war im Werden. Wenigstens waren bessere Regungen auch im Süden nicht selten. Nicht allein, daß dort selbst unter denen, welche für Preußen in den letzten Jahren nur Fluch gehabt hatten, dessen wirkliche und vermeintliche Sünden durch die furchtbare Demüthigung, die ihm geworden war, gesühnt erschienen; sie konnten auch von der Hoffnung nicht lassen, daß der Staat Friedrichs des Großen, der auch ihr Stolz gewesen, keine leere Stelle bleiben werde. Andere wurden

durch den unverhüllten Anblick der französischen Gräuelherrschaft deutscher, als sie je zuvor gewesen. Unter diesen letzteren waren in Würtemberg und Baiern selbst die „königlichen" Prinzen, welche dereinst den neuen Königsthron einnehmen sollten. Die Stimmen aus dem Norden fanden in manchen südlichen Herzen Widerhall. Die Männer, die der Buchhändler Perthes in Hamburg in deutschem Sinn um sein „deutsches Museum" zu sammeln suchte, und die auf seine Aufforderung freudig eingingen*), gehörten allen deutschen Gauen an. In Coblenz, Kreuznach, Cöln wirkten und sprachen deutsche Männer, wie der treffliche Schulmann Weinmann, der geistvolle Literat und Journalist Joseph Görres, der treffliche Kunstforscher Sulpiz Boisserée in ächt deutschem Sinn und wurden Vielen der Bessergesinnten zu einem Trost und Anhalt.**) In Schwaben erschollen die Lieder Ludwig Uhlands und antworteten gleichsam denen Schenkendorfs und Körners, vor Allem aber tönten die Klänge Schillers noch feierlicher von seinem noch nicht lange geschlossenen Grabe her. Die Bewegungen der Geister in Baiern und Oesterreich, wenn auch mehr der Herstellung veralteter Formen und aristokratischer Privilegien, als einer Erneuerung im Sinne Steins und seiner Genossen geltend, strebten doch ebenso entschieden der Brechung des fremden Joches zu.***) In Tyrol aber erhob sich das Bergvolk mit den Waffen für sein altes Recht, seine heimische Sitte, und wurde durch französische und leider auch durch baierische Truppen niedergehetzt. Ein sonderbarer Contrast waren diese österreichisch-tyrolischen Freiheitsklänge mit den Entschuldigungen der von Deutschland abgefallenen Rheinbundsfürsten. Sie — Baiern voran — wußten nur von ihrer Schutzbedürftigkeit gegen Oesterreichs beständige Vergrößerungsplane zu reden.†) Wenn dies auch nur Vor-

*) Friedrich Perthes' Leben (Hamburg 1855) Bd. 1. S. 185 ff.

**) Clemens Perthes a. a. O. S. 327 ff.

***) Schlosser, a. a. O. Bd. 7. S. 400 ff. stellt sie mit gewohnter Schärfe aber auch Härte des Urtheils dar.

†) Man lese nur, um die mildeste Darstellung zu nehmen: Söltl, Max der Erste, König von Baiern. 3. Aufl. Augsburg, 1864, wo diese Hinweisung auf österreichische Plane gegen Baiern durchgeht. Auch Bülau: Geschichte Deutschlands von 1806—1830. Hamburg 1842. S. 4 ff.

Vor Allem aber gehört zu diesem Abschnitte: Pertz, das Leben des Ministers Freiherrn von Stein und der Auszug: Pertz, aus Stein's Leben. Berlin, 1856. 2 Bde. Wir citiren nicht weiter.

wände waren, so wirkte darin doch der Schatten der bisherigen Geschichte Oesterreichs fort. Auf Preußen aber blieben alle blutenden deutschen Herzen gerichtet, und es entsprach der von ihm gehegten Hoffnung. Das Jahr 1813 brachte die Abwerfung des Joches, welches zu mildern der übermüthige Sieger nicht einmal klug genug gewesen war. Der Haß gegen Frankreich brannte in allen Herzen.

Die Flammen Moskaus hatten als göttliches Zeichen über Europa hingeleuchtet. Der Anblick der vernichteten Armee, die aus Rußland heimkehrte, nahm den Zauber der Unbesiegbarkeit von Napoleons Schaaren, das Grauen über die Aufopferung der deutschen Truppen empörte innerlich die Angehörigen des Rheinbundes. Jetzt war die Zeit oder nie. Stein's Wirken auf den Kaiser Alexander brachte die russischen Heere über die deutschen Gränzen. Yorks kühne Mannesthat, als er mit seinem Heere sich von den Franzosen trennte, hatte selbst wider den Willen des noch immer zaudernden Königs entschieden. Endlich hob sich dieser zu der Höhe der Umstände und erklärte, sein Volk aufrufend, den Krieg an Frankreich. Das Volk in Waffen stand den Unterdrückern gegenüber. Stein hatte auch mit den österreichischen Deutschgesinnten stets Verbindungen unterhalten, denn ihm war es um das Ganze zu thun. Aber dort war nun schon wieder die Eifersucht erwacht. Der im Untergang mit ertrunkene Dualismus und Antagonismus lebten wieder auf. Es war kein Zweifel, daß die sittlichen Springfedern der Erhebung in Preußen lagen, und daß dieses nach Intelligenz und schwungvoller Kraft an der Spitze der Bewegung stand, so sehr es auch der breiten Masse von Rußland und Oesterreich bedurfte, wenn man nicht zu einer bloßen Befreiung von Norddeutschland und einem stets erneuerten Verzweiflungskampfe kommen sollte, in welchem doch zuletzt die Kräfte sich erschöpfen mußten. Die Staaten des Rheinbundes mußten sich mit erheben, wenn Deutschland wieder Deutschland sein sollte. Die Folgezeit mochte daran mäkeln, wie sie wollte, Preußen warf sich thatsächlich für alle Deutschen stürmend in die Bresche, welche Rußland und auch dieses unter preußischer Berathung (v. Stein, v. Knesebeck) geöffnet hatte. Der Aufschwung des Volkes, die persönliche Hingabe der Einzelnen, die Einstellung aller Volksklassen in das Kriegsheer, die Schöpfung der Landwehr, die ohne Zweifel Scharnhorst's

Gedanke war, das Gefühl, daß man als Deutscher für ganz Deutschland kämpfe, Alles hob die Wogen des Nationalgefühls und der gemeinsamen Aufgabe zu einer Höhe, die es wohl noch nie im ganzen Laufe der deutschen Geschichte erstiegen hatte. Alle Blicke waren auf Oesterreich gerichtet, ob es für die deutsche Sache eintreten werde. Es trat ein und war schon längst darauf vorbereitet. Nur hatte es in seiner besonderen Lage Vorbereitungen zu treffen, die als Säumnisse erschienen. Zum erstenmale wieder standen Preußens und Oesterreichs Heerschaaren in Bund und Wetteifer zusammen, und an sie schlossen sich die übrigen Deutschen. Es war eine Erscheinung, so groß, gesund und ächt deutsch, daß sie alles vorausgegangenen Elends werth erscheinen mußte.

Auch hier soll nicht der Gang des Krieges geschildert werden. — Wie tief in demselben der Widerwille des österreichischen Kaisers und seines gewandten Diplomaten Metternich gegen die in Preußen nicht gescheuten Mittel sich eingrub, läßt sich nicht genau sagen. Aber gewiß ist, daß die Volkserhebung mit gefährlichen, jakobinischen Gesinnungen in Vergleichung gestellt wurde.*) Der Kaiser sah freilich mit Staunen, wie Großes die preußische Landwehr neben und mit dem Heere leistete. Paris war erobert, und der Friede wurde geschlossen. Daß Rußland und England die Rachegefühle der Deutschen nicht theilten sondern Frankreich ebenso wie Deutschland als ein befreites, zu schützendes Land ansahen, als das Frankreich der Bourbonen, gerettet vor der Wuth der Revolution und der Tyrannei der Militärdespotie, konnte ihnen nicht verdacht werden. Man wollte nicht Frankreich, sondern nur Napoleon unschädlich machen. Man vergaß, daß Ludwig XIV. ein Bourbon gewesen und ohne revolutionären Schwung dasselbe versucht hatte, was dem Kaiser durch diesen Schwung gelungen war. Ueber Deutschlands Zukunft — seine Gränzen waren schon als die von 1792 bestimmt, also alle früheren Verluste als unerstattbar anerkannt — sollte ein Congreß entscheiden, bei welchem seltsamer Weise nicht blos Rußland und England, welche mit Waffen und Geld zu seiner Befreiung mitgewirkt, sondern auch Frankreich, das besiegte und befreite, mitwirkte, bei wel-

*) Häußer, a. a. O. IV. 237.

chem nicht blos Oesterreich und Preußen, sondern auch die Rheinbundstaaten zum vollberechtigten Worte zugelassen wurden.

Wer jetzt über die Lage der damaligen Dinge urtheilt, der muß gestehen, daß der zerschmetternde Stoß gegen die französische Unterdrückung von Preußen ausgegangen war, daß im Kriege das Meiste (man darf nur Katzbach, Großbeeren, Kulm, Dennewitz, Wartenburg, die Tage von Leipzig, Bar-sur-Aube, Laon, nachher Waterloo [Belle-Alliance] nennen) von Preußen geschehen war, daß aber schon nach dem Frieden von Paris in der Luft lag, daß Preußen neben Rußland und Oesterreich zurückgedrängt wurde und man ihm seine großen Opfer als blos seiner eigenen Rettung, nicht für das Ganze gebracht, anschlug. Ueberdies war in den meisten Fürsten und Höfen und Diplomaten das Loslassen des Volksgenius in Preußen immer noch als ein bedenklicher Vorgang betrachtet, und erschien Preußen fortan als ein im Interesse der öffentlichen Ordnung Europas niederzuhaltender Staat. Eine bedeutende Verstärkung Preußens konnte nunmehr in Oesterreich als eine Gefahr für die deutschen Länder erscheinen, als eine ins Deutsche übersetzte Fortsetzung der eben in Frankreich niedergeworfenen revolutionären Bestrebungen. Die alten deutschen Gegensätze erwachten aus ihrem durch Napoleon bewirkten Scheintode, und die Frage trat von neuem in den Vordergrund der deutschen Geschichte: „Preußen oder Oesterreich?" Gleichwohl erschien, was erzielt war, als ein unermeßliches Gut, und war es auch: die Freiheit aller deutschen Lande von der Herrschaft der übermüthigen Fremden, die Sicherheit vor den nun auf längere Zeit um ihre Angriffskraft gebrachten Franzosen. Daß das Reich hinweggefegt war, machte nur Wenigen Kummer; die neue deutsche Bundesordnung ließ sich ja auch ohne die mittelalterlich-katholische Weihe, ja leichter ohne sie herstellen. Daß man die Rheinbundsfürsten trotz der drohenden Erklärung von Kalisch (1813) unangetastet gelassen, zeigte schon, wie wenig man an ein blos aus Oesterreich und Preußen bestehendes Deutschland dachte.

Darf man dennoch den Congreß zu Wien noch unter der Aufschrift: „Deutschlands neue Erhebung" einführen? Ja, man darf es. Dann mag auch an den Ergebnissen des Congresses noch so Vieles durch die Geschichte als nichtig gestrichen worden sein, es war dennoch ein ganz anderes, ein neues Deutschland, das aus dem

Kriege der Befreiung hervorging, wenn wir es mit dem vergleichen, welches die Heere Napoleons vor zwölf Jahren vorgefunden hatten. Freilich war es eine denkwürdige Einleitung der neuen Zustände, daß der Papst Pius VII. den Jesuitenorden, der überall, nur nicht in Rußland, unterdrückt war, und Ferdinand VII. die Inquisition wiederherstellte. Dazu also hatten die beiden größten protestantischen Länder Europas, England und Preußen, ihre äußersten Kräfte an den Sturz der französischen Herrschaft gewendet, damit der alte giftige Haß gegen den Protestantismus sich in dem nur zu seiner Bekämpfung vor drittehalb Jahrhunderten errichteten Orden und der hauptsächlich gegen seine Fortschritte gerichteten barbarischen Institution von neuem verkörpern könnte? War das nicht für diese Länder ein klares Zeichen, mit welchen Mächten, schlimmer als die eben überwundenen, es von neuem zu kämpfen geben würde? Es konnten ja solche Schritte nicht geschehen, ohne daß auch die politischen katholischen Mächte erst Kunde davon erhielten. Der fast eingeschlafene Gegensatz zwischen katholischen und evangelischen Gebieten Deutschlands mußte daran zu neuem Leben erwachen. Ein anderes Zeichen der Zeit war der steigende Einfluß, der in den Verhandlungen dem eben besiegten Frankreich trotz aller entgegengesetzten Erklärungen gelassen wurde, ein klarer Beweis, wie England und Rußland und auch das mehr europäische als deutsche Oesterreich die Aufgabe der künftigen Gestaltung Deutschlands betrachteten, nämlich als europäische Angelegenheit, während sie in Wahrheit eine innere deutsche war, nachdem einmal die Grenzen nach Außen festgestellt waren. Allerdings hatte man diesen Unterschied zuvor ausdrücklich geltend gemacht, aber dem schlauen Eindringen der Franzosen nicht zu widerstehen vermocht.

Was konnte Preußen, die wirklich deutsche Macht, anderes thun, als sich auch auf den europäischen Standpunkt stellen? Was dieser für Deutschland zu bedeuten hatte, trat gleich hervor. Rußland wollte ein starkes Frankreich, ein zertheiltes Deutschland, um seinen Einfluß durch die kleinen Staaten zu üben. England verfolgte dieselbe Tendenz, obwohl es durch Hannover schon seine Hand in Deutschland hatte. Oesterreich suchte hauptsächlich gegen ein Uebergewicht Preußens zu wirken, dessen moralische und geistige Macht soeben in so großartiger Weise hervorgetreten war. Daß die kleineren Herren alle

trachteten, die durch Napoleon erlangte Ausdehnung ihrer Länder zu behalten, ist natürlich. Es sprachen eigentlich alle Fragen innerer deutscher Politik wieder mit, die seit dem dreißigjährigen Kriege gesprochen hatten. Um die Stellung Baierns und Sachsens mußte es sich um so mehr handeln, da ersteres nur erst nach der Schlacht bei Leipzig, letzteres eigentlich gar nie recht von dem französischen Bündniß abgetreten war. Preußen aber hatte etwas gethan, was ihm in den Augen der übrigen Mächte und ihrer Minister den halben Stempel der Revolution aufdrückte, es hatte das durch die Noth geschaffene Volksheer zur dauernden Einrichtung erklärt. Das „Volk in Waffen" stand für immer da. Nur wenige deutsche Fürsten (vor Allen den Kronprinzen Wilhelm von Würtemberg) ausgenommen, war Alles eher geneigt, Oesterreich, als bereit, Preußen zu vergößern. Der Antagonismus hatte sich aus dem Umsturz herausgearbeitet und war nunmehr fast einer zwischen Preußen und dem übrigen Deutschland geworden, dessen abgerissene Bruchtheile sich vom Auslande und von Oesterreich patronisiren ließen. Die beständige Befürchtung war, daß die Herrscher von Baiern und Würtemberg sich lieber an Frankreich als an Deutschland schließen würden, um in dem noch neuen, süßen Genuß der Souveränetät nicht durch eine Bundes- und Landesverfassung, von oben und von unten zugleich, beschränkt zu werden.

Polen und Sachsen waren die beiden ersten Hauptfragen neben der Verfassung des deutschen Bundes. Die Wiederherstellung Polens als selbständigen Staats, aber ohne Opfer für Preußen und Oesterreich, waren das Strebeziel Frankreichs und Englands, geradezu ein unsinniges Ziel, dessen Erreichung sicher zu neuer Theilung hätte führen müssen. Die Herstellung eines Königreichs Polen, dessen König er selbst wäre, mit einer Constitution, wollte Kaiser Alexander von Rußland in edelster Meinung. Aber die Erkenntniß fehlte ihm, daß Polen einer solchen Verfassung ganz unfähig war. Daß Sachsen als Ganzes an Preußen übergehe, war nur gerecht und politisch richtig. Denn sein König, katholisch um der für immer verlorenen polnischen Krone willen, während sein ganzes Land protestantisch, die Wiege der Reformation war, hatte sich nie von der Sache der bonapartischen Fremdherrschaft getrennt, nie deutsch gefühlt, nie auch nur mit seinen großen Schätzen der deutschen Sache geholfen,

er war vielmehr seit 1806 stets bemüht gewesen, bei der Zerstückelung Preußens die Mark Brandenburg zu erlangen und war diesem Plane getreu geblieben, bis er nach Napoleons Sturz zu den Unmöglichkeiten gehörte. Preußens Opfer forderten einen solchen Lohn, seine geographische und politische Lage eine solche Verstärkung; es war bereit, auf dem linken Rheinufer an katholischen Landen Ersatz für einen Theil der sächsischen Länder zu geben. Rußland sah die Richtigkeit jener Ansprüche ein, aber um Polen zu erlangen, verließ es endlich die gute Sache Preußens; Oesterreich aber, von Baiern und Frankreich gehetzt, ließ sein gegebenes Wort schmählich im Stiche und suchte mit Frankreich, dem auch England beitrat, Sachsen zu erhalten. Der Haß gegen Preußen und der Wunsch, es in seiner ungünstigen Länderlage zu belassen, war so groß, daß Kaiser Franz in demselben Augenblick, da Friedrich Wilhelm von Preußen und Alexander von Rußland in seiner Hofburg als Gäste wohnten, einen geheimen Bund mit den genannten Neidern Preußens schloß, der auf Krieg gegen Preußen abzielte. Solche Lüge und solcher Verrath konnten nie mehr ein Vertrauen zur Wahrhaftigkeit dieses Kaisers und dieses Ministers (Metternich), der einer der unwahrsten und frivolsten Menschen der Epoche war) aufkommen lassen. Ein Charakter wie Friedrich Wilhelm III. hätte sich mit Abscheu von solchen Bundesgenossen abwenden müssen. Er ließ sich durch den Schein von Treuherzigkeit des Kaisers täuschen, aber auch von der mehr persönlichen und gefühlsmäßigen Politik des Kaisers von Rußland einnehmen. Daß Preußens Vergrößerung im Frieden zu Paris nicht im Voraus festgestellt wurde, war sein und seines Ministers von Hardenberg sehr großer Fehler. Daß Preußen im Osten und Westen katholische Gebiete erhielt, statt durch das protestantische Sachsen verstärkt zu werden, blieb ein bis heute noch stark fühlbarer Nachtheil, und es konnte nur auf eine künftige Umgestaltung seiner Grenze und Einverleibung der seinen Osten und Westen trennenden Gebiete (Hannover, Hessen) sich vertrösten.

Ein Glück für Preußen in seinem Gegensatze zu Oesterreich war es, daß dieses, statt nach Südosten hin, in die slawischen Länder, die es germanisiren konnte, wie Preußen sein polnisches Land, vielmehr nach Süden seine Blicke richtete und nur in Italien seine Vergrößerung suchte. Diese

Verkehrtheit österreichischer Politik, eine alte Erbsünde der Habsburger, wie ihrer Vorgänger, der Hohenstaufen, legte den Schwerpunkt des Kaiserstaats in doppelter Weise außerhalb Deutschlands und verführte die Staatslenker, die slawischen Lande zu vernachlässigen, um die Kraft in Italien verwenden zu können. Was den deutschen Kaisern so oft verderblich geworden, die Sucht des Wälschlands, wurde für Oesterreich zu einer dauernden Krankheit. Undeutsch mußte der Kaiserstaat mit jedem Jahre mehr werden, indeß Preußen mit jedem Jahre deutscher zu werden gar nicht vermeiden konnte. Im Jahre 1814 eben war es, daß ein großer Geschichtsforscher und praktischer Staatsmann, der nicht von Geburt und Erziehung Preuße war, über dieses Land und die Nothwendigkeit, ganz Sachsen mit ihm zu vereinigen, sich so aussprach*): „Es „gibt keine sächsische Nationalität, so wenig, wie eine pommersche „oder märkische. . . . Die Preußen sind von den Sachsen nicht so „verschieden, wie die Engländer von den Schotten, geschweige von „den Irländern, selbst den englisch redenden. In der jetzigen preu„ßischen Nation sind eine Menge kleiner Völkerschaften vereinigt, „von denen mehrere den Sachsen ähnlicher sind, als den Märkern „oder Pommern, einige ihnen durchaus gleich. Ihre Eigenthüm„lichkeiten sind unverändert; Westphälinger, Niederländer, Friesen, „Pommern und Märker haben ihren Charakter nicht aufzuopfern „gebraucht, um Preußen zu sein. Aber neben der Familieneigen„thümlichkeit ihres engen Bezirks gehören sie einer Nation an, „deren Namen sie mit Stolz aussprachen. Von dem Ganzen geht „Kraft in den Einzelnen, und der Pommer, der unter seinen Her„zogen eben war, wie der damalige Mecklenburger, hat die Kraft „seiner Ahnen nicht nur bewahrt, sondern erhöht, und ist der Spar„taner und Samniter Deutschlands geworden. — An sich ist es „ein Segen, einer starken Nation anzugehören: was man durch „ihre Bürgerschaft gewinnt, ist mehr als Habe und Gut. Was „der preußischen Nation darin eigenthümlich ist, zeigt das heftige „Gefühl unserer abgerissenen Provinzen und das Beispiel aller pro-

*) B. G. Niebuhr: Preußens Recht gegen den sächsischen Hof. Berlin 1814. S. 77 ff., eine Schrift, von der ein nicht geringer Theil, jetzt gelesen, wie eben jetzt geschrieben erscheint.

„testantischen Länder, die allmählig mit uns verbunden sind. Mögen „die Sachsen auf die fränkischen Markgrafthümer sehen, dort wer„den sie erfahren, mit welchen Vorurtheilen die Verbindung mit „Preußen erwartet ward und wie nach funfzehn Jahren die An„hänglichkeit Leidenschaft geworden war. Selbst von unseren „Pommern zeigt die Geschichte, wie sich Stettin und die vor„pommerschen Städte gegen den großen Kurfürsten vertheidigten, „und wie bald wurden sie Grundpfeiler des Staates! — Preußen „ist kein abgeschlossenes Land, es ist das gemeinsame Vaterland „eines jeden Deutschen, der sich in Wissenschaften, in den Waffen, „in der Verwaltung auszeichnet. Scharnhorst war kein geborener „Preuße. Lebende wollen wir hier nicht nennen. Eben dadurch „hat Preußen ein so frisches Leben in seiner Nation erhalten, daß „die Völkerschaften, deren Gesammtname Preußen ist, von so großer „Eigenthümlichkeit sind und daß der Staat immer froh gewesen ist, „sich mit den Blüthen Deutschlands zu schmücken. — Im Besitz „seiner ständischen Verfassung, stand dennoch unstreitig der Sachse „weniger frei und stolz als der Preuße, der in einem Staate er„wuchs, den man nur als absolute militärische Monarchie betrach„tet. Das macht aber, daß eben bei uns die Armee wie ein er„lesener Ausschuß der Nation ist. Der Preuße hängt fest und „eifrig an seinem Könige, und gerade mit dem Gefühl des Bür„gers eines freien Staates. — Nirgends in Deutschland ist das „Verhältniß der Stände so naturgemäß, einträchtig und vertraulich, „wie bei uns. Von einer ausschließenden Aristokratie und dem „noch gehässigeren Geist, den sie in die Verhältnisse des Privat„lebens überträgt, sind wir aber auch ganz frei. Der Landadel ist „die Seele unseres Heeres und hat es seit einem Jahrhundert mit „seinem Geiste erfüllt. Dafür gebührt ihm die Dankbarkeit und „Verehrung der Nation. Aber die Schranken sind nicht mehr ge„schlossen, und der einzige Weg der Begründung eines Adels steht „nun jedem Jünglinge offen, der sich fühlt. . . . Die Lebendigkeit „der öffentlichen Meinung gewährt uns immer Sicherheit, daß, „was unvollkommen sein mag, dem Besseren wird weichen müssen."

Ein Land, Volk und Staat von diesen Charakterzügen mußte Jedem, der die Größe und Macht, die ungehinderte Entfaltung und daher die möglichste Einheit Deutschlands auf dem Herzen trug, als

Land, Volk und Staat der Zukunft erscheinen, und es mußte gerade aus den Edelsten und Besten, den Freiherrn von Stein an der Spitze, eine preußische Partei entstehen, die über jeden Schritt trauerte, welchen die Vertreter Preußens in Abkehr von dieser Zukunft thaten. Stein wurde unbequem, war mehr Rathgeber des Kaisers Alexander, als des Königs von Preußen, um den er sich hatte ächten lassen, und die Schwäche und Unklarheit, insbesondere des preußischen Staatskanzlers von Hardenberg, ließ Preußens Stern, auch nachdem es allein mit seiner schlagfertigen Kraft die drohende Niederlage von Waterloo in den entschiedensten Sieg verwandelt hatte, immer trüber in Nebel gehüllt werden. Es erhielt zwar zwei Fünftheile von Sachsen, aber es blieb bei seinem schmalen, langgestreckten, durch Hannover und Hessen unterbrochenen Länderkörper, seinem inneren Zwiespalt von alten evangelischen und neuen katholischen Landen, aus den gewesenen geistlichen Herrschaften gebildet und stets mit saurem Unmuth der neuen Krone unterworfen. Das Werk der wälschen Staatskunst war gelungen. Die Russen und Talleyrand, der Allverräther, zu dessen Werkzeug die Engländer herabgesunken waren, vollbrachten die schwärzeste That des Undanks gegen Preußens König, der, verstimmt und zu sehr dem russischen Kaiser zugeneigt, sich von der widerlichen Intrigue zurückzog.

Frankreich behielt die Eroberungen Ludwigs XIV., es blieb dabei, daß der Westen Deutschlands durch französische Arglist verstümmelt war. Man mußte seinen Trost im Innern, in der Erneuerung Deutschlands durch das Zusammenhalten seiner Fürsten, Stämme und Staaten suchen.

Niemand war mit dem Friedenswerke zufrieden, am wenigsten konnte es Preußen sein, auf dessen Kosten England, Oesterreich und Rußland als die Gewinnenden aus dem Congresse weggingen. Zwar gab es der billigen Urtheiler Manche in Deutschland, die an die Größe und Schwierigkeit der Aufgabe dachten, daher auch das Geleistete milder ansahen*), aber es lebten auch schärfere Geister, welche in Oesterreichs Streben nur die bösen Künste der alten Politik wahrnahmen, die Alle zu täuschen suchte, um ihren Vortheil

*) Fr. Perthes Leben. II. S. 24 ff.

im Trüben zu fischen, und solche Männer, welche nur in einer Unterordnung aller schwächeren deutschen Kräfte unter die stärkste deutsche Kraft, Preußen, das Heil der Zukunft sahen, dagegen auch Andere, welche Preußen als den unbequemen Keil ansahen, der sich in Deutschland eingedrängt und der, um immer weiter zu dringen, jedes Mittel für gut erachte. Diesen Stimmen aus dem Congresse selbst schlossen sich je nach Neigung und Abneigung die aus dem Volke an. Am lautesten sprach sich die Empörung über das Ländertheilen aus, und Görres'*) flammendes Wort hallte nach wenigen Jahren in vielen Seelen wieder: „Als die Dunkel, in die jene „Versammlung sich zuerst gehüllt, einigermaßen sich verzogen, be„merkte man mit Bestürzung, daß hier keine Spur eines großen „architektonischen Planes den Verhandlungen zum Grunde liege. — „Die beiden Mächte, die das Schicksal Deutschlands in Händen „trugen, die vor allem in Eintracht sich gesellen sollten und nun „in mildem Ernst und würdiger Festigkeit, selbst Opfer leistend und „darum Opfer gebietend, mit Recht und Fug ordnen mit den min„der Mächtigen des Reiches Angelegenheiten, sie mußten, um jene „Ansprüche durchzusetzen, fremde Hülfe suchen, und Oesterreich und „Preußen theilten sich in den englischen und russischen Einfluß. „Darum konnte fürder von Deutschland nicht die Rede sein. Es „hatte sich selbst verloren in Europa.... Hatte vorher der Er„oberer den goldenen Reifen der deutschen Kaiserkrone zerbrochen „und die Stücke als Decorationen unter die Vasallen ausgetheilt, „so waren die dominirenden Mächte jetzt in die Interessen des „Vertriebenen eingetreten, und der Congreß fand sich keineswegs „berufen, aus den zerstreuten Fragmenten eine neue auszuschmieden, „und die Höfe ächteten zwar insgesammt den großen Räuber der „europäischen Gesellschaft, erklärten aber den Raub als gute Prise „u. s. w. Und es ging nun diesem Grundsatz gemäß an ein Theilen „der gewonnenen Beute, und die Kaiserburg wurde zum Wechsel„hause, wo man die Seelen sich zuwog und zuzählte wie Dariken, „und mit bitterem Hader sich um ein Mehr und Weniger stritt „und erbitterte."

*) Deutschland und die Revolution (1819). S. 10 ff. Dagegen meinte Stuhr (Deutschland und der Gottesfriede. Berlin 1820) die Schöpfungskraft göttlichen Wesens aus dem Congresse herausforschen zu können.

Treffend hat Perthes*) gezeigt, wie die deutsche Nation aus dem Kampfe mit einem glühenden Glauben an ihre eigene Größe hervorgetreten sei, und wie unmöglich das überschwellende Nationalgefühl wieder habe eingehäuft werden können in die engen, kleinlichen und nun in Scherben umherliegenden Formen des vorigen Jahrhunderts, aber eben so wenig zertheilt in eine Vielheit vereinsamt neben einander liegender Staaten. — „Darüber war die „öffentliche Meinung völlig einig, daß dem deutschen Volke in sei„ner Einheit eine herrliche Zukunft zu Theil werden müsse; über „deren Natur aber waren bekanntlich nicht gerade die deutlichsten „Vorstellungen verbreitet; der Mangel derselben machte indessen „nur Wenigen Sorge; die Meisten hielten es für kleinlich und der „großen Zeit nicht würdig, sich mit so untergeordneten Fragen wie „die nach der Möglichkeit oder Unmöglichkeit bestimmter Ver„fassungsformen Deutschlands zu beschäftigen." Deutsche Freiheit, deutsche Einheit, deutsche Herrlichkeit waren nur verschiedene Namen für dasselbe unbekannte Etwas.

Zu den schlimmsten Geschenken, womit der Congreß das neue Europa bedacht hatte, gehörte das Wort und das Princip der Legitimität, eine Erfindung Talleyrands, ein Angelhaken, der über dreißig Jahre lang seine Opfer holte. Nichts half die Warnung Fouché's, der den Wortkünstler und Verfälscher der Ideen kannte, in welcher er seine Furcht aussprach, es möchte dieses Wort der Welt nicht weniger Thränen kosten, als das Wort: Gleichheit. Es war der Gegensatz zu dem Principe der Revolution, nach welchem Napoleon gehandelt hatte, und diese Gegensätzlichkeit war der Köder des Angels**). Und doch war der Begriff, den das Wort bezeichnete, eben so schwer bestimmbar und eben so hohl, als der der Gleichheit. Aber ein Beweis war seine Macht, daß die Großen der Erde und die Diplomaten nach aller Erfahrung der vor ihren Augen und auf ihre Kosten sich entwickelnden Geschichte den armseligsten Täuschungen, selbst denen durch Schlagwörter, gar nicht minder zugänglich sind, als die Massen. Wer nun zugleich ein so

*) a. a. O. S. 30.

**) Gervinus: Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts seit den Wiener Verträgen. Leipzig 1855. Bd. 1. S. 260.

unklares Princip auf den Thron des ewigen Rechtes setzen und zugleich die Freiheit und Einheit Deutschlands verkündigen konnte, dem war nur schwer zu trauen, nicht, weil er nothwendig mit Absicht die Nation mußte täuschen wollen, sondern weil er sich selbst zu täuschen die Fähigkeit bewies. Diese Einsicht wohnte freilich nur Wenigen bei, aber sie fehlte doch nicht.

Die deutsche Bundesverfassung war in den Grundzügen fertig, so wie sie war, ein Ergebniß der österreichischen Sucht, in Deutschland Meister zu bleiben auch nachdem der Plan Steins, der einzige, dessen Unterliegen wir nicht zu beklagen haben*), das Kaiserthum der Form und dem Namen nach zu erneuern, gescheitert war, sodann der Vergrößerungsbegierde Baierns, welches noch immer stets bereit war, sich Frankreich in die Arme zu werfen, der Souveränetätslust der übrigen Rheinbundfürsten, endlich der Unmöglichkeit, Preußens Dasein zu ignoriren. Sie bot einen Schein deutscher Einheit, indem sie alle deutschen Staaten unter Oesterreichs Vorsitz und Preußens Mitwirkung zum Bundestage sammelte. Alle anderen Formen der Ordnung und Sicherung Deutschlands waren als unausführbar erkannt worden. Die Bundesacte vom 8. Juni 1815 blieb der einzige Ausweg. Diese Bundesacte war unter die Garantie der acht europäischen Mächte gestellt, welche im Congreß zu Wien die Hauptrolle spielten. Deshalb war die Bundesacte zugleich ein Theil der Acte dieses Congresses, und die Schlußacte desselben von 1820 gehörte zu den Grundlagen des deutschen Bundes. Aber in dieser Gestalt war sie nur ein provisorisches Werk, welches seine weitere Ausgestaltung durch die Beschlüsse des Bundestages forderte. Es beruhte dies auf dem ganz richtigen Gefühle, daß Deutschland selbst sich seine innere Gesammtverfassung zu geben, nicht sie von den Mitsiegern über Frankreich und sogar von diesem besiegten Lande zu empfangen habe. Der Bund hatte den Zweck, die Unabhängigkeit und Unverletzbarkeit der Bundesstaaten und die äußere und innere Sicherheit Deutschlands zu erhalten. Nur als ein von ihm zu erwartender Vortheil war die Ruhe und das Gleichgewicht Europas betrachtet, nicht aber als sein eigentlicher

*) Die unmögliche Idee findet man in Goerres: Deutschland und die Revolution 1819. S. 10. gemalt.

Zweck. Der Bund sollte ein unauflöslicher sein und kein Bundesglied sich willkürlich von ihm lossagen können. Er sollte jedes seiner Glieder gegen Angriffe des Auslandes und jedes anderen Bundesgliedes sicherstellen, und jedem zum Bunde gehörigen Staate sollte sein Gebiet unvermindert erhalten werden. Streitigkeiten der Bundesglieder unter einander sollten durch ein ordentliches Verfahren von Seiten der Bundesversammlung entschieden und niemals innerer Krieg in Deutschland zugelassen werden, bei einem Bundeskriege mit dem Auslande aber auch jedes Bundesglied mit der festgesetzten Militärkraft und unter den zu ordnenden Verhältnissen der Militärverfassung des Bundes mithelfen, bis der gesammte Bund Frieden schließe, wozu kein einzelnes Glied für sich berechtigt sei. Die Stimmen waren einigermaßen nach der Größe der Staaten vertheilt, und Oesterreich wie Preußen hatte mehrere Stimmen, während von den kleinsten Staaten mehrere zu einer Stimme vereinigt waren. Es waren dies siebenzehn Stimmen der engeren Versammlung. Ueber Krieg und Frieden aber, wie über Aenderungen der Bundesverfassung, Aufnahme neuer Mitglieder in den Bund, über organische Einrichtungen, sollte die weitere Versammlung, welche 69 Stimmen zählte, nur mit zwei Drittheilen der Stimmen beschließen können. Die größten Staaten gehörten dem Bunde nur mit denjenigen Ländern an, welche auch schon Theile des deutschen Reiches gewesen waren, und solche Reichstheile waren auch im Bunde, wenn sie einem auswärtigen, nichtdeutschen Staate angehörten.

Wie schwerfällig und wie wenig ihren Aufgaben gewachsen diese verwickelte und immer weiter sich verwickelnde Verfassung war, leuchtet auf den ersten Blick ein, und wie wenig guten Willen, sie brauchbar zu machen, manche ihrer Theilnehmer mitbrachten, zeigte gleich das Scheitern der Idee eines höchsten Bundesgerichts an der Souveränetätsliebe — Baierns. Wie bald war der wenige Eifer, welchen Andere noch mitbrachten, verraucht, und wie schwer wurde es, die Bundesmaschine auch nur in leidlichen Gang zu bringen. Wenn man diese Verfassung mit derjenigen verglich, welche der mecklenburgische Minister von Plessen vorgeschlagen hatte und welche in Wien eben so wie mehrere andere Entwürfe durch-

gefallen war, so leuchtete ein, daß man eine wirkliche Einheit Deutschlands, der jener Entwurf zustrebte, keineswegs wollte.

Nicht daß der Bund in Vergleichung mit der geträumten Kaiserherrlichkeit eine prosaisch-trockene Gestalt war, konnte das Volk im Ganzen gegen ihn mißtrauisch machen, sondern daß er auch nicht annähernd leisten konnte, was von ihm doch erwartet werden mußte, nämlich Deutschland unter der einträchtigen Führung seiner beiden Großmächte fest zusammenzuschließen und dem Deutschen das Bewußtsein der Angehörigkeit an eine sichere, starke, ihres Willens mächtige Nation zurückzugeben. Schon die lange Zögerung mit der Eröffnung des Bundestags, welche Preußen (wenigstens von Seiten Oesterreichs) zugemessen wurde, gab Zeugniß, daß zwischen diesen leitenden Mächten der Bund mehr Hader als Frieden stiftete. Auch hier verlieh wieder Goerres*) den dumpf brütenden Misgefühlen das scharfe Wort, wenn er sagte: „Jene Grundsätze, die „bei der ersten Bildung des Werkes geherrscht, mußten sich auch „in ihm fortschreitend wiedergebären, und wenn es auf dem Con„gresse Maxime gewesen war, selbst einer Constituirung des Ganzen „nicht des mindeste Opfer zu bringen, aber auch dem Andern, so„fern er es versage, kein solches anzusinnen, so mußten die Höfe, „die in dem Bund waren, keinen Grund ausfinden, fortan in ihm „eine andere Richtschnur des Verhaltens anzunehmen, als daß der „Bund, nach einem treffenden Ausdrucke, in so viele Factionen „zerfiel, als Glieder ihn zusammensetzten, die nur in einem Dinge, „ihrer statutenmäßigen Uneinigkeit, einig waren. Trotz der wohl„gesetzten Inaugural-Dissertation des Bundestages, trotz so vieler „paßlichen Citationen aus Schiller und Montesquieu, die von Zeit „zu Zeit vom Sessionstische her erschallten, trotz sichtbarlich vor„gehender angestrengter innerlicher Bewegungen, die aber wie falsche „Wehen nie ein Resultat zur Geburt drängten, konnte die (öffent„liche) Meinung nur schwache Hoffnung auf ein Werk so schwacher, „hinfälliger Complexion begründen, und sie sah, von Tage zu Tage „mehr verzagend, wie das Formlose mit stets vergeblicher Be„mühung nach Form und Gestaltung rang. . . . Von dieser Zeit

*) a. a. O. S. 19 ff. Ein ähnliches Urtheil, wenn auch in milderen Worten, fällte noch 1823 der Minister von Stein, s. Leben. Bd. 2. S. 537.

„an war über eine solche Verfassung gänzlich der Stab gebrochen, „und Deutschland hielt nun völlig auch um die zweite große aber „billige Hoffnung sich betrogen."

Die Grundzüge enthielten aber auch noch die ausdrückliche Bestimmung, daß in allen deutschen Staaten landständische Verfassungen einzurichten seien, deren Gewähr der Bund zu übernehmen habe. Daß unter diesen zunächst nicht etwas den gesetzgebenden Versammlungen der französischen Revolution oder auch dem englischen Parlament Aehnliches verstanden war, sondern man an zeitgemäßere Umgestaltuug der fast überall in Deutschland vorhanden gewesenen ständischen Einrichtung dachte, wird Niemand in Abrede stellen, der die Personen ins Auge faßt, von welchen die Bundesverfassung ausging. Auch zeigte sich gleich in Würtemberg, daß das Volk das Versprechen in dieser Weise aufgefaßt hatte, weil dort dem Anerbieten einer anders gestalteten Verfassung gegenüber die ungeheure Mehrzahl auf Herstellung der erst im Jahre 1806 gewaltsam aufgehobenen ständischen Ordnung mit den etwa von der Zeit geforderten Veränderungen drang. Auch der Erlaß des Königs von Preußen, von Wien am 22. Mai 1815, geht über die Wiederherstellung der Provinzial-Stände und Errichtung einer aus denselben entstehenden allgemeinen Repräsentation nicht hinaus, deren Befugnisse sich auf die Gesetzgebung über die persönlichen und Eigenthumsrechte der Staatsbürger, einschließlich der Besteuerung, erstrecken sollte. Auch hier also sprach Preußen unter den größeren Staaten das erste Wort und ging über den gebrechlichen Entwurf, der nicht einmal die Rechte der Stände aussprach, kräftig hinaus. Der Bund bestand, aber ohne Haupt, ohne Gericht, mit einer Abstimmungs-Ordnung, die alle ernstlichen Reformen durch die Lust am Despotisiren hintertreiben ließ. Im übrigen Deutschland kam man dem Ruf nach ständischer Verfassung früher oder später mit freieren oder weniger freien Verfassungen entgegen. Der österreichische Kaiserstaat sogar mußte sich bequemen, ständische Einrichtungen, wo sie nicht, wie in Tyrol, bestanden, herzustellen. Es geschah, aber so, daß man deutlich das Bestreben erkennen mußte, nur zum Schein den Forderungen der Bundesacte nachzukommen. Keine Rede davon, den Adel in seine alten ständischen Rechte wieder einzusetzen. Kein Gedanke daran, den Ständen der einzelnen

Provinzen eine bedeutende Mitwirkung bei der Gesetzgebung einzuräumen; selbst das Petitionsrecht wurde den Ständen insofern verkümmert, als jeder ernstliche Gebrauch desselben auf kaiserliche Ungnade stieß und die Vorstellungen sehr oft ohne alle Antwort blieben. Nur unbedeutende Verwaltungsgeschäfte, besonders aber die „Bekanntgebung, Repartition und Einhebung" der ohne ihre Mitwirkung auferlegten Steuern wurden ihnen übertragen. Es war ein Hohn auf die geforderte ständische Verfassung. Und wer hätte Oesterreich deshalb zur Verantwortung ziehen wollen und können, daß es als Präsidial-Macht des deutschen Bundes sich wesentlich außerhalb desselben stellte, ihn nur als ein Werkzeug seines Uebergewichts in Deutschland gebrauchen wollte?

Die weitere Ausbildung der Bundesverfassung war die Aufgabe der Zukunft. So sprachen es die Grundverträge selbst aus*), und Preußen berief sich darauf in seiner Erklärung des Beitrittes. Aber natürlich war die Stimmung in Deutschland selbst eine verschiedene in Bezug auf die Dringlichkeit dieser Ausbildung, besonders wenn man daran dachte, daß der Bund das ganze deutsche Volk umfassen und demselben in seiner höchsten staatlichen Zusammenfassung ein Recht des Mitwirkens zuertheilt werden sollte. Dem hohen Schwunge der Kriegsjahre von 1813—15 war die Ernüchterung gefolgt. Man hatte Alles an Alles gesetzt, und zwar nur im nördlichen Deutschland und in Oesterreich, während alle Rheinbundstaaten trotz der Opfer, die sie Frankreich zu bringen gehabt, doch sich behaglich in dessen Sonnenschein gedehnt hatten. Gleichwohl hatten diese jetzt nicht allein eben so mitzureden, wie diejenigen Lande, welche bisher dem grauenhaftesten Drucke unterworfen gewesen, ja die sich um einen großen Theil ihrer Besitzungen verkürzen lassen mußten, sondern sie waren zum Theil, wie Baiern in der sächsisch-preußischen und der polnischen Frage, die Hauptanreger von Dingen gewesen, welche dann Frankreich mit England und Oesterreich in die Hand nahm, sie waren nicht sofort bereitwillig, dem Bunde beizutreten, sondern zögerten, wie Würtem-

*) Wiener Schluß-Acte, Artikel 4, s. Klüber: Oeffentliches Recht des deutschen Bundes und der Bundesstaaten. 3. Aufl. Frankfurt a. M. § 104. S. 109.

berg und Baden, noch mehrere Monate damit. Dagegen war Preußen hinsichtlich seines Flächenraumes nicht vergrößert, wenn auch in der Seelenzahl gewachsen. Es hatte uralte, dem Königshause gehörige Gebiete (Ansbach und Baireuth) weggeben müssen, um Baiern zu einem stärkeren Nebenbuhler seiner Macht zu vergrößern, und Ostfriesland, um einen fast noch gefährlicheren Gegner, nämlich das sein Staatsgebiet trennende Hannover, mit der nöthigen Kraft zum Verhindern seiner Entwicklung auszustatten und um sich von der seiner Entfaltung so wichtigen Nordseeküste verdrängt zu sehen. — Ueberhaupt hatte man gesehen, daß die Unterthanen (Seelen) auf dem Congresse nur rechenmeisterisch gezählt und die ältesten und innigsten Bande für nichts geachtet wurden, daß man zerriß und zusammensetzte wie ein — Schneider*).

Diese Herzlosigkeit der politischen Rechner, während mit wahrer Zärtlichkeit die doch nun schon bald hundert Jahre alten Bande des Elsasses und Lothringens mit Frankreich geltend gemacht wurden, ließ es zum herrschenden Urtheil in Deutschland werden, daß die Feder der Diplomaten verdorben, ja verschleudert habe, was das Schwert der Krieger errungen. Diesmal aber war es, in Preußen wenigstens, das Blut und Mark des Volkes in ganz anderem Sinne gewesen, als jemals zuvor in der deutschen Geschichte, was für die Niederwerfung des Feindes darangegeben war. Ein Zorn war daher in Vieler Herzen über die Ergebnisse des Friedens und Congresses, ein berechtigter Zorn, dem nur durch die thatsächliche Erweisung einer gewonnenen neuen Kraft Deutschlands und besonders Preußens auf dem Gebiete des Bundes und der Volksvertretung einige Stillung werden konnte. Für diesen Zorn war es ein kärglicher Trost, den ein Mitlebender**) aussprach, daß aller Widerstand gegen bessere Abrundung und Kräftigung Preußens einem schwächlichen Staate mit einem charakterschwachen Fürsten nicht widerfahren wäre, von dem kein kräftiges Eingreifen in die europäische Politik zu besorgen. Männer wie E. M. Arndt oder der Minister von Stein würden einer Rede gelacht haben, wie die

*) v. Hippel: Beiträge zur Charakteristik Friedrich Wilhelms III. S. 119.

**) v. Hippel. S. 122.

seinige: „Mit dem gerechtesten Stolze also kann uns diese Eifersucht neidischer Nachbarn erfüllen und mit dem Vorsatze, der Ursache solchen Neides werth zu sein.“

Es ist wahr, dem berechtigten Zorne Vieler trat das heiße Verlangen der Meisten entgegen, und dieses war — Friede. Wie nach dem dreißigjährigen Kriege, so nach diesem im Ganzen fast 23jährigen waren die erschöpften Völker fähiger, die schreckliche Vergangenheit, die jammervolle Gegenwart vor Augen zu haben, als in die Zukunft, und zwar auch mit der Frage nach Ehre, Würde und Macht zu blicken. Die Wenigen, die das vermochten, meist Männer, die den Krieg mitgekämpft, sie hätten lieber nochmals Krieg, als diese unlautere Entscheidung und unklare Lage der Dinge gesehen, die im Jahre 1815 vorlag. Nimmermehr hätte das preußische Volk, dessen bleibende Wehrhaftmachung durch das Wehrgesetz vom 3. September 1814 ausgesprochen war, und das gerne sich als den Wächter Deutschlands, der die Last und die Opfer des Schutzes seiner Grenzen im Westen und Osten zu tragen hatte, hinstellen ließ, diese Verschleuderung dessen, was es mit seinem Blute erkauft, hingenommen, wenn nicht der Friede als das unerläßliche Heilmittel der nächsten Jahre auch seinen Meisten gegolten hätte. Darum galt es, die zornige Rede zu zügeln und auf die Zukunft zu hoffen, welche ja dem Volke ein Mitwirken für das Leben des Staates versprach. Und Preußen war auf dieser Bahn, in öffentlicher Zusage wenigstens, vorausgegangen*).

*) Als eine unrichtige und in sich geradezu unmögliche Auffassung muß es allerdings betrachtet werden, wenn politisch Aufgeregte behaupteten, das preußische Volk hätte seine Opfer 1813 und 1814 nur unter der Bedingung gebracht, daß ihm die Mitwirkung im Staate durch Repräsentativ-Verfassung gewährt werde. In keinem der Actenstücke von der Erklärung von Kalisch an bis ins Jahr 1814 ist solch ein Versprechen zu finden. Erst nachdem die Opfer gebracht waren, trat es hervor. Auch hat wahrlich das preußische Volk nicht um Bedingungen sein Alles daran gesetzt, sondern es ist dem Rufe seines Herzens und seines Königs gefolgt.

X.

Preußens Beruf in Deutschland seit der Erhebung.

Schon die Vorbereitungen, welche seit dem Zusammenbrechen von 1806 für die Gestaltung eines neuen preußischen Staates getroffen wurden, hatten Preußen als den lebenskräftigsten und politisch lebensfähigsten Theil Deutschlands erscheinen lassen. Die Gesetzgebung von 1808—10 mit ihrer Tendenz, dem Volke freie Bewegung in ökonomischer und gemeindlicher Beziehung zu bereiten und jeden Theil desselben auf die Springfedern der eigenen Kraft hinzuweisen, die Beseitigung der Leibeigenschaft, die Lösung der Bande des Besitzes, welche seine freie Verwerthung hemmten, die Städte-Ordnung, welche größeren Gemeinschaften eine Selbstverwaltung anwies, die Einrichtung des Schulwesens, welche jedem Volksgliede Antheil an der intellectuellen Bildung zu gewähren trachtete, die Errichtung der Universität Berlin als des gewaltigsten Schwungrades einer geistigen Bewegung, die Gesammtverfassung der Ministerien und des Beamtenwesens ließ wahrnehmen, daß hier kein untergehender Staat, sondern ein neu aufsteigendes Volksleben sich darstellte. Mit Neid und mit Bewunderung sah man auf dieses so klein gewordene und doch mit so energischer Kraft in sich arbeitende Preußen, und die sächsischen Fabrik- und Handelsstädte konnten 1814 nur den sehnlichen Wunsch haben, diesem kraftvollen Staate einverleibt zu werden. Als nun nach den gewaltigen Thaten des Volkes ihm auch seine berechtigte Stellung und die Anerkennung seiner Kraft und Wichtigkeit durch die neue Wehrverfassung und die zugesagte Volksvertretung wurde, da war unter allen rechten Deutschen darüber nur Eine Stimme, daß Preußen nächst England der gesundeste und freieste Staat Europas sei, und daß jeder Deutsche ihm nur mit Stolz angehören könnte. Allerdings hatte seine Mitwirkung zu den Beschlüssen des Congresses zu Wien in manchen Geistern die hohe Erwartung von Preußen gedämpft. Der heilige Bund, in welchen sein König mit den Monarchen von Rußland und Oesterreich eingetreten, und welcher

echt christliche Grundsätze für die künftige Leitung der Völker durch ihre Fürsten verkündete, mochte zwar in jener religiös nur erst wieder erwachenden Zeit Manchen, die der kälteren und verstandesdürren Anschauungsweise noch angehörten, wie sie bis dahin in katholischen und protestantischen Kreisen herrschend geblieben war, wie ein schwärmerisches Unternehmen erscheinen, von dem nur wenig zu erwarten sei, besonders wenn sie auf die Einflüsse sahen, welche auf den Haupturheber dieses Bundes, den Kaiser Alexander von Rußland, gewirkt hatten; aber es konnte doch nicht geleugnet werden, daß eine neue Zeit des Friedens und der Kraft und segensreichen Entwicklung der Staaten anbrechen müsse, wenn mit den Grundsätzen dieses Bundes in großartiger Weise Ernst gemacht würde. Die fromme Persönlichkeit der drei Monarchen, welche zugleich die drei großen Glaubensbekenntnisse der Christenheit repräsentirten, schien wenigstens für die nächsten Zeiten diese Durchführung zu versprechen. Allerdings war der Protest des durch diese Herrscher in seine weltliche Herrschaft wieder eingesetzten Papstes gegen die Säkularisirung der kirchlichen Güter und Herrschaften, welche im Besitz zweier dieser Herrscher und der um sie sich sammelnden deutschen Fürsten waren, kein versprechendes Prognosticon für die harmlose Christlichkeit der neuen europäischen Staatenwelt. Das bloße Ignoriren desselben auf dem großen Congresse hatte den Schein möglich erhalten, daß nunmehr der Streit der Confessionen in Deutschland in dauernden Schlummer gewiegt sei. Aber nicht lange, so stand doch Oesterreich wieder als der Hort der römisch-katholischen Kirche da, und Preußen als der Schutzherr des deutschen Protestantismus ihm gegenüber. Seine eigenen katholischen Kreise, die Bischöfe voran, fingen mit Forderungen an und klagten über Druck des Staates, sie forderten Freiheit ihrer Kirche und ließen klar erkennen, daß sie mit weniger als Allem nicht zufrieden zu stellen seien. Preußen hatte seine eigene evangelische Kirche, die sich von der geistigen Lähmung des Rationalismus, der Freigeisterei Friedrichs des Großen, der künstlich hervorgetriebenen Orthodoxie seines Nachfolgers noch nicht wieder erholt hatte, die erst an den großen Thaten Gottes an Preußens König und Volk wieder neue Luft zum kräftigen Athmen gefunden, kaum erst wieder aus der in der Nothzeit erforderten Einspannung in die Staatsverwaltung zu

befreien begonnen. In der Königlichen Verordnung vom 30. April 1815 wurde die Verwaltung der Kirchen- und Schulsachen selbstständigen Behörden (Consistorien) unter dem Minister der geistlichen Angelegenheiten übergeben, deren Leitung je eine Provinz unter ihrem Oberpräsidenten anvertraut wurde. Den größten Schritt aber in Sachen der Kirche that der König, als er im Jahre 1817 die Vereinigung der beiden in Preußen bestehenden evangelischen Bekenntnißweisen (Confessionen), der Lutheraner, welche die unvergleichliche Mehrzahl bildeten, und der Reformirten, welche in verschiedenen Gemeinschaften (französische, wallonische, deutsche) nur einen kleinen Theil der Bevölkerung umfaßten, zu denen aber das Königliche Haus gehörte, zu einer gemeinsamen evangelischen Landeskirche Preußens zuerst anbahnte und dann aussprach. Damit war ein Schritt gethan, einen bald dreihundertjährigen, in der Geschichte Deutschlands mehr als einmal unheilvoll gewordenen Zwiespalt aufzuheben, dessen Bestehen stets der römisch-katholischen Kirche in ihrer geschlosseneren Einheit auch da einen großen Vorsprung gelassen hatte, wo sie, wie in Preußen, die Minderzahl bildete.

Alle Welt wartete nun um so mehr darauf, daß in Preußen die bereits gegebene Verordnung über die Volksvertretung zur raschen Ausführung gelange, zumal Würtemberg, Baden und Baiern sich beeilten, ihm darin zuvor zu kommen. Eine Menge feuriger Köpfe und erhitzter Gemüther konnten den Gedanken nicht ertragen, daß es in dieser vermeintlich wichtigsten Frage von irgend einem deutschen Lande überholt werde. Preußen war geistig an der Spitze Deutschlands, es sollte auch politisch diese Stelle einnehmen, konnte es aber nach der Meinung dieser brausenden Jugend nicht, wenn es nicht eine volksmäßige Verfassung hatte. — Die Geschichte und ihr Walten kannten diese heißen Köpfe nur in der Gestalt der raschen, gewaltigen Umschwünge, wie eben einer den Hauptinhalt ihres eigenen Lebens gebildet hatte. Den langsamen Wuchs alles dessen, was für die Dauer bestimmt ist, betonten dagegen Diejenigen, welche auch die stillen Vorbereitungen dessen thätig miterlebt hatten, was eben jetzt so großartig geschehen war. Sollte das ganze Volk in Wehr und Waffen stehen, so mußte es auch mitrathen, um freudig mitthaten zu können, so dachte die Jugend;

sollte in Preußen dem Volke so Großes anvertraut sein, wie der Schutz des Vaterlandes, so mußte auch in seinen geschichtlichen Wurzeln das größte Recht, das ihm der Staat überließ, seinen tiefsten Halt und Grund haben: so urtheilten die Reiferen. Zu der ruhigeren geschichtlichen Anschauung der Dinge neigten die einflußreichsten Staatsmänner Preußens und mit ihnen der König selbst. Es wurden in die alten und neuen Lande Männer entsendet, um den seit fast 200 Jahren verschütteten Unterlagen einer Volksvertretung in dem alten ständischen Wesen nachzuforschen. Denn mit Provinzialständen, das stand fest, sollte begonnen und von ihnen und durch sie zu den Reichsständen emporgestiegen werden, damit der Bau nicht in der Luft schwebte, blos von der schwankenden Macht der öffentlichen Meinung getragen. Daß Preußen diesen Weg einschlug, war ein großes Glück für ganz Deutschland. Denn wenn ein so großer, so wenig noch innerlich geeinigter Staat, aus Polen, Deutschen und halb französisch gewordenen Rheinländern, die erst wieder recht Deutsche werden sollten, aus Protestanten und Katholiken zusammengesetzt, nach bloßen Theorien oder nach dem unanwendbaren Vorbild des englischen Parlaments, oder gar nach dem so traurig verunglückten Muster der französischen Revolution seine Reichsversammlung gebildet hätte, so wäre ohne Zweifel dem Verfassungswesen durch die unausbleiblichen Folgen davon ein ganz anderer Schlag versetzt worden, als dies durch Verirrungen der badenschen Kammer geschehen konnte. Es war nicht ein Uebel, sondern ein Gewinn, daß die kleinen Staaten Preußen und Oesterreich voraus waren, und daß diese, noch ohne Volksvertretung, gegen allzu leicht flüssige Bewegung die Dämpfer waren, welche die Macht hatten, den heftig ausgedehnten Dampf in seine Schranken zurückzudrängen. — Und wer kann es dem Könige Friedrich Wilhelm III. verdenken, daß er die alte, geschichtlich erprobte ständische Ordnung erst darauf ansehen wollte, ob sie nicht als Ausgangspunkt sich eigne? Die Materialien waren gesammelt, der Kronprinz trat an die Spitze einer Commission zu ihrer Verarbeitung, von Steins Rath, der diesen Weg billigte, war stets wirksam. Wäre ohne Störung an der gewünschten Verfassung fortgearbeitet worden, es wäre schon spätestens nach einem Jahrzehent die Reichsversammlung dagewesen, welche zur weiteren Ausbildung der Verfassung die Hand anzulegen

hatte. Es würde, während sich schwerlich der kaum befreite Bauernstand schon sehr zu ständischer Wirksamkeit eignete, auch außerhalb desselben und dennoch nicht in den übrigen Ständen der alten Zeit, sondern neben und zwischen ihnen noch manches Element gefunden worden sein, das zu einer Vertretung des ganzen Volkes hätte herbeigezogen werden müssen. Aus der engen, und für die fortschreitende Neuzeit wirklich zu engen Ständegliederung, die nur scheinbar noch alle kräftig wirkenden Volkstheile darstellen konnte, hätte sich mit innerer Nothwendigkeit eine umfassendere Vertretung auf gesetzlichem Wege hervorgearbeitet, und Preußen hätte den Ruhm erworben, die echt deutsche, nicht dem Auslande nachgeahmte, Volksvertretung zu finden und auszugestalten.

Aber so geschah es nicht. Ehe nur die ersten Entwürfe fertig sein konnten, war die beabsichtigte ständische Gestalt von den Erwartungen der Menge längst überflügelt. Nicht blos englische Parlaments-Ideen, sondern viel mehr französische Revolutionsgedanken und fieberhafte Wünsche eines politischen Eldorado, wie keine Verfassung es hervorzaubern kann, verbunden mit sehr materiellen Bedürfnissen, welche die Zeit der Noth verschärft hatte, warfen Viele in den gebildeten Volksklassen Deutschlands in eine Bewegung, die auch kühne Staatsmänner erschrecken konnte. Der Gang des constitutionellen Königthums in Frankreich und die Bewegungen in Italien in derselben Richtung wirkten schädlich auf die Ansichten ein, und ein Treiben und Drängen, ein heißblütiges Fordern entstand in weiten Kreisen, dem mit dem beabsichtigten Aufbau einer Verfassung, welche Jahre forderte, nicht zu begegnen war. Der Theil der Gesellschaft, welcher von den Ereignissen der letzten Jahre sei es mitthätig, sei es nur zuschauend, die stärksten Aufregungen erlebt hatte, wollte nun diese heftige Bewegung im Frieden fortgenießen. Die Tagesliteratur bemächtigte sich dieser Fragen, und nicht alle ihre Mitarbeiter waren auf der Höhe derselben. Mußten nun die Staatslenker sich treiben lassen, wenn auch voreilige Producte die Folge waren? oder mußten sie dem Drängen und Stacheln ruhig zusehen und sich in ihrem Gange nicht irren lassen? Gewiß das Letztere, wenn sie nur an die nächste Zukunft dachten, in welcher noch immer die, welche die Leiden des Krieges erlebt hatten, an der Spitze der Gesellschaft stehen mußten. In ihnen aber über-

wog immer noch der Wunsch, die materiellen Wunden zu heilen und den äußeren Wohlstand zu steigern, noch weit die politischen Wünsche. Allein dies war die alternde Generation, und nach ihr sollte diejenige, auch als Beamte des Staates, als Lehrer der Schulen, als Prediger der Gemeinden, als bewaffnetes Volk, auf den Schauplatz treten, welche jetzt auf den Turnplätzen sich tummelte und auf den Bänken der Hörsäle saß. Als die Bewegung dorthin absichtlich verpflanzt wurde, da mußten die Führer des Staates zusehen, daß nicht Schwindelhafer gesäet werde, der hernach Alles verwirren konnte. Es war die Zeit des Aachener Congresses der europäischen Monarchen (1818), der die Zurückziehung der Occupations-Armeen aus Frankreich zum nächsten Zweck hatte, aber sich auch mit diesem Zustande der Dinge beschäftigte. Jetzt zeigte die heilige Allianz den Ungeduldigsten, die schon bis zu dem albernen Gedanken einer deutschen Republik oder eines Bundes von solchen fortgewirbelt waren und hinsichtlich der empfohlenen Mittel vor ebenso albernen als verbrecherischen Aeußerungen nicht zurückschreckten, ein anderes Angesicht, als man bisher an ihr gekannt hatte. So sehr sie eine Führung der Völker nach den Grundsätzen des Evangeliums als ihr Princip proclamirt hatte, ebenso entschieden mußte sie natürlich die Revolution als das eigentliche Widerchristenthum auf politischem Gebiete betrachten und demselben eiserne Schlagbäume überall entgegensetzen. Es trat jetzt das monarchische Princip als die unbedingte politische Wahrheit hervor, und wer seit 1789 gelebt und gesehen hatte, der mußte wohl dieser Ansicht beitreten und erkennen, daß die Revolution unausbleiblich zur Militär-Dictatur führe, und daß die Völker, die sich zu ihr verleiten lassen, einem unheilvollen Wirbel verfallen, in welchem sie von der wilden Selbsthülfe zur Unterdrückung und aus dieser zu neuen Eruptionen der unbändigen Selbstkraft geschleudert werden. Die Fürsten der heiligen Allianz waren entschlossen, Europa und vor Allem Deutschland nicht in diesen Wirbel gerathen zu lassen. Aber es darf nicht vergessen werden, daß an diesen Reizungen und krankhaften Regungen die Fürsten und Regierungen nicht ohne alle Schuld waren. War doch in Preußen selbst der Staatskanzler Fürst Hardenberg nicht klar und entschlossen genug gewesen, um die Männer, mit welchen er, von dem Schwunge des gesammten Volkes getragen,

so Großes erzielt hatte, um sich und den König versammelt zu erhalten. Er opferte seine wahren Freunde, welche zugleich die des preußischen und deutschen Volkes waren, dem Andrängen mittelmäßiger Geister und matter Herzen, die sich verbanden, auch ihn vom Ruder des Staates zu verdrängen. Es bedarf jetzt nicht mehr der Nennung der Namen; ganz Deutschland kennt sie. Den Männern, die sie trugen, waren die bitteren Verstimmungen und jugendlichen Thorheiten ein willkommenes Mittel, um den ernsten und sie weit überragenden Geistern, auf deren Einfluß Deutschland hoffte, ihre Stellungen zu verleiden, ja sie albern genug selbst zu verdächtigen. Der Staatskanzler verlor, wenn er auch sein hohes Amt behauptete, die Schutzgeister, deren er so sehr bedurfte. Die Männer des freien Gedankens und des freien Wortes wurden verdrängt, und die Menschen der kleinlichen, Alles verbitternden, hochmüthigen und doch geistarmen Büreaukratie triumphirten. Wie mußten da die redlichsten Absichten des Königs aufgehalten oder gar in ihrem Wesen umgewandelt werden. Männer wie Görres, wie Ernst Moriz Arndt, wie Eichhorn, Schleiermacher und Sack, selbst der Minister von Stein galten in den Kreisen, wo sie viel hätten gelten müssen, als verdächtig. — Zugleich hatte man in Frankfurt a. M. schon die Intrigue des stets von seiner Freundschaft für Preußen declamirenden Oesterreich gesehen, wodurch die Gleichstellung Preußens (als Nachfolger des Reichserzkanzlers) mit Oesterreich als Vorsitzenden vereitelt wurde, und man war in Kurhessen von wahrhaft schmählichen Verhandlungen zwischen dem alten Kurfürsten und seinen Ständen Zeuge gewesen, in welchen der Geiz des ersteren alle Mittel anwandte, dem Lande Schätze zu entziehen, die er sich auf dessen Kosten gesammelt hatte, man hatte in Würtemberg ein Markten um die Rechte der Stände gesehen, das auch mäßige Erwartungen von der Willigkeit der Fürsten für eine gesunde und ächte Volksvertretung tief herabstimmen mußte. War man daher berechtigt, allen Unwillen in deutschen Landen gegen das Thun der Regierungen als krankhafte Verstimmung oder gar als sündhafte Auflehnung zu brandmarken? War es wohl gethan, wenn man sich auf den Gerichtsstuhl setzte, um das Product der eignen Sünde als einen Frevel gegen Gottes Ordnungen niederzudrücken? Und hatte man ein Recht, gar in den Arbeiten für die Errichtung der

ständischen Verfassung zu erlahmen oder sie auf ruhigere Zeiten zurückzulegen? Mußte nicht dadurch das Mistrauen erwachen, daß man niemals in voller Aufrichtigkeit diesen Weg betreten habe? Nur mit einem mit Ingrimm gemischten Schmerz kann auch heute noch der Deutsche die Schleichwege betrachten, auf welchen Preußen und sein so durch und durch edler König um das Vertrauen, das sie verdient hatten, von den eigenen Staatsmännern und Hofleuten gebracht wurden.

Allerdings trat in den nächsten Jahren noch ein mächtigerer Widerstand gegen die richtige Ausbildung des deutschen Staatslebens hervor. In Oesterreich hatte man nie die Absicht gehabt, wirklich die ständische Bahn zu betreten. Es konnte dies weder der Bequemlichkeit und den übertriebenen Herrscheransichten des Kaisers Franz, noch der genußsüchtigen Menschenverachtung seines Ministers, oder auch den militärisch-adlichen Hofkreisen und am allerwenigsten den ultramontanen Zeloten genehm sein, die man für so wichtige Werkzeuge hielt, das Volk ruhig und unterthänig zu erhalten. Dazu kam, daß der Kaiser Alexander durch die revolutionären Bewegungen im romanischen Europa immer mehr einer gesteigerten und mystisch überreizten Gefühlsweise hinsichtlich des monarchischen Rechtes zugedrängt wurde und es als zu dem Wesen der heiligen Allianz gehörig betrachtete, allem zu widerstehen, was zu einer Mitregierung des Volkes hinstrebte. So wurde die ständische Verfassung in Preußen durch die heilige Allianz, die eben in ihren ursprünglichen christlichen Grundsätzen zu deren Verheißung geführt hatte, in den Hintergrund geschoben. Der Friede Europa's war die erste Aufgabe, welche sich dieser Bund gesetzt hatte. Der Friede war nur möglich — so dachte man — in dieser imposanten Vereinigung der drei Monarchen des Ostens. Gegen sie mußte Alles zurücktreten, was Preußen in eine andere Stellung zu Deutschland und seinem Volke gebracht haben würde, als sie in Oesterreich und Rußland sein sollte. Das Zurückdrängen der ständischen Bestrebungen war eine vermeintliche Nothwendigkeit im Interesse des Weltfriedens geworden. Man könnte es auch noch stärker so ausdrücken, daß Rußland eine seiner geistigen und materiellen Macht unangemessene Stellung in Europa gewonnen habe, und daß Preußen das Opfer dieser Stellung geworden, Preußen, dessen wahre Kraft nur in der

gefunden und richtigen Schaffung dessen beruht hätte, was Tausende in vielfach kranker Weise und mit einem heißen Durste verlangten. Es ist ja so oft das Schicksal der Nationen, daß sie einer Idee, die fast zur fixen Idee wird, verfallen und nunmehr ihr Leben ganz in dieselbe hineingießen, einer Idee, deren Verwirklichung nimmermehr alles das geleistet hätte, was man in diesem Fieber davon erwartete. Es konnte, wenn man die öffentlichen Stimmen hörte, scheinen, als ob Deutschland nichts fehle, denn nur constitutionelle Verfassungen, um es zum glücklichsten Lande der Welt zu machen, und doch sah man diese Glückseligkeit nicht, wo diese Verfassungen bereits ins Leben getreten waren. Genug, Preußen schien für die Hoffnung eines wahrhaft deutschen politischen Lebens in Vieler Augen verloren. Es war um die Achtung vieler Zeitgenossen gekommen.

Und doch war in Preußen die Verfassung nichts weniger als aufgegeben und im Februar 1818 sogar in der Bundesversammlung ein Antrag von ihm auf Durchführung derselben in allen deutschen Landen gestellt worden, doch war Wilhelm von Humboldt als Minister mit Ausführung der Verfassungssache eifrig beschäftigt, der österreichische Minister aber sprach auf dem Congresse zu Carlsbad aus, es müsse gegen die Unbestimmtheit der Paragraphen der Bundesacte, welche die ständischen Verfassungen betreffen, Vorkehr getroffen werden. — Was war diese Vorkehr? es sollten Besprechungen über die Sache in Wien von deutschen Ministern gehalten werden. Konnte man damit glauben die Verfassungsdurstigen von ihrer anbetenden Betrachtung der französischen Kammern, die Besten unter ihnen von ihrer andächtigen Beschauung des englischen Parlaments abzulocken? Ein deutsches Muster und zwar in Preußen mußte man ihnen vor Augen stellen und damit die jämmerliche Ausländerei überwinden. Statt dessen glaubte man nun durch die berüchtigten Carlsbader Beschlüsse: Censur, Untersuchungen gegen Demagogie, Ueberwachung der Universitäten dem Uebel steuern zu können, und der Bundestag hatte das Unglück, diese Beschlüsse zu den seinigen zu machen und dadurch jeden Anschein großartiger, würdiger Handlungsweise von seiner Seite zu zerstören. Es ist unglaublich, welche lächerlichen Beängstigungen damals die leitenden Staatsmänner Deutschlands auf sich wirken ließen, oder doch schienen auf sich

wirken zu lassen. In Preußen konnten die Humboldt und Beyme, die Boyen und Grolmann nicht mehr an der Spitze der Geschäfte bleiben, wenn Metternich sich so armseliger Mittel nicht mehr schämte und so erbärmlicher Kleinigkeitsgeist, ja solche Feigheit vor etwaigen Bewegungen der Geister die Herrschaft zu erringen vermochten. Statt der Lüge, wo sie in der Literatur sich zeigte, mit der ganzen Kraft der Wahrheit gegenüberzutreten, statt die Bosheit durch die Uebermacht wahrer Erkenntniß zu züchtigen, statt der schädlichen Literatur eine kraftvoll gesunde entgegenzustellen, wußten die Führer Deutschlands nur Striche durch Zeitungen und Broschüren anzuwenden, während in ganzen Büchern dem Gift sein Lauf blieb. Schon die Lächerlichkeit hätte von solchem Auskunftsmittel abhalten müssen. Warum betrachtete man das geschriebene Wort als ein Handwerksproduct und nicht vielmehr als ein Schwert, das dem nicht mehr anzuvertrauen war, der es als ein Rasender geführt? Warum ließ man nicht, was nicht gegen die monarchische Staatsordnung in Deutschland, gegen die christliche Religion, gegen die öffentliche Ehrbarkeit feindlich anging, ruhig schreiben und drucken und — widerlegen, nahm aber dem, der frevelhaft gelästert, gelogen, beschmutzt hatte, sei es als Schreiber, sei es als Drucker, dieses Schwert auf so lange aus der Hand, bis er Bürgschaft des Besseren gab? Statt an den geistigen Producten Aller mit der Schneiderscheere zu wirthschaften und zwar nach der Willkür und zufälligen Einsicht irgend eines Regierungsraths oder Assessors, hätte man die Personen in literarische Acht erklären müssen, die mit dem öffentlichen Worte frevelten. Und vollends diese Mainzer Central-Untersuchungs-Commission, die sich in dem weitaus größten Theil ihrer Thätigkeit nur lächerlich machte und die feige Furcht der Staatslenker vor Bonnen, Tertianern, Studenten zum öffentlichen Geheimniß werden ließ! Und diese unwürdige Ueberwachung der Universitäten, die wohl Unschädliches verderben, aber Gefährliches doch nicht hindern konnte, und die eine Anzahl Männer, welche eines besseren Postens werth gewesen wären, zu Gensdarmen im Reiche des Geistes herabwürdigte. Deutschland stellte sich durch dieses Umhergreifen nach Mitteln nicht neben die andern größeren europäischen Nationen, sondern recht denselben als Gegenstand des Spottes dar. Allerdings hatte Sand's thörichter Schwärmerstreich, der, ein elendes Dasein zu beseitigen,

sein junges Leben glaubte opfern zu müssen, und die versuchte Nachahmung des nassauischen Apothekerlehrlings die Minister und Diplomaten für die eigene werthe Person fürchten gelehrt. Aber waren sie denn nachher gesichert? Daß man einer Demonstration, wie dem an die Reformations-Jubelfeier sich anlehnenden Wartburgfest der Burschenschaft vom 18. October 1817, so große Bedeutung beilegte, um sogar den Staatskanzler von Hardenberg zu einer Reise nach Weimar zu veranlassen, war eben ein Zeichen innerer Schwächlichkeit. Es waren 500 Studenten der deutschen Universitäten, die da wohlgemeinte, der Gesinnung nach unverfängliche, mit etlichen groben Uebertreibungen aus Unwissenheit und rednerischem Schwulst versehene Reden hielten und einen Haufen armseliger, zum Theil auch nichtswürdiger, meist aber unschuldiger Privat-Schriften in feierlichem Autodafé verbrannten. Wenn das kleine Weimar davor nicht erschrak, auch nicht davor, daß ein unklarer Philosoph, wie Professor Fries, etliche unbesonnene Redensarten laufen ließ, während doch die eigene Landes-Universität Jena fast die Hälfte der Theilnehmer geliefert hatte, so konnte doch wohl Preußen diese unschuldige, wenn auch vielfach übertriebene und theilweise sogar thörichte Erscheinung ruhig ignoriren.*)

Erst allmählig und an den Wahrnehmungen dieser Schäden ging dem Deutschen der böse Argwohn auf, daß die deutsche Bundesverfassung mit Bewußtsein dazu gemacht worden sei, um ihm den Schein statt des Wesens zu geben. Aller früher berechtigte Hohn gegen die Unmacht des verkommenen deutschen Reiches kehrte sich verstärkt gegen den Bundestag. Hier war nicht das Volk als Nation, hier war kein Stand und kein Recht des Standes vertreten, wie dies doch im Reiche einigermaßen gewesen, nur die Fürsten waren es und zwar so, daß das kleine Duodezfürstenthum gleichberechtigt dastand mit dem großen Nationalstaat. Die provisorische Natur der ganzen Einrichtung, dieses Nothdaches im Augenblick der Gefahr, war schon nach wenigen Jahren vergessen, und nur Preußen und Würtemberg waren es, die an die weitere Ausbildung der Bundesverfassung immer wieder mahnten. Aber auch

*) Bülau giebt a. a. O. S. 418 ff. eine ausführliche Erzählung des ganzen Hergangs, der, jetzt gelesen, über die getroffenen Maßregeln in Verwunderung setzt.

an den Ernst dieser Mahnung wurde von den vielen Unmuthigen in Deutschland nicht mehr geglaubt. Leider mußten die Männer, deren Urtheil begütigend und lenkend auf beiden Seiten wirken konnte, sich auf Privatmittheilungen beschränken, weil der gehässige Parteigeist von beiden Seiten Alles, auch das Billigste und Wahrste, nicht mehr ertragen konnte. Aus ihren Briefen lesen wir jetzt, was sie damals gedacht, aber nicht öffentlich sagen durften.*) Wer wollte aber nicht in das billige Urtheil einstimmen, das ein Geschichtschreiber der Zeit**) in den Worten aussprach: „Daß man „das Gute und Edle (in der Opposition) nicht vom Schwachen „und Schlimmen zu sondern, daß man nicht jenes zu fassen und „zu entwickeln verstanden hat, daß man auch dieses dichterische „Sehnen, diese ahnungsvollen Regungen der Natur im Menschen „unter die Regeln gemeiner Prosa und der Weisheit verkünstelter „Zustände brachte, das wird noch lange zu beklagen sein. Es wäre „vielleicht möglich gewesen für Staatsmänner hohen Geistes und „Gemüthes, diese Strebungen auf eine dem Bestande der großen „Grundlagen der politischen Ordnungen Deutschlands gänzlich un„gefährliche Bahn zu leiten, und doch eine Regeneration des Volks„thums und eine Veredelung und Ausschmückung öffentlicher In„stitute an sie zu knüpfen. Sie waren in ihrer Reinheit nicht der „Würde der Fürsten, nicht den Ehren und Freiheiten der verschie„denen Stände des Volkes, nicht dem Besonderen und Eigenthüm„lichen im Leben, nicht der Heiligkeit der Kirche, nicht der Zucht „der Sitte gefährlich; sie erstrebten nicht Uniformität; sie sehnten „sich mehr nach Freiheit der Bewegung, als nach Mitregieren; sie „waren nicht unempfindlich für das Herrliche eines vielgegliederten „aber harmonisch zusammenhängenden Organismus, in welchem „jedes Glied in eigner Kraft, aber im Geiste des Ganzen, an seiner „Stelle das Seine thut. So etwas ist in jener Zeit nicht geschehen, „nicht einmal versucht werden. Man hat das Regiment im Wesent„lichen nach den Grundsätzen und Einrichtungen, die man vorfand, „fortgeführt. — — Es geschah nichts, was die Stimmungen und

*) Solche Urtheile von Stein und Perthes finden sich in dem Leben des ersteren Bd. 2. S. 437 und des letzteren Bd. 2 S. 182 ff. 244 ff.

**) Büllau: Geschichte Deutschlands von 1806—1830. Hamburg 1842, S. 392 f.

„Pläne, die sich allmählich bei den Unzufriedenen bildeten, hätte „rechtfertigen können, aber man that nichts, um wahrhaft ein höheres „Leben im Volke zu entzünden, zu erhalten, den Eintritt eines „neuen Systems, einer neuen Zeit durch alle Theile des Volkes „empfinden zu machen, dem Schwunge und Drange der vorüber„rauschenden Zeit eine wohlthätige Nachwirkung auf Volksthum „und Staatswesen zu sichern, und so werden jene Stimmungen und „Pläne wenigstens erklärt."

Das Traurigste aber war, daß auch in diesem Nichtthun, wie in dem furchtsamen und leidenschaftlich erregten Thun, Preußen, nachdem seine Schutzgeister gewichen, den Vortritt hatte. Und von Preußen gethan hatte dies Alles eine andere Bedeutung. „Während „Oesterreichs Gegensatz gegen die gesammte politische Zeitrichtung „fast wie eine unabänderliche Naturnothwendigkeit betrachtet und „allenfalls bedauert ward, sah man in Preußens ganzer Haltung „nur eine schwere Verschuldung und verfolgte Preußens Regierung „mit grimmigen Hasse. Zwar hat der spätere Gang der Geschichte „außer Zweifel gesetzt, daß auch in dem Thun und Lassen der „Männer, welche damals Preußen leiteten, die Ursachen großen „Unglücks zu suchen sind, aber Verblendung war es, die unermeß„lichen Schwierigkeiten, die nicht minder in Preußens, wie in Oester„reichs politischer Stellung begründet waren, zu leugnen und in „Preußen, weil es Schatten hatte, das Licht nicht zu sehen. — — „Anerkennender Dank für das gewährte Gute war der Zeit fremd; „nur das, was sie nicht besaß, stellte sich vor ihre ergrimmte „Seele."*)

Und was war denn das Gute, welches Preußen hatte und welches die bitteren Ankläger, die hier nichts als Großmachtssucht und Verrath an der eigenen auf die Volkskraft und die Volksliebe zum Staate gegründeten Stellung in dem Versagen der liberalen Verfassung sehen wollten, so traurig verkannten? Es war vor Allem ein König, der in redlicher Gottesfurcht und eifriger Sorge für sein Land und Volk, in Rechtssinn und Billigkeit, auch in Milde und Barmherzigkeit als Muster gelten konnte, es war ein Kriegsheer, welches mit dem Volke eins und aus ihm stets erwachsend und in

*) Perthes, 2, 227 f.

dasselbe rückkehrend, den Bürgersinn militärisch und den Kriegersinn bürgerlich machte, es war eine wohlgegliederte und wohlgeschulte Beamtenwelt, welche, viel arbeitend und ganz dem Staate gewidmet, bei knappem Gehalte die Redlichkeit und Unbestechlichkeit sich bewahrt und durch Bildung und Intelligenz sich zum Vorbild des Beamtenstaates gemacht hatte. Es war bei all diesem der feste Wille, nicht fremd, kalt und stolz in Deutschland dazustehen, sondern durch die einmal gegebenen, wenn auch noch so dürftigen Mittel demselben ein fester Hort und Halt zu werden, es war endlich immer mehr heranreifend ein Thronerbe, dessen Herz alles edelsten deutschen Sinnes voll, mit ungewohnter Geistesfülle und Energie, so weit es die Stellung seines königlichen Vaters zu Rußland und besonders zu Oesterreich erlaubte, allen ächt deutschen Nationalwünschen entgegenschlug.

Der preußische Staat hatte, um seine entschlossene Absicht, dem ständischen Prinzip näher zu treten, erst der Ausführung näher zu bringen, in der neu geschaffenen Institution des Staatsrathes eine die Gesetze berathende Behörde gewonnen, und es war in der That in dieser Körperschaft die Intelligenz, der gute Wille, die deutsche Gesinnung nicht minder vertreten, als sie es in einer gewählten Versammlung von größerer Zahl sein konnten. Ueberhaupt zeugte es nicht von Verständniß dieses Staates, wenn man seine Beamtenwelt nur als beschränkte und willenlose Werkzeuge eines obersten Willens, als bloße von dem regierenden Minister bewegte Puppen betrachtete, wenn man, wie Görres gern that, so im Allgemeinen von dem Reiche der Mittelmäßigkeit sprach, in dem jede Kraft ein Misklang, jedes Talent eine gefährliche Gewalt sei, jede Idee als eine Plage gelte, und jede Erhebung und Begeisterung als eine gefährliche Krankheit behandelt werde. Von Philisterei sprach man und von Pedanterie, von flachen, abgegriffenen und verschlissenen Höflingen, welche die Unbedeutenheit treiben wie ein Studium, die Nichtigkeit wie ein Geschäft, von Ministern, die sich nur am Ende der langen Bank der Schreibergesellen niedergelassen, von Feldherrn, die die Scheide höher halten, denn das Schwert, die Koppel und die Troddeln aber für das Höchste, was auf Erden ist, von Beamten und Kriegsleuten, denen alle Kraft in die Dressur aufgegangen sei. — Mit solchen Redensarten konnte ein geistreicher Mann, der aber selbst

den alten gediegenen Preußenstaat nur als ein Fremder kannte, wohl Sand in die Augen streuen, aber nicht die wirkliche Wahrheit erkennen lassen. — Vielmehr war es nicht zu übersehen, daß in der That ein so wohl organisirter Beamtenstaat gewissermaßen schon die Dienste eines ständisch geordneten Staatswesens that, indem er die Willkür von oben wo nicht unmöglich machte, doch sehr erschwerte, nach unten aber dem Empfänglichen Einsicht in das lebendige Getriebe des Staates gab. Nur das konnte er nicht verhindern, daß der Staat dem Volke immer als etwas für sich und außer seinem Leben Bestehendes, nicht als seine eigene lebendige Organisation erschien. In der That, „das Kammergericht zu Berlin," welches der Müller in Sanssouci seinem gewaltigen König entgegenhielt, als dieser seine Mühle kaufen wollte und ihm zu bedenken gab, daß er sie ihm auch wohl wegnehmen könnte, blieb im Bewußtsein des preußischen Volkes der alten Provinzen der fortlebende Typus dieser Beamten-Hierarchie, dieser „Maschine, die sich „selbst erhält, sich von selbst erneut, sich selbst aufzieht und ihren „regelmäßigen Gang schon seit langer Zeit läuft, in der die größte „Genauigkeit herrscht, ein Glied sich unzertrennlich ins andere fügt, „jedes seine Bedeutung durch das Ganze empfängt, weil die Dienst„ehre das Gepräge dieser Büreaukratie ist. Da die Anstellung „nur von der Prüfung abhängig ist und dieselbe wirkliche Kennt„nisse und Fähigkeit erfordert, so mag gern zugestanden werden, „daß der preußische Beamtenstand leicht der gebildetste in Europa „sein mag und vielleicht auch der unabhängigste, indem jeder einzelne „Beamte gegen persönliche Willkür vollkommen geschützt und ledig„lich den gesetzlichen Bestimmungen unterworfen ist. — — Was „immer gegen diese büreaukratische Constitution Preußens geeifert „und an derselben Tadelnswerthes gefunden werden mag, so hat „sich dieselbe doch unzweifelhaft in Preußens Lage, für Preußens „Bedürfnisse und Zwecke als nothwendig und durchaus förderlich „erprobt. Sie ist für Preußen die Basis einer sonst nie zu er„reichenden Macht und einer nicht blos vorübergehenden, sondern „gediegenen und bleibenden Größe geworden." *)

*) Die europäische Pentarchie. Leipzig, 1839. S. 232 f. und dies Urtheil stand nicht für sich als eines Einzelnen Ansicht da, sondern hatte sich als ein weitreichendes Gesammturtheil ausgebildet.

Von dieser Büreaukratie zumeist ging das Urtheil aus, daß wenigstens eine große Eile in der Ausbildung ständischer Einrichtungen nicht nöthig sei, da man wohl wisse, was man habe, aber nicht was man haben werde, wenn um des vermeintlichen Besten willen das vorhandene Gute zurückgestellt werde. Denn daß eine Büreaukratie wie die preußische unter einem ständischen Reichs-Regimente kaum mehr fortbestehen könne, war gleichfalls eine weitherrschende Ueberzeugung. Wenigstens ließ sich nach der Ansicht Aller, welche die Geschichte als maßgebend für die innere Politik anerkannten, so lange auch ohne die Stände leben, bis es werde gelungen sein, das Neue an das Alte, früher Dagewesene, in richtiger Weise anzuknüpfen.

Allerdings hatte diese gerühmte und sich selbst rühmende Bureaukratie auch eine sehr dunkle Kehrseite, welche erst in späteren Jahren zum klaren Bewußtsein kam. Man konnte von ihr sagen, daß sie dem Wesen des modernen Staates insofern widerstritt, als sie die Achtung vor der Persönlichkeit schwächte, als ihr das Volk aus Individuen zwar, aber nicht aus vollberechtigten Personen bestand, weshalb auch die von ihr geleitete öffentliche Erziehung nicht die Entwicklung der Person zum klaren Ziele hatte. Es war Alles System, Gesetz, Maxime, Regierung, und der Einzelne in diesen Collegien verschwand mit seiner abweichenden Meinung im Beschlusse des Ganzen, der geistvollste Mann mit schöpferischen Ideen in einem Ministerium verschwand ebenso; denn was er rieth und hervorbrachte, gehörte dem Minister, der vielleichs ein Mann des Mechanismus war und durch einen Strich oder Zusatz die weittragendsten Gedanken um ihre Flügel brachte. Die Negation, die Beschränkung, die Verhütung war ihr Bestreben, und der lebendige Inhalt des Volkslebens ging sie nichts an, wenn sie nur die Auswüchse desselben hindern, vertheilen oder abschneiden konnte. Daher galt auch für sie der Glaube und Unglaube im Ganzen gleich, wenn nur Sittlichkeit einer nicht eben hohen Ordnung waltete. Organisiren war ihr Leben, Schaffen ihr fremd. Die Ordnung war ihr Idol, die Verordnung ihr Mittel; zu befehlen und Gehorsam zu verlangen wurde lieber vermieden. Eine gewisse Unwahrheit, ein Herrschen der „Behörden- und Kanzleisprache", ein fremder Jargon, eine Macht der Phrase und somit eine gewisse Heuchelei und

Lüge mußte entstehen, weil nun einmal das Volk in der That doch aus Personen besteht und sein Leben durch menschliche Herzen pulsirt. Die hohe Stellung der Beamten über dem Volke, aber zwischen ihm und dem Fürsten, mußte in jenem die Gefühle der Hingebung, der begeisterten Liebe herabdrücken. Wo kraftvolle Persönlichkeiten erschienen, erregten sie in diesen Kreisen eher Furcht oder Spott, als Hinneigung, man sah sie nicht gern in Aemtern, und als Minister vollends waren sie ganz unzulässig. Eigentlich royalistisch war diese Bureaukratie auch nicht, denn ihr war der König — „das Staatsoberhaupt" — nur ein nöthiges Requisit, sie war vielmehr liberal, und der Constitutionalismus, der sie ersetzen sollte, ist wesentlich aus ihren Ideen erwachsen.

Bekanntlich hatten die Hohenzollern in alter Zeit von ihren Ständen in den einzelnen Provinzen, wie Brandenburg und Preußen, manche Förderung in ihren Zwecken, aber auch manche Hinderung erfahren. Zur Zeit des großen Kurfürsten war die ständische Ordnung ein schwerfälliges, hemmendes Gewicht geworden, das für seine raschen Bewegungen, wie sie die Lage der Zeit gebieterisch forderte, nicht mehr passen wollte. Er war es daher, welcher die bis dahin noch bestehenden Stände factisch beseitigte, indem er sie zu keiner Thätigkeit mehr kommen ließ. Er that, was nicht recht war, aber er glaubte es thun zu müssen, um seinen durch keine solche Hemmschuhe gestörten Gegnern und Nebenbuhlern, dem Kaiser, dem König von Frankreich, die Stange halten zu können. Seine Nachfolger betrachteten sich als Souveräne, die nach Innen die unbeschränkteste Machtvollkommenheit besäßen und nur Gott verantwortlich wären. Aber sie waren sich auch dieser großen Verantwortlichkeit bewußt, und so sehr sie die Rechtsverwaltung als ihre Sache festhielten, sie waren doch nie geneigt, das Recht zu beugen, und wenn es einmal geschah, so war es nicht zu eigenem, sondern zu des Unterthanen Vortheil. Sie schonten und erhielten alle Rechte der Einzelnen und ganzer Stände und ließen die Einrichtungen neuer Provinzen (z. B. Ostfrieslands, Schlesiens) unverändert. Friedrich der Große erklärte sich sogar für den „ersten Diener des Staates." Nur die Persönlichkeit des Monarchen, der Charakter seines Hauses und der Beamtenstaat waren die Sicherung des Volkes vor Despotie des Herrschers. Die philosophische, fast

an die Ideen der französischen Revolution erinnernde Ausdrucksweise des preußischen Gesetzbuchs (Allgemeines Landrecht) gab überdies dem Beamten ein Recht, sich als Diener des Staates, als einen Mitdiener mit dem Landesherrn zu betrachten, und es war ein gewisser bureaukratischer Liberalismus dadurch bedingt, welchen die nicht-preußischen Ankläger des verfassungslosen Preußens nicht kannten oder misverstanden*). Die das Grundeigenthum befreiende Gesetzgebung der Nothjahre nach 1806, so sehr sie auch durch die augenblickliche Lage, besonders die Finanzlage, veranlaßt war, griff doch in den Schatz der politischen Gedanken, welche in der französischen Revolution vor das erstaunte Europa getreten waren, und sie konnten auch nicht isolirt stehen bleiben, sie mußten sich im ganzen Staatsleben ihr Wirkungsgebiet suchen, wenn sie auch gar nicht nothwendig allen einst mit ihnen in Verbindung gewesenen Irrthümern als Eingangsthore zu dienen brauchten. Preußen war in den Augen der Einen schon mit dem Makel revolutionärer Gesetzgebung behaftet und durfte, wenn es nicht untergehen wollte, um Gotteswillen auf dieser Bahn nicht weiter schreiten, eher sollte es einen anständigen Rückzug sich zur Pflicht machen; in den Augen der Andern hatte es einmal den neuen Principien, wenn auch nur aus Noth und an einzelnen Punkten der materiellen Staatswirthschaft, gehuldigt, es durfte auf diesem halben Wege nicht stehen bleiben, sondern mußte vor Allem zur Mitregierung des Volkes fortschreiten. Es hatte, so meinten Viele, einmal 1808—11 und wieder 1813 bis 1815 mit dem alten Königthum gebrochen, und in diese Festung konnte es nicht mehr zurückgehen. Das Suchen nach den alten, ständischen Ueberbleibseln wurde, seltsam genug, von den liberalen Deutschthümlern verdächtigt, die hier, wie überall, mit sich selbst im Widerspruch waren, indem sie für das Mittelalter schwärmten, die altdeutsche (eigentlich die spanische) Tracht nachahmten und doch nur Producte der französischen Revolution, die gerade der letzte Todesstoß des Mittelalters war, dem preußischen Staate zumutheten. Der König ließ sich aber nicht irre machen. Er wußte, daß die Erfüllung dieser unklaren Wünsche nur bittere Enttäuschung

*) Lancizolle: Ueber Königthum und Landstände in Preußen. Berlin 1846. S. 59 ff.

bringen würde. Aber er ging aus den schon genannten Ursachen, die in Oesterreich und Rußland und im Bedürfniß des Weltfriedens lagen, langsam, sehr langsam zu Werke. Während also Preußen der allen andern in Deutschland vorangeschrittene Staat in jeglicher andern Beziehung, auch in Preußen zuerst die Verheißung ständischer Verfassung erschollen war, schien es jetzt hinter den meisten kleineren Staaten in dieser vermeintlichen größten Hauptsache zurückbleiben zu wollen. In mehreren Gesetzen von 1813 war von National-Repräsentanten die Rede, die aber nirgends wirklich erschienen*). Im Jahre 1814 war von Paris aus der Staatsrath und die ständische Verfassung und Repräsentation verheißen. In den Besitzergreifungs-Patenten der neuen Lande (1815) wurde fast überall der ständischen Verfassung, zum Theil mit Bezeichnung ihrer Attribute, gedacht, und als dazwischen die eigentliche Verordnung darüber erschien, war sie mit einem Anhang versehen, der mit vollem Rechte behauptete, die bürgerliche Freiheit und die Dauer einer gerechten, auf Ordnung gegründeten Verwaltung sei in Preußen auf anderen Grundlagen längst vorhanden gewesen und also nicht erst von dieser Verfassung zu erwarten, vielmehr sollte diese dazu dienen, die alten Grundsätze der preußischen Könige nur festzuhalten und zu überliefern. Es waren die Provinzialstände, aber mit ihnen zugleich die Landesrepräsentation genannt, die aus ihnen entstehen sollte. Es war dies, wie die Folgezeit klar zeigte, eine voreilige Kundgebung gewesen, ehe man sich in der Sache recht klar geworden. Von einer Verfassungs-Urkunde wurde geredet und doch war noch nicht einmal ausgesprochen, welche näheren Rechte der König der Repräsentation geben wolle. Die Verheißung war aber einmal gegeben, und es gab im Westen Preußens (hauptsächlich unter Görres', vielleicht auch unter von Steins Einfluß) Leute, die nun drängten. Schon im Jahre 1818 wurde dieses Drängen als unbequem empfunden und daher geantwortet: „das Versprechen bestehe und werde gehalten werden, die rechte Zeit dazu müsse vorbehalten bleiben." Es gelang nicht, den König über seine spätere Absicht eines allmähligen Aufbaues hinauszutreiben, und die Minister, welche

*) Lancizolle, a. a. O. S. 189, der die verheißene Neuerung „ein politisches Schauspiel" nennt.

weiter gehen wollten und nunmehr ausschieden, ließen den Staatskanzler in den Händen Oesterreichs. Darum nennen wir den Austritt dieser deutsch-gesinnten Männer ein Unglück, obwohl ihr Project, sofort zu einer Verfassung wie die der süddeutschen Staaten vorwärts zu rennen, auch eine Störung der gesunden Entwicklung gewesen wäre. Hätten sie, wenn das nach ihrer Ansicht Beste nicht gelang, sich mit dem Guten begnügt und nunmehr auf ständischem Wege die Entwicklung weiter getrieben, statt das Zurücksinken auch von dieser Bahn möglich zu lassen, sie hätten Preußen und Deutschland einen großen Dienst geleistet. Erst 1823 und 1824 kamen die Verordnungen über die Provinzialstände, die im Geiste der älteren Verfassungen errichtet werden sollten. Die allgemeine Repräsentation trat zurück, und jede Hinweisung auf eine solche wurde in dem ferneren Fortgang der ständischen Thätigkeit vom Throne her abgewiesen. Die Thätigkeit der Stände zeigte sich als eine gesunde, tief eingreifende, heilsame, und die praktischen Interessen der Provinzen wurden durch sie gefördert. Aber den überschwänglichen Ideen und der „Herrlichkeit" Deutschlands entsprachen sie bei ihrem Verkehr mit sehr speciellen, rein praktischen und zu flammenden Reden nicht begeisternden Gegenständen keineswegs. Das öffentliche Interesse wandte sich ihnen, die auch nicht öffentlich ihre Sitzungen hielten, nicht zu. Den Schwärmern für Verfassung war mit ihnen nichts geholfen*), und Diejenigen, welche in Preußen eine Verfassung für überflüssig hielten, weil die heiligen Traditionen der Liebe und Treue des Volkes zum König, die gewissenhafte Selbstbeschränkung des Herrschers, die redliche und intelligente Bureaukratie bessere Verfassungen seien, als die papierenen, weil auch Preußen das Meiste schon besitze, was die kleineren constitutionellen Staaten Deutschlands erst erstrebten, sie konnten auf die Landtage hinweisen, welche nirgends recht organisch-lebendig dem Staate eingefügt, eigentlich immer Fremdlinge im preußischen

*) Wie sehr dagegen Männer, wie der Minister von Stein, sich lebendig für diese Form der Verfassung interessirten, wie sie dieselbe auch als Vorstufe der allgemeinen Repräsentation werth hielten, wie der Kronprinz von Preußen diese letztere im Auge behielt, dafür zeugen Stellen in Steins Leben, wie S. 503, 519, 541, 549. 619, 635.

Staate seien*). Die Stimmung legte sich allmählig, welche so laut und stürmisch auf Verfassung gedrungen hatte. Es war eine der seltsamsten Wandlungen in derselben vorgegangen. Von dem wüthendsten Hasse gegen den gestürzten Napoleon gingen nach seinem Tode (1821) Viele zu hoher Bewunderung seines Genies und seiner Thatkraft, ja im erhöhenden Licht seines Todes und der Schriften über seine letzten Jahre zu einer fast anbetenden Verehrung über. Wie konnten diese Anbeter zugleich für Verfassung schwärmen, aber auch, wie konnte man den klareren Häuptern des Staates nach solchem Umschwunge zumuthen, großen Werth auch auf weitverbreitete Stimmungen zu legen? Wenn man den feurigen Görres, der so gewaltig Freiheit gefordert, nach zehn Jahren als den Bekehrten der Jesuiten den Ultramontanismus predigen hörte und andächtig vor den Reliquien knieen sah, wenn die flammendsten Demagogen von 1819 nun als die strengsten Staatsbeamten walteten und über ihre Jugendthorheiten lächelten, ja wenn gar in das Lager der Ultras der traditionären oder conservativen Ansicht manche von den Helden der Aufregungszeit eingerückt waren, behielten da die Besonnenen nicht Recht, welche auch den Verfassungsdrang der Jahre 1815—1820 nur als vorübergehenden Schwindel betrachtet hatten? Preußen war nach Ueberwindung dieser Kämpfe und während ihm die kirchlichen Dinge Noth machten, auf die materiellen Interessen Deutschlands im Zollwesen eingegangen und hatte nützliche Verträge mit Nachbarländern geschlossen, die schließlich, da auch im Süden Gleiches geschehen war, zu der deutschen Einigung, dem Zollverein, führten, welcher Deutschland, mit Ausnahme seiner nördlichsten Außenränder und mit Ausschluß Oesterreichs, durch ein sehr wichtiges Band der Einheit umschloß, und welchem Preußen der stärkste Einigungspunkt war.

Inzwischen hatte sich Oesterreich, das mit der Stände-Verfassung, wie Stein sagte, nur „ein Schauwesen" gemacht, das überdies mit Italien und Griechenland die Hände voll zu thun behielt und immer mehr nach Süden und Osten außerhalb Deutschlands gezogen wurde, dem deutschen Leben und Verkehr auch in Handel und Litteratur immer

*) Bülau, a. a. O. S. 530.

mehr entfremdet und hatte auch im Bunde mehr die Leitung als die Leistung erblicken lassen, so daß Preußen und die Mittel- und Kleinstaaten wesentlich allein die deutschen Aufgaben bearbeiteten. So konnte es nicht ausbleiben, obgleich allmählig die Leitung der Politik Preußens als Großmacht mehr und mehr aus Rußlands in Oesterreichs Hände übergegangen war und Metternich auch für Vieles, das in Preußen geschah, verantwortlich gemacht werden konnte, daß doch der Blick für eine völlige Einheit Deutschlands und für eine dereinstige bessere Gestalt der Verfassung auf Preußen gerichtet blieb. Den stärksten Beweis, daß die Stimmung in dem jetzt herangewachsenen Geschlechte der Jugend der Freiheitskriege sich geändert hatte, lieferte das Jahr 1830, welches in Frankreich die Bourbonen stürzte. Die Juli-Revolution redete laut über den Werth der Repräsentativ-Verfassung, wie sie in Frankreich bestanden hatte, und die Gegner ihrer Anwendung in Deutschland konnten auf das in Paris gemachte Experiment hinweisen. In Deutschland konnte es der Stoß, der von dort ausging, nur zu schwächlichen „Spießbürger-Emeuten" bringen, in Preußen kaum dazu. Aber in Polen war Feuer aufgegangen, weil dort die ganze Geschichte seit hundert Jahren einen entzündbaren Zustand geschaffen hatte. Bald mehr rührend wegen der Einfalt, bald mehr komisch sah es aus, wenn nunmehr der ganze Liberalismus, der sonst auf Volksvertretung drang, sich in der Begeisterung für die armen Polen ergoß. Rührend, weil das Untergehen eines selbständig gewesenen Volkes immer thränenwerth ist, auch wenn die Schuld seiner Leiter an dem Untergange aller Welt klar vorliegt, rührend, weil auch wirklich manche kühne, aufopfernde That in einem Sinne geschehen war, der gesunde Herzen ergreifen mußte, aber komisch, weil die Begeisterten gerade die waren, die noch vor so Kurzem gegen den Adel in Deutschland declamirt hatten, während hier eine reine Adelsrevolution, und zwar von einem Adel vorlag, der die Leibeigenschaft der Bauern gegenüber den Absichten der russischen Regierung erhalten wollte, komisch überdies, weil von dem Heldenmuth der Polen so ins Ganze declamirt wurde, während die polnische Armee „wohl erhalten und wohl bewaffnet in einzelnen Abtheilungen auf preußisches und österreichisches Gebiet sich

flüchtete und sich entwaffnen ließ", als es den letzten entscheidenden Ernst galt*).

Es war diese Polenmanie in Deutschland kaum gesünder, als die Napoleons-Verehrung. Daß Preußen den Polen nicht beistand, hat ihm wohl außer den Unzurechnungsfähigen in Deutschland Niemand verdacht, daß es aber die belgische Revolution geschehen ließ, konnte man ihm eher nachtheilig anrechnen. Es war auch dies eine Revolution der Adelspartei, aber im Bunde mit der Priesterpartei, eine Empörung des romanischen gegen den germanischen Charakter, des Katholiken gegen den Protestanten, und hier wäre ein Einschreiten Preußens durch die Absichten des Wiener Congresses, der ihm den Schutz der Niederlande übertrug, veranlaßt gewesen. Aber die Politik der Nicht-Intervention war schon die herrschende geworden, und was sollte aus einem so erzwungenen Verhältnisse werden, wie es aus der Unterdrückung des Aufstandes erwachsen wäre? Eher hätte es nahe gelegen, Holland mit Preußen und Belgien mit Frankreich zu vereinigen. Die halben Existenzen reizen doch immer von Neuem zu solchen Gedanken auf Seiten der Fürchtenden und der Begehrenden. Preußen hätte um Belgiens willen einen Krieg mit Frankreich wagen müssen, und dazu war man auch im Volke nichts weniger als geneigt. In allen diesen Dingen konnte Preußen bei den blinden Liberalen nur immer mehr verlieren, welche jeden Aufstand, aus welchen Motiven immer hervorgegangen, als die „Sache der Freiheit" priesen. Aber diese Partei mußte im Laufe der Zeit nothwendig in der Achtung sinken, und Oesterreich mit seiner Niederschlagung der südlichen Aufstände diente doch immer noch zur Folie für Preußen, dessen Fehler man auch wieder auf Metternichs Rechnung schrieb.

In den Augen jedes Verständigen aber mußte es als eine wohl bestandene Probe für den preußischen Staat gelten, daß er, die Juli-Revolution, die belgische und polnische an den Grenzen, und zwar derjenigen Lande, die er erst neu erworben hatte und die zuvor Frankreich und Polen angehört hatten, von Erschütterungen verschont blieb, daß also diese Lande schon assimilirt waren, als die Stöße der Revolution (1830 und 1831) kamen. Es war der

*) Hippel, a. a. O. S. 184.

Beweis geliefert, daß auch ohne Verfassung Preußen die Kraft zu solcher Assimilirung besessen. Es wollte dies in der Rheinprovinz, die vor der französischen Besitznahme aus Ländern von nicht weniger als siebenundneunzig Herren bestanden hatte*), schon etwas bedeuten.

Während Görres von der französischen Zeit sagen mußte: „Wir sind von unseren Federbetten auf den Strohsack herabgekommen", konnte am funfzigjährigen Jubiläum der preußischen Besitznahme der Rheinprovinz gesagt werden, daß die Umgestaltung der Provinz in diesem halben Jahrhundert fast einer Neuschöpfung auf allen materiellen und geistigen Gebieten des Lebens gleichkomme**).

Auch Westphalen bestand, ehe es Preußen 1815 zum Theil wieder erhielt, zum Theil zuerst erlangte, aus mehr als zwanzig Herrschaftsgebieten, und auch sein jetziger Zustand, mit dem verglichen, was es war, hat das alte Sprüchwort zu Schanden gemacht: „Unter dem Krummstab ist gut wohnen"***).

Nicht viel minder war Sachsen erst zu einer Einheit im preußischen Staate zu verschmelzen. Hier hat die preußische Wehr-Verfassung, dieses wahre Institut der verschmelzenden Volkserziehung, neben dem preußischen Schulwesen und der Kirche ihr Werk gethan, und Friedrich Wilhelm IV. hat mit seinem Kunst- und Geschichtssinn gleichsam die specifisch sächsischen Erinnerungen und Gemüthsgüter annectirt†).

Daß aber auch der uralte Charakterzug des brandenburg-preußischen Staates noch lebt und wirkt, nämlich die Tüchtigkeit zur Germanisirung slawischer Grenzländer, davon zeugt die Geschichte

---

*) Foß, Zeitschrift für preußische Geschichte und Landeskunde. Bd. 2. S. 400, wo zugleich klar gemacht wird, welches Unglück für Deutschland und welcher Gewinn für Frankreich es gewesen wäre, wenn nach dem Vorschlage von 1814 Sachsen in der Rheinprovinz entschädigt worden wäre.

**) Milz: Kurze Geschichte der Bildung des rheinpreußischen Territoriums. Skizze seiner Zustände vor 50 Jahren und seiner jetzigen. (Foß' Zeitschrift. S. 393 ff.) enthält den Nachweis nach den verschiedensten Seiten hin.

***) Seibertz: Zur 50jährigen Jubiläumsfeier der Provinz Westphalen. (Foß' Zeitschrift. Bd. 2. S. 521 ff.)

†) Jakobi: Zur 50jährigen Jubelfeier der Provinz Sachsen. (Foß' Zeitschrift. Bd. 2. S. 721 ff.)

der Provinz Posen im letzten Halbjahrhundert. Hier allerdings war der Fortschritt kein ungestörter. Der russische Polenaufstand von 1830 war die erste, der allgemeine von 1848 die zweite Hemmung; die neueste Verschwörung aus Anlaß der Empörung im russischen Polen (1863) konnte schon nicht mehr erheblich hemmend wirken. Alle diese Versuche konnten nur zu der Ueberzeugung führen, daß eine unabhängige Polenherrschaft nicht mehr in den Wegen der Geschichte liege*). Aber in welchem Zustand hatte Preußen das unglückliche Land übernommen! „Was Friedrich der Große „bei der ersten Theilung von dem Lande sagte, paßte mehrentheils „noch auf das Polen von 1815. Die Regierung zu Bromberg „(1773) setzt dies nun näher auseinander. Sie sagt: Die Vieh„racen waren schlecht und entartet, die Ackergeräthe in hohem Grade „unvollkommen und außer der Pflugschar ohne alles Eisen, die „Aecker ausgesogen, voller Unkraut und Steine, die Wiesen ver„sumpft, die Wälder, nur um das Holz zu verkaufen, unordentlich „ausgehauen und gelichtet, das Land wüste und leer! Die alten „festen Städte, sogenannten Schlösser, lagen in Schutt und Trüm„mern, ebenso die meisten kleinen Städte und Dörfer. Die vor„handenen Wohnungen schienen kaum geeignet, menschlichen Wesen „zum Aufenthalte zu dienen. Die roheste Kunst, der ungebildetste „Geschmack, die ärmlichsten Mittel hatten aus Lehm und Stroh „elende Hütten zusammengestellt. Durch unaufhörliche Kriege und „Fehden, durch Feuersbrünste und Seuchen, durch die mangelhafteste „Verwaltung war das Land entvölkert und entsittlicht. Die Justiz„pflege lag eben so im Argen, wie die Verwaltung. Der Bauern„stand war ganz verkommen, ein Bürgerstand existirte gar nicht. „Bromberg besaß kaum 800 Einwohner. Wald und Sumpf nah„men die Stätte ein, wo vordem, nach den altgermanischen Be„gräbnißplätzen (in der Netze-Gegend) zu urtheilen, eine zahlreiche „Bevölkerung Platz gefunden hatte."

Der Bauer unter der Peitsche des Gutsherrn war kaum besser daran, als das Vieh, das seines Herrn Acker bestellte. Große Länderstrecken theils versumpft, theils versandet, lagen Jahr aus,

*) Jochmus: Das Großherzogthum Posen seit dem Jahre 1815. (Foß' Zeitschrift u. s. w. Bd. 2. S. 641 ff.)

Jahr ein ohne Bestellung da. — Alles gehörte dem Gutsherrn, der Bauer war ohne Eigenthum, vielmehr war er selbst mit Leib und Kraft des Gutsherrn Eigenthum, nur daß dieser ihn, wenn er ihm misfiel, vom Hofe ins Elend jagen konnte und es auch that. Ein Gut von 1000 Morgen brachte 500 Thaler ein. Jetzt ist die Bevölkerung auf mehr als das Doppelte, der Ertrag und der Werth des Grundbesitzes auf das Zehnfache gestiegen. Die Städte sind vom Adel befreit, ein Bürgerstand besteht, die Gewerbe leben auf, 350 Meilen Chausseen sind gebaut, wo 1815 noch nicht eine Meile war, Schulen, höhere und niedere, sind im Gange, und die Kirche hat an Bildung und gesittender Kraft zugenommen, die protestantische ist fast neu gegründet worden. So ist Posen aus der Barbarei in die Bewegung wohlthätiger Civilisation gezogen. Und wodurch ist dies geschehen? Außer der preußischen Gesetzgebung und Verwaltung, außer der hier so recht als Schule wirkenden Wehrverfassung durch die — Germanisirung. Deutsche Einwanderung ist in Posen viele Jahrhunderte alt, die vielen Städte waren stets deutscher Gründung und Art. Das Verkommen polnischer Gutsbesitzer durch politisches Treiben, durch Trägheit, Spielsucht und unordentliche Wirthschaft und der Ankauf ihrer Güter durch nüchterne, arbeitsame und intelligente Deutsche hat die Einwanderung gemehrt. Alle Civilisations-Mittel führen zu ihrer Verstärkung, hauptsächlich aber germanisiren die Schulen, nicht weil sie nicht in polnischer Sprache lehren, sondern weil alle Bildungsmittel deutsch sind. Die Zahl der Deutschen und der deutsche Grundbesitz hat bereits die der Polen und des polnischen erreicht*).

So stand Preußen vor jetzt dreißig Jahren als eine gewaltige Thatsache da, wirkend, belebend, schaffend, und was konnte daneben von Oesterreich gesagt werden, als daß es hindernd, drückend und unfähig, seine slawischen Massen geistig zu bewegen, noch unfähiger, seinen Italiänern auch nur sein Joch erträglich zu machen, wie das Abgestorbene dem Lebendigen gegenüber erschien? Natürlich mußte mit Schmerz und Ingrimm gesehen werden, daß gleichwohl Oesterreichs Politik die beherrschende war und Preußen in seinem Schlepptau ging.

*) Jochmus: Die materielle und geistige Entwicklung des Großherzogthums Posen seit dem Jahre 1815. (Foß' Zeitschrift. Bd. 3. S. 150 ff.)

Aber in Preußen leuchtete die Lauterkeit der Gesinnung auf dem Throne immer heller, während in Oesterreich die gerühmte patriarchalische Leutseligkeit und Gutmüthigkeit des Kaisers immer räthselhafter erschien neben der Arglist und Falschheit, dem Mistrauen und der in Familie und Staat gleichermaßen hervortretenden Herzlosigkeit und Härte des Kaisers Franz; in Preußen stand die Unbestechlichkeit der Minister und anderer Beamten den immer bekannter werdenden und wohl übertrieben in die Hunderte geschätzten Millionen, welche Metternich von allen Seiten als Preis für seine politischen Thaten erhalten hatte*), gegenüber. Preußen war das Land der Bewegung auf allen Gebieten, den materiellen, wie den geistigen; in Oesterreich war jede Bewegung gelähmt, und zwar dem Wohlleben des Volkes freie Bahn gelassen, aber nichts begünstigt, was ihm dazu die Mittel schaffen konnte, weder Industrie noch Handel, weder Ackerbau noch Schifffahrt; die geistigen Regungen aber waren polizeilich überwacht und beargwohnt, selbst die Vorlesungen der Universitäten von Spionen der geheimen Polizei besucht, und gegen die deutsche Litteratur ein Absperrungssystem gehandhabt, das dem übrigen Deutschland jedes Gefühl geistiger Gemeinschaft mit Oesterreich benahm und den Lüsternen eine Art Krieg der List gegen die Regierung aufnöthigte. Da kamen liberale Bücher, wie Rottecks Weltgeschichte, als innere Emballage von Zuckerhüten nach Triest und von da nach Wien, und die vom Buchhändler bezahlte Polizei hütete sich wohl, mehr als den Titel zu revidiren, der alsdann zu diesem Buche lautete: Silberts Stunden der Andacht. Ja so weit kam es damit, daß die Buchhändler außer Oesterreich Schritte thaten, ein Buch ihres Verlages verbieten zu machen, weil es dadurch Absatz in Oesterreich gewann. In Preußen war die Bewegung, in Oesterreich die Stabilität, dort trotz aller Censur das freie Wort, hier für politisch gewagte Lehren der Spielberg oder die Bleikammern von Venedig, dort die gerechte und strenge Justiz, hier die Willkür und vom Kaiser selbst sinnreich erdachte quälende Strafen. Nur wer der ultramontanen Richtung in der katholischen

*) Gervinus: Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts. Bd. 1. S. 432 ff. Es soll damit nicht gesagt sein, daß Minister wie Hardenberg, Altenstein u. A. unbefleckte sittliche Persönlichkeiten gewesen seien.

Kirche angehörte, mochte noch in Oesterreich eine Stütze und Kraft für Deutschland finden, und nur die süddeutsche Eifersucht gegen den Norden Deutschlands, besonders die baierische gegen Preußen, zusammen mit der aristokratischen Gewöhnung der Fürsten an den Kaiserhof, ließ ganze Staaten an Oesterreich sich anlehnen. Es war ein unheimliches Wesen, diese Bevormundung der Regierungen durch Metternich, diese hochadeliche Verachtung des Emporkömmlings Preußen, und doch diese Abneigung aller politisch Bewußten im Volke gegen den Staat des Absolutismus. Denn wer Augen hatte zu sehen, der sah, daß Deutschland durch den Bundestag unter Oesterreich gebeugt, daß Preußen unter seinem die politische Stille liebenden häuslichen, gegen alles Neue mistrauischen, alternden Könige zum Anhängsel Oesterreichs geworden war, daß von Preußen die Erneuerung Deutschlands sich nur in der Zukunft erwarten ließ. Aber eine Mitgabe in diese Zukunft und eine Bürgschaft für sie hatte die Regierung Friedrich Wilhelms III. geschaffen. Er hinterließ Deutschland in einem Gebiete — jedoch mit Ausschluß Oesterreichs — geeinigt, welches zwar den geistigen Interessen nicht zunächst lag, aber doch auf das ganze Staatsleben seinen Einfluß übte — in dem Gebiete des Handels und der Industrie, durch den Zollverein. Dieser war gleichsam neben dem Bundestage durch die Bemühungen von Baiern, Würtemberg und Preußen zu Stande gekommen, und mit seinem Eintritt ins Leben fielen die „eisernen Gitter", welche die kleineren Staaten Deutschlands wie die „Thiere einer Menagerie" von einander schieden. Die deutsche Einheit schien hier unter Preußens Schutz und Leitung ein Vorbild auf einem einzelnen Lebensgebiete zu erhalten, dem auch sofort Vereinigungen auf anderen, wie die Versammlungen der Naturforscher und Aerzte, später der Philologen, der Juristen u. a. nachfolgten. Der deutsche Geist hob sich wieder, und jetzt nicht mehr in blauen Dunstgestalten, sondern in der wachsenden Erkenntniß, daß Preußen „die einzige ganz deutsche Macht sei, die als solche einen nationalen moralischen Einfluß auf die sämmtlichen deutschen Mittelstaaten besitze." Gegenüber den Erinnerungen Oesterreichs an seine Verbindung mit dem Reiche und der Klammer der katholischen Kirche hatte Preußen „in dem Protectorat der deutschen Wissenschaft, im Volkserziehungswesen, in dem von ihm zu Stande gebrachten deutschen Zollverbande, in seinem bürgerlichen Staats-

element, in dem angeregten Münzvereine einen neuen festen Boden für seinen engeren, wohlthätigen Zusammenhang mit den deutschen Mittelstaaten errungen"*).

Aber Oesterreich behielt den Vorrang und überwiegenden Einfluß im Bunde, und Preußen konnte seine ihm gemäße Stellung nur erst erringen, wenn es vergrößert wurde, welches entweder auf Kosten der Niederlande gegen die europäischen Verträge und durch Krieg mit Frankreich, oder auf Kosten einiger der deutschen Staaten möglich war, deren Schützer Preußen sein sollte. Es wohnte daher der Stellung Preußens eine Nöthigung ein, sich in irgend einer Zukunft noch eine andere als die im Bunde gewordene Situation zu erwerben. In ihm lag also die Bedrohung des Deutschlands von 1815, aber auch die Hoffnung, über seine unbefriedigende Lage hinauszukommen.

Werfen wir einen Blick auf beide deutsche Großstaaten in der Zeit vom Jahre 1830 bis zum Jahre 1848, so wird sich diese Gegenstellung noch klarer ermessen lassen.

Beider Stellung hatte sich seit hundert Jahren wesentlich verändert. Oesterreich war durch seine Zurückdrängung aus dem Westen nach dem Osten, seit es die Niederlande, Burgund, Lothringen, Elsaß, die Schweiz, Schwaben, Berchtesgaden dauernd verloren hatte, und aus dem Norden nach dem Süden, seit der Verlust Schlesiens ein unwiederbringlicher geworden, in seinem ganzen Charakter verändert. Es war nicht mehr, wie Kaiser Joseph II. noch von ihm rühmte, ein deutscher, sondern ein magyarisch-slawischer Staat. Sein deutsches Element war in den meisten Landen entweder dem ungarischen und slawischen an Zahl und Kraft untergeordnet, wie in Ungarn, Böhmen, Mähren, Schlesien, Galizien, Krain, dem Küstenland, oder von demselben oft bis zur Gleichzahl durchsetzt oder aufgewogen, wie in Steiermark und Kärnthen**). Es konnte, mit Rußland verglichen, höchstens ein nicht ganz reiner Slawenstaat genannt werden. Dies ist längst erkannt und daher

*) Pentarchie. S. 61 ff.

**) Blos Ober- und Nieder-Oesterreich nebst Salzburg und dem nördlichen Tyrol sind rein deutsche Gebiete. In Steiermark kommen auf 700,000 Deutsche, 400,000 Slawen, in Kärnthen auf 250,000 Deutsche, 100,000 Slawen.

auch das Wort von der Verlegung des Schwerpunktes von Wien nach Ofen längst ausgesprochen worden*).

Die Frage lag in Oesterreich zwischen dem Osten und Westen, zwischen schaffender, erobernder und zuwartender, scheinbar friedlicher und harmloser, in Wahrheit aber intriguirender und trennender Politik. Es hat, ob aus alter Gewohnheit und Neigung, ob in wirklicher Hoffnung, das Verlorene wieder zu erlangen, ob aus Furcht vor dem Zusammenstoßen mit Rußland, sich mehr nach dem Westen gekehrt, wozu freilich auch sein Besitz in Italien zog. Es blieb insofern der habsburgischen Politik treu, welche niemals Ungarn gegen Deutschland, die Donau gegen den Rhein einzutauschen sich entschließen konnte. Es war freilich jetzt zu spät. Durch seine östliche und südliche Politik hat Oesterreich den Westen und Norden verloren, weil es nicht stark genug war, nach beiden Seiten zugleich mächtig zu wirken, es hat in der That für Deutschland Ungarn eingetauscht, aber nicht mit ganzer Kraft dorthin gewirkt, daher auch die Donau-Mündungen nicht erreicht. Es war sein Verdienst, daß die türkischen Spahis nicht, wie alte Prophezeiungen lauteten, „ihre Pferde im Rhein tränkten", aber es war seine Schuld, daß türkische Paschas in den Donaufesten hausten und russische Zollwächter die Mündung des deutschen Stromes besetzten. So hat es das Eine verloren, das Andere nicht gewonnen. Man hätte einen deutschen Beruf Oesterreichs in der Germanisirung der Slawen mit Freuden erkannt. Um ihn zu erfüllen, hätte es aber seine wirklich deutschen Lande geistig ganz anders pflegen und entwickeln, nicht aber so wie die slawischen bevormunden und einzwängen, es hätte sie zu einer umschaffenden Macht für die Slawenmassen gestalten müssen. Statt dessen hat es vielmehr seine deutschen Länder slawisirt, wie denn auch schon in der Eroberung derselben von den Markgrafen der falsche Weg eingeschlagen worden. Auch die Deutschen in den slawischen Ländern Oesterreichs sind nicht Deutsche in dem vollen Sinne gewesen, durften es nicht sein, in welchem man sonst diese nationale Bezeichnung versteht. Oesterreich hat es verhindert, daß sie es wurden. Die Gerechtigkeit, welche nach Kaiser Franz I. Wahlspruch die Grundlage der Reiche ist, bestand ihm

*) Europäische Pentarchie. S. 190 ff.

wesentlich in der Gleichberechtigung der Erbländer, höchstens noch der Nationalitäten, wiewohl die letzteren in Wahrheit kaum zur Sprache kamen, daher in der Abschließung der einzelnen Länder gegen einander, wodurch sie zu bloßen Theilen, nicht zu lebendigen, provinziellen Gliedern des Kaiserstaates wurden, der seine Einheit nur in der Personal-Union hatte*). Erst später hat Oesterreich in seiner Sorge für die Donaumündungen und ihre Oeffnung für den Handel sich wieder als wahre Ostmacht erwiesen und damit seinen uralten Beruf wieder aufgenommen. Die Abwehr der Awaren und Magyaren, die Zurückwerfung der Osmanlis ist nicht mehr seine Aufgabe, aber es gibt immer noch ein östliches Barbarenthum zu überwinden und zu staatlicher Ordnung und Bewegung fähig zu machen.

Oesterreich hatte in seiner Bekämpfung der Revolutionen in Piemont und Neapel und auf den Congressen bis zu dem von Verona (1822) klar dargelegt, daß ihm der territoriale Bestand und die innere Ordnung Europas und seiner Länder, wie sie 1815 und in Folge des Wiener Congresses geworden waren, als erstes Gesetz seiner Politik galt. Kaiser Franz hatte es als seine heilige Pflicht betrachtet, keinem Streben nach Erweiterung der Macht, weder von Seiten der Fürsten, noch von Seiten der Völker oder der Parteien in ihnen Raum zu lassen. Denn jeder solche Uebergriff galt als ein Angriff auf Oesterreichs eigene Macht und inneren Frieden. Ruhe sollte sein um jeden Preis, und sein vielgeltender Minister Fürst Metternich hatte dieses kaiserliche System durchzuführen gesucht und überall das historische Recht, nämlich die Ordnungsmäßigkeit und Gesetzlichkeit dessen, was war, zum herr-

*) Sehr verfehlt ist es aber, Kaiser Franz I. negative Behandlung seiner Länder, welche Metternich eine „Nichtregierung" zu nennen pflegte, weil sie in der That nur eine büreaukratisch-despotische „Verwaltung" war, zu welcher dann meist Kraft und Zeit und Vertrauen fehlte, wie es der Regierende zu den Regierten haben muß, mit Carls des Großen Grundsätzen zu vergleichen (Pentarchie, S. 195), der allerdings die Gesetze seiner verschiedenen Lande bestehen ließ, aber sie mit fränkischem Geiste durchdrang, und der die National-Herzogthümer niederschlug und Einen Geist zu schaffen zum höchsten Ziel hatte. Nichts kann sich daher unähnlicher sein, als die Weltmonarchie Carls des Großen und der kleinliche Kaiserstaat Franz I.

schenden Maßstabe gemacht. Es kam ihm hart genug an, die griechische Revolution und den Krieg Rußlands gegen die Türkei gewähren zu lassen, aber nur, weil er Rußlands Macht und den Krieg mit ihr fürchtete*). Der Charakter dieses Systems, nämlich der „der Dauer", wie ein staatsmännischer Schriftsteller ihn nannte, war dadurch doch zweifelhaft geworden. Als nun die Juli-Revolution in Frankreich und die belgische Revolution die Schöpfungen des Wiener Congresses zerbrachen, da mußte Oesterreich entweder Krieg führen, oder nachgeben und das Neue anerkennen. Letzteres geschah, aber Jedermann erkannte, daß die Gürtel, welche die eigenen, besonders die italiänischen Bevölkerungen politisch umschnürten, nur desto fester angezogen wurden. Je mehr die Anerkennung des Juli-Thrones und des Königreichs Belgien als abgenöthigt erschienen, desto bitterer wurde die Hemmung jeder freien Bewegung im eigenen Staate empfunden. Die polnische Revolution vollends nöthigte durch die Furcht vor dem Nachbar Rußland eher zu einer halben Begünstigung und zu einem halben Abfall von den strengen bisherigen Grundsätzen. Aber trotz dieses Zurückweichens von der strengen Consequenz war es doch Oesterreich, das in den deutschen Angelegenheiten am Bundestag, wie in den europäischen überall das Gespenst der Revolution sah, wo Unzufriedenheit mit dem gegenwärtigen Zustande sich kundgab.

Oesterreich als Kaiserstaat aus verschiedenen Nationen, also nicht fest und einheitlich gefügt und einer völligen Einheit nicht fähig, mußte allen Einheitsbestrebungen, die sich in Deutschland, in der Schweiz regten, feindlich entgegentreten. Ihm war jeder Nachbar, dessen Staat national und daher einheitlich geschlossen war, wie der französische, der russische, selbst auch der kleinere preußische, eine Gefahr. Zwischen ihm und solchen Nachbarn hatte es gern ein weiches Polster, das den ersten Anstoß brechen sollte. Ein solches war Polen und waren die Donaufürstenthümer nach Osten, ein solches waren die Schweiz und die deutschen Bundesstaaten nach Westen, und die letzteren wieder nach Norden zu. Schwache Staaten wollte es an seinen Grenzen haben, und jegliche Bestrebung für die innerliche Stärkung derselben

*) A. Schmidt: Zeitgenössische Geschichten. Berlin 1859. (Oesterreich von 1830 bis 1848.) S. 323 ff.

durch Freiheit und eben damit durch freie Liebe zu der sie beherrschenden Dynastie, so wie jede Hebung ihrer Kraft durch engere Vereinigung dünkte ihm eine Gefahr für sein eigenes Bestehen. Darum sollte Deutschland sich nicht fester einigen und der Bundestag sollte nicht Dinge, die dahin wirken konnten, in die Hand nehmen. Dagegen sollte er ein Werkzeug zum Ueberwinden freier Regungen und einheitlicher Strebungen, folglich zur Erhaltung der Schwäche des getheilten Deutschlands sein. Er wurde daher im Interesse des österreichischen Kaiserstaats verwendet und blieb bei allen Arbeiten für den Zollverein auf der Seite liegen. Die wirklichen lebendigen Bedürfnisse zu beachten, war unter seiner Würde, aber den Polizei-Beamten im Großen zu machen, nicht. Daß er hierdurch jede etwa noch vorhandene Theilnahme der Nation an seinem Wirken und Bestehen verlor, ist bekannt, daß aber Oesterreich es war, das ihn um jede Zuneigung brachte und das eben hiermit seine eigenen und die deutschen Interessen einander entgegenstellte, sich selbst also wesentlich außerhalb des Bundes setzte, kam immer völliger, wenigstens im Gefühl der Deutschen, zur Wahrnehmung. Es wurde in den dreißiger Jahren mehrmals die alte Maschinerie hervorgeholt; wieder waren es nebst der Presse die Universitäten, von welchen der Brand ausging, dessen Löschung, auch wo weder Rauch noch Flamme zu sehen war, oder wo, wie ein geistreicher Schriftsteller es ausdrückt, „nur republikanische Schornsteine ausbrannten", wie beim Hambacher Fest, dem Frankfurter Attentat und dergleichen*), der Kaiser Franz und sein Metternich sich zum Geschäft machten. „Ein Druck- und Pumpenwerk, welches ganz Deutschland unter Wasser setzen konnte", wurde von ihnen ausgedacht, und der Bundestag sollte es in Bewegung setzen. Was für die Einheit Deutschlands geschaffen war, wurde für das Gegentheil verwendet. Selbst auf die ständischen Angelegenheiten zu wirken sollte nach Metternichs Wort der Bundestag nicht berufen sein. Nur mit dem Schreckgespenst der überall gefährdeten Monarchie sollte er sich noch befassen und deshalb überall den Gegendruck wider die etwa zu starken Regungen der ständischen Versammlungen üben.

*) A. Schmidt, a. a. O. S. 433 ff.

Vom Innern Oesterreichs hörte man im übrigen Deutschland kaum etwas Klares und Zuverlässiges. Man wußte, daß ein unerbittliches Prohibitiv-System sowohl materieller als geistiger Waare den Zugang erschwerte, daß ein Heer von 60,000 Zollbeamten und ein nicht viel kleineres von erkennbaren und geheimen Polizei-Agenten dem Besucher Oesterreichs den Eintritt und den Aufenthalt verbitterte, daß zwischen den einzelnen in Personal-Union stehenden, nur im Kaiser zusammenhängenden „Erblanden" die Zollschranken emporstiegen, daß man sich vor offenen Urtheilen in der Gesellschaft hüten mußte, weil der Kaiser und der Polizeiminister Graf Sedlnitzky überall Kundschafter hatten, und der Erstere sich sogar das Vergnügen machte, seinem geheimen Haus-, Hof- und Staatskanzler, dem Fürsten Metternich, mit herzlichem Vergnügen zu erzählen, was er den Tag vorher von früh bis Abends gethan; man wußte, daß der Wettstreit und Kampf um die Herrschaft zwischen Aristokratie und Büreaukratie die einzige innere Bewegung des Staates war. Die wunderliche Staatsmaschinerie selbst und die Neigung des Kaisers, Alles allein zu machen und zu entscheiden, brachten eine Stagnation in die ganze innere Verwaltung, die Unzahl der Beamten erforderte schlechte Gehalte, diese führten zur Bestechlichkeit, und die Minister, sowohl Metternich als Graf Kolowrat, sein Gegner, konnten alles dies nicht ändern, weil der Kaiser „keine Veränderung!" als höchstes Gesetz seiner Regierung festhielt. Nach seinem Tode (1836) mußte freilich Vieles doch verändert werden, obgleich er es in feierlichem Testamente verboten hatte. Denn es war ja das Wichtigste in diesem Staate, die Person des Herrschers, verändert. Die Herzensgüte Kaiser Ferdinands konnte seine körperliche Unfähigkeit zu auch nur dem zehnten Theil der Arbeit, welche sein Vater Franz auf sich geladen, nicht ersetzen. Es mußte regiert werden, und es wurde durch den Erzherzog Ludwig mit den beiden genannten Ministern regiert. Jetzt war für Metternich eine Periode freierer Einwirkung, als sie der eigensinnige und mistrauische Franz zugelassen, gekommen, und in Europa war man jetzt mehr als vorher berechtigt, ihn für alles Thun der österreichischen Regierung nach Außen verantwortlich zu machen. Man wußte, daß der Kaiser, wie sein Vater und mehrere Erzherzoge den Jesuiten ergeben war, die Metternich nicht liebte, aber gewähren ließ, Kolowrat aber eher haßte und hinderte, man

konnte allmählig bemerken, daß auch eines Kaisers Testament nicht hindern konnte, daß „die Welt sich drehte" und daher doch eine Veränderung nach der anderen kam, man merkte die innere Uneinigkeit der obersten Regierenden, die Unkraft, das Gehenlassen und doch wieder das Nachgeben gegen äußere Anstöße und Einflüsse.*)

Der mächtigste dieser Anstöße kam von Preußen und seinem Zollverein, und es war nebst Lübeck gerade der Fürst Metternich, welcher demselben nachgeben wollte. Es sollte ein Anschluß an Preußen und Deutschland erfolgen, und es war gewiß eines der stärksten Motive dazu, daß Preußen, vom Bundestag bisher im Schlepptau der österreichischen Politik geführt, sich ein Gebiet in dem Zollverein geschaffen hatte, in welchem es neben Frankfurt vorbei eine einigende Macht auf die meisten deutschen Staaten übte. Diese Macht zu neutralisiren und wo möglich zu überflügeln mußte Metternichs Wunsch sein. Oesterreich schien mit einem Male Sinn für die deutsche Einheit gewonnen und die peinliche Furcht vor der Berührung mit dem Auslande verloren zu haben. Aber Metternich unterlag diesmal den Mächten, die er selbst großziehen geholfen hatte, nämlich der Trägheit und Behaglichkeit im Bleiben bei dem Bestehenden. Der Charakter des österreichischen Staates hatte sich abermals behauptet. Und zwar zum Glücke Deutschlands, in welches Oesterreich mit Ungarn und seinen italiänischen Ländern durch den Zollverein aufzunehmen, doch die größten Bedenken gehabt hätte. Ob aber diese Bedenken bei der Zuneigung der süddeutschen Staaten zu Oesterreich, bei der gemüthlichen Stimmung Friedrich Wilhelm IV. in Preußen für möglichste Gemeinschaft mit dem Kaiserstaat, zu ihrem vollen Gewichte gekommen wären, ist sehr fraglich. Wie in diesen Bestrebungen auf dem Gebiete der Handelspolitik, so erwies sich Oesterreichs Abhängigkeit von Preußen auch dadurch, daß die frische politische Regung des preußischen Staates unter seinem neuen Könige (seit 1840) auch in dem Kaiserstaat die Lebenspulse stärker klopfen machte. In der Litteratur gab sich der freiere Athem kund, der von Preußen ausging, und demselben Einflusse glaubte man die in den niederösterreichischen und anderen Ständen auftretenden oppositionellen Bewegungen zuschreiben zu müssen. Verkürzung der

*) A. Schmidt, S. 520—533 in trefflicher Darstellung.

Militairdienstzeit, Ablösung feudaler Lasten, Veröffentlichung des Staatshaushaltes, Fürsorge für den Landmann und den Arbeiter und so manches Andere wurde jetzt zu Forderungen, welche die öffentliche Meinung trug. Kaiser Franz lebte nicht mehr, Kaiser Ferdinand regierte nicht selbst; die es an seiner Statt thaten, ließen sich durch diese Meinung zu Concessionen drängen, die aber ohne klares Princip Einzelnes gewährten. Nur Metternich, dessen Stellung immer deutlicher eine conservative aber nicht absolutistische wurde, hatte die geistige Klarheit, der preußischen Bewegung folgend, eine ständische Verfassung der Provinzen und des gesammten Staates für möglich und heilsam zu erklären und auf ihre Errichtung zu dringen. Aber er drang nicht durch, vielleicht weil Oesterreich sein Schicksal erfüllen, weil der wirkliche Absolutismus, wie er von Kaiser Franz auf den regierenden Erzherzog Ludwig vererbt war, erst seine ganze Unfähigkeit offenbaren sollte. Preußen aber war doch auch für Oesterreich der maßgebende und Impuls ertheilende Staat geworden. Es war eine seltsame Erscheinung, daß, wie Preußen in Deutschland, so der Papst in Italien die Fahne des nationalen Staates erhob, jenes freilich auf historischem Grunde, dieser in idealistischer Verkennung der Nation.

So stand es in Oesterreich; die allgemeine Stimmung in allen Provinzen forderte Reformen, lechzte nach Freiheit, Metternich wollte sanft übergehendes allmähliges Einlenken in die Strömung, die hochwogend von Preußen durch Deutschland ging, der Erzherzog Ludwig war ihm entgegen, und hinter ihm standen andere, besonders weibliche Glieder der Kaiserfamilie, die nichts von diesem abschüssigen Wege hören wollten, und die, weil er ihren kirchlich-jesuitischen Absichten die Spitze geboten, den mächtigen Minister entfernt wünschten. Da krachte das Gewitter im Februar 1848 in Paris los, und die feige Angst um die Dynastie schleuderte jenen hohen Kreis in die heftigste Bewegung. Aufs Schnellste sollte nun die Verfassung mit aller Freiheit fertig sein, aber schwerlich ohne den Hintergedanken, was man gegeben, auch wieder nehmen zu können. Jetzt war Metternich der Stein des Anstoßes, denn in dieser gewaltsamen Weise, so abgenöthigt, wollte er die Reform nicht. Aber sie kam, sie ging über ihn hinweg und nicht, ohne den Metternich des Wiener Congresses, und seinen, wenn die Wogen mächtig andrangen,

schwach nachgiebigen Charakter nochmals der Welt zu zeigen. Er hatte sich zu abgezwungenen Concessionen Schritt für Schritt herbeigelassen, und ihm war nicht vergönnt, den Ruhm der Consequenz und Charakterstärke mit in seine Verbannung zu nehmen. Mit ihm aber war auch der Bann von Deutschland gewichen, der seit Jahrzehnten so Vielen imponirt hatte, und es war an der Person wie am System die innere Unkraft offenbar geworden, welche die Herzen der Deutschen von Oesterreich ab und zu Preußen hingewendet hatte.

Wie ganz anders dessen Geschichte in demselben Zeitraum. Auch an seine Pforten schlug der Hammer der Juli-Revolution, und zwar bei seiner Nähe mit größerer Kraft. Aber es hatte nicht die Furcht um die Monarchie, wie sie Metternich umspukte, nicht die Angst vor allem Neuen, wie sie Kaiser Franz quälte. Auch hier war ein Herrscher an der Spitze, der sich selbst und mit Einsicht an dem Leben seines Staates betheiligte. Aber er hatte kein Ungarn und Italien zu hüten, auch keine Reichserinnerungen zu schützen. Vielmehr war das Erbgut seiner Ahnen das Leben mit dem Volke und für den Staat und der Fortschritt in allem, das diesen festigte und zugleich beweglicher machte. Auch hier war ein frommer Herrscher, aber es war nicht der Charakter seiner Frömmigkeit, die mit großem Unrecht „mönchisch" genannt worden ist, sich fremdem Einfluß zu unterwerfen und doch zugleich die Religion als Mittel des Staates zu verwerthen. Er war evangelischer Christ im vollen Sinne des Wortes, der mit weitherziger Liebe auch seine katholischen Unterthanen ansah, auch die verschiedenen Formen und Farben des Protestantismus gelten ließ. Er stand in persönlichem Verhältnisse des Gebetes zu seinem Gott und baute auf seine Gnade und Hilfe. Darum konnte er auch in neuen Gedanken und Formen des Staates keine Gefahr sehen, sondern prüfte sie ruhig und scharf nach ihrer wahrscheinlichen Wirkung. Die Monarchie war auch ihm die einzige zulässige Ordnung, und er wußte sich vor Gott verpflichtet, sie nicht durch revolutionäre Bestrebungen schwächen zu lassen. Seit seines Freundes des Kaisers Alexander Hinscheiden (1826) war wohl er es allein von den drei Monarchen, welcher die Idee der heiligen Allianz noch festhielt. Denn Kaiser Nikolaus von Rußland war zu sehr ausschließlich Grieche von Bekenntniß und Russe

von Art, zu sehr militärisch-despotischer Selbstherrscher, um dieser Idee einen Cultus zu weihen, und in Oesterreich war sie längst zum Absolutismus entartet. Es ist wahr, auch Friedrich Wilhelm III. war von den Anschauungen nicht unberührt, welche Metternich als herrschende Grundgesetze der Politik betrachtete. Er ging daher in dessen Behandlung der europäischen und insbesondere der deutschen Politik ein, und es ließ sich nicht läugnen, daß er sich am Bundestage gefallen ließ, von Oesterreich die Verhandlungen nicht blos der Form nach geleitet zu sehen. Es ist ferner richtig, daß in den letzten zehn Jahren seines Lebens der alternde König gern dem nahe verwandten energischen Herrscher Rußlands beitrat und die engste Verbindung zwischen Preußen, Rußland und Oesterreich (in seinem Testamente an den Nachfolger) als das Heil Europa's bezeichnete zu einer Zeit, in welcher diese Allianz dem innersten Wesen nach bereits gelöst und ihre Erneuerung in der alten Weise unmöglich geworden war. Er betrachtete, noch von seinen großen Erinnerungen beherrscht, Rußland gewissermaßen als die Schutzmacht des deutschen Staatenbundes, er hielt eine Entzweiung Oesterreichs und Preußens bis zum Kriege für unmöglich und für das größte denkbare Unglück. Bei all diesen conservativen Gesinnungen konnte er, als Rußland mit der Türkei kriegte, den Frieden von Adrianopel vermitteln, und Oesterreich konnte durch Preußen erlangen, was es suchte, ja Preußen diente geradezu den Interessen Oesterreichs*), ohne sich von Rußland zu entfernen. Aber weil dies auf redliche Weise und ohne der Pflicht gegen Deutschland zu entsagen, geschah, so konnte derselbe König in seinem Lande dem Fortschritt huldigen, wie man in Oesterreich nicht von ferne daran dachte. Es ist wahr, daß diese innerlich nicht zusammenhängende Politik Preußen immer mehr in dem Vertrauen Deutschlands schädigte und insofern auch herabwürdigte, als Andere klarer zu sehen meinten, denn die Führer der preußischen Politik, in welchem Maße Oesterreich doch nur für seinen eignen Vortheil sorgte, indem es eine süddeutsche und mitteldeutsche Oberherrschaft anstrebte. Es war aber doch ein zu schnelles Urtheil, wenn man Preußen als den bloßen Diener Metternichs

*) S. Europ. Pentarchie. S. 206 ff., wo die Opfer Preußens für Oesterreich genannt sind.

schmähte. Es lag nicht sehr fern, daß England und Frankreich sich einigten und daß ein neuer Revolutionskrieg, diesmal von den Mächten des Volksstaates begonnen, ausbrach. In diesem Falle war Rußland im fernen Hintergrund, und nur ein festes Bündniß Preußens und Oesterreichs konnte den Frieden sichern und hat ihn gesichert. Man erinnere sich an den Kriegslärm des Herrn Thiers. Allerdings eine sonderbare Erscheinung bot dieses Preußen der dreißiger Jahre in der Beherrschung der politischen Dinge durch ein philosophisches System dar, durch ein solches, das mit der Miene des für alle Zeit fertigen Abschließens der Weltgeschichte sich anmaßte, die allmächtige Formel, wie für die Natur, so auch für den Staat entdeckt zu haben. Man ließ sich dadurch nicht warnen, daß derselbe Hegel, welcher 1805 bewiesen hatte, daß es mehr als sieben Planeten in unserm Sonnensystem nicht geben könne, doch hernach durch die Thatsache widerlegt und dadurch nicht einmal aus der Fassung gebracht wurde. Man fand Beruhigung in der etwas ältlichen Betrachtungsweise, und die Beamten-Hierarchie Preußens nahm es nicht übel, daß das Jenseits zum Diesseits, der Himmel zum Staate und zwar zum monarchischen, zum absoluten Staate herabdemonstrirt wurde. Der preußische Staat schien fertig zu sein, und die Hegel'sche Philosophie gab ihm das Recht sich im Namen des Weltgeistes für fertig zu halten. So war in Berlin dieselbe Idee wie bei Kaiser Franz in Wien zu finden, daß nichts wesentlich Neues mehr kommen dürfe. Aber „die Welt drehte sich" in Berlin wie in Wien trotz kaiserlicher und philosophisch-absoluter Decrete, und das Neue war lebendig und sprudelnd schon da in dem geistvollen Thronfolger. Aber auch der König selbst blieb nicht stehen. Er herrschte nicht wie sein Nachbar Franz über lauter Einzelne, mit denen er sich patriarchalisch einließ und denen er Gnaden ertheilte, sondern er regierte ernst, still und wortkarg, aber ringend und arbeitend, ein Volk, das er sich von Gott zugewiesen wußte. Auch er ging von der Erhaltung des Bestehenden aus, aber er wußte, daß Erhalten immer Schaffen und Erneuern ist. Er hatte schon seit 1808 und auch seit 1815 seinen Staat entwickelt, hatte ihn volksthümlicher gestaltet, ohne im Geringsten für seine Person die Volksthümlichkeit zu suchen oder zur Schau zu tragen. Es mochte ihm Manches schwer werden, aber das Gebot

der Pflicht für sein Volk galt ihm Alles und half auch, wenn langsam, doch sicher, zu schweren Entschlüssen. Wir haben schon gesehen, welche Mächte von Außen und von Innen den König geschreckt, daß er mit den ständischen Ordnungen langsam vorgegangen war und sie knapp und dürftig gestaltet, eine Gesammt-Vertretung aber, das Ideal des Kronprinzen, bisher versagt hatte. Desto entschiedener schritt er in der Entlastung des Verkehrs, in dem Ringen nach dem Zollverein fort. Erst fielen die inneren Schranken, dann wurden kleinere Staaten angeschlossen, hierauf mit unsäglicher Geduld der kurzsichtige, kleingeistige, grimmige Widerstand von Außen besiegt, endlich der Kampf mit Oesterreich über den Zollverein aufgenommen, das in demselben nur ein Hinarbeiten auf deutsche Einheit sah. Die polizeilichen Maßregeln gegen die Revolution seit 1830 hat Preußen sich gegen die Freiheit seines Weitergehens im Zollwesen abkaufen lassen und dadurch Deutschland einen großen Dienst gethan. Es war eine Plackerei, die auch Einzelne schwer traf, aber sie mußte durchgelebt und überlebt werden und mußte schließlich von selbst verschwinden. Im Jahre 1834 war der deutsche Zollverein von der Ostsee bis an die Alpen ausgedehnt. Einen stilleren Gang hielten neben diesen Arbeiten die ständischen Angelegenheiten. Eine ganze Reihe wichtiger, die innere Wohlfahrt der Provinzen fördernder Berathungen, Anträge, Beschlüsse und Thaten gingen von den Provinzialständen aus, und sie durften in dieser Hinsicht die Vergleichung mit den öffentlichen und mit mehr Lärm verhandelnden kleinstaatlichen „Kammern" nicht scheuen.*)

Wie Preußen von vorurtheilsfreien und weiterblickenden Männern zu Lebzeiten Friedrich Wilhelms III. angesehen wurde, dafür spricht am stärksten das Wort des Süddeutschen Paul Pfizer.**) Er sagt: „Man denkt sich Preußen als ein Land, das einer unermeßlichen Kaserne gleicht, mit keinem andern Triebrad als Subordination, und die Gedanken selbst dem Volke wie eine Parole vorgeschrieben. Dagegen läßt die lange Gewohnheit, bei allen Welthändeln entweder den gezwungenen und nicht einmal mitzählen-

*) Lancizolle, a. a. O. S. 22 ff.

**) Zuerst in seinem: „Briefwechsel zweier Deutschen", hernach in seiner Schrift: „Gedanken über Recht, Staat und Kirche." Stuttgart, 1842. 2 Bde. in Bd. 2, S. 145 ff.

„den Mitspieler oder den bloßen Zuschauer zu machen, die anderen „Deutschen nur zu oft vergessen, wie viel mehr als sie bei alle„dem Preußen dennoch geleistet hat, indem es mit einheimischen „Gesetzbüchern, mit Selbständigmachung des Bürger- und Bauern„standes, mit einer volksthümlicheren Einrichtung des Heerwesens, „mit Hebung des Volksunterrichts dem übrigen Deutschland voran„gegangen, bei dem Befreiungskampfe gegen Napoleon das Haupt„gewicht in die Wagschale der Entscheidung gelegt, zu den hierauf „entstandenen Repräsentationsverfassungen den geistigen Anstoß ge„geben und neuerlich den deutschen Zollverein gegründet hat." Nur in dem unbeschränkten Königthum, in dem Mangel constitutioneller Ordnungen sieht er den Grund der Unfähigkeit Preußens, sofort an die Spitze Deutschlands zu treten und den belebenden Strom von sich ausgehen zu lassen, der die Einheit und Kraft Deutschlands schaffen werde. Mit völligster Klarheit beurtheilt er das Wesen der österreichischen Monarchie, welches es ihr unmöglich mache, an der Spitze des einigen Deutschlands zu stehen. Er fährt fort: „Ohne „Preußen ist Deutschland nichts, in Preußen liegt zur Zeit der „Schwerpunkt deutscher Einheit; aber was ist auch Preußen ohne „Deutschland? Ein von übermächtigen Nachbaren in West und „Ost bedrohter, von einem stärkeren Bundesgenossen eifersüchtig „überwachter Staat, der nur durch künstliche Anspannung aller „Kräfte sich behauptet. Preußen hat zwar eine deutsche Bevölkerung, „welche die Oesterreichs nahezu um das Doppelte übersteigt, und ist „nach seiner land- und völkerschaftlichen Zusammensetzung die erste „deutsche Macht, aber nur wenn man seine auseinandergezogenen „und durchschnittenen Glieder als das Band betrachtet, welches „Deutschland zu umfassen und zusammenzuhalten bestimmt ist, nur „in Gemeinschaft mit dem übrigen Deutschland hört Preußen auf, „das Bild eines unmöglichen Staates auf der deutschen Länder„karte darzustellen. Preußen ist, wie sogleich sein Anblick zeigt, „ein kaum ausgewachsener, sondern nur noch im Werden und Wachs„thum begriffener Staat." Nachdem der geistreiche Mann sich dann über die Sünde Preußens ausgesprochen, daß es die Wiederherstellung Polens unterlassen, und dadurch gezeigt hat, wie getrübt doch auch sein Blick noch durch historische und politische Vorurtheile war, fährt er fort: „Als Macht des Fortschritts und als werdende Großmacht

„errang Preußen seine europäische Stellung; einmal stabil geworden, „hat es seine Rolle unter den Weltmächten ausgespielt, und das „conservativ-reactionäre Bündniß mit Oesterreich und Rußland ist „das sicherste Mittel Preußen die Rolle, zu der es berufen ist, ver„gessen zu machen." Er wirft allerdings Preußen seine damalige Selbstbewunderung und sein Pochen auf die Vortrefflichkeit seiner Verwaltung vor, worin er nach dem Obigen nicht durchaus im Unrecht war, wobei er aber auch die Antwort Montesquieu's auf die Frage nach der besten Staatsverfassung vergaß, nämlich, daß es die „bestverwaltete" sei. Ihm ist allerdings die damalige heißgierige Frage nach Constitutionen auch seine erste. Aber er kann es nicht lassen, immer von neuem zu wiederholen, daß „auf Preußen das „Schicksal Deutschlands stehe, daß es den natürlichen Schwerpunkt „und Kern von Deutschlands Macht und Einheit bilde, daß es in „Deutschland eine materielle Stärke zu schöpfen habe, die es erst „den übrigen Mächten ebenbürtig mache, daß es nur durch die „Macht der freisinnigen und nationalen Ideen eine friedliche Er„oberung machen könne, daß der Zollverein nur ein materielles, „nicht ein organisches Band, nicht ein Bund auf Tod und Leben „sei." Das letzte Wort dieses edlen Todten war und blieb: „Deutsch„land geeinigt unter Preußens Führung!"

Daß auch in Preußen selbst für die Einigung Deutschlands der ernste Wille nie erstarb, ließen die Leistungen dieses Landes unter Friedrich Wilhelm III. für die Behütung der deutschen Grenzen diejenigen wahrnehmen, welche von dergleichen Dingen Kunde erhielten. Es ist bekannt, daß Bundesfestungen errichtet, ein Bundesheer organisirt werden sollte, und daß beides geschah, aber unter unsäglichen Schwierigkeiten, die Preußen hauptsächlich zu überwinden hatte. Die kleinen und Mittelstaaten entzogen sich, wo sie immer konnten, den Leistungen an Geld und Mannschaft, aber auch, wo das Geld von der französischen Kriegscontribution beim Banquier bereit lag, brauchte es fünf und zwanzig Jahre Streit über die Frage, wo in Süddeutschland eine Bundesfestung gebaut werden sollte. Erst Preußens Großmuth, welche zwei Festungen statt einer vorschlug und für beide zu zahlen anbot, führte zum Ziele. Und mit dem Opfer von Millionen auf Millionen hat sich Preußen nur die Nachrede erobert, daß es sich überall einzudrängen, überall geltend

zu machen trachte. Ganz in der gleichen Weise strebte Preußen, freilich in seinem eigenen Interesse, aber auch in dem des übrigen Deutschlands, nach Vertheidigung der Küsten durch Befestigungen und Kriegsschiffe. Es wollte auch hier mehr leisten, als es nöthig hatte. Aber es wurde zurückgewiesen. Die Eifersucht der Mittelstaaten ließ es zu nichts kommen. In der That war die preußische Arbeit für die Behandlung Deutschlands als Eines Ganzen weniger wohlfeil, als die Vorwürfe, daß es dafür nicht genug gethan.*)

Als im Jahre 1840 Friedrich Wilhelm IV. seinem edlen Vater auf dem Thron folgte, da erwachte ganz Deutschland zu neuer Hoffnung. Man kannte den reichen, hoch und vielseitig gebildeten Geist, die reine und selbstlose, dem Heil seines Volks und Deutschlands, die er für unzertrennlich hielt, zugewandte Gesinnung und die erleuchtete Frömmigkeit des neuen Königs, die diesem Allem die höhere Weihe gab. Sein Geist, seine Bildung, seine Freisinnigkeit waren allgemein bekannt, über seine religiöse Richtung wurden die albernsten Urtheile gesprochen und nachgeredet. Die Worte, welche er bei der Huldigung und anderen Anlässen sprach, flogen durch Deutschland, und man hoffte auf ihn, wie auf einem politischen Erlöser. Freilich blieb er zunächst den Wegen seines Vaters treu, indem er die ständische Frage unter den Gesichtspunkt allmähliger Entwicklung stellte. Er war, wie selten ein König, von geschichtlichem Bewußtsein durchdrungen und getragen. Er kannte, mehr noch als Friedrich der Große, die Geschichte seines Hauses und seines Volkes, und diese lehrte ihn, daß die Herrscher aus dem Hause Hohenzollern die Schöpfer und geistigen Erzeuger ihres Volkes waren, nicht aber von diesem erst zu seinen Herrschern erhoben wurden. Er verstand auch, die Geschichte des habsburgischen Hauses mit der des hohenzollernschen zu vergleichen und zog daraus den unerschütterlichen Grundsatz, nie seinem Volke zu fehlen und

*) Wer sich nachträglich über die hier einschlagenden Thatsachen unterrichten will, der lese die treffliche Flugschrift: Ein preußisches Wort. Berlin, 1864. 3. Aufl. namentlich von S. 25 an. Besonders aus dem Gebiete der Bundeskriegsverfassung sind hier Thatsachen, die theilweise wenigstens schon der Regierung Friedrich Wilhelms III. angehören, zusammengestellt. Das Meiste und Bedeutendste gehört allerdings erst der Regierung Friedrich Wilhelms IV. an.

nie von den Theorien der Zeit, wenn sie auch in Preußen von einer Souveränetät des Volkes reden wollten, sich täuschen zu lassen. Er kannte die gewissermaßen hausväterlichen prosaischen Anfänge des brandenburgischen Staates und fand ihr Beispiel, bei seinem hohen poetischen Geistesfluge, nothwendig auch für seine Regierungswege.*) Er sah die gesunde Weise, in welcher der große Kurfürst die ihm aus dem weltgeschichtlichen Kampfe des dreißigjährigen Krieges zugefallenen Trümmer mit seinem Staate innerlich zu verschmelzen wußte, und die Sammlung der Kräfte unter den Flügeln des Königsadlers. Er wußte, daß die Königskrone ein Wort der Zukunft war, dem die unaufhaltsame Zersetzung des römisch-deutschen Reiches seit der Reformation seinen wahren Inhalt gab, und dem alles Sammeln und Ueben, alles Erobern und Festhalten des vorigen Jahrhunderts erst folgen konnte. Mit allen diesen Anschauungen der Geschichte erfüllt, ergriff Friedrich Wilhelm IV. dennoch alle Gedanken der Neuzeit mit seiner frischen, stets jugendlichen Seele und wußte sie mit den festen Wurzeln der Geschichte verwachsen zu lassen. Er war im vollen Sinne des Wortes ein liberaler Herrscher, aber ein Herrscher wollte er sein und war es. So sehr ihm zugleich mit den Ahnen seines Hauses auch die großen Kaiser der Sachsen- und Staufenzeit, selbst noch das Bild eines Maximilian I. in der Seele lebten, so war er doch zur Erweiterung des Staates durch die Gewalt der Waffen nicht hingeneigt. Vielmehr mochte ihm Friedrichs des Großen kriegerisches Ringen und Siegen als eine für den preußischen Staat einmal eingetretene Nothwendigkeit gelten, die ihm seine Stelle in Europa für immer behauptete, die sich aber kaum wiederholen dürfe, weil bei der deutschen Natur desselben weder eine Eroberung in Deutschland, noch — da sie dann nur slawischen Ländern gelten konnte — in Rußland oder Oesterreich, in seinen Interessen läge, nach Westen zu aber vollends

*) Vergl. K. F. Z. Trahndorff: Ueber den Geist des Hauses Hohenzollern und die weltgeschichtliche Bedeutung des preußischen Staates. 3. Aufl. Berlin 1863. S. 30 ff.

S. Stern: Habsburg und Hohenzollern. Oesterreich und Preußen in ihrem Verhältnisse zu Deutschland und zu den Interessen der deutschen Nation. Berlin, 1860, wo S. 77 f. die Einheit der Bestrebungen des hohenzollerischen Hauses unter den fast regelmäßigen Wechseln im Charakter der Fürsten dargestellt wird.

kein anstoßendes Gebiet deutscher Zunge dazu einlade. Nur Schleswig-Holstein konnte in dieser Hinsicht eine offene Stelle sein. Wenn auch diese Anschauung eine irrige war, so erklärt sie doch die friedliche Neigung eines Königs, dem ein englischer Schriftsteller mit Unrecht eine „zittrige" Hand zuschreibt, weil er dieselbe mehrmals, kaum ans Schwert gelegt, wieder zurückzog. Ihm war die Schwierigkeit, zu durchschlagenden Entschlüssen zu kommen, die man bei Männern von sehr weitem Horizonte nicht selten findet, eigen. Er ergriff Ideen mit praktischer Aussicht rasch und begeistert, aber er erwog ruhig und allseitig ihre Bezüge und die möglichen Folgen ihrer Durchführung.

Durch die starke Anregung, die seine ersten Ergießungen sowohl den zum Handeln geschaffenen Organen als auch der öffentlichen Meinung gaben, war oft der halbe Weg zur Ausführung durchlaufen, ehe er selbst über dieselbe entschieden zu haben meinte. Wenn er nun von ihr zurücktrat, so erschien er als schwankend in seinen Entschlüssen, ohne es wirklich zu sein. Nur auf kirchlichem Gebiete hatte er unabänderliche Ueberzeugungen, auf die wir später zu reden kommen werden*). Auf dem Gebiete des Staates theilte er mit seinem verewigten Vater die Ansicht vom Volke, welcher dasselbe als ein Ganzes, und zwar als ein berechtigtes Ganzes ansah. Doch ging seine Erkenntniß offenbar tiefer, als die seines Vorgängers. Das Volk stand ihm nicht wie ein vom Fürsten geschiedenes Ganze vor Augen, sondern wie ein organisch lebendiger Complex, welcher den Fürsten und sein Haus als das edelste Glied, als das leitende Organ einschloß**). Ihm war daher der Gedanke ein unerträglicher, daß, wie in den constitutionellen Theorien, in diesen freilich nur im Gegensatz des selbstsüchtigen Königthums, geschah, Fürst und Volk als zwei sich fremde Mächte einander gegenüber treten und eines Vertrags, einer Ausgleichung und sorgsamer mistrauischer Abgrenzung ihrer Rechte bedürfen sollten. Erst nachdem die Könige in der despotischen Weise

*) Wir haben auch über Friedrich Wilhelms III. kirchliche Stellung und Wirken zu sprechen vermieden, weil wir später einen eigenen Abschnitt dieser wichtigen Sache widmen werden.

**) Diese Darstellung entnimmt der Verfasser aus zahlreichen mündlichen Unterredungen mit dem verewigten Könige.

eines Ludwig XIV. das Volk als blos für den König vorhanden, ihn als den Herrn und Besitzer des Landes und der Leute betrachtet hatten, kam der Gedanke auf, es möchten wohl die Millionen ein eben so eigenes Existenzrecht haben, wie das Fürstenhaus, welches durch wohlbekannte geschichtliche Vorgänge im Laufe der Zeit an ihre Spitze gelangt war. Erst aus diesem wohlberechtigten Zweifel an dem Alleinrecht der Herrscher, an dieser Karrikatur des wahren Sinnes eines Königthums von Gottes Gnaden*), erwachte der immer weiter dringende Geist der Verneinung, und aus ihm wurde dann die alberne Idee des Gesellschafts-Vertrags geboren, durch welchen Volk und Herrscher zusammenkämen. Gegen diese, wenn auch gemilderte, Vorstellung schleuderte der geistreiche König seine Blitze, von ihr sagte er sich mit jenem berühmten Worte vom „Blatte Papier zwischen ihm und seinem Volke" los. Daß er aber damit nicht dem Despotismus, auch nicht dem Absolutismus das Wort reden wollte, weiß Jeder, der seine langjährigen Bestrebungen auf dem ständischen Gebiete, seine begeisterte Ueberzeugung von der Nothwendigkeit einer Gesammt-Vertretung kannte.

Also nicht der Verfassung überhaupt, sondern nur dem Abklatsch der französischen von 1789, was doch die von 1815 an so heiß begehrte fast ausnahmslos war und sein sollte, war der König mit voller Entschiedenheit entgegen. Er wollte ein nicht blos militärisch organisirtes, sondern ein innerlich politisch gegliedertes Volk, das aber in einem starken Königthum, dem der preußischen Geschichte, seinen Abschluß habe. Niemand hatte mehr Sinn für die lebendige Gliederung des Volkslebens, mit Selbstregierung in den Gemeinden, Niemand war der bureaukratischen Allwissenheit der geschulten Beamtenregierung so abhold wie er. Aber auch er hatte die Besonnenheit, nicht rasch zu überstürzen, er fühlte sich durch seines verewigten Vaters Mahnung zum Bündniß mit Rußland und Oesterreich gebunden, bis er selbst in St. Petersburg und in Coblenz (mit Metternich) fand, daß dieses unbedingte Bündniß unmöglich geworden, weil beide Bundesgenossen seinen Drang

*) Diese Bezeichnung war überdies bei Pipin dem Hausmeier, als er die fränkische Krone übernahm, gerade dem historisch ererbten Königthum entgegengesetzt.

zur freien Organisation nur als „Concession“ an den revolutionären Zeitgeist zu verstehen vermochten. Er mußte seinen Weg allein gehen und ging ihn.

Die ständischen Ausschüsse, also eine Art stehender Landstände, waren ein bedeutender Fortschritt auf der Bahn der Mitregierung des Volkes; die polnische Nation tröstete der König mit dem Schutze ihrer Sprache in seinen Landen. Er hatte bei der Huldigung in Königsberg und Berlin Worte gesprochen, die viel erwarten ließen. Er sprach bei der Grundlegung des Dombaues zu Köln am Rhein die denkwürdigen Worte: „Hier, wo der Grundstein liegt, dort mit jenen Thürmen zugleich, sollen „sich die schönsten Thore der ganzen Welt erheben. Deutschland „baut sie — so mögen sie für Deutschland durch Gottes Gnade „Thore einer neuen, großen, guten Zeit werden. Der Geist, der „diese Thore baut, ist derselbe, der vor 29 Jahren unsere Ketten „brach. . . . Es ist der Geist deutscher Einigkeit und Kraft. Ihm „mögen die Kölner Dompforten Thore des herrlichsten Triumphes „werden! Er baue! Er vollende! Und das große Werk verkünde „den spätesten Geschlechtern von einem durch die Einigkeit seiner „Fürsten und Völker großen, mächtigen, den Frieden der Welt „unblutig erzwingenden Deutschland, — von einem durch die Herr„lichkeit des großen Vaterlandes und durch eigenes Gedeihen glücklichen „Preußen!“ Diese Worte hallten in Deutschland wieder. Man wußte, daß der König den Entwurf einer constitutionellen Verfassung selbst unter der Feder hatte. Da erhob sich Alles, was in Europa einer solchen entgegenstand, und in Preußen selbst gab es kaum zu überwindende Hemmungen. Und dennoch wurden sie überwunden, und der vereinigte Landtag, ein nicht zu verachtendes Werk, eine weit reichende Verfassung erschien (1847). Der König redete klare, unzweideutige Worte über den Sinn, in welchem er stets ständischen Ordnungen zugethan gewesen, in welchem allein er sie seinem Volke wünsche und entwickeln werde. — Preußen stand durch diese Schritte von neuem, wie 1815, an der Spitze Deutschlands, und je kühner und entschlossener Rußland und Oesterreich gegenüber der Schritt war, den der König gethan, desto höher mußte der Glanz seines Thrones leuchten. Auf den Gebieten der inneren und der äußeren Politik hatte Friedrich Wilhelm IV. bis dahin sich als den Fürsten gezeigt, unter dessen Führung die Einheit und Größe Deutschlands

erreicht werden könne. Auf allen Gebieten des geistigen Lebens war es unter seiner Führung jedenfalls auf eine von keinem anderen Lande erreichte Höhe emporgestiegen.

Der König, welcher bei seinem Regierungsantritt die Bande der Märtyrer deutscher Einheit und Freiheit, eines E. M. Arndt und Jahn, und die Kerkerpforten der in politische Irrthümer geführten Jugend geöffnet hatte, durfte wohl sich des „bloßen Anblicks eines österreichischen Rockes" freuen, als er am Rhein den Erzherzog Johann zärtlich begrüßte. Ihm war es erlaubt, noch erst der Täuschung sich hinzugeben, als sei die Einheit Deutschlands möglich unter Mitwirkung des Hauses Oesterreich. Um seinen Sinn für „das ganze Deutschland" zu beurkunden, rief er zuerst die Dichter, die Philosophen, die Sprachforscher, die Geschichtskundigen Deutschlands an seinen Hof, stiftete den Orden für die Auserwählten deutscher Nation in der Wissenschaft, verordnete (1843) die Feier des tausendjährigen Bestehens des deutschen Reiches seit dem dasselbe von Frankreich sondernden Vertrage von Verdun, ließ die Quellen deutscher Geschichte in einer Allen zugänglichen Fassung fließen. Wer nur immer diese einzelnen Thaten und Schritte mit den beredten Worten des Königs zusammenzufügen verstand, dem mußte sich mit leuchtender Klarheit die Ueberzeugung aufdrängen: Dieser Fürst will die Einheit Deutschlands, er will sie mit festem Willen, mit feuriger Seele, und er steuert auf sein Ziel mit klarem Haupte und fester Hand, aber er strebt ihm zu mit der frommen Gesinnung, die nichts thun will ohne die alten Bundesgenossen. Schon damals gab es Einige, die in seinem edlen, selbstverleugnenden Sinne, der sich nicht entschließen konnte, die eigene Kraft rücksichtslos zu gebrauchen, den Hauptfeind der besten Absichten des Königs erkannten.

Die Wahl zwischen Oesterreich und Preußen konnte nicht zweifelhaft sein, wenn es sich um die Einheit Deutschlands handelte. Denn für diese war Friedrich Wilhelm IV. unausgesetzt thätig gewesen. Die herrschende Stimmung in Deutschland traute ihm Solches kaum zu. Und doch war die Einheit des großen nationalen Vaterlandes so sehr das politische Ideal seines ganzen Jugendlebens gewesen, daß ihm bei allem Schmerz um die Unfähigkeit Oesterreichs, dieselbe zu gestalten und zu leiten, alte Anhänglichkeit sogar nicht selten

das klare Urtheil über diesen Staat und sein Fürstenhaus trübte. Hätte er die unerbittliche Klarheit Friedrichs des Großen in dieser Hinsicht besessen und angewendet, wie bittere Enttäuschungen wären ihm erspart geblieben! Es war die Macht, welche die Geschichte über ihn übte, die ihn den Beruf Preußens nicht in ganzer Schärfe fassen ließ. Er erkannte ihn, aber es war seinem edlen Gemüthe ein unerträglicher Gedanke, daß dieser Beruf in seiner letzten Spitze zu der Aussicht führte: Preußen an der Stelle Oesterreichs. Ein Verdrängen Dessen, der wenigstens eine lange Tradition für sich hatte, von seiner Ehrenstellung schien ihm seiner unwürdig. Wir wollen es nicht leugnen, es war ein Fehler, ein Irrthum des geschichtlichen Urtheils, unter dem der herrliche König litt. Die Macht der Geschichte ist nicht allein, ja nicht hauptsächlich in dem zu suchen, was zu jeder Zeit auf Grund langer Ueberlieferung besteht. Die Ueberlieferung hat überhaupt nur so lange Werth und Gewicht, als sie das Bestehen lebendiger Wurzeln des Ueberlieferten bezeugt. Sind diese Wurzeln alle, oder doch die stärksten abgestorben, so kann doch der Baum noch lange stehen, während neben ihm längst ein neues Gewächs in gewaltigem Leben treibt und ihm immer mehr Saft und Kraft entzieht. Dieses neue treibende Element in der Geschichte als deren wirkliche, zukunftreiche Gestalt anzusehen, wird oft denen schwer, welche sich in die Betrachtung des stolzen Gewächses der Jahrhunderte mit Lust vertieft haben, um so schwerer, weil auch wildes Gestrüpp falscher, der Vergangenheit fremder, also ungeschichtlicher und eine Zukunft nicht gewährender Vegetation nach allen Seiten aufschießen kann, und weil im Anfange das Echte, Dauernde, von Gott Gepflanzte von diesem unheimlichen Gezweige und Gewurzel schwer zu unterscheiden ist, so schwer, wie in dem Gleichnisse Christi das Unkraut vom Weizen. Nicht Alles ist geschichtlich begründet, was in der Geschichte eine Weile sich umgetrieben hat. Von dieser wahren Erkenntniß durchdrungen konnte Friedrich Wilhelm IV. einerseits das volle geschichtliche Recht seines preußischen Staates nicht verkennen, nicht aufgeben, und doch mistraute er den scharfen Folgerungen daraus, welche dem von ihm hochgehaltenen Kaiserbaum Oesterreichs den Fall drohten. Doch vermochte er diese Folgerung noch eher zu ertragen, als das Mistrauen, daß das Emporstreben Preußens ein

revolutionäres, dem Dschungel der „wildwachsenden Aufwiegelei" verwandtes, daß es das Uebergreifen des eingebildeten Emporkömmlings sei. Wie oft hat sein echt liberaler und doch so conservativer Geist an diesen Schwierigkeiten gearbeitet und bald sie überwunden, bald auch die Entscheidung dahingestellt sein lassen, bis die von Gott gewollte Stunde sie bringe, inzwischen aber das sittlich und politisch Nothwendige mit großem Ernste verfolgt.

Zu dem letztern gehörten seine ernsten Bemühungen um die deutsche Bundeskriegsverfassung, ohne welche das Einzige, was der Bund wirklich Einheitliches hatte, zum Schein herabsank. Man kann sagen, daß Friedrich Wilhelm IV. an den idealen Voraussetzungen Preußens in Bezug auf das übrige Deutschland noch festhielt, nachdem sie längst (schon 1815) an der Gesinnung der deutschen Bundesgenossen Preußens (Baiern, Hannover u. s. w.) Schiffbruch gelitten hatten. Die Vorenthaltung Sachsens war der redende Beweis davon. Ostfriesland und die fränkischen Markgrafschaften waren hingegeben, und der Ersatz an Land und an gemeinsamer Kraft war ausgeblieben. War es aber nicht gerade eine der edelsten Zierden der preußischen Krone, daß ihr Träger an deutschen Geist und seine Fähigkeit, befreit zu werden, noch glaubte, als nichts mehr davon zu hoffen schien? Ihm war Oesterreichs Politik und die rohere russische Auffassung, wie sie unter Kaiser Nikolaus dem edleren Kaiser Alexander gefolgt war, als eine in die Länge unhaltbare klar. Metternichs, oder vielmehr Kaiser Franz' Werk mußte zusammenbrechen, und wenn es brach, mußte der Druck von Deutschland weichen, der es niederhielt. Wo anders fand es dann einen Haltpunkt, als an Preußen? Und war es für dieses und damit für Deutschland nicht besser, in der Geduld des Glaubens an Deutschland ausgehalten zu haben? Daß Preußens Herrscher am Ende sich an die Spitze Deutschlands werde stellen müssen, erwartete der König, aber erst, wenn Oesterreich sich als ganz unfähig dazu erwiese. Man höhnte die politische Romantik des Königs, man konnte dies schon 1815 thun, da Preußen im redlichen Glauben an die Wahrheit des freilich in ihm allein recht heimischen deutschen Geistes auch in den von ihm befreiten Knechten Frankreichs festhielt*). Mit aller Anstrengung wirkte der König für die Ver-

*) Ein preußisches Wort. S. 24 f.

wirklichung des von Anfang an beabsichtigten Bundesheeres. Aber Oesterreich deckte das Widerstreben der Klein- und Mittelstaaten, und es war die 1841 bei dem französischen Kriegslärm zu Tage getretene Kläglichkeit der Einrichtung, wie sie bestand, welche wieder den Ausgangspunkt neuer Bemühungen gab. Aber sie scheiterten an den alten Hindernissen. Und das stärkste dieser Hindernisse war dasselbe Oesterreich, welches, stets von Neuem gemahnt, sich zu den nöthigen Fortschritten willig erklärte. Man muß dabei nicht, wie dies so leicht geschieht, an lauter böswilliges Nichtwollen denken, sondern auf das Wort eines Mannes hören, der in diesen Verhandlungen eine Hauptrolle spielte, und den Niemand einer zu geringen Werthlegung auf die „Mission" Preußens beschuldigen wird*). Er sagt: „Es darf nicht verkannt werden, daß der alte Kaiserstaat „mit seinen magyarischen, czechischen, slowakischen, wendischen, illyrischen, wallachischen, polnischen und italiänischen Bestandtheilen „andere und bedächtigere Erwägungen anzustellen hatte, als die „kleineren deutschen Bundesstaaten oder das lebensfrische junge „Preußen mit seiner so überwiegend deutschen Bevölkerung. Diese „historischen und geographischen Hemmungen haben mindestens eben „so schwer im Rathe der österreichischen Regierung gewogen, als „die Persönlichkeiten, denen man jetzt allein die verhängnißvollen „Versäumnisse zur Last legt."

Dieses billige Urtheil wohnte dem Könige bei, es hinderte ihn aber nicht, seine Gedanken und Entschlüsse für echt nationale Gestaltung des deutschen Bundes immer wieder laut werden zu lassen, so oft er auch die Antwort in seiner Umgebung erhielt, daß er einem Phantasiegebilde nachjage, daß Preußen sich nicht für Deutschland opfern könne und dürfe. Auch bei Oesterreich, ohne welches nichts geschaffen werden konnte, hatte er 1845 stark aber vergeblich angeklopft. Er war zu der Erkenntniß gedrängt, daß nur die Nation sein Bundesgenosse sein könne. Dazu bedurfte er der freien Presse und der Veröffentlichung der Bundesverhandlungen. Der König stellte (1846) Anträge bei der Bundesversammlung, weil die Carlsbader Beschlüsse, die sie sich angeeignet, Alles verschlossen.

*) J. v. Radowitz: Friedrich Wilhelm IV. und Deutschland. 2. Aufl. Hamburg 1848. S. 19.

Aber die Gegner wußten die Sache hinzuhalten und zu verschleppen, wozu die Verfassung des Bundes ja jegliches Mittel darbot. Das Jahr 1847 ging fast darüber hin. Die Anträge Preußens gingen damals auf fast alle die Dinge, welche jetzt (1867) die Verfassung des norddeutschen Bundes den Einzelstaaten abnimmt und auf den Bund überträgt. Vorausgehen sollte eine neue Preßgesetzgebung*). Die Absicht des Königs war, Oesterreich zur Theilnahme an dieser Forderung in ihrem ganzen Umfange zu bewegen und nur, wenn dies mislänge, selbst sie am Bunde allein zu vertreten. Wenn auch hier nicht durchzukommen wäre, so mußte sich Preußen an Deutschland wenden und mit den einzelnen Staaten Vereinigungen nach diesen Zielen abschließen, dadurch freilich einen Bund im Bunde schaffen, allerdings mit der Hoffnung, daß er allmählig das ganze Bundesgebiet umfasse. Daß der König das Recht hatte, solche Pläne in Aussicht zu nehmen, daran vermochte Niemand zu zweifeln, der es mit angesehen hatte, wie die kleineren Staaten behaglich die Sorge für ihren eigenen Schutz gegen das Ausland den beiden Großstaaten überließen, aber jeder Forderung dieser, sie zu diesem Schutze kraftvoll zu unterstützen, als einer Beeinträchtigung ihrer Souveränetät auswichen. Jede Aeußerung Preußens nach dieser Richtung galt als eine unbedachte Aeußerung „preußischen Ehrgeizes“ und „preußischer Vergrößerungslust“, obwohl männiglich in ganz Deutschland bekannt war, daß Friedrich Wilhelm IV. geradezu moralisch unfähig war, nach fremdem Gute zu trachten. Sein unantastbar edler Charakter wurde sogar von denselben Menschen als „frömmlerische Uebertriebenheit und Romantik“ bespöttelt, die ihn wieder des Strebens nach Erweiterung seiner Macht beschuldigten. Dieser unsittlichen Zweideutigkeit gegenüber war es wahrlich eher eine edle Selbstbeschränkung als irgendwie anders zu nennen, daß der König nur eben die vorhin bezeichneten Pläne hegte. Aber nur Wenige in Preußen erhoben sich zu den freien, klaren und reinen Gedanken des begabten Herrschers. Die so viel gerühmte Bureaukratie in ihren höchsten Spitzen und noch mehr der preußische Adel, welchem diese Spitzen angehörten, war

*) Ebendas. S. 27, und die angehängten authentischen Denkschriften, S. 39–63.

deutschen Bestrebungen Preußens abhold, hielt die Stärkung des preußischen Staates, abgesehen von Deutschland, für das wahre Strebeziel, weil sie wohl wußten, daß die meisten deutschen Fürsten und Regierungen doch immer nur Preußens Kraft für ihre selbstsüchtigen Interessen verwenden wollten. Ihnen galt für phantastisch, was doch vielmehr ein helles Durchblicken auf den Kern der Dunstkugel war, welche den deutschen Bund bildete.

So standen die Dinge, als im Februar 1848 die Revolution in Frankreich den Orleanischen Thron umstürzte. Das vorige Jahr hatte in Preußen die Verhandlungen des vereinigten Landtags gebracht, denen nur vorgeworfen werden kann, daß sie zu spät gekommen, keineswegs aber, daß sie vom Könige selbst verspätet waren. Bereits zeigten sich in Deutschland die Bewegungen, welche zu den denkwürdigen Ereignissen des Jahres 1843 führten.

Preußen war von ihnen noch nicht ergriffen. Der König that seinen letzten Schritt bei Oesterreich, um die Wiedergeburt des deutschen Bundes herbeizuführen, und in Wien zeigte sich williges Entgegenkommen. Ein Fürstencongreß in Dresden wurde verabredet, der die Neugestaltung festzustellen haben würde. Im März 1848 sollte er berufen werden. Zum erstenmale seit 1815 reichten sich Habsburg und Hohenzollern die Hände zu wirklich nationalen Zwecken. Es war sogar am 19. März 1848, diesem wichtigen Tage in der damals nach Tagen zählenden Zeitgeschichte, in Wien schon vereinbart, daß eine aus den Ständekammern der einzelnen Länder abgeordnete weitere Bundesversammlung geschaffen werden sollte*).

Die Berufung des vereinigten Landtags war ja selbst ein von dem Könige allein ausgegangener Schritt vorwärts auf der Bahn gewesen, welche die Wünsche Deutschlands längst betreten hatten. Man hat gefragt, was den König zu dieser Berufung bewogen habe. Es ist gesagt worden**): „Der Staat bot das Bild der „vollkommensten Ruhe dar, die bureaukratische Maschine arbeitete

*) Vergleiche: Friedrich Wilhelms IV. Verdienste um die deutsche Einheit. Rede von L. Urlichs. Greifswald 1849.

**) Wagener: Staats- und Gesellschafts-Lexikon. Berlin 1867. Bd. 23. S. 388.

„gleichmäßiger als jemals, und auch in den fremden Staaten war „das Wort Reform nicht blos verpönt, sondern es schien auch in „den Völkern kaum noch eine Wurzel zu besitzen. Ueberall feierte „das, was man Reaction nennt, seine Triumphe. — Wo lag also „für Friedrich Wilhelm IV. der Drang, in diese allgemeine Be„friedigung eine Wendung zu bringen, welche als der erste Wellen„schlag einer Bewegung, die ein Jahr später stürmisch emporwogte, „gelten darf? War es gerade die reactionäre Stimmung der Ge„müther, die den König von Preußen bewog, mit einem Experi„ment voranzugehen, welches bei der Oede der Geister keine Gefahr „darzubieten schien? Man würde dem tiefen Gemüthe des Königs „Unrecht thun, wenn man ihm nur dieses flache Motiv beimessen „wollte. Vielmehr war wohl der Monarch selber durch die herr„schende Leerheit gepeinigt, er wünschte das Vacuum zu erfüllen, er „wünschte, daß die Gewässer sich wenigstens kräuseln möchten, er „wünschte, daß die Kräfte und Gedanken, die etwa im Volke lebten, „zu Tage träten. Er wollte die Geister auf einander platzen lassen. „Er wollte aus diesem Streite der Geister eine neue Form für „Preußen hervorgehen lassen." Sonderbare Frage, die kaum Jemand stellen kann, der die Geschichte Friedrich Wilhelms IV. kennt. War denn nicht der Gedanke der ständischen Gesammtverfassung der seines ganzen vorausgegangenen Lebens gewesen? Klingt die versuchte Beantwortung nicht fast, als hätte der König aus Langeweile sich politische Circenses schaffen wollen? Wie konnte er die Geister so leer denken, wenn sie auf einander platzen sollten? wie erwarten, daß aus solchen Kämpfen der Richtungen schon eine neue Staatsform hervorgehen werde? Und war denn in der That die Zeit so ruhig, so öde, so inhaltslos? Vielmehr erkannte der König richtiger als andere Fürsten*), daß die Stunde da sei, um die

*) Wie ahnungslos süddeutsche Fürsten in damaliger Zeit in die nächste Zukunft blickten, davon hatte der Verfasser Gelegenheit sich zu überzeugen. Er hatte Veranlassung genommen, zweien derselben, dem verewigten Könige von Würtemberg und dem verewigten Großherzog Leopold von Baden, welche beide ihm stets ein freies Wort auch über politische Dinge freundlich gestatteten, von Basel aus bei Uebersendung des Jahresberichts der dortigen evangelischen Missionsgesellschaft, den Eindruck auszusprechen, daß wir am Vorabende wilder politischer Aufwallungen uns befinden und daß das bisherige

Mitwirkung des Volkes zur Gesetzgebung des Staates in Anspruch zu nehmen. Nichts Anderes bestimmte den König, als was ihn 1846 die General-Synode für die preußische Landeskirche berufen ließ, auch im Staate freieren und beweglicheren Formen, einem wirklichen Staatsleben, den Weg zu öffnen. Der Frager gibt sich eigentlich selbst die Antwort, indem er die Bewegung des Jahres 1848 als ein Werk des Anstoßes betrachtet, den Friedrich Wilhelm IV. gab. Ob dies nicht zu viel behauptet sei, wollen wir jetzt nicht untersuchen. Aber jedenfalls darf man sagen, daß, was nachher kam, dem Könige nicht in jeder Beziehung ein Fremdes war. Es störte nur die ruhige Entwicklung durch die leidenschaftliche Heftigkeit, mit der es auftrat.

Die neue Erhebung Deutschlands war an einem Wendepunkt angelangt, der zum neuen Ausgangspunkte wurde. Aber daß Preußen der maßgebende Staat und sein König der Führer

---

constitutionelle Wesen in Würtemberg und Baden diesem Sturme nicht gewachsen sein werde. Der König von Würtemberg antwortete ihm mit der Erklärung, daß er nicht so düster in die Zukunft sehe und daß ihm kein Grund zu politischen Aufwallungen vorzuliegen scheine, daß übrigens, selbst wenn sie stattfänden, „er seine und seines Landes Sicherheit in seinen wohl geschulten und treuen Truppen suchen werde"; der Großherzog von Baden aber schien der ausgesprochenen Befürchtung so wenig Eingang zu gestatten, daß er mit Lobsprüchen über die gesegnete Wirksamkeit des Verfassers in der Missionsthätigkeit antwortete. Dies bezog sich darauf, daß der Verfasser öffentlichen Angriffen auf die Freunde der Mission im Großherzogthum gegenüber dem Fürsten des Landes die Versicherung gegeben hatte, daß er keine treueren Unterthanen habe als diese, und daß es übel gethan sei, Angriffen verschiedener Richtungen auf einander unbedingt freien Lauf zu lassen. Es hatte dem Verfasser nicht im Sinne gelegen, von sich dabei zu reden, sondern nur zu empfehlen, daß vom Throne her Alles geschehe, um die schroffen Gegensätze zu mildern, die sich unter den Bewohnern des Landes zeigten. Und wovon ist er ein bis zwei Jahre nachher in Würtemberg und Baden selbst Zeuge gewesen? Der König von Würtemberg erlaubte ihm im Jahre 1849, sich offen über die Lage des Landes gegen ihn auszusprechen, und wollte ihn dauernd in seine Nähe ziehen. Im Jahre 1850 sagte der König dem Verfasser: „Ihr Zuruf: Nur das Land nicht verlassen! klang mir beständig in den Ohren, und ich blieb." Wäre er weggegangen, wie ihm von anderer Seite dringend gerathen wurde, so wäre Würtemberg kaum ähnlichen Zuständen, wie sie in Baden herrschten, entgangen. Und gerade das Verhalten eines Theils der Truppen konnte dem König den Gedanken der Flucht nahe legen.

der neuen Bewegung war, dies zu verkennen waren nur Diejenigen noch im Stande, die es durchaus wollten.

XI.

Der nationale Umschwung.

Der Stoß, welcher im Februar 1848 von Frankreich ausging, wo das schwankende Juli-Königthum dem Anprall der republikanischen Parteien rasch erlag, würde in Deutschland nimmermehr eine so gewaltige Wirkung geübt haben, wenn nicht eine langjährige Spannung der Lösung bedurft hätte. Nur die ersten zwanziger Jahre hatten noch etwas von freierer Bewegung des Bundes gesehen, seine Verhandlungen waren der Nation dargelegt worden. Sie hatten das traurige Schauspiel gegeben, daß die eben dem Joche Frankreichs entronnenen Rheinbundstaaten ihre ungeschichtliche Souveränetät gegen den Einheitsdrang Deutschlands wahrten. Jetzt war (1824) der Bund aus der Oeffentlichkeit ins Geheimniß zurückgetreten. Und was er durch Handlungen kundgab, war eitel Verneinung. Fast überall erschien er als der Beschirmer fürstlicher und bureaukratischer Selbstsucht, als Deckmantel des Partikularismus. Er sprach sich im Sinne der Nation schon in den dreißiger Jahren das Urtheil, für die Nation nur wenig sein zu können. Die kurze Regung von 1840 zu besserer Wehrhaftigkeit sank bald in die schweren Lethewellen der Apathie zurück. Auch von Preußens König wagte man nicht mehr Größeres zu hoffen, weil er von der Mitwirkung Oesterreichs nicht loszukommen schien und sie doch nicht erreichte. Jetzt oder nie! so scholl es von Land zu Land, als jenseits des Rheins die eingeschlossenen Dünste republikanischer Strebungen den gewaltsamen Ausgang gefunden hatten.

Die Bewegung begann in den Kleinstaaten, wo die längst vorhandene Repräsentativ-Verfassung in den äußersten Linken der Kammern die Führer und Redner darbot, wo man den Druck der

partikularistischen Zerstückelung am peinlichsten fühlte, in Baden und Hessen. Ihren nächsten Schlag führte die Revolution in Wien. Hier offenbarte sich die gänzliche Hohlheit und sittliche Haltlosigkeit des bisherigen Systems der österreichischen Regierung. Sie stürzte vor dem häßlichen Geschrei des Pöbels in Nichts zusammen. Metternich hatte alles Vertrauen zu sich selbst verloren und verschwand. Statt die von Ungarn, Italiänern und Juden gehetzten Massen mit festem Arm niederzuwerfen, bewilligte man alle Forderungen. Daß in Italien Mazzini, in Ungarn Kossuth auf Republik und Lostrennung von Oesterreich energisch hinwirkten, ist bekannt. Oesterreich, mit seinem kranken Kaiser, dem schwachen Stellvertreter, und seines alten Steuermannes beraubt, trieb rathlos auf den Wogen. In Berlin traf der folgende Schlag. Auch dort waren fremde „Gestalten", besonders jüdische, in Menge zu sehen. Die Einheimischen hatten wohl starke politische Wünsche gehegt, aber ihren eigenen Staat von Grund aus zu ändern, kam ihnen nicht in den Sinn. Eine Revolution war daher nicht motivirt. Aufstände in den Städten, vor Allem in Berlin, waren noch keine Revolution. Alles, was zum klaren Ausdruck kam, waren die landläufigen liberalen und constitutionellen Vorstellungen. Die Forderungen gingen in der Form, die man wünschte, aber nicht im Wesen über des Königs eigene Gedanken und Pläne hinaus. Der Augenblick war nur beschleunigt worden, welchen der König selbst längst als die Stunde des Handelns für sich bezeichnet hatte. An seinem Landtag wollte er festhalten, die Umgestaltung des deutschen Staatenbundes in einen Bundesstaat, der alle preußischen Lande mit einschlösse, verkündigte er. Hier ist nichts von falschem Nachgeben, nichts von leichtsinnigem Preisgeben zu sehen. Das Aeußerste, was der König zu thun beabsichtigt hatte, war nur dem Mislingen des Näheren rascher auf dem Fuße gefolgt, als er gedacht hatte. Sein Thun erschien daher den Uneingeweihten als widersprechend, ohne es zu sein. Der größte Fehler, der begangen wurde, war der Befehl an die Truppen, das schon besiegte Berlin zu verlassen, in welchem Frevel und Thorheit ohne Zweck und Ziel sich mit den Waffen in der Hand gegen dieselben gesetzt hatten. Nur als Sieger konnte der König sich an die Spitze Deutschlands stellen. Daß es, wenigstens auf symbolische Weise, dennoch

geschah, verargten dem Könige Viele. Er aber dachte dabei nichts Arges, am wenigsten an Usurpation der Herrschaft über Deutschland. Mochte des Nachgebens zu viel gewesen sein, Preußen stand auch jetzt als der deutsche Staat in hellem Lichte da, an dessen massigem Bau die Wogen der stürmenden Volks-Elemente zwar Schmutz und Tang hatten anwerfen, aber nicht eine seiner Quadern hatten herausspülen können. Es ist wahr, der König wollte sich „mit dem besten Geiste der Nation" verbünden, wie er selbst aussprechen ließ*), aber es drängte sich ihm ein trübes Gemisch von gutem und schlechtem Geiste als Bundesgenosse auf, und er konnte nicht sofort scheiden und das Gute annehmen, das Schlechte von sich weisen. Erst nach einiger Zeit war dies geschehen. War es seine Schuld, daß sein offenes und edles Wort: „Ich übernehme heute diese Leitung (Deutschlands) für die Tage der Gefahr. Mein Volk, das die Gefahr nicht scheut, wird mich nicht verlassen, und Deutschland wird sich mir mit Vertrauen anschließen. Ich habe heute die alten deutschen Farben angenommen und mich und mein Volk unter das ehrwürdige Banner des deutschen Reiches gestellt. Preußen geht fortan in Deutschland auf", daß dieses Wort in Preußen auf Widerwillen, im übrigen Deutschland auf Haß, Zorn und Hohn stieß? War es nicht vielmehr die Schuld derer, in deren Munde die Worte von deutscher Einheit und Macht zu lügenhaften Phrasen geworden waren, unter deren Schutz sie ein wüstes Chaos oder den albernen Gedanken deutscher Republiken anstrebten? Sein einziger Irrthum war der Wunsch, Deutschland mit Einschluß von Oesterreich zu einigen, und bei seinem wahrhaftigen Wesen zu viel Glaube an die Wahrhaftigkeit Anderer. Hat er nicht den Fürsten Deutschlands gegenüber sich deutlich erklärt: „Man mag mich nicht misverstehen, wenn ich mir jetzt die deutsche Fahne vortragen lasse. Ich will keine Krone usurpiren. Ich will kein Usurpator sein und keinen Fürsten vom Throne stoßen. Aber die Noth des Augenblickes erfordert es, daß ich mich an die Spitze der Bewegung in Deutschland stelle. — Die deutsche Einheit und Freiheit ist bedroht, die muß geschirmt werden durch deutsche Treue. Soll Deutschland in diesem Augenblicke nicht verloren gehen, so muß ich

*) v. Radowitz, a. a. O. S. 55.

mich als der mächtigste Fürst Deutschlands an die Spitze der ganzen deutschen Bewegung setzen. — Ich schwöre es, ich will nichts, als das constitutionelle, vereinigte Deutschland." — Hat er nicht sogar den Abgeordneten zum Reichsparlament in Frankfurt zugerufen: „Sorgen Sie nur, daß man Oesterreich nicht fallen lasse; was mich betrifft, ich trete gern zurück."?*)

Was er unter diesem constitutionellen Deutschland verstand, wußte Jedermann, er hatte es seit vielen Jahren kundgegeben. Warum aber entschloß er sich zu der sogenannten „vereinbarten Verfassung"? Nicht weil er etwa jetzt eines Anderen als zuvor überzeugt war, sondern weil er mit Recht daran verzweifelte, die ungeheure Mehrheit seines Volks und Deutschlands von der Richtigkeit seiner eigenen Anschauung zu überzeugen.

Sehen wir den Gang der Dinge in Deutschland erst an, ehe wir zu dieser Frage zurückkehren. Eine Anzahl liberaler Männer hatte ein Vor-Parlament zum Bundestag nach Frankfurt berufen. Es war der Auszug aus der Opposition der Kammern in den Kleinstaaten, durch etliche Preußen und den eben jetzt in Amerika verstorbenen jüdischen Litteraten Wiesner**) aus Oesterreich verstärkt, eine Versammlung, die sich ihr Mandat eigenwillig selbst nahm und die von den deutschen Fürsten im ersten Schrecken, weil Oesterreich und Preußen gelähmt schienen, geduldet wurde. Dieser Anmaßung entsprachen die Beschlüsse, indem diese selbstgeschaffenen Vertreter einer Nation von 40 Millionen über Länder verfügten, über geschichtliche Nothwendigkeiten, wie die Theilung Polens, ihr Verdict abgaben. Tausende von Deutschen schämten sich dieser rathlosen Rathsversammlung. Sogar die deutsche Republik hatten einige verbrannte Köpfe in diesem Vorparlament gefordert. Die wenigen besonnenen Männer, wie Paul Pfizer, forderten festen Anschluß an Preußen, aber vergebens, denn die anderen beschlossen ein Reichsparlament, das ohne die deutschen Fürsten die Verfassung Deutschlands feststellen sollte. Der Bundestag, auch hier wieder seine Haltlosigkeit erweisend, ergab sich in diese Schritte.

---

*) Urlichs, a. a. O. S. 22.

**) Er ist seinem Präsidenten, dem Heidelberger Professor Mittermeier, bald im Tode gefolgt.

Die Republik sollte in Baden durch Aufstand hergestellt werden, unterlag aber dem ersten Angriff regulärer Truppen gegen ihre Freischaaren, deren Führer weder Muth noch Einsicht hatten. Das deutsche Parlament, auf dessen Berufung die Fürsten eingegangen waren — es war doch eine Ausführung eines preußischen Königsgedankens, wenn auch wesentlich verändert — kam zusammen, und hier zeigte sich, daß in den Kleinstaaten der Drang nach deutscher Einheit mächtig geworden war. Die dahin gehenden Schritte konnte Friedrich Wilhelm IV. gerne sehen, denn er wußte, daß man Preußens unbedingt bedürfen werde, wenn die Idee zur Wahrheit werden sollte. Hatte man doch, um in Schleswig-Holstein deutsches Recht zu vertheidigen, den starken preußischen Arm angerufen, und der hatte sofort gewirkt. Nur die Vereinigung Rußlands und Englands gegen Preußen bewog dieses zum Rückzug. — Was auch immer von Thorheiten, Uebertreibungen, falschen Versuchen und Schritten, von dünkelhafter Vorausnahme des großen und mächtigen Bundesstaates Deutschland und wieder von kleinlichen Verschleppungen und Verbohrungen in theoretischen Fragen dem Parlamente nachgesagt werden kann, es wird immer anerkannt werden müssen, daß es dem Gedanken der deutschen Geschichte folgen wollte, Einheit Deutschlands in der Vielheit seiner Stämme und Herrschaften.

Wie stand es aber in Oesterreich, wie in Preußen, von welchen doch zuletzt die Annahme oder Nichtannahme des Werkes der Paulskirche zu Frankfurt abhing? — Dort sahen wir das Staatsschiff steuerlos auf den Wogen treiben. Die alte Monarchie schien aus den Fugen zu gehen. Aufstände in Italien ließen den allgemeinen Brand erwarten. Carl Albert von Sardinien ergriff den günstig scheinenden Augenblick, um Italien von Oesterreich loszureißen. Der alte Feldmarschall Radetzky hielt ihm Stand und rettete durch seine Feldherrnkraft die Provinzen für den Kaiserstaat. Ungarn war in vollem Aufstand unter Kossuths Leitung. In Böhmen wollten die Slawen dem Reiche seinen wahren Stützpunkt in der slawischen Nationalität geben. Im Mittelpunkte zu Wien hatte Graf Kolowrat das Steuer mit schwacher Hand gefaßt, aber er mußte dem Druck des Ruders folgen, nicht minder seine rasch wieder abtretenden Nachfolger und der Erzherzog Franz Carl, der

an Ludwigs Stelle die Vertretung des kranken Kaisers übernahm. Wäre nicht Graf Latour als Kriegsminister tüchtig gewesen, es wäre in Italien dem greisen Radetzky unmöglich geworden, die Lombardei neu zu erobern. In Böhmen warf Fürst Windischgrätz die Revolution nieder. In Wien aber herrschten Studenten, Juden und die jämmerlichste Sorte von Litteraten, es war eine Pöbelherrschaft häßlichster Art. Die Nationalversammlung, welche eröffnet war, vermochte bei ihrer schlechten Zusammensetzung nichts. Der Pöbel mordete den Kriegsminister auf barbarische Weise und bedrohte die Versammlung, die nicht einmal wagte, die Gräuelthat zu misbilligen. Weitere Unthaten waren gedroht. Jetzt war es endlich Zeit, mit Ernst einzugreifen. Fürst Windischgrätz eroberte die Stadt und machte dem Unwesen ein Ende. Unter den zum Strang verurtheilten Aufrührern war Julius Fröbel, den nur seine Unbedeutendheit rettete*).

Der schmähliche Aufruhr war beendigt, und durch die Abdankung des Kaisers Ferdinand und die Resignation des Erzherzogs Franz Carl zu Gunsten seines Sohnes Franz Joseph der Staat wieder zu einem neuen Anfang gebracht. Die uralte Stabilität Oesterreichs war aber dahin, das System seit 1815 gestürzt und in seinen jämmerlichen Folgen seine Schwäche blosgelegt, die dem Kaiserreich inwohnende Gefahr, nämlich die Divergenz seiner vier Nationen, der Italiäner, Slawen, Ungarn und Deutschen, zu allgemeiner Erkenntniß gebracht. Die Unmöglichkeit eines nationalen, vollends eines deutschen Umbaues der Herrschaft schien für immer erwiesen und eben damit für alle nicht mit Willen Verblendeten die Klarheit geworden, daß Oesterreich nie an der Spitze des national erneuerten Deutschlands stehen könne.

In Preußen waren die Aufstandsversuche in mehreren Städten längst niedergeschlagen. In Berlin hatte der König, weil für den vereinigten Landtag die aufgeregten Gemüther kein Verständniß

*) Es ist derselbe, der jetzt in Süddeutschland den Partikularismus zuerst mit Schimpfreden und Entstellungen der Thatsachen, hernach mit lächerlichen Großmachts-Ideen für Baiern zu stützen suchte. Ueber die Vorgänge bis zum Sturze Metternichs, da die Zügel ganz in die Hände der Erzherzogin Sophie fielen, und nachher s. A. Schmidt, a. a. O. S. 671 ff. und Mailáth, a. a. O. Bd. 5. S. 403 ff.

zeigten, gegen seine Ueberzeugung nachgegeben und die constituirende National-Versammlung, die nicht aus den besten Elementen zusammengesetzt war, berufen. Zur Ehre Preußens muß gesagt werden, daß Viele der Tüchtigsten im Parlamente zu Frankfurt saßen, sonst wären sie wohl in diese Versammlung gekommen. Ein Geschichtschreiber nennt sie „für die Metropole der Intelligenz ein arges Dementi"*), und wir können ihn nicht widerlegen. Von Frankfurt her wüthete man gegen den König, weil er mit Dänemark einen den Interessen Schleswig-Holsteins günstigen Waffenstillstand (von Malmö) geschlossen hatte, der übrigens noch den Frieden und seine Bedingungen erwarten ließ. Es ist heute unbegreiflich, wie man durch das Zugeständniß des ohne Zweifel im rechtlichen Besitze der Herzogthümer befindlichen Dänemark, daß dieselben eine gemeinsame, und zwar zum Theil vom deutschen Bunde bestellte Regierung erhalten sollten, „die Ehre Deutschlands herabgewürdigt" finden konnte. Genug aber, die Parlamentsredner in St. Paul zu Frankfurt hatten die Eroberung Schleswigs für Deutschland gewollt. Ein Krieg mit Rußland und England war ihnen eine Kleinigkeit, zumal sie ja die stehenden Heere durch eine unwiderstehliche Bürgerwehr zu ersetzen gedachten. Man muß den deutschen Einheitsgedanken, den sie vertraten, sehr hoch halten, um das Meiste verzeihen zu können, was Preußen gegenüber in jenem Parlamente sich laut machte.

Einstweilen freilich wollten sie den Krieg gegen Dänemark mit der verwerflichen Soldatesca der stehenden Heere fortsetzen, aber sie mußten um so mehr diesen Beschluß wieder aufheben, weil ja schon bisher das deutsche Bundesheer dort wenig, die preußischen Truppen fast Alles gethan hatten. — Kurz, Preußen erschien auch hier wieder als unentbehrlich. Inzwischen hatten in Preußen selbst Viele, die der wilde Strom mit fortgerissen, allmählig wieder festen Boden erlangt. Sie fingen an einzusehen, wie richtig ihr König geurtheilt hatte. Die National-Versammlung wurde, sobald sie anständig verhandelte, vom Pöbel terrorisirt. Die Geduld des Königs war erschöpft. Er löste die erst nach Brandenburg verlegte Versamm-

*) W. Menzel: Geschichte der letzten vierzig Jahre. Stuttgart 1857. Bd. 2. S. 258.

lung auf, octroyirte eine neue Verfassung und ernannte Graf Brandenburg zum Minister. — Der Boden war wieder sicher unter den Füßen. Preußen hatte sich mit seinem Königthum in der Brandung der Revolution als ein Fels erwiesen, der fest stand und dem Anprall der Wogen trotzte. Der König hatte nur Eines verloren, das früher so unbedingte und so berechtigte Vertrauen zu seinem Volke. Er hatte sich unverstanden von den meisten Führern desselben gesehen. Doch war das Kriegsheer und war die Kirche mit dem Landvolk unerschüttert geblieben. Die Untreuen waren in den Städten und in den Reihen der Beamten, Advocaten, Litteraten. Die Polen, die Juden, die vom Glauben der Kirche Abgefallenen hatten sich als den abgebröckelten Rand des Volkes gezeigt. Preußens Krone war unbeschädigt, und der König hatte von seinen ständischen Gedanken so viel, als bei dem allgemeinen Misverstand anging, in die Verfassung des „Herrenhauses", welches einen Theil des „Landtags" bildete, niedergelegt. Für das Haus der „Abgeordneten des Landes" hatte er sich allerdings dem Grundsatz der Repräsentativ-Verfassung gefügt.

Von dieser sprechen wir am besten hier ein ernstes Wort. Daß Deutschland nach constitutioneller Verfassung seufzte, haben wir bereits gesehen. Was ihre Einführung in die beiden deutschen Großstaaten hinderte, ebenfalls. Daß die bloße Wiederbelebung der alten, ständischen Form, wie sie in Preußen auf provinzialem Boden zuerst und in einer die ganze Monarchie umfassenden Weise erst 1847 versucht wurde, dem allgemeinen Verlangen nicht genügte, ist ebenfalls schon berührt worden. Fragen wir nunmehr nach dem wirklichen Bedürfnisse der Constitution und nach der richtigen Form derselben für deutsche Staaten. Es gab dafür zunächst zwei große Muster. Daß eine war das englische Parlament, das andere das französische Kammersystem. Jenes war das Ideal vieler auf das Concrete und Wirkliche gerichteten Staatsgelehrten, wobei sie sich aber nicht verbargen, daß Unzähliges verändert werden müßte, um die Grundzüge parlamentarischer Verfassung den deutschen Zuständen anzupassen; dieses hatte in der breiten Masse der Nation sich einen großen Anhang erworben, der auch durch die Misgeschicke dieser Verfassung in Frankreich, wie sie offen als Zeitgeschichte vorlagen, nicht wesentlich vermindert wurde. Beide Formen hatten

das Princip, die Demokratie, wie sie ein berechtigtes Element des Staatslebens ist, mit der Monarchie, wie sie dem deutschen Volksleben eigenthümlich angehört, zu verschmelzen. Man nannte es bald eine gemäßigte, bald eine beschränkte, nämlich eine gesetzlich beschränkte Monarchie, was man anstrebte. Denn eine wirklich unbeschränkte gab es eigentlich nur in den rohesten Staatszuständen, sie war eigentlich nur in der heidnischen oder muhammedanischen Welt möglich. Selbst der Staat Ludwigs XIV. war nicht in vollem Sinne eine absolute Monarchie, wenigstens konnte er es nur durch eine schwere Verschuldung der katholischen Kirche sein, die jedenfalls eine Beschränkung darbieten mußte, und durch einen Verrath des französischen Adels an seiner eigenen Würde. — Man hatte außerdem in Deutschland an den mediatisirten Fürsten, Grafen und Freiherren noch eine aristokratische Macht dem Staatsleben einzugliedern, man besaß das Material zu Pairskammern oder Herrenhäusern.

Werfen wir einen Blick auf den englischen Parlamentarismus. Als am 15. Juni 1215 König Johann von England auf der Wiese von Runemede die Magna Charta besiegelte, da war ein Grundsatz für die Regierung Englands ausgesprochen und verbrieft, der nicht nur den großen und kleinen Landadel des Königreichs an seine feudalen Leistungen band, aber auch das Forderungsrecht des Königs, ja sein ganzes Herrscherrecht dauernd beschränkte, sondern es war auch jedem freien Manne Schutz und Gericht durch seinesgleichen nach den Gesetzen des Landes gesichert und eine Vertretung aller freien Männer durch die Versammlung der adligen Herren festgesetzt. Aber Simon von Montfort, Graf von Leicester, hatte erst dieser Grundlage Geltung verschafft und Leben eingehaucht. Wechselwirkung zwischen König und mitregierendem Parlament, einheitliches Zusammenschließen beider Factoren der geordneten Macht waren aus dem innersten Wesen des germanischen Staates emporgestiegen und ins Bewußtsein getreten und damit eine Anforderung sittlicher Selbstbeherrschung an alle Betheiligten gestellt*). Der Graf berief als Protector Englands zuerst (1265) Adel, Clerus, Ritter

*) S. Pauli: Simon von Montfort, Graf von Leicester, der Schöpfer des Hauses der Gemeinen. Tübingen 1867. S. 150 ff.

und Bürger zum Parlamente, und Eduard I. nahm die Bewilligung der Abgaben durch ein aus diesen Classen bestehendes Parlament feierlich und urkundlich an*). Das Recht der Steuerverweigerung wohnte demselben von Anfang an bei. Seit 1377 war der Baronen-Hof (curia regis), bisher Kern des Parlamentes, als eigenes Haus der Barone (Lords) von dem der Gemeinen getrennt**).

Jahrhunderte vergingen, ehe das Vertretungsrecht sich klarer ordnete und ehe die Vertreter mehr als Verwilliger von Steuern, ehe sie gar Theilnehmer an der königlichen Gesetzgebung wurden. Dagegen griff auch das Parlament oft tief in die königliche Prärogative ein. Selbst das Beschließen nach Stimmenmehrheit und das Abstimmen ohne Bindungen im Mandat der Wähler war lange Zeit nicht üblich. Als bereits die Theilnahme der Häuser an der Gesetzgebung feststand, war noch ihre Redefreiheit im Zweifel, und es konnte noch 1571 dem Hause der Gemeinen gesagt werden: „sie hätten sich in Staatsangelegenheiten, die sie nichts angingen, nicht zu mischen." Unter den Stuarts wurden die Rechte des Parlaments noch als widerrufliche Privilegien (von Jacob I.) bezeichnet, dieses aber behauptete, eigene Jurisdiction, Berathung aller Staatsangelegenheiten und Freiheit der Rede und Person fordern zu können. Im Kampf mit Carl I. kamen Anklagen auf den Tod vom Unterhause und die Behauptung vor, daß dieses allein die Nation, das Oberhaus nur persönliche Rechte repräsentire. Die angemaßte Parlaments-Regierung war es, die den Bürgerkrieg herbeiführte und den König auf's Blutgerüst brachte. Cromwell reformirte das Unterhaus und gab ihm eine gewaltige Macht, aber sein Protectorat und seine Absicht die Krone herzustellen, ließ sie nicht zur absoluten werden. So fand die Restauration das Parlament mit dem Könige und den König mit dem Parlamente in den Herzen und Köpfen fast aller Engländer.***) Erst als nach dem Sturze Jacobs II. durch Wahl des Parlaments Wilhelm III. den Thron bestieg, wurde

---

*) Ebendas. S. 161 und 224 f.

**) Fischel: Die Verfassung Englands. Berlin 1862. S. 353 ff.

***) Guizot: Pourquoi la révolution d'Angleterre a-t-elle réussi? Leipzig, 1850, page 61 f.

die Beschränkung des Königthums noch weiter geführt, und seitdem regiert in England das Parlament, aus dessen jeweiliger Majorität der König die Räthe seiner Krone zu wählen hat. Aber auch seit es so ist, hat das Parlament an Macht zugenommen und seine Verfassung in manchen Punkten verändert. Es geschah dies in dem langen Kampfe des Hauses Hannover, dem die lebendigen Wurzeln im Lande fehlten, und das daher mit seinem Ministerium und Geheimenrath eine Cabinets-Regierung durchzusetzen strebte. Um sich im Parlament die nöthige Mehrheit zu schaffen, wurde zu dem Mittel der Bestechung mit großem Erfolge gegriffen. Es ist dies und wird immer sein die nothwendige Folge davon, daß die Krone nur mit Räthen aus der Majorität eines Reichstages regieren darf. Sie wird alle Mittel ergreifen, um die ihren Absichten günstige Majorität zu schaffen, besonders wenn ein energischer und politisch gebildeter Fürst die englische Krone trägt. Es ist nicht zuviel gesagt, wenn man behauptet, ein König von England könne bei der bestehenden Verfassung Gutes und Böses auf dem politischen Gebiete nur auf dem Wege der Intrigue thun. Da es dem höchsten Repräsentanten einer Nation, was doch unter allen Umständen der König bleibt, so nahe liegt, politisch wirksam zu sein, so ist demnach der König von England stets versucht, diesen Weg zu betreten, der Parlament, Ministerium, Hof und Krone sittlich entwürdigt. So lange man diese Entwürdigung als ein Uebel an sich und selbst wieder als eine Quelle von Uebeln zu betrachten genöthigt ist, muß man, mildestens gesagt, wenigstens schon zweifelhaft werden, ob die englische Verfassungsform eine wünschenswerthe für Deutschland wäre. Dazu ist überdies wohl zu erwägen, ob diese Verfassungsform, die Parlaments-Regierung, auch nur in England möglich geblieben wäre, wenn sie auf andern Grundlagen gebaut wäre. Diese Grundlagen sind die sich selbst regierenden Corporationen der Grafschaften, Städte, Universitäten und der Familienbesitz. Die Grafschaften schicken ihre Ritter (Knights), die verfaulten Flecken, sogar solche, die längst das Meer verschlungen hat, die Ernannten einer Familie, und wenn es „Schornsteinfeger“ wären, wie ein hochmüthiger Pair einmal drohte. Die Wahlen entstehen durch Bestechung, so daß eine Wahl eine Million Thaler schon kosten konnte und daß, weil unmittelbare Bestechung strafbar ist,

ein Stachelbeerstrauch für 800 Pfund (5000 Thlr.) gekauft und damit die Stimme bezahlt wurde.*)

Man wird einwenden, diese Mißbräuche würde man in Deutschland natürlich beseitigen, und auch in England werden sie ja durch die Parlamentsreform allmählig beseitigt. Wohl, aber eben dadurch hört die englische Parlaments-Regierung allmählig auf zu sein, was sie bisher war und als was sie das Ideal Mancher wurde. Wohin zielt die Reform? doch darauf, daß in die Vertretung der Corporationen im Parlament eine immer breitere Bresche gelegt wird, und daß der Adel aufhört vorzugsweise seine Familienglieder in das Unterhaus zu senden oder Andere in dasselbe zu wählen. An seine Stelle treten die Bürger. Der dritte Stand arbeitet sich, wie überall, so auch in England, empor zur Theilnahme an den Staatsgeschäften. Ein Parlament von Bürgern wird zunächst eine Versammlung von sehr reichen Bürgern werden, welche die Wahlkosten bestreiten können. Diesen Reichen werden später die minder Reichen nachfolgen, und darauf geht auch schon die neueste Reformbestrebung aus. So lange es noch die Reichen sind, wird immer, wiewohl in viel geringerem Grade, als beim Adel, die Stellung des Königs eine glänzende bleiben. Der Adel hat mit dem Monarchen und der Monarchie zahlreiche gemeinsame Interessen, auch der bürgerliche Reichthum hat sie noch oder er affectirt sie in einem Lande so aristokratischer Gefühle und Neigungen, wie England es ist. Laßt aber einmal die minder Reichen, die arbeitsamen Bürger ins Parlament kommen, die Mehrheit darin werden, wie dies bei einem unausbleiblichen Fortgange der Reform geschehen wird, so wird die Anschauung sich ändern. Dies würde sie in Deutschland bei gleicher Verfassung in viel kürzerer Zeit. Die Frage würde sich bald erheben, ob die Stellung des Monarchen nicht mit gleichem Gewichte und geringeren Kosten des Staates von einem erblichen Präsidenten eingenommen werden könnte? Dem erblichen Präsidenten würde später der auf Lebenszeit oder auch nur auf einige Jahre gewählte folgen. Dazu kommt die zunehmende Macht der öffentlichen Meinung, die um so mächtiger wirkt und um so mehr alle ihre Wand-

*) Fischel a. a. O.

lungen der Staatslenkung mittheilt, je breiter die Masse ist, aus welcher die Vertreter hervorgehen.

Mit einem Worte, die englische Parlaments-Regierung, auf deutschen Boden verpflanzt, führt in ganz gerader Linie zur — Republik. Auch in England führt sie dazu, nur vielleicht langsamer, weil in England der Adel noch lange seine Stellung im Staate behaupten, weil nach ihm der adelnde Reichthum erst folgen wird, und weil in England jeder Gebildete von der früheren Republik und ihrer Unhaltbarkeit weiß. Die Geschichte der Veränderung des englischen Parlamentes seit 1760 (seit Georg III.), wie sie trefflich gezeichnet vorliegt*), wird jeden Nachdenkenden zu diesem Schlusse bringen und zeigen, daß die tiefer blickenden Geister in England das wissen.

Blickt man auf den Grund der englischen Geschichte, so kann Niemandem entgehen, daß ihr besonderer Charakter in den wiederholten Eroberungen besteht, welchen das Inselland von dem Festlande aus unterworfen war. Die Dänen, die Sachsen, die Normannen wurden nach einander Herren des Landes. Die letzteren kamen, als bereits das Lehnssystem seine völlige Ausbildung in Frankreich und Deutschland erhalten hatte, und brachten dasselbe als die ihnen einzig mögliche Staatsform mit. Die erobernden Ritter

---

*) Th. Erskine May: Die Verfassungsgeschichte Englands seit der Thronbesteigung Georgs III., 1760 bis 1860, übersetzt von Oppenheim Leipzig 1862—64. 2. Bde. in 3 Abth.; besonders Bd. 1. S. 298 ff. und John Stuart Mill: Betrachtungen über Repräsentativ-Verfassung, übersetzt von F. A. Wille. Zürich 1862. Es sind dies beides Schriftsteller, welchen die Repräsentativ-Verfassung die ideal beste erscheint, und welche nur nicht unterlassen können, auf diese Schattenseiten hinzudeuten.

Auch Fischel, a. a. O. S. 508. — Auch aus den Aeußerungen von Gneist: Das heutige englische Verfassungs- und Verwaltungsrecht. II. Haupttheil. Ergänzungsband. Berlin 1863. S. 401 ff. blicken Voraussichten ähnlicher Art hervor, wie sie oben gegeben sind, nur sieht er ein gutes Resultat in dem, was wir einen Untergang nennen. Freilich wird der Staat immer auf eine gewisse Weise bestehen und das Bestehende wird immer das Resultat des Vorhergegangenen sein, aber ob ein Volk seine dem Grundcharakter der Nation einwohnenden monarchischen Gefühle verliert und dem Atomismus anheimfällt, das ist dennoch keine gleichgiltige Frage. Es ist die zwischen Cultur und Barbarei.

und Herren wurden die großen Barone unter ihrem Lehensherrn, dem Könige. Unter ihnen konnte, was von den sächsischen adlichen Landherren dem Schwert entgangen und in einigem Besitz geblieben war, nur als ein kleiner, mit den Bauern ihrer Nation eng verbundener Landadel fortbestehen. Daß in den allmählig emporwachsenden Städten der sächsische Stamm weit überwog, versteht sich von selbst. Es waren die Normannen und Sachsen, welche in dem Parlamente mit seinem kleinadlichen (Sirs und Knights, Baronets, Squires) und seinem bürgerlichen Elemente sich ausglichen, und man kann sagen, daß die Adelsherrschaft im alten Parlamente der Ausdruck der Eroberung, und die Parlamentsreform zu Gunsten des Bürgers der Ausdruck der sächsischen Reaction war. Jemehr die Engländer zu einer breiten Volksvertretung kommen, desto mehr werden sie die sächsische Grundnatur ihres Volkslebens kundgeben. Dies nun aber auf die einheitliche, seit der ersten Eroberung vor 2000 Jahren nicht wieder in ihrem Besitz dauernd gestörte deutsche Nation übertragen zu wollen, ihr das in England allmählig sich emporringende nordgermanische Element künstlich mit der Nachahmung einer normännischen Adelsvertretung, für die, weil kein erobernder Adel da ist, auch kein Boden sich findet, verbinden zu wollen — welch ein Gedanke! Die englische Aristokratie stand zwischen dem Könige und dem Volke als Vermittler, sie hatte ein nach Freiheit (die ihm die Eroberung geraubt) dürstendes Volk zu befriedigen und zugleich ihre Rechte gegen den König zu wahren, als, wie überall, das Königthum den Adel zu überwältigen trachtete. So wurde der Adel national. Der Normanne verband sich mit dem Sachsen, und wie der König das Volk an sich zu ziehen suchte, um der Aristokratie Meister zu bleiben, so mußte er diesem immer neue Vorrechte zugestehen, und die Parlamentsrechte mußten sich erweitern, bis sie endlich die Königsrechte überwogen*).

Und in Deutschland sollte derselbe Gang durchgemacht werden, ohne daß irgend eine der Voraussetzungen dazu vorliegt? Ist denn in Deutschland der Bann einer übergewaltigen Aristokratie zu brechen?

---

*) Sehr treffend sind die hierher gehörigen Thatsachen dargestellt und beleuchtet in A. Winter: Die Volksvertretung in Deutschlands Zukunft. Göttingen 1852. S. 8 ff.

Sie ist ja schon gebrochen, und zwar durch die Königsmacht. Was wir von eigentlicher Aristokratie haben, sind ja doch nur ehemalige Reichsfürsten. Der übrige Adel steht weder dem Volke, noch der Krone in der englischen Weise gegenüber. Hier ist es vielmehr die Beamtenwelt und ihre Regierung, was die Freiheit des Volkes hemmt, es ist der Staat mit seiner bestimmten Form.

Wenn daher die englische Parlaments-Regierung nur von Kurzsichtigen als ein Ideal für Deutschland betrachtet werden konnte, wie steht es mit der in Frankreich hauptsächlich exemplificirten Repräsentativ-Verfassung? sie hat doch in Deutschland, in den Klein- und Mittelstaaten ihre Existenzprobe seit 50 Jahren abgelegt. Sollte sie nicht auch auf die großen Staaten anwendbar sein? Man hat sie angewendet, in den großen wie in den kleinen Staaten mit mehr oder weniger Zusatz des ständischen Elements aus der alten Zeit. Dieses ständische Element hat man bald nur in einer der beiden Kammern, bald in beiden angebracht. Hören wir einmal ein Wort aus dem Kreise des mittelstaatlichen Lebens, und zwar aus den vierziger Jahren*). Sein weites Ausholen darf uns nicht abhalten, es hier einzurücken. Seine Derbheit mag man ihm zu Gute halten.

„Wenn die sogenannten Conservativen", heißt es da, „von ihren Gegnern als die Kämpen des Polizeistaats geschmäht werden, so preisen die Schmähenden ihren Staat als den Rechtsstaat. Beide aber bleiben nach unserer Ueberzeugung außerhalb des Kreises, in welchem allein die wahre Staatsidee ihre Verwirklichung finden kann, nämlich des Sittlichen. Gerade schon der Begriff des Staates selbst, in welchem die bloße Form der Gemeinschaft, die Ordnung, Einrichtung, die Einheit, aber nicht der Inhalt, das darin sich bewegende mannigfaltige Leben zur Vorstellung kommt, und der so recht ein Product des letzten Halbjahrhunderts ist, beweist, was wir sagen. Man spricht vom Staat, man grenzt seine Aufgaben und Befugnisse von denen der Kirche ab, man construirt seine beste Verfassung, aber man bleibt dabei im leeren Raume der Abstraction. Der lebendige Stoff des Staates, das Volk, kommt nur wenig in Betracht. Und dies ist

*) Ungedrucktes Manuskript von 1848.

nicht etwa blos der Fehler der büreaukratischen Behandlungsweise des Staates, die allerdings den Staat nur als Gegenstand und Product ihres normgebenden Handelns, ihrer beschreibenden und tabellarisirenden Thätigkeit kennt, sondern diejenigen, die in ihren öffentlichen Kundgebungen stets nur das Volk im Munde führen, kümmern sich in der That um das eigentliche Leben des Volkes noch weniger als jene und haben es blos mit Ausführung ihrer eigenen, eben so unlebendigen, abstracten Theorien zu thun, wenn sie nicht als eigentliche Demagogen und Volksbetrüger sogar unfähig sind, zu solchen sich zu erheben. Der Rechtsstaat ist eben so sehr, wie der Polizeistaat, dem Volksstaate fremd, in welchem die lebendigen Persönlichkeiten selbst in ihrem Zusammenleben Gegenstand und Inhalt der bürgerlichen Ordnung sind. Ob ich um des Rechtes, oder blos um der schnurgemäßen Uniformität und der todten Ruhe willen in meinem persönlichen Leben gehemmt, gestört, verdreht werde, das kann mir gleichgültig sein und ist in beiden Fällen dieselbe Verkümmerung, selbst wenn dieses Recht nicht einmal ein historisches, sondern sogar, wie man es nennt, ein natürliches ist. Denn nur dann werde ich mich durch irgend eine Beschränkung nicht gestört finden, wenn sie entweder unmittelbar von der höchsten Gewalt, von Gott, ausgeht, oder mir im Interesse meiner eigenen Persönlichkeit auferlegt wird. Das Recht ist und bleibt, wenn es nicht als göttliches Recht und eben damit als ein Ausfluß des auch für die irdischen Verhältnisse heilskräftigen Willens, der über Alles gebietet, mir entgegen kommt, wenn es nicht der Ausdruck meiner eigenen edelsten Gefühle und Gesinnungen ist, immer eine fremde, äußere und darum gerade eben so widrig zwingende Macht, wie die bloße polizeiliche Schranke. Und überdies, leben denn diejenigen, welche so hoch herab die bisherige Staatsbehandlung als eine durchaus unzulässige verwerfen, nur irgend in einem edleren besseren Gedankenkreise, als die von ihnen gehaßten Büreaukraten? Ist es denn wirklich das Recht, die nach allen Seiten gleich austheilende, jede Persönlichkeit als solche achtende und schützende und ihren Besitz wie ihren Bestand heilig haltende Macht, was diese Advocatenseelen begeistert? Die Rechte sind es, und nicht das Recht, für was sie so laut und stürmisch sich erheben, die Rechte viel mehr im Gegensatz der Pflichten, als sie gern

öffentlich zugeben würden. Von natürlichen Rechten, von Volksrechten, Grundrechten, Bürgerrechten hört man sie reden und alles diesen Gegenüberstehende, wenn auch noch so tief historisch Begründete, gehässig als Privilegien bezeichnen. Daß ihr Staat, aus lauter Rechtsgenüssen bestehend und die Pflichten des Bürgers gewöhnlich kaum betonend, außer, wo es gilt, dem ungestümen Verlangen nach Rechten den Mantel des Sittlichen zu erborgen und Trotz und Empörung sogar als das Gute darzustellen, ebenso wenig ausführbar ist, als das tausendjährige Reich der communistischen Handwerksburschen, das aus lauter Ruhe und Genuß zusammengesetzt ist — das pflegen sie erst zu merken, wenn eine hochgehende Revolutionswelle sie auf einen Ministerstuhl oder des etwas geschleudert hat. Dann sehen sie freilich von der Höhe auch die andere Seite des Berges, gegen den sie hinanstürmten, und werden von denen, die ihnen noch von unten her nachdringen, für Apostaten gehalten, während die auf der anderen Seite Wohnenden geneigt sind, Ehrgeizige in ihnen zu sehen, die schon von Anfang in ihrem aufs Recht pochenden Gebahren nur Absichten auf den hohen Sitz verhüllt haben, den sie jetzt einnehmen, und doch haben die Leute von diesseits und jenseits wohl gleich Unrecht. Vielmehr ging es in unseren Tagen hie und da Einem gerade umgekehrt, wie dem Papst Sixtus V., der als Cardinal gebückt und schwach am Stabe ging, als Papst aufrechten Hauptes kräftig einherschritt und, als man ihm Befremden über diesen Contrast äußerte, die heitere Antwort gab: „„Natürlich, damals habe ich die Schlüssel Petri gesucht, jetzt habe ich sie gefunden““; umgekehrt, sagen wir, geht es unseren neuen Herrschern, denn sie warfen zuerst den Kopf übermüthig zurück und beugen ihn nun, mit Sorgen und neuer Einsicht belastet, vor. Nicht abtrünnig sind sie geworden, auch nicht verhüllt ehrgeizig gewesen, sondern gelernt haben sie, so Gott will, etwas auf praktischem Wege, und ein Gefühl überkommt sie nothwendig, daß sie mit ihrer ganzen Vergangenheit von Abstraction der lebendigen Zukunft nicht gewachsen seien.

„Warum wir diese beiden, die Büreaukraten und Advocaten, beides echte Kinder der jetzigen Zeit, hier einander gegenüberstellen? Unsere Leser werden es errathen, daß wir sie als Ursachen der Revolution betrachten. Diese Ursachen sind weit mehr persönlicher

Natur als sachlicher, und die öffentlichen Zustände, aus welchen sie zuletzt hervorsprang, werden ohne diese persönliche Beleuchtung nie verstanden werden. Verfahren wir nun geschichtlich, um wahr und billig zugleich zu sein.

„Mit der französischen Revolution des vorigen Jahrhunderts hatte die Sterbestunde des alten absolutistischen Beamtenthums, der Pascha-Regierung im Kleinen, geschlagen. Aber der Todeskampf verlängerte sich. Noch war es in diesem Jahrhundert nicht nur möglich, daß der gestrenge Herr Amtmann das arme Bäuerlein, das in seiner Unwissenheit ihn um die Stunde des Mittagsmahls zu sprechen begehrte, souverän anfuhr: „„Weißt du nicht, daß es bei Strafe von einem Thaler verboten ist, mich am Mittagessen zu stören?““ Noch setzte sich das chinesisch-patriarchalische Spazierrohr auf dem Rücken ehrfurchtsvoller Unterthanen in Bewegung, wenn der hochwohlgeborene Obervoigt etwa bei seinem abendlichen délassement zufällig Zeuge wurde, wie die Frohnarbeiter an einem öffentlichen Wege ihre Pflicht versäumten. Allein die eigentliche und von oben her empfohlene Praxis war doch eine andere geworden. Der Beamte war nicht mehr der Justiz und Verwaltung, Rechtspflege und Polizei in Einer Hand haltende, durch wenige, einfache Gesetze gebundene kleine Regent in seinem Diminutivreiche zu Stadt oder Land, dem eben so viel Gewalt zum Bösesthun, als Raum zum Guten vergönnt war; er fühlte sich daher auch nicht mehr, wie zuvor, in seinem Bezirke zu Hause, war nicht mehr mit dessen besondersten Verhältnissen vertraut; er hatte aufgehört, sich patriarchalisch an seine Untergebenen gebunden zu fühlen. Mit diesem Aufhören war Gutes und Schlimmes gleichermaßen dahingegangen. Der Beamte konnte nicht mehr der gehaßte Tyrann, aber auch nicht mehr der angebetete Wohlthäter seines Bezirkes sein. Er war, Dank sei es den Ideen der neuen Zeit, ein bloßer Beamter geworden, der recht ominös in manchen Ländern Deutschlands kein Bürgerrecht zu besitzen, d. h. keine Heimath zu haben brauchte, er kam und ging, und sein Amtskreis war nur die kurze Wohnstätte des Nomaden. Zugleich war er durch das wohlgemeinte Bestreben der Regierungen, die Staatsmaschine recht im Einzelnen auszuarbeiten, zu einer verengten Specialität geworden. Nicht allein waren Justiz und Verwaltung, sondern beide noch in viele Unterzweige ge-

trennt. Die Bildungsschulen sonderten sich; sogar ganz neue Fakultäten, die staats- und forstwirthschaftliche, und zwischen ihr und der Rechtsfakultät die regiminalistische, entstanden. Bald konnte man keine armselige Schreibersstelle mehr erlangen, ohne von einer dieser Fakultäten den entsprechenden Stempel erhalten zu haben. Beamte, die so nur in der theoretischen Schule, fern dem wirklichen Leben und seiner derberen Ausgestaltung, wie seinen feineren Triebkräften aufgewachsen waren, konnten nicht mehr mit so wenigen gesetzlichen Führern, wie jene patriarchalischen Despoten, der in der Erfahrung gesammelten Weisheit, dem praktischen Lebensverstande überlassen werden. Dazu kam, daß in Folge der eingetretenen unseligen Verkehrtheit im Schul- und Erziehungswesen, und der marklosen Verdünnung in Religion und Kirche, die principielle, höhere Weisheit und die innere, sittliche Erfahrung dem jungen Beamtenlehrling gänzlich fehlte. Man mußte ihn mit ins Einzelne gehenden Gesetzen, Verordnungen, Regulativen und Normen rings umgeben. Ihrer wurde Legion. In diese Papierwelt eingebannt, vertrocknete nothwendig und verknöcherte im Formalismus die junge Beamtenseele. Was sollte ihr auch jene höhere Weisheit? War doch, um Alles tabellarisch in gleiche Rubriken zu bringen und um gegebene Gesetze überall gleich anwendbar zu machen, das individuelle Leben der Landschaften einem monotonen Nivellement gewichen. Wohin der Beamte kam auf seinen, oft geflissentlich von oben herab vermehrten Nomadenzügen, alles gleich; unter veränderten Namen stets dieselbe Form, derselbe Inhalt. Die Menschen wurden ihm zu bloßen Nummern, mit denen er den Regeln gemäß zu verfahren hatte. Nicht, daß der herzvolle Mann sich nicht auch da noch vom bloßen wandelnden Repertorium der Verordnungen unterschieden hätte. Aber sein Amt als solches konnte er meist auch ohne Herz, und oft so noch eher mit dem Erfolge verwalten, daß Belobung, Beförderung, Titel und Orden, die Ziele des Ehrgeizes in dieser Laufbahn, ihm zufallen mußten. Nur in seinen oft wenigen Freistunden konnte er als Mensch leben. Ist es zu wundern, daß der halb todt schematisirte, im Papierqualm verkommene Mann oft kaum für Genüsse edlerer Art noch sehr viel Sinn hatte, daß es zur Ausnahme wurde, wenn man den Ortsbeamten am Abend irgend wo anders aufzusuchen hatte, als im Wirthshause? Dieses

Leben, zwischen dem geschäftsvollen Nichts endloser Formalitäten und der materiellen, gröberen Genüssen verfallenen Erholung, stellte den Beamten dem Volke, dem er leitend und dienend zugleich angehören sollte, so fern, daß dasselbe nur mit Gefühlen der äußersten Kälte, wo nicht mit schlimmeren, auf Alles blickte, was zu dieser Kaste gehörte.

„Der Herrenhaß wurde die Seele der Wirthshausgespräche der Bauern, und die Herren wurden betrachtet als:

Die Landschmarutzer, die die Füße
Beständig unterm Tisch des Kaisers haben,
Die von der öffentlichen Fäulniß leben.

Und mit denen, welche das Gesetz zu verwalten und anzuwenden hatten, wurden auch die Gesetze selber ein Gegenstand beständigen Mistrauens. „„Wer macht sie?““ fing der Bauer an zu fragen, „„und zu wessen Gunsten werden sie gemacht?““ Und es war an diesem an sich unverständigen Urtheile doch leider! so viel Wahres. Denn auch die Gesetze redeten nur die Sprache der Schreibstube und des abstracten Formalismus, ein Kauderwelsch, das Niemand verstand, als der Beamte; dem Volke blieben sie ein verschlossenes Buch. War aber der Beamte, ohne irgend mit dem wirklichen Leben wahrhaft vertraut geworden zu sein, ohne in die wirklich treibenden Kräfte desselben tiefer hineingeblickt und den sittlichen Nerv in den Zuständen seiner Untergebenen erkannt zu haben, ja sogar mit all den Mängeln und Krankheiten behaftet, die an der Gesundheit des Volkes zehrten, gar zu einer Stelle in der Provinzial- oder Centralregierung vorgerückt, hatte er hier nach wenigen Jahren vollends jeden Hauch von concretem Volksbewußtsein abgestreift, dann vollends lebte er ganz nur in der Gespensterwelt der Kanzlei, wo des „Lebens goldner Baum“ nur mit schwarzen Reisern durch den dicken Nebel des Actenstaubes hindurch erblickt wurde, wie ein geisterhafter Schatten. Er selbst war nun unter denen, die er früher oft belächelte, die nur von ferne läuten hörten und selten wußten, in welchem Dorfe. Es brauchte bei dem vorher schon so leichten Anhauch nicht lange, bis er ganz nur zu einer Tabellarisir-Maschine oder zu einem juridischen Subsumtions-Meister wurde. Und doch sollte von diesen grünen Tischen aus das Leben des Volkes im Staate seine Regeln,

seine Anstöße erhalten. Bis hinauf in das Cabinet des Ministers reichte dieses Traumleben, das sich mit dem bloßen abdampfenden Wasser begnügte und den wirklich relevanten Rest der Zustände, die eigentliche Realität der Volksverhältnisse nicht mehr berührte. Daß man nicht fleißig war, sich nicht halb todt arbeitete, nicht allgegenwärtig und allwissend — das kann man diesen Ministern zum Vorwurfe nicht machen. Sie regierten vielmehr en détail und recht klein geschnitten und sahen alle Acten, lasen Alles, waren Minister, Rath, Amtmann und Dorfschulze in Einer Person, so daß ihnen im Einzelnen nichts entging, nämlich — vom Papier und der papierenen Auffassung der Dinge. Zu großartiger und freierer Lebensanschauung hatte man da keine Zeit mehr. Es konnte sich im Geiste des hohen Staatsbeamten nichts mehr ausbilden. Die Sachen wurden nur noch bearbeitet, nicht mehr geistig durchlebt. Wie war das auch möglich, wenn Alles in dem Einen Cabinette zusammen lief und man nur noch zu eiligster Einreihung der Fälle in ein Regelfach, nicht mehr zu ruhiger Erwägung Zeit hatte und noch überdies darauf Bedacht nehmen mußte, der bellenden Presse und den opponirenden Volksrepräsentanten über die Verwendung jedes Zwanzigers, über die Behandlung jeder Bagatelle Rede zu stehen. Der fleißigste Schreibstubenmann, das allezeit fertige Register der Verordnungen, der behendeste Formalist, der regelrechteste Abstractor, der mundfertigste Vertheidiger oder vielmehr Advocat des Geschehenen war da der beste Minister. Sparsamkeit war das erste Gesetz. Alles war in Etats vertheilt, und wer den seinigen nie erreichte, sondern die Geschäfte seines Kreises mit weniger Geld machte, ein vortrefflicher Beamter. Selbst Kunst, Wissenschaft und Religion waren unter den Etat gestellt, und ob die Bildung der akademischen Jugend für irgend ein Fach vollständig oder verstümmelt war, hing oft Jahre lang von den Etatssätzen ab. Was nicht verbraucht wurde, das strich man, und wie ungemein schwer war es, an die Stelle so eines Ungedankenstrichs wieder einmal ein pecuniäres Etwas zu setzen! — Das Alles aber wäre am Ende doch ein zusammenklappender, bequemer Mechanismus gewesen und hätte auch so noch nützen können, ohne zu schaden, wenn nur der Geist und das individuelle, genialere Leben noch daneben gegolten hätten. Das war aber nicht der Fall. Vielmehr

war es gerade das Geistesleben der Nation, was unter dieser Herrschaft der Büreaukraten am traurigsten verkümmerte. Vom armseligsten Schreiber an bis hinauf zum Staatsminister war es die selbstverstandene Regel, daß ihnen, den Gebildeten, die Religion, wie sie auf den Kanzeln und am Altare sich aussprach, nicht nöthig sei. Recht als wollten sie ihre Exemtion von allen Herzensbedürfnissen der Menschheit an den Tag legen, boten die kleinen und großen Herren dem Gefühle des Volkes Trotz. In den Gottesdiensten sahe man sie meist nur ein- bis zweimal im Jahre, wovon noch überdies das eine Mal blos dem Staate angehörte, ihre Büreaus aber waren an diesem Tage offen; wenn auch nicht Verhandlungen (was häufig genug geschah) darin vorgenommen wurden, so wußten doch die Beamten selbst die langweilige Zeit des Sonntags, während welcher die öffentliche Schicklichkeit sie im Hause hielt, nämlich die gottesdienstlichen Stunden, nicht anders zu tödten, als durch Arbeiten des Amtes. Man liebte es sogar, um sich einen freien Nachmittag in der Woche zu schaffen, am Sonntag desto mehr zu arbeiten, natürlich nicht am Abende dieses Tages, der auch dem Vergnügen gewidmet werden konnte. Ein wenig besser mag es in dieser Hinsicht noch auf katholischer Seite aussehen, als auf protestantischer, aber wir fordern den Beweis heraus, daß nicht im Ganzen, vom Schreiber im Landstädtchen bis zum Staatsminister hinauf, die Beamten die ersten waren, das Beispiel der Gleichgültigkeit gegen göttliche Dinge zu geben. Kam je einmal eine religiöse Feierlichkeit vor, bei der der Beamte nicht fehlen durfte, wie fremd stand er da. War es uns doch beim Anschauen oft zu Muthe, als wären diese Beamten Engländer, die Gottesdienst Feiernden etwa Chinesen oder Hindus, die eines ihrer Feste unter gebotener Assistenz britischer Civilbeamter begehen. — Diese Verachtung der religiösen Mittel war nicht allein die Wirkung der persönlichen Hohlheit und Leere des Herzens und Geistes, in welcher die Masse unserer jungen und alten Büreaukraten aufwächst und aufgewachsen ist, die Schuld davon liegt nicht allein an dem verseichteten Familienleben der gebildeten Stände, der herzlosen Phrasendrescherei der lateinischen Schulen, dem verkommenen religiösen Zustand der Gymnasien und der gänzlichen Ignorirung dieses Lebensgebietes für die nicht theologisch Studirenden der Universität. Sie liegt auch

in der ganzen Art, wie von oben herab mit den Interessen des Glaubens verfahren wird. Wo sind die büreaukratischen Minister und Staatsräthe, selbst Cultusminister und Directoren der Kirchenräthe, die nicht entweder mit dem Christenthum schmachvoll unbekannt waren und die Sprache der modern-schulmeisterlichen Halbbildung in ihren Erlassen sprachen, den Geistlichen „Religionslehrer, Volkslehrer", die Sacramente „Gebräuche, Ceremonien", die Gottesdienste „öffentliche Vorträge", das Christenthum „die Religion der öffentlichen Moral" u. s. w. nannten? und wenn es hie und da einen gibt, der es anders wünschte, wo sind die Männer des Muthes, die es wagen, was sie glauben, zu bekennen auch in ihren amtlichen Verhältnissen? Wir fragen, ob nicht die Minister und Regierungs-Collegien der büreaukratischen Schule, wohin wir aber in der Hauptsache die Advocaten, die sich jetzt ans Ruder geschwungen haben, auch rechnen müssen, fast alle um den Ruhm der Liberalität gebuhlt und sich als Freunde der Zeitideen dargestellt haben? Nichts davon zu sagen, daß sie damit dem Götzen räucherten, den ihre furchtbarsten Gegner anbeten, nämlich der Volkssouveränetät, und eben damit um alle Kraft und Achtung sich brachten, die allein dem gewissenhaft und consequent Dastehenden bleiben, sie hatten gewöhnlich nur Einen Weg, auf dem sie sich liberal zeigen konnten. Im Staate konnte man sich nichts vergeben, hier galt es, die Macht in Händen zu behalten, jeder Eingriff hier war Verletzung heiliger Rechte, man war hier entschlossen, nichts fahren zu lassen, was man einem nicht entrang. Desto nachgiebiger mußte man auf einem anderen Gebiete sein, und dies war das Gebiet der Kirche und Schule. Bestand die Volksstimme, d. h. ein gelesenes, freches Oppositionsblatt, dem dann die stupiden Städtchenblätter Chorus machten wie Ochsenfrösche, auf Veränderungen, wie Beseitigung entschiedener Männer des Glaubens, Anstellung grober oder feiner Verleugner, Verhöhner oder Verstörer des wahrhaften Glaubenslebens, so war man gewiß, daß das Ministerium über kurz oder lang seine „Liberalität", seine Freisinnigkeit und Gesinnungstüchtigkeit schlagend bewies durch Ernennungen, die ihm sein ärgster Feind nicht zweckmäßiger hätte rathen können. War selbst der Monarch ein so frommer und der Volksbedürfnisse bewußter Mann, wie Friedrich Wilhelm III. von Preußen, so konnte diese unselige Denk-

art des falschen Liberalismus doch noch bis zu dem absurden Grundsatze gehen, an den theologischen Facultäten wo möglich immer einen bibelgläubigen, einen rationalistischen und einen hegelianischen Professor zusammenzustellen, damit doch die Jünglinge die Wahl hätten, sich geistlich zu ruiniren, wenn sie wollten, und damit doch das armselige Gewäsche von „Ansichten", von „Richtungen", von „gleichberechtigten Standpunkten" immer die Ohren der alle Entschiedenheit fürchtenden Schwächlinge erquicke. Anders freilich verfuhr die Büreaukratie, wo sie im Dienste des Ultramontanismus wirkte, wie in Baiern und theilweise auch in Baden. Da ließ sie es am eigenen religiösen Bekenntnisse nicht fehlen, sie konnte sogar noch in gewissem Grade schön enden durch Protestation gegen das öffentliche Scandal, aber dem Volke entfremdete sie gleichwohl die Religion durch ihren heuchlerischen Misbrauch derselben für reine Zwecke der weltlichen Gewalt. — Im Gebiete der Kirche und Schule hat unsere liberal sein wollende Büreaukratie des Schadens in 30 bis 40 Jahren mehr gestiftet, als eine furchtbare Revolution für sich anrichten konnte. Denn sie hat die Revolution vorbereitet, sie hat bei zum Theil ganz redlichem Wollen und Meinen gehandelt, als wäre sie dazu da, die Revolution möglich, ja unumgänglich zu machen. Hier also ist eine der Ursachen, und zwar nicht die leichteste, der Revolution zu suchen.

„Wir klagen die Büreaukratie an als Ursächerin der Revolution, wiewohl wir ihr zugeben, daß sie eine solche Frucht ihres Thuns weder beabsichtigte, noch ahnte. Wie hat dieses ganze polizeiliche Staatsprincip auf den ökonomischen Zustand der Gemeinden, der Länder gewirkt? Es ist wahr, der statistische Despotismus, dem das zu regierende Land nur ein Object der Staatswirthschaft war, der nur das Anwachsen der Bevölkerung, das Steigen der Staatseinnahmen in Betracht zog, der in den Ausgaben sparte, daß es eine Lust war, hat einen scheinbaren Flor der Länder hervorgebracht, aber die Blumen dieses Flores sind bloße — Tabellenzahlen. Im Gebiete der Realitäten stand es gar anders. — Wenn man in manchen Ländern alljährlich hinreichende Ueberschüsse hatte, um Kasernenpaläste und Prachtbrücken zu bauen, oder um Walhallen und herrliche Kunstsammlungen anzulegen, oder um einen Schatz zu sammeln für schlimme Zeiten, so war das an sich recht

gut und schön. Aber Reichthum und Wohlstand der Länder schloß man aus diesen Zahlen nur mit Unrecht, nur wenn man sich in Hinsicht der wirklichen, tiefsten, am meisten bedingenden Volkszustände die Schlafmütze über die Ohren zog. Die größeren Einnahmen, worin bestanden sie? In Zollüberschüssen, die eben beweisen, wie viel noch das Vaterland von fremden Fabrikaten heimgesucht wird, wie wenig es selbst producirt, in wie ungeheuerem Maße es dem Auslande zinsbar ist. Diese Zahlen sind ja nur Andeuter von Ausgaben, von beständig fortgehenden Verlusten des Landes, und wer sich ihrer freut, der hat noch nicht weiter geblickt, als auf die Münze, die eben vor ihm auf dem Tische glänzt. Auf diese Weise die Staatseinnahme zu vermehren durch zehnfache Ausgabe, ist nicht eben große Oekonomie. Und in welchen anderen Rubriken zeigte sich vergrößerte Einnahme? In den Wirthshausabgaben, im Anwachsen des Verbrauchs starker Getränke zu einer erschreckenden Höhe. Wie oft führt man aus alten Chroniken an, wie der Eimer Wein in Süddeutschland einmal 3 Gulden oder noch weniger gekostet habe, und findet es fast unglaublich, auch wenn man den höheren Metallwerth und die größere Ausdehnung des Weinbaues mit in Berechnung bringt. Aber man vergißt, daß damals zwar auch ein guter und gründlicher Trunk der Deutschen Sache war, daß vielleicht des Zuvielthuns in diesem Genusse an festlichen Tagen nicht weniger, eher mehr war, als jetzt, daß aber ein tägliches Besuchen des Wirthshauses von Seiten einer sehr großen Proportion der männlichen Einwohner, daß eine so große Zahl von Wirthshäusern, die wie Polypenarme in unseren Dörfern und Städtchen den Wanderer durch die Hauptgasse festhalten wollen, den einfachen Sitten früherer Zeiten fremd war. Jetzt erhebt man von Wein- und Bier- und Branntweinverbrauch Steuern, die mit jeder Finanzperiode wachsen. Jeder Thaler, der aus dieser Quelle mehr in die Staatskasse fällt, verkündet eine Ausgabe, die dem Ganzen der Bevölkerung freiwillig auferlegt ist und die in ihren Wohlstand und ihren ganzen sittlichen Frieden viel tiefer hineingreift, als man gewöhnlich ermißt. Mag allerdings einem sehr armen Theile der Bevölkerung, den Weingärtnern, größerer Ertrag aus diesem starken Verbrauch erwachsen — auch hier fragt es sich

erst noch, ob dieser Ertrag, näher betrachtet, ihren wahren Wohlstand fördert.

„Doch wir wollen uns nicht zu tief in solche wirthschaftliche Fragen versenken. Wir wollen auch nicht die deutschen Budgets durchgehen, und noch weniger der büreaukratischen Regierungsweise und ihrer wohlmeinenden Einnahme-Vergrößerung und Sparsamkeit, ihrer uneigennützigen Redlichkeit und achtungswürdigen Ordnungsliebe das Verdienst streitig machen, daß sie im finanziellen Theile der Administration viel Gutes gethan hat. Nur wollen wir auch den quaestus non olens des Vespasian nicht vergessen, der auch ihr Grundsatz war, mit anderen Worten, wir wollen uns nicht durch Zahlen bethören lassen, die sittlichen Zuständen gegenüber keinen Werth haben. Das Volksleben versank, während die Büreaukraten scharf sonderten, klüglich ordneten, bequem eintheilten, übersichtlich normirten und so einen „geordneten Staatshaushalt" vor sich hatten, von Jahr zu Jahr tiefer, und unten herauf grollte der Ton der Klage, oder schnitt manchmal ein schriller Seufzer durch das Concert der sich über die schöne Ordnung beglückwünschenden Stimmen der Minister und Räthe. Dieses Grollen aber und diese Seufzertöne waren das Gekreische der Sturmvögel der Revolution.

„Die Ausgaben des Staates wuchsen auch mit den Einnahmen. Da waren zwar die Landstände um das Budget zu regeln, und manchmal wenigstens waren sie kleinlich genug, an einer Position zu zwacken, bis das Ministerium etwas davon abgab. Aber die guten Leute, die sich so abmühten, vergaßen meist, daß, wie beim Krämer, der seine Waaren borgt, die Rechnung, so auch die staatlichen Etatssätze darauf eingerichtet waren. Kam doch einmal in einem unserer constitutionellen Länder ein General zu einem uns bekannten Verfertiger mathematischer Instrumente und bestellte viele derselben auf einmal mit der Bedingung, daß sie vor Ende des Finanzjahres abgeliefert würden. „„Denn"", sagte er, „„geschieht dies nicht, können wir sie nicht mehr vor Ende der Etatsperiode in Rechnung bringen, so haben wir unsere Summe nicht verbraucht, es wird ein Theil davon gestrichen, und wir bekommen das Gestrichene nicht leicht wieder.""" So schlug man den wichtig thuenden Revisoren, die mit hohem Bewußtsein weggingen, wenn

sie einige hundert Thaler dem Lande gespart hatten, während freilich ihre Sitzung, die sie damit zubrachten, das Doppelte an Diäten gekostet hatte, ein administratives Schnippchen. Man setzte die Etats so an, daß die Scheeren der oppositionellen Schneidermeister sich am Rande derselben üben und zerarbeiten konnten, ohne doch mehr als das überflüssige Tuchende davon abzubringen. Man versicherte, wenn es sich um Maßregeln handelte, wie Verkauf von Krongütern, die nichts Erhebliches abwarfen, dieselben trügen ihre Procente ganz gut, und berechnete rechenmeisterisch genug ihren Werth nach ihrem Ertrag, um so mit leichter Mühe hohe Procente herauszubringen. Auf die Frage, ob sie um die angegebene Werthsumme oder auch etwas darüber käuflich zu haben wären, antwortete man freilich: das sei eine andere Frage, weil ihr Verkauf um anderer Rücksichten willen nur nach höheren Ansätzen thunlich sei. So half man sich mit quid pro quo's und — im Ganzen waren die Landstände der Büreaukratie gegenüber von sehr wenig Werth, und man kann wohl sagen, daß ohne den redlichen Willen und ordnenden Verstand unserer Büreaukraten diese Herren Repräsentanten es zu keinem ordentlichen Staatshaushalt gebracht hätten. Die Ausgaben freilich konnte man nicht vermindern, da das Beamtensystem bis ins kleinste Dörfchen ausgebildet und mit Besoldung der Angestellten in allen Gebieten, daneben mit Militärkosten, diplomatischen Repräsentations-Ausgaben, noch stärker aber mit den zahlreichen Controllen im Finanzwesen ungeheure Summen erfordert wurden. Es soll nicht geläugnet werden, daß die Militärausgaben, die einen so großen Theil der Einnahme verschlangen, durchaus unvermeidlich waren und sein werden, so lange das jetzige europäische Staatswesen besteht, so lange noch Deutschland zwischen zwei gewaltige Nachbarn im Osten und Westen eingeschichtet ist, denen es beständig die Zähne weisen muß oder weisen zu müssen glaubt. Doch davon nicht weiter. Kurz, an den Ausgaben nach dieser Richtung sind unsere gestürzten Machthaber unschuldig, und wenn sie für Straßen und ähnliche Bauten, zuletzt für Eisenbahnen Millionen hingegeben, so ist das theils eher ihr Verdienst zu nennen, theils aber ihnen abgedrungen worden. — Was wir von der Bureaukratie sagen, das gilt in nicht minderem Grade von dem Gebiete, auf welchem die Freiheit am meisten zu Hause sein

sollte, dem der Kirche und der Wissenschaft. Wie weit hier die Beaufsichtigung des Einzelnen von oben herab ging, davon kann Würtemberg zeugen, wo vor einigen Jahren die Geistlichen unter die Aufsicht der Ortsobrigkeit in Hinsicht ihres politischen Betragens gestellt wurden. Das Unwesen der Conduitenlisten in manchen deutschen Staaten, wo sie nicht blos für das Militär eingeführt waren, ist ohnedies bekannt.

„Wir haben schon darauf hingewiesen, daß der Büreaukratie die Kammern gegenübergestellt worden seien und daß man von hierher einen ausgleichenden Einfluß etwa hätte erwarten können. Aber, lieber Gott! was waren das für Kammern. Es waren ausgezeichnete Männer im Einzelnen unter den Gewählten und wahre Patrioten auf beiden Seiten, der liberalen und conservativen. Aber das ganze System, was war es? etwa ein Wiederaufleben und eine Fortbildung der alten, ständischen Verfassungen, wie sie tief im Leben des deutschen Volkes wurzelten? ein historisches Gewächs aus der uralten Wurzel des deutschen Volkslebens? Nichts weniger als das, sondern eine moderne, schlecht begründete Uebertragung fremder Einrichtungen, zu denen der ganze sittliche und politische Boden fehlte. Die alte Zeit à la Louis XV. mit Hirschparken und Maitressenwirthschaft, da geniale Herren despotisch mit dem Wohl eines Volkes spielten, war mit ihren Prunkspielen und ihrer verrotteten Unsittlichkeit durch Napoleons Soldatenfaust zerschmettert, und der „tragediante“ hatte wirklich manch Prunkgefäß am Boden zerscherbt. Aber auch der soldatische Despotismus lag hart auf den Gemüthern, mochte er mit noch so viel persönlichem Geiste des Fürsten, mit noch so viel Gutmüthigkeit, redlicher Frömmigkeit und wahrem Edelmuth vermischt und gemildert sein. Es war eine Sehnsucht nach Anderem, und die Völker fühlten, daß sie etwas erwarten durften als Lohn ihrer Treue in Erhaltung der Throne, denn sie hatten sich zuletzt mit der Macht der Verzweiflung den französischen Heeren entgegengestürzt. Man wußte nichts Besseres, als die Constitution, ein Stück aus England, ein anderes aus der französischen Revolution, beides zusammengewachsen mit dunklen Erinnerungen der alten Landtage. Aber der Boden war ein anderer geworden. Die alte Selbstregierung der Städte, der Klöster, des Reichsadels, der Kirche mit ihrem eigenen Gute, sie waren ja

mit zu Grabe getragen, und was sollte nun vertreten werden? Nicht mehr wurden freie Gemeinschaften repräsentirt durch Männer aus ihrer Mitte, sondern die büreaukratisch gleich geschorene Staatseinheit war eigentlich durch alle Glieder der Ständeversammlungen, die diesen geschichtlichen Namen nicht mehr verdienten, dargestellt. Kaum, daß noch in manchen Ländern, wo diese „Verfassungen" aufkamen, durch die Aufnahme der Prälaten, der Abgeordneten des ritterschaftlichen Adels, des Landesbischofs und Universitätskanzlers ein Schatten der alten Landtage zurückblieb. Sonst im Ganzen war jeder Abgeordnete dem ausgesprochnen Grundsatze gemäß Vertreter des ganzen Landes, ja man ging in der Absurdität so weit, wie seiner Zeit in der französischen Revolution, einen deutschen Reichstag zu wählen, von dessen Abgeordneten jeder ganz Deutschland zu vertreten hatte. Damit vertrat jeder, was er nicht kannte. Denn wo ist ein Mann, der die Verhältnisse eines ganzen Landes so kennt, daß man ihm dessen vielseitige Interessen zur Vertretung übergeben könnte? Man hätte denken sollen, es werde nun wenigstens gehörig Sorge getragen, daß von den verschiedenen Ständen, wie sie die Neuzeit hervorgebracht hat, d. h. von den verschiedenen Beschäftigungsarten Leute in gehöriger Anzahl in die Kammern gewählt würden, um so doch einigermaßen die verschiedenen Interessen gewahrt zu sehen. Aber weit gefehlt. Man hatte überall einen Wahlcensus aus guten Gründen für nöthig gehalten, und dieser führte dazu, daß die Kammern überall nur Vertreter des dritten Standes waren, der Adel und die Geistlichkeit kaum oder gar nicht vertreten wurden, während die Beamten, Advocaten, Fabrikanten die Groszahl der Ständemitglieder bildeten. Der Bauer- und Handwerkerstand fiel so ziemlich ganz weg. Gerade diese Mittelklasse aber war es, in welcher die moderne, entchristlichte, abstracte Halbbildung sich mit lautem Gepoche als „Bildung" breit machte. Kaum konnte es für die höheren, sittlichen, geistlichen Staatsinteressen schlechtere Gewähr geben, als diese Kammern, in deren Oppositionen unsere liberalen Büreaukraten und unsere revolutionären Advocaten ihren Sitz hatten."

Es ist dies ein Gemälde der Wirklichkeit, die uns der Betrachtung des Principes überheben könnte. Aber es bedarf doch noch eines Blickes auf die Hauptstellen der Geschichte. Wir wer-

den nicht fehlgehen, wenn wir die Ursprünge der modernen Repräsentativ-Verfassungen in der französischen von 1791, und die Heimath dieser wieder in denen von Nordamerika und England aufsuchen, denn die ständischen Ordnungen des Mittelalters und die republikanischen der italiänischen und deutschen Städte waren damals nicht die Gegenstände des Studiums der Staatsmänner. Hätte der berühmte Guizot seine Vorlesungen über die Geschichte der Repräsentativ-Verfassung bis auf die neuesten Zeiten herabführen dürfen, statt sie mit der Regierung der Königin Elisabeth von England schließen zu müssen*), wir würden bei seiner entschiedenen Zuneigung zu dieser Verfassung die tieferen Einblicke bekommen haben, die er in seinen übrigen Schriften nur gelegentlich verräth**).

Der Schritt zu dem Repräsentativ-System in Frankreich ging bekanntlich (1789) von der Frage nach der politischen Bedeutung des dritten Standes (d. h. der Staatsangehörigen außer Adel und Kirche, aber damals noch mit Ausnahme der Unfreien) und seiner Vertretung in der Versammlung der Stände aus. Es ist nicht unbedeutend, daß der Mann, dessen Gedanken in dieser Beziehung die herrschenden wurden, der Abbé Sieyès, ein Geistlicher und ein Adlicher war und nur durch einen doppelten Abfall zu seinen politischen Ueberzeugungen kommen konnte, vor Allem, daß er, ein Priester und General-Vicar (zu Chartres), sich zu den Ansichten Rousseaus bekennen mochte. Ein Mann, der von den Gütern der Kirche leben und allen Glauben von sich werfen konnte, kann zwar in einer so mechanischen Rechenkunst, wie er sie auf dem politischen Gebiete handhabte, hinreichenden Verstand haben, aber er kann nicht in die Tiefe des Volkslebens mit Verständniß blicken. Er konnte nur so unwahre Antworten auf seine Fragen geben, wie die, daß der dritte Stand bis jetzt politisch nichts ge-

---

*) Histoire des origines du gouvernement représentatif en Europe. Paris 1851. 2 voll.

**) Besonders in seinen mémoires pour servir à l'histoire de mon temps. Paris 1850—65. 7 voll., wo er in einzelnen Bemerkungen seinen Glauben an diese Verfassung kundgibt.

wesen, aber Alles werden müsse. Von diesem in der todten Abstraction lebenden Menschen, dem jede höhere Treue fehlte, kam der Hauptentwurf zu der seitdem an Kindern so fruchtbar gewordenen französischen Repräsentativ-Verfassung*). Daß die englische und die amerikanische Verfassung dabei als Muster vorschwebten, ist keinem Zweifel unterworfen**). Wie sehr Rousseaus und anderer sogenannter Philosophen Lehren dabei wirkten, dieser Philosophen der Sittenlosigkeit und des gemeinen Materialismus, zeigt die „Erklärung der Menschenrechte", welche der Constitution vorausgeschickt wurde und in der unter diesem Namen die Principien eines politischen Systems, welches nur die Republik sein kann, proclamirt wurden***). Die Volkssouveränetät ist der Kern davon, und der König kann nur noch Beamter der Nation sein, deren Wille durch Majoritätsbeschlüsse ihrer erwählten Vertreter erkannt werden muß. Die Unwahrheit mancher dieser Principien, wie z. B. der letztgenannten, leuchtet auf den ersten Blick ein. Der Begriff des Volkes ist mit dem der Nation verwechselt, das Königthum nur als eine Institution der bloßen Nützlichkeit betrachtet. Das einzige Verdienst, aber auch das bleibende, dieser Grundsätze ist die Beseitigung böser Misbräuche in Staat und Gesellschaft, des Despotismus, der falschen Aristokratie, des Pascha-Regiments, der Verschleuderungen. Daß diese Verfassung sich so sehr empfahl, rührt einzig von der Verbreitung jener Misbräuche her. Wie wenig aber der abstracte Grundsatz der Gleichheit aller Angehörigen der

*) Wie wenig dieser Mann von dem Gegenstande wußte, den er so keck behandelte, erweist die Vergleichung seiner Schrift über den dritten Stand mit A. Thierry: Essai sur l'histoire de la formation et des progrès du tiers état. Neueste Ausgabe. Paris 1867. Dem Vergleicher tritt sofort der Unterschied zwischen der Abstraction, der leichtsinnigen Doctrin, ja der Phrase, und der Geschichte entgegen. Sieyès war ein echter Studirstuben-Revolutionär. Im Parteienkampf entfiel ihm das Herz, wie er denn Widerspruch nicht ertragen konnte und die Welt mit seinem Schweigen strafte, wenn seine Gedanken nicht aufgenommen wurden. Wachsmuth: Geschichte Frankreichs im Revolutions-Zeitalter. Hamburg 1840. Bd. 1. S. 157.

**) Wachsmuth, a. a. O. S. 174 ff., obwohl die eigentlichen Anhänger dieser Vorbilder, die Schüler Montesquieu's, in der Minderheit blieben.

***) Abgedruckt u. A. bei Wachsmuth, a. a. O. Bd. 1. S. 592 ff.

Nation sagen will, wenn man nicht auch Gleichheit der Kraft, Begabung, Bildung und des Vermögens decretiren kann, vielmehr dieses letztere mit Recht in seiner Verschiedenheit sanctionirt, ist seitdem längst erkannt. Die monarchische Verfassung, welche festgestellt wurde, war nur Schein. Der König war zwar erblich, aber nur unter der Bedingung der Constitution. Sein bisheriges Erbrecht war aufgehoben. — Kurz, die ganze Idee dieser Verfassung ging von der Vorstellung aus, daß der Staat neu zu schaffen, nicht, daß der vorhandene zu modificiren sei. Die Erfahrung hat gelehrt, daß von dieser Verfassung nur ein Schritt zur Republik war. Als diese mit ihren Gräueln der Militär-Dictatur des Kaiserreichs Platz machte, wurde ein Schein ihres Fortwirkens durch Beibehaltung mancher ihrer Bestimmungen erzielt. Es war eine verfälschte Verfassung, verfälschtes Wahlrecht, verfälschte Freiheit. Von dieser Lüge wurden die Franzosen 1815 durch Europa frei gemacht, und nun trat „die Charte", d. h. das Blatt Papier, zwischen die wiederkehrenden bourbonischen Herrscher und das Volk. Eine Pairskammer wurde in Nachahmung Englands errichtet. Aber die Grundlage des englischen Oberhauses, die Corporation und der Reichthum, somit die Unabhängigkeit, fehlten. Das Königthum seit Ludwig XI. und die Revolution seit 1789 hatten dieselben zerstört. Diese Pairie konnte es daher zu keinem Ansehen bringen. Die Staatsgewalt war zwischen dem König und der Kammer vertheilt. Um die Grenzen dieser Gewalt, oder vielmehr um die Obergewalt ging nun der innere Kampf, und sein Erfolg war, daß die Charte immer mehr der Verfassung von 1791 angenähert, um eben so viel aber auch das Königthum herabgedrückt und die Republik angebahnt wurde. Denn die kirchliche, die Adels- und die Hofpartei, welche das alte Königthum und die alte Hierarchie der Zeit vor der Revolution von 1789 wiederherstellen wollten, waren ja nimmermehr dem constitutionellen Bürgerthum, der republikanischen und der bonapartistischen Masse der Nation gewachsen*). Der Kampf, der nunmehr vor den Augen Europas in Frankreich wogte, mußte in Deutschland, wo eine Neugestaltung der Staaten nach

*) Ueber diese Gruppirung s. A. Schmidt: Zeitgenössische Geschichten. 1. Frankreich von 1815 bis 1830. S. 9 ff.

Innen gleichfalls vorlag, die leidenschaftlichste Theilnahme finden, und es war nicht anders möglich, als daß die Meisten und auch die Besten nicht auf die Seite des Royalismus sich stellten, weil dieser „nichts gelernt und nichts vergessen hatte", weil er mit ungescheutem Streben dahin ging, auch alles Gute der Verfassung, alle wirkliche Freiheit, die sie gewährte, zu vernichten oder zu verfälschen*). Es schien, als sollte der Terrorismus von 1793 nunmehr von royalistischer Seite mit Gleichem vergolten werden. Aber der Liberalismus siegte, diesmal nicht von unten hinauf, sondern von oben herab, ja man kann sagen, es war damals (1816) der Liberalismus Europas, der in Frankreich über die Zurückgebliebenen aus dem vorigen Jahrhundert den Sieg davon trug. Aber der Werth des parlamentarischen Princips war mehr als je zweifelhaft gemacht, da gerade die royalistischen Ultras zu ihren Zwecken die strengste Durchführung desselben verlangten, und dadurch zeigten, daß diese Art der Verfassung keineswegs die Freiheit sichere**). Die Royalisten gewannen auf dem Wege des Parlamentarismus nochmals die Oberhand. Aber ihre Herrschaft führte zu der Revolution vom Juli 1830. Sie brach durch die Beseitigung der erblichen Pairschaft, an deren Stelle die lebenslängliche trat, das conservative Element der Charte und das orleanische Bürgerkönigthum sollte mit der so veränderten Verfassung regieren. Dieses konnte sich auf die Macht des Bürgerthums stützen, hatte aber die Republikaner, die alten Royalisten (Legitimisten) und die Bonapartisten zu bekämpfen. Ihm trat der Aufruhr in den Straßen und die zunehmende Parteiwuth entgegen. Es war kein echtes Königthum und doch auch keine republikanische Präsidentschaft. Sein Schicksal konnte nur das einer Vorstufe der Republik sein, und mit dieser war wieder der Weg zum schon dagewesenen Despotismus der Militärmacht gegeben. Welchen anderen Gedanken kann dieser historische Gang erwecken, als daß er auch in anderen großen Staaten, wenn auch vielleicht in längeren Zeiträumen, sich wiederholen werde, weil er eine gewisse Nothwendigkeit in sich trage? Freilich, in den kleinen Staaten Deutschlands

*) Die Geschichte dieses Kampfes ist viel beschrieben. Wir verweisen nur auf: Schmidt, a. a. O. und Guizots mémoires.

**) Guizot. Vol. 1. S. 136.

hat die Nachahmung der französischen Constitution diesen Gang nicht verfolgt; sie sind im Ganzen geblieben, wie sie bald nach Einführung der Verfassungen waren. Aber warum ging es bei den meisten so? denn einen oder zwei müssen wir doch ausnehmen, in welchen wirklich der Gang zur Republik stattfand, oder der Rückgang bis zur absoluten Herrschaft versucht wurde; es sind dies Baden und Kurhessen. Und auch die hannoverschen Verfassungsstreite bieten eher eine Bestätigung als eine Widerlegung der obigen Folgerung dar. Dasselbe, was bei den anderen Mittel- und Kleinstaaten diesen Gang hinderte, hat auch in den letztgenannten die monarchisch-constitutionelle Ordnung wieder hergestellt. Es war ihre Angehörigkeit an den deutschen Bund, es war das Dasein der beiden deutschen Großstaaten, Preußen und Oesterreich.

Alle diese Thatsachen und geschichtlichen Verhältnisse waren Friedrich Wilhelm IV. wohlbekannt, und auf Grund derselben konnte er sich für das sogenannte reine Repräsentativsystem nicht begeistern. Es trug für ihn, wie er von der preußischen Verfassung sagte, „den breiten Stempel seines Ursprungs." Daß er aber endlich dem Drängen nachgab, hat man kein Recht, ihm als Schwäche auszudeuten. Wäre er von Männern in größerer Zahl umgeben gewesen, die ihn und die Geschichte verstanden, zugleich aber mit dem Vermögen ausgerüstet waren, das Verstandene entweder dem Volke in seiner Masse klar zu machen, daß es den Parteiführern und ihren lügenhaften Predigten in den öffentlichen Blättern nicht mehr geglaubt hätte, oder die Wortführer selbst zu überzeugen, er hätte nimmermehr das „Blatt Papier zwischen sich und sein Volk" gelassen. Er stand aber fast allein und — was noch stärker ins Gewicht fällt — er selbst hatte mehr negativ, in dem, was er verwarf, als positiv, in dem, was an dessen Stelle treten sollte, eine klare und durchgearbeitete Ueberzeugung. Er folgte noch immer den großen Auctoritäten seiner Jugendzeit, einem Freiherrn von Stein, einem E. M. Arndt, einem Niebuhr, und blieb daher bei dem Principe der ständischen Vertretung stehen, aber ohne sie aus der engen und der Zeitentwicklung unangemessenen Gestalt herauszuheben, in der sie bis dahin allein gelebt hatte. Die Kirche allerdings war als Stand längst weggefallen, weil sie nicht mehr die größte Grundbesitzerin war, wie vordem; der Adel

und der große Grundbesitz fielen nicht mehr unbedingt zusammen. Dafür war der dritte Stand in zwei Gestalten ausgebildet, als Städte und als freier Bauernstand. So waren eigentlich jetzt vier Stände zu vertreten, und auch sie waren nicht nur schwer abzugrenzen, sondern auch noch schwerer, wie z. B. von den Städten die größten, eine gewaltige Mannichfaltigkeit einschließenden, wirklich und mit Sachverstand zu vertreten.

In dem augenblicklichen Drang der Lage blieb daher nur übrig, endlich und mit schwerem Herzen auf das allgemein Gewünschte einzugehen, zugleich aber auszusprechen, in welchem Sinne es geschah. Der König war weder unbekannt noch im Widerspruch mit der Thatsache, daß die Entwicklung der absoluten Monarchie in Preußen durch sich selbst auf eine freie Verfassung des Staates hintrieb*), vielmehr war er von diesem Gedanken mehr als irgend Jemand in seinem Lande durchdrungen. Aber er kam nicht zu dem Schlusse, daß der König im Staate wirklich ein Repräsentant des Volkes**) sei und weil er, wie Friedrich der Große sagte, sich als „den ersten Beamten" desselben zu betrachten habe, auch in der That seine Krone von Menschen zu Lehen tragen müsse. Er betrachtete sich als von Gott durch die Geschichte an die Spitze seines Staates gestellt, und wußte von einem preußischen Volke nur, sofern auch sein Herrscher in seiner geschichtlich gegebenen Stellung dazu gehörte, ja es war ihm stets gegenwärtig, daß gerade in Preußen das Volk von dem Herrscher zu dem gemacht worden, was es ist. Ein preußisches Volk gab es nie vor dem preußischen König oder Kurfürsten, sondern stets durch ihn. Darum sprach er (1850) bei Annahme der verbesserten Verfassung: „In der Form, „in welcher es (das Werk der Verfassung) Ihnen vorgelegt wor„den, ist es allerdings das Werk aufopfernder Treue von Männern, „die diesen Thron gerettet haben, gegen die meine Dankbarkeit nur „mit meinem Leben erlöschen wird; aber es wurde so in den Tagen,

*) Wie sie H. v. Sybel: „Ueber die Entwicklung der absoluten Monarchie in Preußen (Kleine historische Schriften. München 1863. S. 513 ff.) treffend darstellt.

**) Diese Theorie ist nach Mill und v. Mohl kurz und bündig zusammengefaßt in: J. C. Bluntschli und K. Brater: Deutsches Staats-Wörterbuch. Bd. 8. S. 585 ff. Art.: Repräsentativ-Verfassung.

„in welchen, im buchstäblichen Sinne des Wortes, das Dasein des „Vaterlandes bedroht war. Es war das Werk des Augenblicks, „und es trug den breiten Stempel seines Ursprungs. Die Frage „ist gerechtfertigt, wie ich bei solcher Betrachtung diesem Werke die „Sanction geben könne? Dennoch *will* ich es, weil ich es *kann*, „und daß ich es kann, verdanke ich Ihnen allein. Sie haben die „bessernde Hand daran gelegt, Sie haben Bedenkliches daraus ent„fernt, Gutes hineingetragen und mir durch Ihre treffliche Arbeit „und durch die Aufnahme meiner letzten Vorschläge ein Pfand ge„geben, daß Sie die vor der Sanction begonnene Arbeit der Ver„vollkommnung auch nachher nicht lassen wollen, und daß es unse„rem vereinten redlichen Streben auf verfassungsmäßigem Wege „gelingen wird, es den Lebensbedürfnissen Preußens immer ent„sprechender zu machen. Ich *darf* dies Werk bestätigen, weil ich „es in *Hoffnung kann*.... Gott ist der Zeuge, daß mein „Gelöbniß auf die Verfassung *treu, wahrhaftig und ohne „Rückhalt* ist. Allein Leben und Segen der Verfassung hängen „von der Erfüllung unabweislicher Bedingungen ab.... Seine „Lebensbedingung ist die, *daß mir das Regieren mit diesem „Gesetze möglich gemacht wird*. Denn in Preußen muß der „König regieren, und ich regiere nicht, weil es also mein Wohl„gefallen ist, sondern *weil es Gottes Ordnung ist*, darum „aber *will ich auch regieren*. Ein freies Volk unter einem „freien Könige, das war meine Losung seit 10 Jahren, das ist sie „und soll es bleiben."

Dem consequenten, aber auch in seiner Consequenz unausbleiblich zur Republik führenden Repräsentativsystem gegenüber waren diese Königsworte unzulässig, und wenn sie ohne Protestation der Versammlung, an die sie gerichtet waren, wenn sie als Bedingung und Erklärung des nachherigen Eidschwurs auf die Verfassung angenommen wurden, so war von nun an in Preußen nicht das reine Repräsentativsystem eingeführt, sondern eine nach der Erfahrung des Königs, ob sich mit ihr regieren lasse, abzuändernde Verfassung. — Es ließ sich ja diesem Systeme auch das Bedenkliche nachsagen, daß nach ihm die Vertreter der ungeheuren Mehrzahl noch von Leuten gewählt werden, denen sie unbekannt seien, die ein Urtheil über ihre Tüchtigkeit nicht einmal haben können, die also

auch ein wirkliches Vertrauen ihnen zuzuwenden nicht vermögen. Nur ständische Wahl entgeht diesem Vorwurf, alle anderen Volkswahlen unterliegen ihm. Nicht minder kann der einfache Verstand an dem Systeme aussetzen, daß die Gewählten nicht Vertreter näher liegender, corporativer, ihnen wohlbekannter Interessen, sondern daß sie, jeder von ihnen, Vertreter des ganzen Landes seien*). Ein ganzes Land aber, ein viele Provinzen, Stämme, Stände, Interessen, Verhältnisse umschließender Staat ist ein so großer Umfang von Mannichfaltigem, daß kein Einzelner sich als völlig sachverständiger Vertreter desselben ausgeben kann. Es ist wahr, die Wahlen können zufällig die sich ergänzenden Capacitäten in die Kammer bringen. Aber nur, wenn sie von einem überall herrschenden Willen, sei es einer Partei, sei es der Regierung, geleitet werden, ist dies anders als durch Zufall möglich. Und dann sind es keine eigentlichen Volkswahlen mehr, dann würde Ernennung der Abgeordneten nicht viel schlechter als ihre Wahl sein, wenn ihnen Vollmacht und Beruf eben so wie jetzt gegeben wären. Es läßt sich nun einmal nicht leugnen, daß, sobald die privatrechtliche Grundlegung der Vertretung, wie sie im Wesentlichen den englischen Parlamentarismus geschaffen hat, die Vertretung von Corporationen, beseitigt ist, wie sie auch verdient beseitigt zu werden, weil sie nur einen Kampf der Sonderinteressen auf Kosten des Staates hervorbringt, so lange jeder Abgeordnete das „ganze Land oder Volk" vertritt, jeder ein Vertreter dessen ist, was er nicht versteht. Jede solche Versammlung wird sich daher leicht dahin wenden, wo die Meisten ihre Sphäre finden, zu den allgemeinen Begriffen, den Abstractionen, den Schemen, die an sich keinen sicheren Inhalt haben. Begriffe wie: Freiheit, wie: Gleichheit, wie: Brüderlichkeit werden als Schlagwörter die große Zahl der Abgeordneten um sich sammeln, es wird bald auf dem Gebiete der Finanz-Haushaltung (Budget), bald auf dem der Rechtsverwaltung, bald auf einem dritten oder vierten ein concreter Inhalt sich ergeben, und wie ein Eldorado der Freiheit wird jetzt dieses, jetzt jenes Recht alle Gemüther in einen lechzenden, leidenschaftlichen Zustand versetzen. Auch der Wähler wird sich diese Seuche bald be-

*) K. Bluntschli, a. a. O.

mächtigen, und sie werden dahin ihre Stimme lenken, wo diesem Durste seine Befriedigung versprochen wird. Für sie wird man von Seiten der Parteien, welche nothwendig entstehen müssen, das Concrete noch concreter machen und sie Vortheile höchst privatrechtlicher Art erwarten lassen, so daß man vor lauter Flucht privatrechtlicher Vertretung zu der allerrohesten Art derselben, nur ungeordnet und in phantastischer Weise wird herabgesunken sein. Es wird mit einem Worte das Wählen nach gehofften landschaftlichen oder Standesinteressen, sogar nach persönlichen vorkommen können und daher in unsere Form der Wahl eben so gut eine Corruption, sogar eine beständig wirkende sich einschleichen können, wie sie in England fast zur Regel geworden ist. Und ob es nicht auch eine Art der Corruption, wenngleich eine subtilere ist, wenn Schlagwörter mit zauberhaftem Hintergrund die Wähler bestechen? Die Vertreter des Landes selbst aber werden gleichfalls durch die Macht dieser Zauberformeln und durch die schon bemerkte Unmöglichkeit, daß jeder auf seinem vertrauten Felde sich bewege, zu der Neigung gedrängt werden, entweder der constitutionellen Theorie sich zu ergeben und an ihrem Faden für die Ausbildung des Systems weiter zu schreiten, oder gar sociale Fragen, die von immenser Tragweite sind, nach einem formalistischen Kanon durch Majorität zur Entscheidung zu bringen.

Ueber alle diese Bedenken konnte man aber doch nicht vergessen, daß nunmehr Preußen die Erwartung Deutschlands, mag sie auf einer Täuschung über den Werth der Verfassung beruht haben oder nicht, erfüllt hatte. Es war in die Reihe oder vielmehr an die Spitze der constitutionellen Staaten getreten, und es konnte nicht mehr der Dämpfer sein, der in den übrigen deutschen Landen, wenn etwa die Expansion der volksmäßigen Staatsbehandlung zu hoch aufwogen wollte, sie niederzudrücken vermochte. Die Revolution zwar, wo sie in offenen Kampf wider das Königthum trat, wie in Baden, schlug es nieder, und preußische Helme blitzten über den Rhein hinüber zu den schweizerischen und französischen Nachbarn, und preußische Schwerter klirrten in den Straßen Dresdens. Baden und Sachsen waren zu der deutschen monarchischen Staatsform zurückgedrängt worden. Freilich hatte zu gleicher Zeit auch Oesterreich denselben Schritt gethan. Aber in wie ganz un-

gleicher Weise und mit welchen ungleichen Hoffnungen auf die Dauer eines solchen Versuchs! Kein ernster Mann in Deutschland konnte von einem constitutionellen Oesterreich die Einigung Deutschlands erwarten. In Preußen aber war diese Verfassung wenigstens möglich und, wenn auch ungern angenommen, doch mit Wahrheit und tiefem Ernste als Bedingung des künftigen Zustandes betrachtet. Darauf war für jetzt allerdings verzichtet, daß Preußen die Einheit schüfe mit der inneren Freiheit zugleich, und dennoch in seiner Eigenart voranleuchte. Nur des Königs feierlicher Vorbehalt verhieß dieser ihre Zukunft. Preußens Beruf hätte es aber darauf gewiesen, die Verfassung in echt deutscher Weise entwickelt aus deutscher Staatsgeschichte, nicht als ein fremdes, blos äußerlich angepaßtes Werk zu gestalten. Vielleicht wäre dies möglich gewesen, wenn schon 1840 der vereinigte Landtag zusammengerufen worden wäre, wenn seine Berufung nicht so nahe an dem Februar-Umsturz in Frankreich gelegen hätte. Genug, Deutschland nahm Preußen als gewonnen für die volksmäßige Verfassung, und schon ehe sie fertig geworden, war sein König als der Erwählte des Reichsparlaments in Frankfurt zur Uebernahme der erblichen Kaiserkrone gerufen worden. Er hatte zwar die Krone abgelehnt, weil er sie nur annehmen könne, wenn dies „ohne Verletzung heiliger Rechte mit dem freien Einverständniß der gekrönten Häupter, der Fürsten und freien Städte Deutschlands geschehen", und wenn die Annahme der Kaiserkrone „ihn in den Stand setzen würde, mit starker Hand die Geschicke des großen deutschen Vaterlandes zu leiten und die Hoffnungen seiner Völker zu erfüllen." Abgesehen davon, daß eine deutsche Kaiserkrone es eigentlich nicht gab, sondern nur eine deutsche Königskrone, daß sie eigentlich das Verschwinden anderer deutscher Königskronen voraussetzte, daß das römische Kaiserthum seit der Reformation der Herstellung unfähig war, abgesehen davon, daß das Kaiserthum die Herrschaft über einen Complex aus verschiedenen Nationen bezeichnet und daher sein Titel eher für England, auch noch für Oesterreich und Rußland, aber gar nicht für Deutschland und Frankreich sich eignet, abgesehen von dieser Begriffsverwirrung, war es doch klar, daß das alte deutsche Wahl-Königthum ohne Mitwirkung der Fürsten nicht wieder konnte in Scene gesetzt werden, und daß ihre Uebergehung, ihre daraus

folgende Abneigung, ihr Widerstand die Krone zu einem bloßen Schatten gemacht hätte. In seinem Briefe an E. M. Arndt über diese Frage sagt der König: „Wo ist der Auftrag, der diese Männer berechtigt, über die rechtmäßigen Obrigkeiten, denen sie geschworen, einen König oder Kaiser zu setzen? Wo ist der Rath der Könige und Fürsten Deutschlands, der nach tausendjährigem Herkommen dem heiligen Reich seinen König kürt und die Wahl dem Volke zur Bestätigung vorlegt? —“ Mit klarem Blick erkannte er in dem Rufe, der ihm geboten wurde, nicht eine Krone, sondern das eiserne Halsband der Knechtschaft, das ihn an die Revolution kette. Darum wies er zurück und deutete auf den einzigen Weg, der ihn zur Annahme bewegen könnte.

In den Augen Vieler war Preußen hinfort nicht mehr der große Factor', mit dem man für die Einheit Deutschlands rechnen könne. Sein König habe es dazu unfähig gemacht. Aber es gab auch unter denen, welche die Annahme gewünscht, noch sehr Viele, und die Besten, welche so rasch nicht abschlossen, und im großen, weiten Deutschland selbst erkannten Millionen, daß die preußische Krone auf dem Haupte des Fürsten, der so gesprochen, nur heller strahle und dennoch schließlich der Sammelpunkt Deutschlands sein werde. Die nachherige Ernüchterung der Gemüther war der beste Beweis, wie hell des Königs Blick gewesen war und wie sich das Dasein eines deutschen Reiches geworden wäre, in welchem dem Particularismus durch die preußische Usurpation ein fester, sittlich-politischer Hintergrund gegeben worden wäre, wenn er ihn hartnäckig auszunützen verstanden haben würde. Die Trauer um den versäumten „günstigen Augenblick“, den ein Friedrich der Große nicht würde haben vorübergehen lassen, ist jetzt aus den deutschen Gemüthern verschwunden, und man kann heller sehen, daß die späteren Kämpfe nicht würden erspart geblieben sein. Vielmehr stand Preußen nach dieser Abweisung der vorschnell angebotenen Krone in seiner in sich geschlossenen Kraft hoffnungsreicher als je da, es hatte die Pforten der Zukunft nicht zugeschlagen, sondern mit fester Hand offen gehalten, es hatte nur eine Versuchungsstunde in seinem edlen Haupte siegreich bestanden. Wer jetzt auf jene Zeit zurückblickt, der wird den reinen Sinn des Königs verehren, der sich von wohlmeinenden, aber misverständlichen Wünschen für das, was auch sein

Herz begehrte, nicht hatte fortreißen lassen. Unantastbar mußte der „mächtigste deutsche Fürst" dastehen, der die Zügel Deutschlands in seine Hand faßte, und sein Gewissen mußte ihm sagen, daß nicht eine Willkühr von Wenigen oder Vielen, sondern ein göttliches Gebot in der Geschichte, also eine unabweisbare Nöthigung ihm die Herrschaft auch über die Herrscher gegeben habe.

Durch diese Berührung werden wir nochmals in die Paulskirche zu Frankfurt zurückgeführt. Dort bekämpften sich die deutschen Parteien und Interessen gedeckt durch den Vorwand der zu schaffenden Verfassung. Schon die Voranstellung der „Grundrechte" war ein Abklatsch von 1791 in Paris, ihre Zusammenstellung aber ließ ihnen leicht weissagen, daß sie nicht zur Herrschaft gelangen würden. Der Fehlschlag der Kaiserwahl mußte in der National-Versammlung Alles ändern. Die Republikaner waren nur durch das Zusammenstehen der großdeutschen (österreichischen und katholischen) und der kleindeutschen (preußischen) Partei vom Einfluß verdrängt worden. Jetzt hatte die letztere eine Niederlage durch die Nichtannahme der Wahl erlitten, jene konnte nicht ihre Erbin sein. Die ganze alte Gegensätzlichkeit Oesterreichs und Preußens zusammt der Entschlossenheit der kleineren Fürsten für die Erhaltung ihrer unverkürzten Selbständigkeit war noch vorhanden und trat bei diesem Anlaß unverhüllt hervor.*) Aber König Friedrich Wilhelm IV. hatte seine bekannten äußersten Gedanken über ein Deutschland ohne Oesterreich nicht aufgegeben, nur der Weg dazu sollte ein loyaler sein, nicht ein bloßer Gewaltschritt, der ebensogut wieder von der andern Seite später folgen konnte. Sein Aeußerstes war jetzt das einzig Mögliche. Einigung mit Oesterreich war nicht erreichbar, Gewinnung des Bundestages außer Frage. Nur der Versuch blieb möglich, mit den deutschen Fürsten in engerem Bunde geeinigt einen weiteren Bund mit Oesterreich zu schließen. Dieses hatte inzwischen seine Verfassung gegeben, aufgegeben, eine neue gestaltet, und zwar für den Gesammtstaat, der einen Eintritt seiner deutschen Provinzen in das neue Deutschland nicht zuließ. Der Untergang der Nationalversammlung war unausbleiblich. Die preu-

*) W. Menzel: Geschichte der letzten vierzig Jahre. Stuttgart, 1857. Bd. 2. S. 302 ff.

ßische Partei in derselben erlitt das tragische Schicksal, durch ihre Verbindung mit den Demokraten zur Kaiserwahl ihre freie Stellung verloren zu haben und auf den Gedanken des Königs nicht mehr eingehen zu können. Mit der Paulskirche als einem Factor deutscher Politik war es zu Ende. Die Revolution erhob in Baden, in der Rheinpfalz, in Hessen und Sachsen ihr blutiges Haupt. Sie wurde von Reichstruppen und bald mit raschem Erfolge von dem preußischen Heere niedergeschlagen. Die Linke wurde im Parlament zu Frankfurt allein gelassen und fand ihr mehr komisches als tragisches Ende in Stuttgart. Preußen stand so unzweifelhaft als je im Vordergrunde deutscher Geschichte, und die Frage war nur: was wird sein König thun? Daß er auf der Linie seiner Ahnen bleiben und der National-Monarchie und eben damit der Einheit Deutschlands zustreben werde, konnte Keinem zweifelhaft sein, der die Augen offen gehabt hatte. Die Formeln: „Preußen geht in Deutschland auf" und: „Deutschland geht in Preußen auf" hatten für ihn denselben Sinn, sie sagten beide, daß das deutsche Preußen und das preußische Deutschland die Lösung der uralten Frage seien, daß aber eben damit über das österreichische Deutschland hinweggeschritten sei. Ohne Oesterreich zunächst Deutschland um Preußen zu sammeln war nunmehr die klare und unverkennbare Aufgabe. Aber mit Oesterreich zog auch Baiern sich zurück, Hannover und Sachsen waren unsichere Bundesgenossen. Die Politik des Königs war die Friedrichs des Großen, nur ohne seine durchschlagende Initiative. Es ist eine ungerechte Rede, daß der König die Kaiserkrone ausgeschlagen, weil sie „nur vom deutschen Volke, nicht auch zugleich von der Gesammtheit der deutschen Fürsten angeboten ward."*) Der König kannte kein deutsches Volk ohne seine Fürsten und wußte, daß noch Millionen dachten oder wenigstens fühlten wie er, daß die Combination der Parteien in der Paulskirche zu Frankfurt nicht das deutsche Volk war, daß aus dieser Combination ein freier Kaiser Deutschlands nicht hervorgehen konnte, daß nicht die Gesammtheit der deutschen Fürsten erforderlich war, um ihn anzunehmen zu lassen, aber doch auch nicht der Widerspruch fast aller ihm entgegen treten dürfte.

*) A. Schmidt: Preußens deutsche Politik u. s. w. S. 182.

Aber Kaiserpflicht zu üben, wollte er in dem kaiserlosen Lande nicht unterlassen. Er stiftete das Dreikönigs-Bündniß mit Sachsen und Hannover, und zwar zu Erfurt, wo 1806 im preußischen Kriegslager der zweite Fürstenbund so kläglich geendet hatte. Aber es war nicht mehr 1806, sondern 1849, an ein getheiltes Nord- und Süddeutschland war nicht mehr zu denken, denn der Klang: „das ganze Deutschland soll es sein" war seit mehr als dreißig Jahren durch die Seelen gezogen, und ein so allmähliger Gang, wie er 1785 denkbar war, stimmte mit den raschen Flügen des Jahrhunderts nicht mehr. — Oesterreich mit Baiern stand dem neuen Bündniß entschieden feindlich gegenüber, weil es sein „Recht auf Deutschland" behaupten wollte. Durch Lockung mit Vergrößerungsaussichten wußte Baiern auch Hannover und Sachsen von Preußen abzuziehen, ganz die alte, aller sittlichen Würde entblößte Politik. Eine Annäherung zwischen Preußen und Oesterreich geschah zu Gunsten des alten Bundestages, aber von Preußens Seite, nur um langmüthig Alles zu erschöpfen, was zur Einigung führen könnte. Nunmehr aber suchten Sachsen, Hannover, Baiern und Würtemberg diese Annäherung zu stören, weil sie die Alleinmacht der beiden Großstaaten in Aussicht stellte. Das Ausland half mit, und schließlich sah sich Preußen von seinen Bundesgenossen verlassen und stand mit den norddeutschen Kleinstaaten dem waffnenden Oesterreich gegenüber. Die russische Politik des Kaisers Nicolaus mischte sich aufs Stärkste in die deutsche Frage, und unter ihrem Schutze suchten die vier Königreiche sich an die Seite der zwei Großstaaten hinaufzuheben. Das neue deutsche Parlament in Erfurt gelangte zu keiner Kraft und Anerkennung. Deutschland mußte es ertragen, daß Rußland erklärte, kein deutsches Parlament zu dulden und daß der österreichische Minister Fürst Schwarzenberg den alten Bundestag wieder zusammenrief. Er sollte dem tollen Plan eines Eintritts Oesterreichs mit allen seinen Slawenlanden in den deutschen Bund dienen. Damit war denn Preußen in deutschen Sachen erdrückt, und Deutschland hatte seine Selbstbestimmung verloren. Daß man in Preußen jegliche Hoffnung auf Erfolg der selbstaufopfernden Politik des Königs aufgab, daß die Partei in den Vordergrund trat, welche Preußen unverworren mit den deutschen Händeln, in sich selbst geschlossen erhalten wollte, war dem Benehmen der deut-

schen Fürsten, der Haltung Oesterreichs und der Einmischung Rußlands gegenüber kein Wunder. Wollte der König auf seiner Bahn verharren, so mußte er den Kampf mit Oesterreich und Rußland zugleich und wohl auch mit dem südlichen Deutschland, vielleicht gar mit Hannover und Sachsen aufnehmen, einen Krieg, dessen Erfolg kaum zweifelhaft war, und der Deutschland der äußersten Gefahr nach Westen preisgab. In diese Lage hatte nicht der König, sondern die Unklarheit der deutschen Parteiführer, die Selbstsucht der Fürsten, die Unveränderlichkeit der österreichischen Staatsansicht die Dinge gebracht. Daß Friedrich Wilhelm IV. mit blutendem Herzen der vereinten Macht Deutschlands, Oesterreichs und Rußlands nachgab und sich auf seine Stellung zur deutschen Einheit von 1847 zurückdrängen ließ, hat man ihm viel verdacht und ihn als Mann ohne Charakterkraft geschmäht. Aber sollte er wirklich den Krieg beginnen und Preußens Existenz aufs Spiel setzen? sollte er den Deutschen die Rettung, die bereits nicht mehr begehrt wurde, im günstigsten Falle aufdrängen? und welche Bundesgenossenschaft drohte ihm im Falle des Gelingens! Die der Demokraten, welche sofort sich mit ihm um den Preis des unwahrscheinlichen Gelingens würden geschlagen haben. Und welches Preußen hatte er hinter sich? ein sehr verändertes Dank den Thorheiten seiner gewesenen Nationalversammlung. Die aristokratisch-preußische Partei stand, wie man sagte, „klein aber mächtig" da. Sie redete, als verdankte der König ihr die Rettung seiner Krone, und im Namen des Christenthums wurde von ihm verlangt „mit der Revolution zu brechen" d. h. um der unreinen Elemente willen, die in ihm aufgohren, den deutschen Volksaufschwung zu verlassen und zu unterdrücken. In solcher Lage, was konnte der König thun, als seine Gedanken für die bessere Zukunft bewahren?*) Daß die altpreußische Partei, deren leitende Männer (Stahl, v. Gerlach, Wagener u. A.) von sehr bestimmter Doctrin ausgingen, die freilich sich nicht immer gleich blieb, und von dem Schweife, der ihnen den Namen der „Junkerpartei" zuzog, wohl zu unterscheiden waren, den König politisch unterjocht gehalten habe, wie man weit-

*) Auch hier schöpft der Verfasser aus späteren mündlichen Unterredungen mit dem Könige, in welchen Aeußerungen des sittlichen Unwillens über einzelne Fürsten vorkamen, die sich nicht veröffentlichen lassen. Dieselben erstreckten sich auch auf die anmaßende Rolle, die der russische Kaiser sich herausnahm.

hin glaubte, ist entschieden unwahr.*) Aber der Rückschlag der Bewegung von 1848—1850 hatte dieser Partei ihre berechtigte einflußreiche Stellung gegeben. Es galt allerdings, daß Preußen nach dem von ihm unverschuldeten Mislingen der deutschen Expansion sich einmal wieder in sich selbst zusammen nehme, und was aus der großen Bewegung in sein Leben eingegangen war, in sich verarbeite, ehe es sich wieder in ähnlicher Weise aufschließe. Dazu war ein Nachlassen der Spannung mit Oesterreich und dem übrigen Deutschland nöthig, und es ist aus den Gefühlen des Augenblicks heraus geurtheilt, wenn man meint, bei dem Namen Olmütz müßte dem Preußen nothwendig das Blut zu Kopfe schießen. Es ist wahr, Preußen hatte damals und dort die peinliche Rolle, von großen Aspirationen zurückzutreten, aber es war zu stolz, anders als schweigend die Schmach derer zu bezeichnen, die es in diese Rolle gedrängt hatten. Thöricht freilich waren die Verbrämungen und Verhüllungen des bitteren Augenblicks mit salbungsreicher Rede vom Frieden, vom Brechen mit der Revolution, von dem heiligen Oesterreich, dem ehrwürdigen Kaiserhause, nicht blos thöricht, sondern sündhaft, weil Diejenigen selbst, die sie gebrauchten, nicht daran glaubten, weil Jedermann die Lage kannte und Niemand den Frieden für mehr als eine Pause hielt, weil Preußen weder anders durfte noch konnte, als sich die Wiederaufnahme seiner Pläne vorbehalten. Mit Oesterreich gemeinsam zu gehen, war ja dem König immer das Liebste gewesen, und darin war er bei seiner großen geschichtlichen Pietät einer starken Täuschung fähig. Diese Täuschung ging weit genug, um einen preußischen deutschen Wahlkönig als wirklichen Regenten Deutschlands unter einem geborenen österreichischen oder gar römischen Kaiser, der die Ehre haben sollte, für möglich zu halten. Aber der erste Versuch scheiterte an den von Rußland gestützten Mittelstaaten. Der alte Bundestag kehrte wieder, und Preußen konnte sich dem Wiedereintritt in denselben nicht entziehen.

*) Auch hier können die einzelnen drastischen Aeußerungen des Königs gegen den Verfasser, im Jahre 1852 hauptsächlich gethan, weil sie noch Lebenden oder kaum Verstorbenen gelten, nicht schicklich mitgetheilt werden. Sie geben aber den vollständigsten Beweis, daß er den wahren Werth dieser Partei nie überschätzte, so hoch er auch von einzelnen Männern derselben hielt.

Desto entschiedener war es auf seine bisherige Arbeit angewiesen. Rußlands Stellung konnte nicht lange dieselbe bleiben, denn sie entsprach weniger seiner wirklichen Kraft als dem Charakter seines damaligen Herrschers, des Kaisers Nikolaus. Sank sie in ihre wirkliche Bedeutung zurück, so mußte Preußens Wirkung sich verstärken, zumal Oesterreich seine constitutionelle Verfassung „in die Quelle", d. i. in den souveränen Willen des Kaisers, „zurückgezogen hatte." In Preußen blieb die Verfassung, und die Partei, welche ihr zuvor am abgeneigtesten gewesen, fand in ihr Mittel zum Weiterbau des Staatslebens nach ihren Grundsätzen. Man hat dies eine Falschheit genannt, weil die Verfassung von den Vorkämpfern der „feudalen" Partei gebraucht werde, um ihre Fundamente zu stürzen. Aber welches Fundament hat sie denn gestürzt? sie hat Artikel als capita mortua stehen lassen, ohne sie durch Gesetze ins Leben zu rufen, die auch die entgegengesetzte Partei, als sie ans Ruder kam, ebenso behandelte. Die reinste Darstellung dieser Partei, weil sie wissenschaftlich auftrat, um den vielfach unreinen Schweif sich nichts bekümmernd, finden wir bei Stahl,*) der einfach auf den Gegensatz von Revolution und Legitimität zurückgeht, und zu ersterer alles Mögliche auch den constitutionellen Liberalismus zählt. Wenn er aber die Wahrheit über den Parteien und die Freiheit nicht in der Ablösung von geschichtlichen Banden, nicht in der Alles gleichmachenden Abstraction von aller traditionell-concreten Wirklichkeit, sondern in der richtigen Erfüllung der historischen Formen sucht als „inhaltsvolle Freiheit, die, indem sie das Recht der Individualität „steigert, zugleich auch jene sittlichen Güter (Eigenthum, Erwerb, „Wohlstand, Religion, Sitte, Bildung) steigert und nicht preisgiebt" — wer wollte ihm da nicht Recht geben? Aber wird irgend einer seiner Gegner, wenn man sie nicht bei Communisten und Anarchisten sucht, wenn es nicht der Berliner Aufstandsheld ist, der, nach seinem Glaubensbekenntniß gefragt, antwortete: „in der Religion Atheist, in der Politik Anarchist," zugeben, daß auf seinem Wege diese

*) Den Principien nach in seiner Rechtsphilosophie und in: Die gegenwärtigen Parteien in Staat und Kirche, 29 akademische Vorlesungen. Berlin 1863. Die Anwendung davon in: Siebzehn parlamentarische Reden und drei Vorträge. Berlin 1862. natürlich hier nur theilweise, wie eben die Veranlassung sich bot.

Güter beschädigt werden? Gerade darum handelt es sich, ob auf dem Wege der Revolution oder auf dem der Legitimität die „inhaltsvolle Freiheit" am sichersten erreicht werde? Und wenn Stahl und seine Partei das ständische Princip der Verfassung als ein legitimistisches betrachten, haben sie damit nicht das Product der Revolution, den freien dritten Stand, schon im Voraus anerkannt und also nach ihrem Maßstab sich auf den Boden der Revolution gestellt, die freilich in Preußen keine gewaltsame von unten her, sondern in der Gesetzgebung von 1808 eine organische von oben her war? Die Wahrheit ist, daß Stahl nicht den Standpunkt des Reiches Gottes als den höheren nahm, sondern etwas Politisches, die historische Monarchie, zum absoluten Maßstab erhob, während er doch „Auctorität, nicht Majorität" und „Pietät" verlangte, welche beide höher hinaufweisen, als auf geschichtlich entstandene Ordnungen. Denn in der Geschichte darf man nicht irgendwo willkürlich einen letzten Punkt setzen, über den man rückwärts nicht hinausgehen dürfe, und von diesem Punkte aus eine Auctorität für die Folgezeit ableiten. Weder die ständischen Einrichtungen, noch die Herrschaft des landbesitzenden Adels, noch irgend eine der feudalen Institutionen ist so alt wie das Menschengeschlecht oder auch nur wie die germanische Nation. Nur das Stamm-Königthum geht bis in die letztere Wurzel zurück. Es kommt also bei der Partei auch auf die Consequenz an, mit welcher sie die obersten Principien ausführt, und hier kann kein Billiger der sogenannten „Kreuzzeitungs-Partei" nachsagen, daß sie unbeugsam gewesen und die eiserne Consequenz auf Kosten der Möglichkeit des Lebens zum Gesetz gemacht habe. Aber einen festen Halt hatte die Partei in ihren hervorragendsten Gliedern daran, daß sie den Gegnern von mannigfacher und wechselnder Schattirung, nicht wenige davon auch als Gegner des positiven Christenglaubens bekannt, ein festes Bekenntniß zu diesem entgegenhielt und in ihren litterarischen und publicistischen Organen (Kreuzzeitung, Berliner Revue u. a.) ihnen den Abfall vom Glauben der Väter als die Quelle ihrer politischen Beweglichkeit vorwarf. Man tadelte dies als Verketzerung und suchte nun der Kreuzzeitung, deren Redacteur einer Secte angehörte, eine falsche Vermischung von Religion und Politik nachzuweisen. Die Vorwürfe waren nicht völlig ungegründet, indem in der Hitze

des Streites gar leicht als Impietät gegen Gott, als Untreue gegen den Glauben der Kirche bezeichnet wurde, was zunächst Consequenz einer politischen Theorie oder Ausdruck einer praktisch-politischen Bestrebung war. Verdacht konnte dies um so weniger werden, als ja wirklich von den weitestgehenden Liberalen nicht wenige gar nicht Christen, auch nicht altgläubige Juden, sondern unverhohlene Pantheisten, Materialisten oder gar Nihilisten waren.

Diese Partei war und ist für den preußischen Staat und seine nationale Stellung von großer Wichtigkeit. Stahl, der ihr angehörte, hat sie doch mit gemeint, wenn er sagte: „das sind die „beiden geistigen Mächte, die unser Zeitalter erfüllen und bewegen, „die in jedem Verhältniß, hohem und geringem, politischem, socialem, „kirchlichem, um die Führerschaft für den Fortschritt streiten; die „Freiheit, die an Gottes Weltordnung gebunden, von ihrem Inhalt „erfüllt ist, und die Freiheit, die von Gottes Weltordnung gelöst, „nur auf sich selbst gestellt ist. Jenes die vis vitalis, dieses die „materia peccans des Zeitalters." — Natürlich kommt es hier auf die Entscheidung der philosophischen und theologischen Frage an: was zu Gottes Weltordnung gehöre? In einem weiteren Sinne gehört ja Alles dahin, auch die im Laufe der Staatsentwicklung entstandenen politischen Gestaltungen, Ansprüche und Forderungen. Dann wäre mit dem Worte nichts gesagt. In einem engeren Sinne giebt es göttlich geordnete Dinge und andere, die auf einem klaren geoffenbarten Willen Gottes nicht beruhen. Daß zu ersteren die Verfassung sowohl der Kirche als des Staates nicht gehört, ist wohl allgemein erkannt. Die heilige Schrift hat niemals für die monarchische oder republikanische Verfassung, auch nicht gegen sie sich ausgesprochen. Wenn nun gesagt wird, Gottes Weltordnung fordere Dieses oder Jenes, so wird immer der Gegenpart, ohne irreligiös zu sein, behaupten können, diese auch von ihm als höchster Maßstab anerkannte göttliche Weltordnung fordere gerade das Gegentheil. Nur gegen diejenige Ansicht und Partei hatte Stahl Recht, welche in der Religionsfreiheit die Freiheit irreligiös zu sein, in der Redefreiheit auch die Freiheit zum schreienden Misbrauch der Rede, in der Lehrfreiheit auch die Freiheit, jeden Unsinn zu lehren, also ein abstraktes, inhaltloses Schema von Freiheit versteht. Aber dies ist ja nur die Carricatur der

politischen Partei, und nicht wirklich eine solche. Freilich Stahl sagt: „ich weiß wohl, daß die Liberalen so consequent nicht sind, „daß sie bis zu diesem Extreme fortgehen, es ist aber das, was ich „bekämpfe, „des Pudels Kern", und alles Andere ist nur bald eine „vom Legitimismus entlehnte Hülle, bald Dunst und Dampf, um „den allerdings fratzenhaften Ungedanken, das Meduſenhaupt der „Revolution, zu verdecken; wäre der Liberalismus consequent, so „käme er zu den Sätzen von der abstracten, hohlen Freiheit." Aber diese Art, den Anderen Consequenzen zu ziehen, die sie nicht anerkennen, darf nicht als wissenschaftliches Verfahren auf einem Gebiete gelten, wo nicht, wie in Philosophie oder gar Mathematik, nur Operationen des denkenden Geistes, sondern ein praktisches Rechnen mit den Thatsachen der wirklichen Welt maßgebend wird. Eben so unrichtig ist es, wenn die liberalen Gegner der Legitimisten diesen nur die Möglichkeit einer absoluten Monarchie als ihre Consequenz entgegenhalten.

In der Wirklichkeit des preußischen Staates, um die es sich in den fünfziger Jahren, die wir vor uns haben, handelte, war zunächst die conservative Partei von bedeutendem Einfluß, um, was die aufgeregte Zeit von 1848 bis 1850 geschaffen hatte, theils zu acceptiren und zu verarbeiten, theils wesentlich zu modificiren oder lahm zu legen. Sie kämpfte dabei mit der Demokratie und der Bourgeoisie als den Mächten, welche jene Schöpfungen erhalten und weiter ausführen wollten. Natürlich stimmte sie dabei in sehr vielen und wesentlichen Punkten mit den Gedanken des Königs zusammen, aber daß er „seinen eigenen Weg stets gegangen sei, von Niemand darauf gedrängt", daß er für Deutschland dieselben Gedanken, „seine eigensten", noch hege und weiter verfolge, daß er, „weil der beste Preuße, auch der beste Deutsche" sei, sprach er gerade einer Deputation von Conservativen aus, und Niemand hat jemals dieses Wort der Unrichtigkeit geziehen.

Die parlamentarischen Arbeiten und Leistungen der Partei waren in der That auf die innere Kräftigung und den constitutionellen Ausbau Preußens gerichtet, nur dachten sich ihre Führer mehr das englische Parlament, nicht in seiner Regierung, denn diese wollten sie nicht, sondern in seinem Ruhen auf corporativen Kreisen, in seinem Zusammenhang mit dem größeren Grundbesitz, in

der von ihm vorausgesetzten Selbstregierung der Corporationen, ja Manche vielleicht gar eine Umgestaltung nach dem alten, ständischen Principe als das Ziel ihres Strebens. Daß sie damit Unerreichbares, ja geradezu Unmögliches neben Wünschenswerthem anstrebten, bedarf nach dem Obengesagten einer Nachweisung nicht mehr. Aber die Partei nahm den Constitutionalismus gleichwohl ohne bösliche Hintergedanken an. Ganz klar sprach es Stahl in einer seiner Kammerreden*), und noch öfter von Gerlach aus, daß sie nimmermehr die gegebene Verfassung würden herbeigewünscht haben, daß sie aber auch gegen ihre Beseitigung die schwersten Bedenken hätten, weil sie in dem Grade von Verwirklichung der constitutionellen Grundgedanken, welche sie gebe, immer noch Preußen nicht zur Republik mit einem Scheinkönig, sondern blos zur beschränkten Monarchie mache, weil sie nicht das doctrinäre Princip der Theilung der Gewalten in gesetzgebende und vollziehende durchführe, sondern auch in der Gesetzgebung das Königthum und die Regierung als einen bedingenden Factor anerkenne. „Die bedenklichsten Sätze der „Verfassung", sagt Stahl, „haben sich selbst neutralisirt, die Macht der „Krone ist auf allen Positionen derselben Sieger geblieben. Der „König besitzt eine gesicherte Armee und besitzt gesicherte Finanzen." Er spricht die Wünsche seiner Partei in den Worten aus: „Wir „wollen und erstreben Rechtsgarantieen, wir wollen keine unge„messene Freiheit der Staatsbürger oder der Corporationen oder „der Kirche; wir wollen aber auch keine ungemessene Freiheit der „büreaukratischen Gewalt und der Präventiv-Maßregeln. Wir wollen „ein wohlgefügtes harmonisches Rechts-Ganze, in welchem jedem „Elemente die nach höherer ewiger Ordnung ihm zukommende „Sphäre angewiesen und rechtlich unverbrüchlich gesichert sei. Ich „betrachte diese Verfassung als die erste Grundirung eines solchen „harmonischen Bildes. — — Wir wollen die Landesvertretung nicht, „um den sogenannten Fortschritt, diesen großen Auflösungsprozeß „unserer Zeit, zu fördern, im Gegentheil, um die Rechte der Krone zu „erhalten und da, wo sie beschädigt sind, wieder herzustellen." Seine und seiner Freunde Grundgedanken über den Werth einer tüchtigen Grund-Aristokratie, ebensowohl zum Schutze gegen die revolutionären

*) Siebzehn parlamentarische Reden. Berlin 1862. S. 27 ff.

Strömungen, als gegen die Büreaukratie, hat er in verschiedenen seiner Reden stark und klar ausgesprochen*).

In sehr richtiger Erkenntniß sprach er von Friedrich Wil„helm IV.: „Es wäre eine ungenügende Charakteristik, wollte man „den König als einen Contrerevolutionär, einen Conservativen, einen „Restaurator bezeichnen. Diese engen Begriffe decken nicht seine „reiche Gesinnung. Er war überhaupt kein Parteimann, der unter „fertigen Programmen sich für eines entschieden hat und nur dessen „Sätze und Losungen zur Ausführung bringt. Schon das, womit „er der Zeitbewegung entgegentrat, war nicht die Logik eines doctri„nären Systems, sondern eine Fülle sittlicher Erkenntnisse und ge„schichtlicher Anschauungen. Aber er verschloß sich auch nicht gegen „die Zeitbewegung selbst, er verkannte nicht die großen Wahrheiten, „die sie in ihren Irrthümern birgt, die wirklichen Ziele und Ge„bote der Zeit. Ueberdem hatte er einen schöpferischen Drang. „Ihm that es nicht Genüge, das Ueberkommene zu bewahren, son„dern aus dem Ueberkommenen herausbilden, das Erstorbene be„leben, Neues gründen, allem Bildungstrieb zu Hülfe kommen, „große Impulse geben, das war das Element, in dem er lebte. „Was ihn aber vor Allem auszeichnete, das war, daß er den „Kampf mit geistigen Waffen führte. Der Vorwurf, daß er Wider„sprechendes anstrebte, ist gerade ein Lob. Der göttliche Weltplan „schließt selbst diese Gegensätze in sich**). Sein Gang glich nicht „der wandellosen Bahn des glänzenden Gestirns, aber dem spülend „und fluthend sein Bette suchenden und doch immer sich selbst „gleichen Zug des segenspendenden Stromes. Er war der wahre „Bannerträger gegen den Abfall der Zeit, weil er den Kampf gegen

*) Ebendas. S. 44 ff. S. 53 ff.

**) Selbst geistig sehr hoch stehende Männer seiner nächsten Umgebung wußten sich diese Duplicität seines geistigen Wesens nicht zurecht zu legen. Alexander von Humboldt äußerte einmal gegen den Verfasser: „Ich kann, wie physisch, so auch geistig, in den verschiedensten Temperaturen leben, das beweist mein ganzes Leben, aber den Dualismus, in welchem der König sich bewegt, vermöchte ich nicht lange zu ertragen." Mir selbst war sein freies, willenskräftiges Vorwärtsstreben als die eigentliche Natur seines Geistes, das pietätsvolle Haften an Altem, besonders Uraltem, das ihm als heilig erschien, durch die starken, tiefen Eindrücke seiner Jugend, aus der sie stammten, erklärlich.

„sie nicht für sein Königthum führte, sondern für das Reich dessen, „der der König aller Könige ist"*).

Wenn Stahls Worte hier die vollkommene Bezeichnung der Sache sind, so können wir nicht mit ihm gehen, wenn er die oben berührten, allbekannten Schritte des Königs im März 1848 als ein „Vergleichschließen mit der Revolution" betrachtet. Der äußerlichsten Erscheinung nach, ja; aber es war des Königs eigenster Gedanke für Deutschland, der ihm in der damaligen verzerrten Gestalt entgegentrat. Er hätte das Zerrbild nicht überwinden können, ohne diesen eigensten Gedanken seiner Seele mit niederzutreten. Er mußte daher lieber die Aftergestalt sich eine Weile gefallen lassen, um „die Wahrheit, welche der Irrthum der Zeit barg" — so hat ja Stahl selbst gesagt — öffentlich in ihr Recht einzusetzen. Daß es auf diesem Wege nicht gelang, war, wie bemerkt, nicht seine Schuld. — „Von nun an ging ein fremder Zug durch seine Regierung", das ist in sofern ein wahres Wort Stahls, als der König seine großen Gedanken nicht mehr rein und ganz auf seinem eigenen Wege verfolgen konnte. Er hatte mit Mächten zu rechnen, denen er selbst ihr relatives, vorübergehendes Recht zugestanden hatte, zugestehen mußte. Preußen hatte die Aufgabe, die echt deutsche Verfassung zu schaffen, und es mußte sich bequemen, weil die Zeit für diese nicht reif war, mit dem Abklatsch des fremden, des westfränkischen Geistes, der selbst wieder ein stückwerklicher Abklatsch war, zu beginnen. Dieser Kampf wogt noch, und wann wird er sein heilsames Ziel erreichen? Warum ist Friedrich Wilhelm IV. eine so wenig verstandene Königsgestalt? Weil er ein König sein wollte, der dienend das Reich Gottes auf Erden bauen wollte, welches eben so im Staate den Willen Gottes thut, wie in der Kirche, eben so in der Kunst ihn feiert, wie in der Wissenschaft ihn zu klarer Erkenntniß bringt. Wie hätten ihn diejenigen verstehen können, deren ledernes Bewußtsein entweder im Staate und seiner Freiheit für alle Einzelnen, oder auch in der Kirche den letzten Zweck alles Menschenlebens sah, oder gar nur in der Kunst oder nur in der Wissenschaft? Nur, wer weit hinaus, tief hinab und hoch hinan schaut, ist dieses Weltgedankens fähig, dem in edlem Sinne Ein-

*) Stahl, Vortrag über Friedrich Wilhelm IV. Ebendas. S. 265 ff.

fältigen erblüht er aber in den Gleichnissen Jesu Christi vom Himmelreich. Hier ist die Stelle, wo auch die Theorieen vom christlichen Staate und vom religionslosen Staate ihr Urtheil finden müssen. Der Wille Gottes ist nicht, kann nicht sein das weltlose Dasein des Einzelnen und die Steigerung seiner Bedürfnisse und Befriedigungen, sondern er ist und muß sein, weil er eben Gottes Wille ist, die Vollendung der gottgeschaffenen Welt in der Gemeinschaft der persönlichen Geister. Darum ist die Beherrschung und Erkenntniß der Natur und ihrer Lebensgesetze, die Verwendung ihrer Kräfte und Stoffe für das höhere Menschenleben, darum ist das Leben und Wirken der Menschen als Gemeinschaft, als Menschheit, aber gegliedert in Grundracen, in Völkerfamilien und Nationen, darum ist der Staat und die ihm analoge, aber nicht ihm feindlich entgegengesetzte und nicht ihm unterworfene oder übergeordnete Gemeinschaft der Kirche unentbehrlich, und das Christenthum hat in funfzehnhundert Jahren diese beiden Kreise der Gemeinschaft geschaffen und durch einander entwickelt, so daß allmählig jeder sein eigenes Gebiet fand und einnahm, keiner des andern entbehren konnte, jeder dem andern zu seiner Freiheit behülflich sein mußte. So gibt es eine Kirche und einen Staat, in welchen beiden das Reich Gottes sich verwirklicht, welches die Darstellung des göttlichen Weltplanes in irdischer Wirklichkeit ist. In diesem Weltplan ist die Verherrlichung Gottes identisch mit dem Wohlsein der Geschöpfe, und dieses besteht wieder ihren Stufen gemäß in dem Ausleben aller ihrer Kräfte, in ihrer Entwicklung nach eingeschaffenen Lebensgesetzen. Bei den persönlichen Wesen wird also harmonische Entfaltung, mannigfach gegliederte Einheit und Wirken auf die gesammte Erdenwelt in der Gemeinschaft mit Gott, also Seligkeit des Daseins und Verklärung der Erde in eine Gotteswelt das Ziel sein. Daß zu dieser Verklärung die Kunst und die Wissenschaft unerläßlich sind, daß auch sie bis zu einem gewissen Grade freie Gemeinschaften in Anlehnung an Kirche und Staat bilden müssen, daß daher die wahre, menschheitliche Bildung der gesammten Gesellschaft erst das Reich Gottes darstellt, dies Alles ergibt sich mit Nothwendigkeit. Da nun das Christenthum die Idee des Reiches Gottes erst in vollkommener Weise geoffenbart hat, während alles vorchristliche und außerchristliche Leben nur den Werth einer Vor-

stufe für dasselbe haben kann, so ist klar, daß der Staat ein religionsloser, ein auf Gott gar nicht in seinem Dasein bezogener nicht sein kann und darf. Er würde dadurch zur bloßen Vorstufe des Christenthums herabsinken, ja, wenn er aller Religion baar wäre, nicht einmal das bleiben können, was die heidnischen Volksgemeinschaften sind, in welchen Staat und Kirche nicht unterschieden werden. Die alberne Vorstellung von einem Staate, der es nur mit der Thierspecies Mensch zu thun und für die einzelnen Individuen derselben gegenüber den anderen Fürsorge zu treffen habe, daß sie ihre Freiheit behalten, kann hier nicht in Frage kommen. Der sogenannte vernünftige Staat, wie ihn die naturrechtlichen Theorieen gestalten, sinkt aber unausbleiblich zu dieser albernen Vorstellung herab. Den religionslosen Staat hat nur eine an Verrücktheit grenzende Phase der französischen Revolution eine kurze Zeit wollen können. Daß selbst die unförmliche Gestalt, in welcher der Staat in Nordamerika besteht, dies wolle, kann kein Sachkundiger behaupten. Nur die Kirche in ihren concreten, verschiedenen Verkörperungen der Religion schließt der amerikanische Staat von sich aus; es ist der kirchenlose, aber nicht der religionslose Staat. Zugleich aber erkennt er die Kirche als seine nothwendige Parallele an und bietet ihr in manchen Gesetzen, z. B. über Sonntagsarbeit, über Sicherung des sittlichen Lebens gegen Branntwein u. s. w. die Hand. Dies thut der preußische Staat nach seiner Verfassung noch mehr, sofern er die christliche Religion bei den öffentlichen Einrichtungen, welche sich mit der Religion berühren, zu seiner Voraussetzung macht*). Damit ist er eigentlich als ein christlicher Staat bezeichnet, und zwar noch mehr als er es schon dadurch ist, daß überhaupt eine wahre Staatsform in Unterscheidung von der Kirche erst das Werk des Christenthums, und zwar, in richtiger, weder die Kirche, noch den Staat zum Mittel herabwürdigenden Weise, erst des evangelischen Christenthums, der Wirklichkeit nach sogar erst einer neueren Zeit innerhalb desselben ist. Wenn man nun damit den christlichen Staat in Ver-

*) Verfassungsurkunde vom 31. Januar 1850. Art. 14, bekanntlich ein Artikel, welcher in dem Entwurfe von 1848 nicht stand, ohne daß man deshalb annehmen darf, daß sein Inhalt nicht auch damals als selbstverständlich betrachtet wurde.

gleichung stellt, wie ihn die conservative Partei, die Kreuzzeitung, in ihren ersten Jahren als ihr Organ sich dachte, so wird man zugestehen müssen, daß sie mit ganzer Energie den Staat als einen christlichen wollte, und in dem von ihr der Verfassung gegebenen Artikel 14 das Minimum dieser Christlichkeit erkannte, daß es ihr aber weniger gelang, den Staat als einen von der Kirche bestimmt unterschiedenen und dennoch christlichen zu verstehen, kurz, daß ihr Christenthum und Kirche zu sehr zusammenfielen, daher auch der kirchenlose Staat ein schwer zu vollziehender Gedanke für sie war. Und doch ist es gerade das Interesse der Kirche, ja des Christenthums selbst, daß die beiden Sphären klarer aus einander treten. Auch hier ist Stahl*) wieder der Mann, welcher am Klarsten die Idee ausgesprochen hat, um die es sich handelt. Der Staat soll ein christlicher sein, indem er das Christenthum als Nationalreligion anerkennt. Damit hat er, weil das Christenthum nicht in Einer Form nur besteht, bereits die Confessionen auch für sein Gebiet anerkannt und muß, wo katholische und protestantische Kirche seine Angehörigen theilen, einen Standpunkt über dieser Scheidung einnehmen und in abstracto ein weder protestantisches, noch römisch-katholisches Christenthum für das seinige erklären, er muß den Kirchen ihre Bewegung überlassen und selbst als Staat keiner Kirche angehören. Dies ist der kirchenlose Staat, aber noch nicht der unchristliche. Aber wie kann z. B. der preußische Staat seine protestantische Grundnatur vergessen und aufgeben, ohne eine unsägliche Verwirrung anzurichten? Ist er aber ein protestantischer Staat, so kann er nicht zugleich ein römisch-katholischer sein. Wenn „christliche Ehe- und Familien-Ordnung, christliche öffentliche Volks-„erziehung, christliche öffentliche Sitte und Ehrbarkeit, Schutz und „Förderung des christlichen Cultus, Aufrechthaltung der christlichen „Kirche, je nach der Confession, als öffentlicher Nationalkirche", nach Stahls Forderung die Aeußerungen des christlichen Staates sein müssen, so entsteht hier, wenn zwei oder mehr verschiedene Confessionen dem Staatsgebiete angehören, entweder der Kampf um die Herrschaft Einer, oder unlösbare Schwierigkeit.

Stahl hat deshalb den richtigen Gedanken ausgesprochen, daß

*) Parteien. S. 313 ff.

der christliche Staat „kein fertiger, absoluter Begriff" sei, daß hier ein mannigfacher Stufenunterschied sich finde, z. B. zwischen dem christlichen Staate Constantins des Großen, Calvins und Cromwells, der preußischen Verfassung. Damit hat er die Gefahr ferne gehalten, das Christenthum zu einem bloßen Gesetz herabzudrücken, wie es der Staat handhabt. Ja, er hat damit den Gedanken ausgesprochen, daß der christliche Staat erst völlig möglich wird, wenn einmal das Christenthum nur in Einer wesentlich gleichen Kirche bestehen wird, und die Unterschiede auch zwischen Katholisch und Evangelisch durch eine Union werden gelöst sein. Damit stieg er von dem beengteren Standpunkte des kirchlichen Staates wieder zu dem höheren des Reiches Gottes hinauf; für die Gegenwart und die wohl noch lange Zukunft vor dieser Einheit des Christenthums, wenigstens in Deutschland, hat er dann nur Principien angegeben, die nicht aus den Augen verloren werden dürfen, und die der Gesetzgebung vorschweben müssen, ohne daß deswegen das Wort Gottes, geschweige denn das kirchliche Dogma, unmittelbar zum Staatsgesetze gemacht werde.

Wer die wahre Humanität nur im Christenthum findet, dem wird der Gegensatz des humanitarischen und des christlichen Staates schwinden, und er wird die Stahl'schen Gedanken gerne begrüßen und ihnen keine Hintergedanken von Knechtung des Staats durch die Kirche mehr vorwerfen, aber er wird allerdings an die conservative Partei Forderungen stellen, die für ihre Angehörigen unausweichlich sind*).

Daß Friedrich Wilhelm IV. wesentlich in derselben Weise wie Stahl, frei von den Verengungen, welche in der Partei hervor-

*) Zum Beispiel unbedingt die Forderung, daß sie niemals ein Recht behaupten, mit den Bedürfnissen des materiellen Lebens, des Ackerbaues, der Industrie, des Ertrags derselben, die Knechtung einer Menschenklasse (Tagelöhner, Fabrikarbeiter u. s. w.) zu entschuldigen, eine Knechtung, welche diese Klasse um ihre Sonntagsruhe, um den Gottesdienst, kurz, um wesentliche Christenrechte bringt. Wie man für den christlichen Staat begeistert sein und diese auch abgesehen von demselben gebietende Christenpflicht misachten kann, ohne auf diesem Gebiete zu heucheln, ist schwer zu ermessen. Daß aber diese Knechtung bei uns in weitem Kreise besteht, wer kann es in Abrede stellen? Auch der Verfasser der höchst interessanten „Grundzüge conservativer Politik." Berlin 1868. weist gelegentlich auf diesen kranken Fleck.

traten, die große Frage von Kirche und Staat und Reich Gottes betrachtete und behandelte, ist nicht Wenigen bekannt; daß er die geistigen Führer der conservativen Partei von ihrem nicht sowohl politischen als socialen Schweife zu unterscheiden wußte, welcher ihr den Spottnamen der „Junkerpartei" zuzog, dafür könnte der Verfasser die schlagendsten Aeußerungen des hohen Hingeschiedenen anführen*). Er hatte ein klares Bewußtsein davon, daß er dieser Partei in den nächsten Jahren sehr bedürfen würde, und es ist kein Beweis von politischem Blick gewesen, daß die Liberalen auch der besseren Art ihren Einfluß so unmuthig ertrugen. Es ist freilich wahr, die Augen der Zeitgenossen mußten sich erst wieder des Doppelsehens entwöhnen, und was man „Reaction" nannte und als solche aufs Härteste beurtheilte, in seiner relativen Nothwendigkeit erkennen und nicht Alles als tadelnswerthe Reaction anklagen, was von dem vulkanisch auflodernden überreizten Gefühl auf den Boden der Wirklichkeit zurückführte. Gesteht doch ein Mann, der wahrlich der Reaction nicht hold ist, zu, daß 1848 „ein Jahr des Chaos" gewesen**).

Es war wirklich, wie die Kreuzzeitung (1851) sagte „eine Gespensterfurcht vor der Reaction" vorhanden. Und doch war diese Reaction unerläßlich, sie war gefordert von Allen, die eine erträgliche Existenz des öffentlichen und Privatlebens verlangten. Daß der König in diesem Sinne reactionär sein mußte, verstand sich von selbst. Auch das war nicht zu verwundern, daß die wieder befestigte Staatsgewalt nunmehr zu Polizeimitteln griff, oder es war da, wo es vermeidlich gewesen wäre, wenigstens zu entschuldigen. Der König aber, der dies gewähren ließ, war deshalb keineswegs von dem liberalen Kronprinzen, dem Freunde der Stein, Arndt, Gneisenau u. s. w. abgefallen, vielmehr hatte er ein Recht, eine andere Beurtheilung von seinen Zeitgenossen zu erwarten. Das Misbehagliche, welches diesen Zuständen anhing, das Hin- und Herziehen, wie es zwischen den Parteien stattfand, noch mehr aber

*) Er unterläßt es nur wegen der witzigen Derbheit dieser Aeußerungen, welche in dieser Zeitnähe noch verletzen müßten.

**) Max Stirner: Geschichte der Reaction. Berlin 1852. Bd. 2. Vorrede.

die Oberhand, welche die Conservativen hatten, während die revolutionären Liberalen mit Unmuth lernten, daß sie sich in Zeit und Mitteln getäuscht hatten, die Besseren von ihnen wirklich zu richtiger Einsicht kamen, die Schlimmeren sich grollend zurückzogen und nur in der Presse wirkten, das Gefühl, daß die alte Offenheit des Vertrauens zwischen dem König und Vielen im Volke nicht wiederkehren wollte, die peinlichen Erinnerungen, die Unmöglichkeit für Preußen, sofort zu neuer Action in Sachen Deutschlands mit Kraft überzugehen, die Stellung, welche die Regierung in dem Kriege der Westmächte gegen Rußland nahm, dies Alles hat man nachher in einem bitteren und höchst ungerechten Ausdruck: „Misregierung" zusammengefaßt. Allerdings war des Königs schwunghafter Flug durch die Erfahrungen von 1848 bis 1850 an Deutschland, an Oesterreich, aber auch an einem Theile seines eigenen preußischen Volkes gelähmt.

Wenn aber nun verleumderische Zungen und Federn den König in verachtendem Unmuthe vom Staate überhaupt sich abwenden und denselben bitter als „den Racker von Staat" bezeichnen lassen, so weiß man nicht, ob die boshafte Unwahrheit oder die Thorheit mehr zu bewundern ist, die Solches ausbrachte. Es kann aber und muß versichert werden, daß zu keiner Zeit der funfziger Jahre bis in die Krankheit des Königs hinein diese Denkart ihm eigen gewesen ist*).

*) Da immer neue Blätter oder Bücher diese Losung gegen den König wiederholen, so sei auch hier davon geredet. Sie ist als erzählende Aeußerung Alexanders von Humboldt durch Varnhagen von Ense in dem nach seinem Tode gedruckten Briefwechsel Humboldts mit ihm ans Licht getreten. Aber Humboldt kann so nicht erzählt haben, wie Varnhagen ihn erzählen läßt, weil er den wahren Sachverhalt kannte und darüber nie getäuscht war. Wohl aber kann der verstimmte Varnhagen ihn misverstanden haben. Allerdings sprach der König von „dem Racker von Staat" in heiterem Scherze oder im Unmuthe über seine Minister, wenn sie ihm im Namen des Staates Hindernisse wider die Ausführung schöner königlicher Gedanken entgegenthürmten, besonders finanzielle. Ein Bauer aus dem Regierungsbezirk Merseburg, dem der König eine unbillige Forderung, die er mündlich vorbrachte, nicht gewähren konnte, und sich dabei auf den „Staat und dessen Ordnung" berief, hatte nämlich geantwortet: „O! ich wußte wohl, daß nicht mein geliebter König mir entgegensteht, sondern der Racker von Staat." Dieses Bauern Wort gebrauchte der König im Scherze, oft auch in Ironie.

Ueberhaupt hat wohl selten ein geistvoller Herrscher so sehr das Unglück gehabt, von Freunden und Feinden auch da misverstanden zu werden, wo nur ein klein wenig mehr Geist und guter Wille dazu gehört hätte, um ihn recht zu verstehen*). Es ist wahr, er betrachtete den Staat nicht als die alleinige Macht im Leben der Gesellschaft, sondern erwartete von der Kirche und ihrer „wahren Gestaltung" mehr, als von jenem, in welchem auch feindselige Kräfte nicht außer Wirksamkeit gesetzt werden konnten, den höchsten Segen für die Zukunft. Es ist wahr, der König hatte Lieblingsideen, welche er nicht selten und mit Nachdruck aussprach. Aber es ist auch eben so wahr, daß er in hohem Maße die Selbstverleugnung besaß, dieselben den bestimmten und klaren Anforderungen der Zeit unterzuordnen. Nichts war ihm mehr zuwider, als auf den Gebieten des öffentlichen Lebens willkürlich „machen" oder die Ansichten eines Einzelnen, auch wenn er der König war, zur Geltung bringen zu wollen. Er trug die feste Ueberzeugung in sich, daß auch über dem Staate Gottes allmächtige Hand walte und daß, was seit 1850 die Gestalt des öffentlichen Rechts in Preußen geworden war, nicht das Bleibende sei, daß das preußische Volk des hohlen Scheins, dessen er so viel in dem constitutionellen Wesen erkannte, einmal müde werden und zu einer anderen Form der Verfassung zurückkehren werde. Als der Schreiber dieser Worte ihm einmal sagte, die ständische Verfassung, wie sie dem vereinigten Landtag innegewohnt, habe doch auch den Fehler der Scheinhaftigkeit, soferne ritterliche Grundbesitzer, Städte und Bauern doch auch nicht die wirklichen „Stände" der Neuzeit seien, sofern namentlich die größeren Städte eine Zahl von Ständen in sich tragen, wie das trojanische Pferd die griechischen Krieger in seinem Bauche, da antwortete er: „Warum konnten Sie mir das nicht vor zehn Jahren sagen?" — Daß dem Könige das „Blatt Papier zwischen ihm und seinem Volke" niemals ein befreiender Talisman wurde, er also niemals einer schnell verfertigten Verfassungs-Urkunde die Heilkraft für das politische Leben des Staates zuzuschreiben ver-

*) Zu den stärksten Beispielen solchen Misverstehens gehört die gründlich fehlgehende Zeichnung seines Geistes und Charakters in Thaulow: Die Neugestaltung Deutschlands. Kiel 1867. S. 24 ff.

mochte, das kann ihm Niemand verdenken, der nicht schließlich den Staat doch privatrechtlich nur als einen Vertrag zwischen König und Volk betrachtet, oder gar naturrechtlich diesen Vertrag in die Anfänge der Staatengeschichte hineindeutet. Der König glaubte, daß die stärkste und berechtigtste irdische Macht die der Geschichte sei, und daß weder ein Einzelner, noch eine zufällig größere Zahl von Einzelnen ihr gegenüber ein Recht der Allmacht besitzen können. Er wollte den Fortschritt, aber aus der historischen Wurzel des Staates und der Gesellschaft. Daher war ihm das „ständische" Princip, wie er ihm in seinem Herrenhause Gestalt gegeben hat, unentbehrlich. — Aber hat er denn dem constitutionellen, wie es in dem Abgeordnetenhause seine Verwirklichung fand, entgegengearbeitet? Hat er etwa die Wahlen verfälschen lassen oder das Wahlgesetz, welches schon im Voraus darauf berechnet war, den unteren Schichten der Gesellschaft und eben damit der sie social und politisch beherrschenden Bourgeoisie den überwiegenden Einfluß auf die Wahlen zu geben, verändert oder willkürlich aufgehoben? Man sagt: Aber die Regierung hat die Wahlen beeinflußt. Das hat sie gethan, nicht immer in den rechten Grenzen und mit den rechten Mitteln gethan. Aber konnte denn Jemand, der nicht in lächerlicher Verblendung mit der Constitution auch die unbedingte Herrschaft der einen Partei als ein Recht ansah, leugnen, daß diese Beeinflussung, wenn die Regierung sie unterließ, von der ihr feindlichen Partei geübt wurde, und hatte man dann etwa ein Recht zu sagen, das Volk sei politisch urtheilsfähig genug, obwohl es nur eben constitutionell geworden, um trotz der liberalen Wahlagitationen auf die Seite der Regierung sich zu stellen, wenn diese durch Schweigen oder Zulassen den Schein erregte, es sei ihr das Treiben von der Gegenseite willkommen, oder doch, sie habe kein Recht, demselben entgegenzutreten? Wenn man dies „Misregierung" genannt hat, so ist wenigstens solch Urtheil von Seiten der Liberalen kein unparteiliches und objectives zu nennen. Welcher Vernünftige konnte denn erwarten, daß der preußische Staat seine militärisch und büreaukratisch stramme Natur sofort aufgeben, allen stärkenden Phosphor aus seinen Knochen entlassen und sofort in den Zustand der Gelatine übergehen werde, damit die liberale Partei die Knochen aus freier Hand zurecht kneten könne? Mußte nicht vielmehr, wer der

Vertragstheorie huldigte, es um so natürlicher finden, daß jeder der beiden Theile, König und Volk, in ihrer (freilich falschen) Gegenstellung gedacht, sich möglichst verständigen, daß der erstere hierzu seine Regierung und deren Beamte gebrauche, während dieses doch immer noch die Wahl hätte, ob es den Angehörigen der liberalen oder der conservativen Partei bei sich am meisten Einfluß überlassen wolle? Es leidet aber keinen Zweifel, daß der ruhige Fortgang der inneren staatlichen Bewegungen hauptsächlich dem grollenden Zurücktreten der entschiedensten demokratischen Partei zu verdanken war und daß mit dieser der Kampf doch noch erst durchgekämpft werden mußte, ehe Preußen mit seiner Verfassung auf festem Boden stand.

Es mußte daher die erste rohe Parteibildung, wie sie nicht einmal eine neue war, sich allmählig modificiren. Daß nämlich unter den verschiedensten Namen, als Liberale und Conservative, als Radicale und Moderate, als Aristokraten und Demokraten, als Progressisten und Retrograden, als Exaltados und Moderados, als Whigs und Tories, als Royalisten und Nationalisten, als Rothe und Weiße, und wie die veränderten und nuancirten Benennungen alle heißen, sich stets in den modernen Staaten zwei Parteien gegenüberstanden und gegenüberstehen werden, liegt in der Combination der Gewalten und ihrer Träger, welche den Staat der Neuzeit bilden. Diese Richtungen sind zunächst noch keine Parteien, sondern vertheilen sich in endlosen Abschattungen durch die ganze politisch bewußte Welt. Auch in dem centralisirtesten Beamtenstaat ist diese Gegenstellung eben so vorhanden, wie in einem von Repräsentativ-Verfassung getragenen Staatswesen. In Preußen war der Liberalismus in der Beamtenwelt zu einer Zeit stark vertreten, in der man eine Constitution eben so dringend verlangte, als andererseits für gänzlich überflüssig hielt. Wenn man unter demokratischer Richtung, um diese Bezeichnung als die allgemeine zu gebrauchen, diejenige versteht, welche die Theilnahme an der Ordnung und Führung des öffentlichen Lebens in Staat und Kirche womöglich allen Staatsangehörigen zu verschaffen und die Regierung des Staates möglichst unter die Controlle dieser Menge zu stellen strebt, so ist anzuerkennen, daß sie gegenüber der absoluten Monarchie und auch der büreaukratischen Omnipotenz eine berechtigte ist, daß daher allen Beschränkungen der

Herrschergewalt etwas von ihr einwohnt. Demokratisch ist Alles, was dem Volke einen Antheil an der Leitung des Staates zu geben trachtet, aber darum wird nicht jeder ein Demokrat im jetzigen Sinne des Wortes, der diesem Streben in irgend welchen Grenzen zustimmt. Dem modernen Staate ist daher das demokratische Element eingeboren, und es hat ihm auch in Preußen vor der Verfassung, es hat ihm zu keiner Zeit ganz gefehlt, nur war es zu Zeiten am stärksten im Regenten selbst, z. B. in Friedrich dem Großen und Friedrich Wilhelm III. vorhanden. Sofern man das demokratische Element von dem conservativen, wie sie beide in den meisten Theilhabern an der Staatslenkung beisammen sind, entschieden lostrennen will oder losgetrennt hat, oder wo es so überwiegt, daß jenem seine wirkliche Freiheit der Bewegung entzogen wird, da entsteht der Demokratismus in engerem Sinne, wie dies in den Urhebern der Revolutionen in England, Frankreich und 1848 in Deutschland der Fall war. Ein gewisses demokratisches Gefühl entsteht, wo einzelne Classen der Gesellschaft früher im Alleinbesitz der Bildung und der Macht waren und nunmehr durch Verbreitung der Bildung über mehrere Classen, z. B. die Bürgerlichen im Unterschiede vom Adel, aus dieser Beschränkung heraustreten. Der Bildung folgt der Einfluß und die Macht*). Die

*) Buckle in seiner: History of Civilization in England. Leipzig 1866. vol. III. pag. 282 ff. gibt ein schlagendes Beispiel von der demokratisirenden Wirkung der Wissenschaft aus der Zeit vor der französischen Revolution von 1789, indem er lebhaft schildert, wie aufweckend die großen naturwissenschaftlichen Entdeckungen auf weite Kreise in Paris und weiterhin gewirkt, wie die Vorlesungen der Chemiker, Geologen, Mineralogen und Physiologen auch von Solchen besucht wurden, die nur wenig für das Verständniß ihres Gegenstandes vorbereitet waren. Des Anatomen Petit Vorlesungen waren so besucht, daß auch die Fenster mit Hörern besetzt waren, und für den Chemiker Fourcroy mußte zweimal der Hörsaal erweitert werden, um die Schaaren der Männer und Frauen zu fassen, die ihn hören wollten. Die öffentlichen Sitzungen der Akademie waren ein öffentliches Schauspiel geworden. Die glänzendsten Versammlungen lauschten anatomischen und chemischen Erörterungen. Lalandes astronomische und Rollets elektrologische Untersuchungen waren Lieblingslectüre der Damen geworden. Die Gesellschaft in ihrer scharfen Trennung konnte der auflösenden und nivellirenden Wirkung dieser gemeinsamen Arbeit des Geistes nicht widerstehen. Der bürgerliche Professor war vom höchsten Ruhme umstrahlt, der hochadliche Minister oder Heerführer sah

Gesellschaft war daher in Preußen durch die Verbreitung der Bildung in diesem Sinne längst demokratisirt, ja man kann sagen, die Reformation habe diese Wirkung auf die Gesellschaft angestrebt, und nicht allein in den protestantischen Ländern, sondern auch in den katholischen herbeigeführt, weil sie die möglichst höchste Bildung Aller zu ihrem Ziele hat. Reißt sich diese Bildung von dem Mutterboden los, auf dem sie erwachsen ist, nämlich dem religiösen, dem christlichen, so wird sie mechanisirt, wird äußerlich und leichter auch an die oberflächlichen Geister und Gemüther mittheilbar. Ja, sie wird dann popularisirt, hört auf, wirkliche Bildung zu sein, sinkt zum Spiel mit sogenannten Resultaten der Wissenschaft, zum Einüben von Phrase und Schlagwort herab und schädigt eben so sehr die Wissenschaft, die eigentliche Bildung selbst, als die sittliche Haltung der Gesellschaft, und schließlich auch den Staat. Aus dieser Verkehrung entsteht der zerstörende Demokratismus, der nur erst die vorhandene Gestalt des Staates beseitigen und eine neue schaffen, diese aber eben so wieder zerstören will und zuletzt kein anderes Ziel haben kann, als die Auflösung der Gesellschaft. Jemehr er letzteres thut, jemehr er die geschichtlich gewordenen Stände und Ordnungen für gar nichts, ja für das Schädlichste erachtet und verschreit, desto mehr nähert er sich den die absolute Gleichheit aller Menschen anstrebenden Richtungen des Socialismus und Communismus.

Daß in den Gährungen und Bewegungen des Jahres 1848 alle diese demokratischen Elemente vorhanden, aber nicht durch scharfe Grenzen von einander geschieden waren, wird Niemand in Abrede stellen. Daß ihnen gegenüber ein Verhalten wie das einer ruhigen conservativ-politischen Partei nutzlos gewesen wäre, muß bei ruhigem Denken Jedem klar werden. Dem heftigen Anprall konnte nur ein rocher de bronze begegnen, der, noch ungeschlacht und unaus-

---

bewundernd zu ihm auf. Menschen der verschiedensten Rangklassen theilten dieselben Genüsse, denselben wissenschaftlichen Ehrgeiz, dieselben Gegenstände der Unterhaltung. Ein neues Band der Gesellschaft war gegeben und, von ihm umschlungen, fand sich zusammen, was sich zuvor völlig fremd gewesen. Natürlich wurden an dem neuen, großen, unermeßlichen Gegenstande gemessen Titel und Würden und Geburtsadel im Preise gemindert, und der Sinn für das allgemein Menschliche stieg im Werthe.

gearbeitet, dem tüchtigsten Stoffe der Bevölkerung entnommen war. Seine Kraft zum Gegenstemmen hatte dieser Fels durch den Glauben an die göttliche Ordnung und durch festes Anschließen an das alte geschichtliche Königthum in Preußen, wodurch die Partei freilich zu dem Könige, der in edelstem Sinne das demokratische Element in sich selbst hatte, in eine unklare Stellung gerathen mußte. Sie glaubte ihm etwas Fremdes abzunehmen, das ihm angethan sei, und sie bekämpfte etwas, das in sein ganzes Wollen und Fühlen mitverwachsen war, freilich aber sehr verschieden von der Gestalt, in welcher es als revolutionäre Partei auftrat. — Diese Partei, mit der sich wieder aufraffenden intelligenten Büreaukratie, besonders aber mit dem Könige, war hinreichend, auf der nun gewonnenen Arena den trüben Strom zu theilen. Die schlimmsten Elemente desselben verkamen, weil in Deutschland für ihre Gedanken doch kein wahres Echo sich fand, andere faßten sich und schlugen um, es blieb aber eine doppelte demokratische Partei zurück, die sogenannte liberale, die eben schon vor 1848 gelebt hatte, und die im engeren Sinne demokratische, aber auch diese blieb nicht beisammen, sondern aus ihr schieden sich die nachher unter der Firma des „Fortschrittes" hervorgetretenen weitergehenden Demokraten bis an die Grenze des Republikanismus hin aus, während die anderen auch wieder nicht mit dem altpreußischen Liberalismus sich verschmolzen. Man nannte sie nachher das linke Centrum. Also Krisis, Scheidung und damit Klärung trat ein und war in der That dem constitutionellen Wirken der conservativen Partei zu verdanken. Diese selbst bedurfte aber ebenderselben Klärung durch Scheidung. Sie ging natürlich bei ihr langsamer vor sich. Die eigentlich europäisch-demokratische Partei, wie sie wesentlich dieselbe in Moskau, Berlin, Paris und Madrid ist, war zunächst nur zum schwächeren Theil auf dem Plane.

Die Aufgabe war, das in der Demokratie Berechtigte, die Wahrheit der Demokratie, die sie nothwendig haben muß, weil ein bloßer reiner Irrthum nicht durch alle gebildeten Völker hindurch sich durch Jahrhunderte erhält und entwickelt, zu erkennen und anzuerkennen. Dies war Anfangs, z. B. auf dem vereinigten Landtage von 1848 oder der Nationalversammlung von 1849 gegenüber, noch kaum möglich. Es wurde aber möglich und, sobald es ge-

schah, mußte die neue Erkenntniß einigend und reinigend im Staate wirken. Diese Wirkung wäre nicht ausgeblieben, wenn nicht nochmals eine zurückgepreßte Masse (1862) in das Staatsleben hineingebrochen wäre. — Aber auch diese Wirkung durfte die letzte nicht sein. Es mußte der Demokratismus in Allem, was er wirklich werth war, in das Staatsleben verarbeitet werden, er mußte sein Recht und seine Stelle erhalten, seine wirkliche und kräftige Mitwirkung am öffentlichen Leben, nicht im Reden nur, sondern im Beschließen und Handeln. Seine Wahrheit war leichter in den Bestrebungen zu erkennen, die er für ganz Deutschland hatte, als in seinen besonderen preußischen. Auf dieser Seite lag sein Einverständniß mit den Gedanken des Königs, der im Grunde nichts Anderes in der Sache, wiewohl unter verschiedenen äußeren Formen, mehr geschichtlichen und poetisch ansprechenden wollte, als der poesielose, rein politische Gedanke der Demokraten. Eine wirkliche Verwendung des Demokratismus für die großen Zwecke der preußischen Geschichtsaufgabe lag damals noch unter dem Horizonte.

Diesem geistig wie geographisch bedeutendsten Staate Deutschlands mußte es obliegen und nicht minder zu seiner geschichtlichen Mission gehören, die rechte deutsche Verfassung ins Leben zu rufen, die nicht minder ein Bedürfniß des deutschen Volkes war, wie seine Einheit. Der König war an diesem Versuche gescheitert, weil er — zu spät gekommen war. Daß er in der von ihm hauptsächlich ausgegangenen Formation des Herrenhauses noch ein Erinnerungsmal errichtete an das, was er einst gewollt, war fast wie eine wehmüthige Resignation. Er wußte wohl, daß in nächster Zeit auf diesem Wege nicht vorwärts zu kommen sei, er kannte die ihm entgegenstehende Partei, die keine preußische, sondern eine europäische war. Der Versuch, eine preußische Oppositionspartei zu bilden, hatte sich gerade an den Fortbestand der provincialen ständischen Institutionen bei der neuen Verfassung angeknüpft. Diese allerdings in allen schrofferen Fragen nicht mehr vermittelnde, sondern nur in der Mitte stehende, wie in einem Thal ohne Sohle befindliche, mit dem einen Fuße auf den Boden der Rechten, mit dem anderen auf den der Linken gestützte Partei des von ihr wesentlich modificirten Berliner Wochenblattes bot, da sie meist aus ehemaligen Angehörigen der Rechten bestand, daher dort um so weniger

Einfluß üben konnte, keine Aussicht für einen selbständigen Aufbau, da sie hinsichtlich der Principienfrage der Constitution entschieden auf dem Repräsentativ-Principe bestand. Es gab daher in dem Landtage eigentlich keine entschiedene Partei des Königs, und er wußte dies wohl und gab mehr als einmal diesem Bewußtsein klaren Ausdruck. So sehr er sich auf die persönliche Ergebenheit der einzelnen Glieder sowohl der conservativen als dieser Mittelpartei verlassen konnte, so war ihm doch keine derselben nach seinem Herzen, und er erwartete von der Zukunft eine bessere Parteibildung. Die europäischen Angelegenheiten zogen aber bald (von 1853 an) die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich.

Es war ja eine ganz neue Gegenstellung der Mächte unter sich eingetreten. Rußland hatte durch den Charakter und das Streben des Kaisers Nikolaus, der bei allem bekannten Bemühen, ein Gentleman auf dem Throne zu sein, doch einen Hintergrund asiatischer Wildheit und Leidenschaft in der Seele trug, unter den inneren Theilungen Deutschlands eine Stellung eingenommen, die das nationale Selbstgefühl jedes Deutschen verletzen mußte. Es hatte durch seine Parteinahme mit England für Dänemark das preußische Schwert in Schleswig-Holstein in die Scheide zurückgestoßen und im Jahre 1850 den Krieg zwischen Preußen und Oesterreich durch seine Drohung verhindert, dem Angegriffenen das Gewicht seiner ganzen Macht zuzulegen. Diese Macht erschien durch die Ferne und durch die räumliche Größe des Reiches, trotz aller Versicherungen des sachkundigen Generals von Radowitz, größer, als sie wirklich war. Durch Truppenansammlungen an den westlichen Grenzen, durch unaufhörliches Exerzieren und Drillen, durch die Geschäftigkeit seiner Diplomaten hatte Nikolaus diese Meinung geflissentlich unterhalten.

Preußen und sein König hatten alle Ursache, sich von Kaiser Nikolaus verletzt zu fühlen. Dieses Gefühl war auch allgemein vorhanden, als der Czar jene berühmten Worte von dem „kranken Manne" zu dem englischen Gesandten Seymour in St. Petersburg sprach. Er hatte in Ungarn den Aufstand zu Gunsten Oesterreichs niedergeschlagen und so eine Schiedsrichterstellung auch durch die That eingenommen. Es war klar, daß er auf Oesterreichs Unfähigkeit zu einem großen Kriege und auf die von ihm als Schwäche

misdeutete Friedensliebe des Königs von Preußen rechnete, als er dem Engländer sagte: „Wenn wir zwei einverstanden sind, so kommen die Anderen nicht in Betracht.“ Kaiser Nikolaus hatte seine Regierung mit einem glücklichen Türkenkrieg begonnen und (1828) den Frieden von Adrianopel, freilich mehr durch diplomatische Gewandtheit, errungen. Wäre er weiter vorgerückt, so möchte ihm der Preis entgangen sein. Allein dies war Wenigen bekannt, und man glaubte allgemein, wenn das übrige Europa still sitzen bleibe, so sei das ottomanische Reich unausbleiblich die Beute des Czaren. Eine Demüthigung solcher unberechtigten Ueberhebung lag in den Wünschen Aller. Auch Friedrich Wilhem IV. sprach, als nachher der Krieg ausbrach, dieses Gefühl in den Worten aus: „Meinem Schwager, dem Kaiser, gebührt eine Schlappe, möge sie nur nicht zu stark sein; es thut mir aber leid, daß er sie von dieser Seite empfängt.“ Damit meinte er Frankreich. In diesem Lande war seit 1848 die Republik durch mehrere Phasen hindurchgegangen und hatte sich unhaltbar gezeigt, indem sie nicht vermocht hatte, die socialen Weltstürmer, die Communisten und Socialisten, politisch niederzuhalten. Es war zu keinem Ausbruche gekommen, aber man fürchtete ihn im Anfang des Winters 1851 bei Anlaß der neuen Präsidentenwahl im folgenden Frühling. Auf dem Präsidentenstuhle saß Carl Ludwig Napoleon Buonaparte, der durch zwei gefährliche Abenteuer, die er gewagt und welche die Welt noch heute nicht recht begreifen kann, seinen Meuterei-Versuch in Straßburg und seine Landung in Boulogne, sich wenigstens im Gedächtniß der Franzosen erhalten hatte. Er war ordnungsmäßig zum Präsidenten gewählt, aber er wollte bleibender Herrscher Frankreichs sein. War er doch durch Senatsbeschluß von 1804 zum Thronfolger des Kaisers Napoleon bestimmt worden; warum sollte nicht jetzt dieser Beschluß durch den Willen der Nation zur Ausführung kommen?

War es doch, als wollte die Geschichte in wenigen Jahren die stärksten Gegenbilder in den Personen der Herrscher aufstellen. In Preußen der gewissenhafte König, der auch die stärkste Versuchung überwand, seine edelsten politischen Ideale, aber gegen den Willen seiner Mitfürsten, auszuführen, der sich lieber schmähen und als muthlosen Schwächling ausschreien ließ, als daß er vom Pfade des

Rechten ein Haar breit wich; in Frankreich der Präsident der Republik, der gegen seinen feierlichen Eid mit Lug und Trug nach der Kaiserkrone griff und sie, nicht durch eigenes muthiges Wagen, sondern durch die verzweifelte Entschlossenheit Anderer, an sich riß. In Rußland ein Imperator, der sich anmaßte, wenn England mit ihm ginge, ganz Europa Gesetze vorzuschreiben, weil er wirklich, der unermüdliche Exerziermeister eines zahlreichen Heeres, sich die militärische Macht dazu getrost zuschrieb. In Oesterreich der junge Kaiser, in seinem Reiche durch die Nationen- und Einheitsfrage hin und her geschleudert, auf Rußlands Drohen gestützt und auf Preußens edle Rechtlichkeit trauend, um seinerseits gröberen Impulsen nachgeben zu können. Und durch dieses Alles hindurch nun die Frage der Türkei, überhaupt des Orients, mit welcher die Zukunft Europas so sehr zusammenhing. Sollte Rußland durch die Eroberung der Halbinsel jenseits des Balkan wirklich das werden, was es sich schon anmaßte zu sein? Sollten künftig die bestimmenden Worte über Europa von dem halbbarbarischen Osten ausgehen? Sollte das alte Kaiserreich an der Donau dem neuen an der Newa zum ersten Trabanten, und Preußen zum zweiten werden? Oder sollte dem Moskowiter gezeigt werden, daß seine Macht keineswegs die Alles überbietende in Europa sei? Und wer sollte ihm dies zeigen? Preußen, das mit ihm so nahe verwandt, durch so alte Bande mit ihm verflochten war, und dem seine Schwächung zwar einigen Vortheil, aber noch wesentlicheren Nachtheil bringen mußte, indem es zuletzt den ganzen Polenhaß auf sein alleiniges Haupt sammelte? oder Oesterreich, welches eben noch das stolze Geschenk des wieder eroberten Ungarns aus seiner Hand angenommen hatte, und das an der unteren Donau die griechische Kirche gegen sich und auf der Seite Rußlands sah, während es selbst durch seine erneuerte enge Verbindung mit dem päpstlichen Rom seine Fähigkeit verminderte, auch der griechischen Kirche die freie Bewegung in seinem Innern zu lassen? Wenn aber diese beiden nicht, dann sicherlich Frankreich, mit oder ohne Hülfe Englands. Dem neuen Herrscher, dem Manne, der seinen Thron nicht der Europa gefährdenden Revolution durch Heldenthaten abgerungen, sondern ihn durch rohe Gewaltthaten und falsche Schliche erbeutet hatte, sollte dieser Act der Gerechtigkeit, diese Herstellung der po-

litischen Wahrheit überlassen werden, wodurch er sich für einige Zeit wenigstens zum numen Europaeum an der Stelle des russischen Kaisers machen mußte? Und seiner Politik sollte Oesterreich, sollte sogar Preußen trotz 1806 und 1813 dienen? Oder sollten sie sich ihm entgegenstellen und Rußlands Anmaßung als Satelliten stützen? Sollte auch Preußen das thun, welches seinen Rückzug aus Schleswig, sein Olmütz nur dieser Anmaßung verdankte? Und wozu wollte Frankreich diese große europäische Action ins Werk setzen?

Es liegt klar vor Augen, daß Napoleon III., wie er sich nannte, keineswegs durch das Interesse für die Erhaltung des türkischen Reiches in gleicher Weise getrieben war, wie England. Dieses beherrschte durch seinen großen Gesandten Sir Stratfort Canning (nachher Lord Redcliffe) die türkische Politik, und zwar im Interesse der Erhaltung des osmanischen Reiches. Ihm konnte zunächst an Ländererwerb im Oriente nichts gelegen sein, denn an Quadratmeilen hatte es einen riesigen Besitz in beiden Hemisphären. Neuer Stationen für seine Kriegsschiffe zum Handelsschutz bedurfte es nur noch hie und da und konnte sie wohlfeiler haben, als durch einen großen Krieg. Sein Zweck in Erhaltung großer barbarischer Herrschaften, wenn es sie nicht erobern will oder kann, ist die Offenhaltung und weitere Oeffnung seiner Handelsmärkte. Es hat seine Industrie übersteigert, und dies ist nicht am wenigsten Frankreichs Werk. Seit der Continentalsperre des ersten Napoleons hat England andere Märkte in der weiten Welt für seine Fabrikate gesucht und gefunden. Die Schranken fielen, und zu den neuen traten die alten Marktplätze wieder hinzu. Ganze Grafschaften Englands verwandelten sich allmählig in industrielle, die zuvor ackerbauende gewesen. Eine Stockung des Handels bedroht Millionen seiner Einwohner mit dem Hungertode, und seine reichen Classen mit der Social-Revolution. Es muß also, weil der Mordschlag vor seiner Hausthüre sich entzünden kann, für Arbeit und Absatz sorgen. Wo es ein ganzes Reich hat, wie in Spanien und Portugal, in der Türkei und China, da wird es, bald durch Frieden und Schutz, bald durch Krieg und Umsturz, wie es der Vortheil fordert, fest darauf beharren, dieses Reich vor der Macht eines Nebenbuhlers seiner Interessen zu schützen. Darum ist es der beharrliche Protector

der Osmanlis. Das wußte Napoleon III. sehr gut und hoffte deshalb die englischen Minister immer tiefer, selbst bis zum Krieg in die Sache ziehen, die er sich vorgesetzt. Auch er bedurfte eines Krieges, und zwar womöglich eines solchen, der ihm den Sieg und noch den Nimbus eines Herstellers der Gerechtigkeit in Europa verschaffte. Er wußte, daß Deutschland die Demüthigung des Kaisers Nikolaus mit Freuden begrüßen und dem Urheber derselben dankbar sein würde, daß Oesterreich seine Dankschuld gegen Rußland schwer ertrug und gern, wenn es sein mußte, auch à la Macdonald und Deveroux in Schillers Wallenstein sie abschütteln würde. Englands und der Türkei war er sicher.

Wie er dem besitzenden und ruhig erwerbenden Theile der französischen Nation, also dem weit größeren, das Hinwegsehen über die verrätherischen, eidbrüchigen und tückisch schleichenden Praktiken, durch welche er zum Thron gelangt war, durch die Uebertreibung, vielleicht selbst Hervorrufung, und durch die gewaltsame Niederschmetterung und erbarmungslose Bestrafung der anarchischen Bewegungen der Socialisten und Communisten erleichterte, so wollte er die heller Sehenden in Frankreich durch Kriegsruhm blenden, zugleich die Armee, die ihm so großen Dienst geleistet, belohnen und die Kleinen in Europa nebst den Großen sich verbindlich machen, weil er sie von der Kosakenfurcht befreite. Wie groß diese war, bewies dem Verfasser, daß sogar ein bekannter General ihm sagen konnte: „uns hat die Furcht vor den Kosaken von der Revolution befreit.“ *)

Vor Allem wollte sich der neue Kaiser in die Reihe der europäischen Fürsten durch eine That des kaiserlichen Frankreichs einführen. Also sein Interesse war es, vergessen zu machen, daß er freiwillig und feierlich erklärt hatte, die Verfassung der Republik aufrecht erhalten und seine Stellung durchaus nicht zu einer dauernden machen zu wollen, und daß er hernach Alles, was er für ein schweres Verbrechen erklärt hatte, in der schlimmsten Weise gethan,

*) Allerdings erwiderte ihm der Verfasser, soviel er wisse, sei dieses Verdienst der preußischen Armee und der preußischen Kirche, vor Allem aber dem Könige zuzuschreiben, wozu er noch fügte: „wenn ich preußischer General wäre, würde ich, was Sie gesagt haben, nicht denken, und wenn ich es dächte, nicht sagen.“

um Mehr als den dauernden Präsidentenstuhl zu erlangen. Seine Genossen Fleury, Maupas (St. Arnaud) Fialin (Persigny), Magnan vollzogen für ihn, was er selbst auszuführen nicht gewagt hätte. Es trat ein Moment in der verhängnißvollen Nacht vom 1. zum 2. December 1851 ein, da die Unternehmer des Planes nicht mehr alle vorzugehen wagten. Nur die Drohung mit der geladenen Pistole im verschlossenen Gemach zwang den Zurückbebenden. Die Vertreter der Nation, die ächten Republikaner, die hervorragenden politischen Männer und Generale Frankreichs wurden eingekerkert, verbannt und das Feld für seine Plane gereinigt, Paris aber wurde, und damit das ganze Land, durch ganz unnöthiges Morden und Schlachten eingeschreckt. In den Provinzen wirkte die Maschinerie der Centralregierung, die in den Händen der Verschwörer war.*) Diese Thatsachen müssen im Auge behalten werden, um zu begreifen, warum dem neuen Kaiser der Franzosen eine That unentbehrlich war, die ihn als den Vorkämpfer der europäischen Gerechtigkeit, wie man sie mit dem Namen des „Gleichgewichts" recht mechanisch und äußerlich zu bezeichnen pflegt, als den Schützer des unbillig Unterdrückten, und wäre es der Moslem, erscheinen ließ. Nur vortheilhaft war dabei der religiöse, kirchliche Anstrich, welchen der Kampf durch seinen Ausgang von den Schlüsseln der Geburts-Kirche Christi in Bethlehem bekam. Der Kampf der römischen gegen die griechische Kirche war mit ins Interesse gezogen, und Frankreich nahm in dieser Hinsicht eine alte Mission wieder auf, die ihm sogar der Protestant Guizot zugesprochen hatte; der Neffe erwarb damit ein goldenes Kleinod der Aehnlichkeit mit dem Oheim, der die Kirche in Frankreich wieder hergestellt hatte. Daß es ihm dabei gelang, das protestantische England an seinem oben geschilderten Interesse für die Stabilität der Türken zu fassen und es zum Theilnehmer seiner Politik zu machen, zugleich aber ihm in seinem Kriegsheere eine so abstechende Rolle neben der französischen Armee zuzuschieben, dies Alles mehrte nur den Vortheil für den Inhaber des französischen Kaiserthrons.

Dies Alles aber sah auch ein Herrscher wie Friedrich Wilhelm IV.

*) Die Geschichte ist lebendig und den vorhandenen Quellen gemäß erzählt in Kinglake: the invasion of the Crimea. Leipzig. 1863. Vol. I. p. 218 ff.

mit klarem Auge; daher jenes Wort: „mir thut es nur leid, daß der russische Kaiser die Schlappe von dieser Seite erhält.“ Aber durfte er mit hineingehen, sich an die „Westmächte“ anschließen, selbst am Siegeswagen Frankreichs mitziehen, wie England gethan hat? Er mußte thun, was er that, in einer Ehrfurcht gebietenden Neutralität verharren, Rußland seine weiche Seite, die polnische, decken, die, wenn man sich den Marsch eines französischen Heeres gegen dieselbe denkt, auch für das preußische Polen von Bedeutung war, damit aus einer „Schlappe“ nicht eine Zerstörung werde, die unausbleiblich zu der Entschädigung Preußens mit russischer Beute in Polen und Litauen geführt, ihm aber dafür Opfer an deutschem Lande jenseits des Rheines abgenöthigt hätte, wenn es nicht sofort, ohne Rußlands Mitwirkung, wahrscheinlich auch ohne Oesterreichs und vielleicht ohne die des südlichen Deutschlands, einen Krieg mit dem siegreichen Frankreich wagen wollte. Darum stand der König gegen hochbedeutende Stimmen des eigenen Landes, sogar aus dem eignen Hause, überdies gegen die herrschende Meinung in Deutschland fest. Hatte er denn die Pflicht, den Thaten des neuen Kaisers im Westen einen Ehrenmantel umwerfen zu helfen? Durch seine Neutralität hielt er Oesterreichs Schwert in der Scheide, das gleichfalls durch Eroberung im Osten zu einer Zulassung südwestlicher Entschädigung Frankreichs in Deutschland genöthigt gewesen wäre und diese, da sie nicht vom eigenen Lande ging, ohne Zweifel nicht verweigert hätte. Diese „Revision der Karte von Europa“ hat der König von Preußen durch seinen festen Willen für die Neutralität gehindert und Deutschland für eine günstigere Zukunft auch wider seinen Willen zusammengehalten. Das nennt der Engländer im Aerger über Preußens Haltung die „zitternde Hand des Königs“. Wir aber danken dem verewigten König noch im Grabe, nicht für die Erhaltung Rußlands, wiewohl auch diese für Europa nöthig war, sondern für die Deutschlands, daß es nicht im Westen deutsches Gebiet hingeben und slawisches im Osten dafür eintauschen mußte. Daß auch hier ein Verdienst Preußens um die Einheit Deutschlands vorliegt, haben noch lange nicht alle Zeitgenossen eingesehen. Freilich es hätte sich noch eine stärkere preußische Politik denken lassen, und auch diese kam wenigstens vertraulich zur Sprache. Sie hätte aber nebst Nordamerika, das nicht abgeneigt dazu gewesen wäre, die

kleineren nordischen Seemächte und was sich vom deutschen Bunde dazu ziehen ließ, in die Action bringen müssen, und dies wäre ohne die dauernde Preisgebung Schleswig-Holsteins kaum möglich gewesen. Wenn diese Aussicht neben Anderem von einer solchen positiveren Politik abhielt, die Selbstverleugnung der bloßen Neutralität auferlegte, wer kann auch hierin den deutschen Einheitssinn des Königs übersehen? Man sagt freilich: Preußen hätte durch seine Kriegserklärung Rußland zum friedlichen Nachgeben gezwungen und den Krieg unmöglich gemacht. Dies ist unwahr, denn Napoleon bedurfte nicht des russischen Nachgebens, sondern des Krieges, und England war von ihm bis zu erbitterter Volksstimmung für den Krieg fortgerissen.

Ehe der Krieg ausbrach, hatte Preußen stets mit den übrigen Mächten und dem Gesandten Englands in Constantinopel, dem „großen Eltschi" wie er dort hieß, aber immer mehr im Unterschiede von dem englischen Ministerium, an einer Beseitigung der Spannung zwischen Rußland und der ottomanischen Pforte gearbeitet, die Ansprüche des Czaren als unberechtigte verworfen, die friedliche Lösung des Knotens angestrebt. Dieselben Urtheiler, welche das preußische Cabinet fast nur wie ein Anhängsel des russischen schilderten, konnten nicht verhehlen, daß nach der Sendung des Fürsten Mentschikoff nach Constantinopel der König von Preußen das Auftreten dieses Mannes in hohem Grade misbilligte und von dem Kaiser den strengsten Tadel desselben erwartete, dies auch gegen den russischen Hof aussprach.*) Daß aber ein so edler Monarch wie Friedrich Wilhelm IV. auf eine Politik, wie die von Napoleon geübte war, nicht gefaßt sein konnte, wird ihm Niemand verargen können. Vielmehr hielt er sich streng an Recht und Thatsache. Der Kaiser Nikolaus hatte die rumänischen Fürstenthümer besetzt, um sie als Pfand für seine Forderungen an die Türkei zu behalten. Dies durfte Oesterreich nicht zulassen und war dabei von Preußen unterstützt. Oesterreich waffnete, und der Czar gab nach. Sobald seine Truppen über den Pruth, den Grenzfluß zwischen der Moldau und Bessarabien, zurückgegangen waren, fiel für Preußen jeder Grund weg, sich ferner an der Action der Westmächte zu betheiligen.

*) Kinglake a. a. O. Bd. 1. S. 80 verglichen mit S. 212, 214.

Oesterreich hätte es gern gethan, that es auch insofern, als es die türkischen Länder an der Donau besetzte. Aber weiter ging es nicht, um nicht Preußen auf die Seite des sonst zu schlimm bedrohten Rußlands treten zu lassen. Hier war nichts als Gerechtigkeit, Wahrheit und weitblickende Klugheit in Preußens Verfahren zu finden, wenn auch die Organe der westmächtlichen und auch der österreichischen Politik, die weithin die Stimmung und das Urtheil beherrschten, die richtige Einsicht hierüber nicht aufkommen ließen. Preußen that seiner geschichtlichen Aufgabe gemäß, was es mußte, um die Zukunft Deutschlands ungefährdet zu erhalten. Wie gänzlich ohne Kenntniß von dem Charakter und der Gesinnung Friedrich Wilhelms IV. die Engländer vor Allem urtheilten und noch urtheilen, davon zeugt die Meinung des geistreichen Geschichtschreibers dieses Krieges, der versichert, der Kaiser von Rußland habe sich auf die Furchtsamkeit seines Schwagers in Sanssouci verlassen, und sein Volk habe diesen letzteren zu einer energischeren Politik gezwungen. Zu solcher Zuversicht hatte der russische Kaiser wahrlich keinen Grund, und er wußte es, daß er keinen hatte. Nicht auf die Furcht des Königs, sondern auf seine ritterlich edle Gesinnung rechnete Nikolaus, und vielleicht, da er nicht leidenschaftlos genug war, um sein eigenes Unrecht zu erkennen, in viel stärkerem Grade, als er dazu berechtigt war. Denn erst jenseits der Räumung der rumänischen Fürstenthümer konnte Friedrich Wilhelm IV., nachdem der Gerechtigkeit Genüge geschehen war, seinem ritterlichen Sinne folgen. Das aber war dem russischen Kaiser, auch aus den schon berührten Gründen politischer Nöthigung für Preußen, gewiß, daß dessen König nicht über die politische, rechtliche und sittliche Nothwendigkeit hinaus sich Rußland feindlich erweisen und dessen gute Dienste für die voraussichtliche Abfindung Preußens mit Oesterreich über Deutschland, besonders auch mit Dänemark über Schleswig-Holstein, und für die schließliche Zurechtsetzung mit Frankreich für immer verloren geben würde. Er kannte die Verbindung des russischen und preußischen Interesses in den polnischen Provinzen zu wohl, um an einen Angriffskrieg Preußens gegen Rußland zu glauben. Bedarf es also der Erdichtung von der Furchtsamkeit Friedrich Wilhelms IV., um das Thun und auch das Erstaunen des Kaisers Nikolaus zu erklären, als Preußen ihm mit großem Ernst die Schranken zeigte,

innerhalb welcher Rußland sich zu halten hätte? Ist es damit unverträglich, daß Preußen sich des russischen Sieges bei Sinope freute und dem Nachbarstaate den Ruhm gönnte, nicht ohne Erweisung tapferer Gegenwehr zu erliegen? und noch mehr, ist die Erklärung des Ministers von Manteuffel damit unverträglich, daß Preußen jedem der gegen Rußland verbündeten Staaten mit seiner Macht beitreten würde, der sich genöthigt sehen würde zur Schützung „deutscher Interessen" das Schwert zu ziehen? Kein Mensch konnte die Worte misverstehen. Sie sagten: wenn Rußland die Donaufürstenthümer nicht räumt und Oesterreich es dort angreift, so werden wir letzterem helfen, weil die Donaumündungen in russischen Händen zu lassen gegen die deutschen Interessen verstößt; weiter aber werden wir kriegerisch nicht eingreifen. Das war richtige Politik, und zu mehr war Preußen nicht verpflichtet. Daß die englischen Blätter und Geschichtschreiber *) ihm daraus ein Vorwurf machten, war einfach lächerlich und hieß in deutliche Rede übersetzt: „wir hätten gehofft, daß Preußen und Oesterreich, mit Hintansetzung ihrer eigenen Interessen, den unsrigen dienen und Rußland erdrücken helfen, unseren Handelsmarkt sichern, besonders aber die schmähliche Abhängigkeit unserer Politik von den Ränken Napoleons dadurch zudecken würden, daß auch sie sich nach dessen Wink bewegen würden. Nun hat aber dieses Preußen sich erkühnt eine selbständige Politik zu treiben, hat dadurch Rußland gerettet, indem es auch Oesterreich hinderte, über das Nothwendige hinaus zu gehen. Ist das nicht hassenswerth?" — Meint man doch Kinder auf dem Spielplatze zu hören. Aber daß dieses Gerede von deutschen Blättern gegen Preußen nachgesprochen und Preußen der Russenfurcht und der Servilität gegen den Kaiser Nikolaus beschuldigt wurde, war weniger lächerlich als betrübend, weil es zeigte, wie wenig Preußen in Deutschland auf den guten Willen rechnen durfte, es in seinem Thun zu verstehen, wie wenig auch umfassenderer politischer Verstand vorhanden war. Anders freilich redeten französische Blätter, wie die

*) Kinglake, Bd. 2, S. 234 ff. Neben dieser englischen Darstellung ist aber heute noch lesenswerth meines verewigten Freundes Dr. Sander Schrift: Die Katastrophe im Orient und ihre Rückwirkung auf den Occident. Berlin, 1855.

Revue des deux mondes.*) Dieses Blatt suchte die Politik des Königs als die der Kreuzzeitungs-Partei und als eine auf Beschädigung der wahren Interessen Deutschlands und Preußens oder, wie es deutsche Pamphlete**) kräftiger ausdrückten, auf „einen Selbstmord Preußens" ausgehende darzustellen. Mochte es immer Recht haben, wenn es den russischen Einfluß bis nahe zum Throne als stark und auch als in gewissen Personen der conservativen Partei verkörpert schilderte, es war dennoch getäuscht, wenn es die Neutralität Preußens auf diese Quelle zurückführte. Im Gegentheil hat die Partei in vielen ihrer verschiedenen Theile den Krieg Preußens für Rußland entschieden gewollt und angerathen und sich nur der höheren Einsicht des Königs gefügt, der auch andere Rathgeber hatte, die ihn auf die Seite der Westmächte geneigt wünschten. Es war der König allein, der sich für die Neutralität entschied, und wie hernach das Blatt der Partei diese Politik adoptirte und den Schein erregte, daß es nie einer anderen das Wort geredet habe, so konnten diejenigen, welche in gutem Gedächtniß behalten hatten, was es früher gesprochen, sich dadurch doch nur überzeugen lassen, daß nächst dem Kriege für Rußland die dasselbe rettende Neutralität der Partei das Liebste war. — Die Mittelpartei des Wochenblattes hatte vielmehr zuerst die freie Zwischenstellung Preußens zwischen den Westmächten und Rußland als die richtige Politik bezeichnet, aber ohne damit Einfluß auf die Entschlüsse des Königs zu üben. Es ist wahr, was jene Schrift hervorhebt, der König ließ damals, von der religiösen Seite der Frage lebhaft ergriffen, die Worte in das allgemeine Kirchengebet einrücken: „Wende die

*) In einem sehr geschickten Artikel, der als besondere Schrift: La Prusse la cour et le cabinet de Berlin dans la question d'Orient. Paris 1855 erschien und in welchem von kundiger Feder viele, wohl zutreffende Urtheile über die preußischen Zustände und Parteien, sowie über handelnde und Einfluß übende Personen, neben manchen Misgriffen, vorkommen. Sie widerlegt gelegentlich das Urtheil, daß der König den orientalischen Krieg hätte verhindern können. Sie rührt ohne Zweifel von Berlin her, ist aber im französischen Geiste und vom französischen Standpunkte verfaßt, jedoch mehr wie ein Scandal-Roman, als wie ein politisches Werk. Der Charakter des Königs ist falsch gezeichnet. S. La cour et le gouvernement de Prusse en face de la coalition. Bruxelles et Leipzig 1855.

**) Z. B. „Preußen und Rußland." Leipzig (Hirzel), 1854.

Augen deiner Barmherzigkeit auf Alle, die deinen Namen bekennen, und die unter dem Joche der Ungläubigen seufzen"; aber er ließ ihnen auch, auf die kirchlichen Unternehmungen des Kaisers Nikolaus in den Ostseeprovinzen blickend, die weiteren Worte nachfolgen: „Sei aber insonderheit allen denen gnädig und barmherzig, die mit uns eben denselben theuren Glauben empfangen haben, dermalen aber noch in vieler Gefahr, Noth und Verfolgung leben", so daß der König keineswegs, kirchlich wenigstens, auf die Seite Rußlands trat. Das nannte man dann die „Romantik des Königs von Preußen", weil man selbst für Zeugnisse sittlicher Art, wie sie der König mit dieser Anordnung gab, keinen Sinn und kein Verständniß hatte. Zugleich gesteht man in demselben Athemzuge zu, daß nur für Rußland die deutsche Neutralität „beunruhigend" war, daß Rußland sich alle Mühe gab, derselben den Sinn eines Bündnisses zu geben, und damit an dem Willen des Königs von Preußen scheiterte*). Welche Mühe gab sich der Kanzler Nesselrode, den König durch Worte von der gemeinsamen Bluttaufe Rußlands und Preußens von 1813, vom Wiederaufleben des alten Bündnisses der drei Ostmächte und durch die Behauptung, daß Rußland uneigennützig nur im deutschen Interesse arbeite, zu bestechen, und wie gab sich da der kleinliche Zorn des Kaisers Nikolaus bis zum Verbot des Tragens preußischer Ordensdecorationen kund! Das Alles spricht doch wahrlich deutlich genug aus, daß die Neutralität Preußens nicht die von St. Petersburg und nicht die von der russischen Partei in Berlin gewünschte Haltung war. Daß aber der König die Unterschrift einer Convention mit den Westmächten verweigerte, wußten seine Gegner mit Achselzucken nur dem Zorn seines Schwagers und dem Schmerz seiner geliebten kaiserlichen Schwester, ja gar dem blinden Schrecken vor dem Anmarsch der Russen gegen Preußen zuzuschreiben, während es einfach die offene Redlichkeit des Königs zum Grunde hatte, der seine Neutralität weder zu Gunsten Rußlands, noch zum Vortheil der Westmächte verfälschen lassen wollte. Die Convention hätte ihn moralisch weiter verpflichtet und wahrscheinlich in den Krieg mit hineingerissen. Trotz aller Anstrengungen, selbst des Ministers, der sich den Westmächten nähern

*) La Prusse, la cour et le cabinet de Berlin. p. 28 ff.

wollte, selbst einer noch höheren Person, die überhaupt nur eine kräftige Politik Preußens, seiner Geschichte gemäß, verlangte, blieb der König bei seiner Weigerung, eben so entschieden, wie er der russischen Partei auch jetzt noch widerstand.

Dem Könige kam es darauf an, daß, was in den Beschwerden Rußlands gegen die Türkei wirklich Grund hatte, nämlich der Druck der christlichen Unterthanen der Pforte durch die vom Islam eingegebenen Gesetze, wirklich weggeräumt werde, daß, wenn die Pforte unter den europäischen Mächten eine Stelle einnehmen wollte, sie ihren christlichen Unterthanen dasselbe Recht gewähre, welches diese ihren muhammedanischen, heidnischen, jüdischen Staatsangehörigen, Rußland in seinem weiten Reiche, England in seinen Colonieen, Frankreich in Algerien, angedeihen ließen. Als dies erreicht war, blieb für Friedrich Wilhelm IV. kein Grund mehr für einen Krieg Rußlands mit der Pforte, aber auch keiner für einen Krieg der Westmächte gegen Rußland. Wenn die Klugen dieser Welt meinten den König in einer theilnehmend vornehmen Weise beurtheilen zu können, wenn sie von seiner religiösen Beschränktheit und harmlosen Gutmüthigkeit redeten und ihm jede Ahnung davon absprachen, um was es sich in dem Kriege weiter handelte, so verriethen sie nur, daß sie in all ihrer Weltklugheit nicht halb so klug waren, wie dieser fromme und aufrichtige Herrscher. Er blieb trotz der Ueberraschung, durch die man ihn zur Unterschrift der Convention hatte verleiten wollen, bei seiner fest gefaßten politischen Entschließung, so wenig diese auch zur Zeit in Deutschland und ganz Europa verstanden wurde. Daß er dabei noch immer hoffte, durch Vereinigung mit Oesterreich Deutschland zum Schiedsrichter Europas zu machen, konnten ihm die Franzosen verdenken, aber nicht die Deutschen.

Auch diesmal mußte sich der König mit dem stolzen Bewußtsein trösten, wider Deutschlands Willen für dessen bessere Zukunft zu handeln*).

*) Allerdings ist bei diesen Aeußerungen nicht zu vergessen, daß es in Preußen damals, ich will nicht sagen, eine Partei, aber doch Einzelne in der conservativen Partei gab, denen Rußland nach ihren ledernen Theorieen von Revolution und Legitimität als das Muster eines legitimen Staates, als der große Erretter von der Revolution galt, und die deshalb es kaum ertragen

Während die Engländer und Franzosen sich an der Halbinsel Krimm und der festen Stadt Sewastopol zerarbeiteten, blieb Preußen auf seinem wahren Posten als der Wächter Deutschlands stehen und konnte es nicht ungern sehen, daß Rußland und Oesterreich einander immer feindlicher und bitterer entfremdet wurden. Denn entweder mußte Oesterreich in Folge davon Preußens Zuneigung suchen, oder es hatte wenigstens keinen Rückhalt an Rußland, wenn einmal die Entscheidung zwischen beiden deutschen Mächten fallen sollte. Allerdings dachte sich der König diese Entscheidung nicht nahe und suchte sie nicht, weil seine Pietät ihm nicht zulassen wollte, der Sache auf den Kern zu sehen und Oesterreich einfach als das Hinderniß der Einheit und Kraft Deutschlands zu betrachten. Dadurch wurden auch seine Minister in energischem Weiterschreiten gehindert. Allerdings muß zugestanden werden, daß sie zu extremen Schritten nicht geneigt waren und auch zu verhüten hatten, daß Oesterreich ganz in die Arme der Westmächte fiel. Die Bestrebungen der deutschen Mittelstaaten um eine eigene europäische Politik waren vielleicht noch ein schlimmeres Hinderniß für ein gesundes Leben Deutschlands. Daß daher die Minister sich an kleineren Verhältnissen als der großen Frage Europas gegenüber von Rußland abzumühen hatten, kann ihnen zum Vorwurf nicht gereichen, wenngleich auch nicht geleugnet werden soll, daß Herr von Manteuffel nicht der Mann einer durchgreifenden Politik gewesen sein möchte, auch wenn die Zeit zu einer solchen aufgefordert hätte. Es ist für einen Staatsmann ein Unglück, wenn er nach einer Periode hoher Aspirationen und wilder Eruptionen ans Ruder treten muß, weil er immer in das Licht kommt, mit der Beseitigung der Wirkungen und Ursachen der letzteren auch den ersteren den Athem entziehen zu wollen. Der Groll der in die Schranken zurückgebannten wilden Elemente tritt dann mit dem Unwillen der Vielen zusammen, welche nunmehr alle Ziele zu klein finden, die hinter den höchsten zurückbleiben, aber aller der Mühen und Sorgen unkundig sind,

---

konnten, daß der König nicht seine ganze Macht auf die Seite Rußlands stellte. Damit hätte er aber wieder durchaus undeutsch gehandelt, und das war ihm nicht möglich. Wir verweisen hinsichtlich dieser Ansichten nochmals auf die kleine Schrift: Preußen und Rußland. Leipzig (Hirzel) 1854.

welche die Leiter des Staates auf sich nehmen müssen, um diese höchsten Ziele noch immer erreichbar zu halten. Und dies hat auch das Ministerium Manteuffel gethan. Wenn man es dabei beschuldigte, „die Kraft der Nation mit kleinlichen Zielen und kleinlichen Mitteln erschlafft zu haben,“*) so ist dies als Vorwurf gegen die Staatslenker eine Ungerechtigkeit, vielmehr ist es die einfache Folge großer, leidenschaftlicher Erregungen, wie die von 1848—1850 gewesen waren, daß in der nachherigen Ernüchterung Alles „kleinlich schaal und unbedeutend“ erscheint. Wenn zugleich nicht undeutlich der „Reaction“ auf dem kirchlichen Gebiete gedacht und Führern der Staaten zum bitteren Vorwurfe gemacht wird, sie hätten sich dieser für politische Zwecke bedient, so muß auch hiergegen, wenigstens was den preußischen Staat betrifft, entschieden Protest eingelegt werden. Es ist wahr, die Kirche hatte sich der revolutionären Bewegung von 1848, die in ihren lautesten Vertretern zugleich, nicht etwa gegen die Gestalt und bisherige Verfassung der Kirche, sondern gegen ihre Grundlage in Glauben und Religion anstürmte, entgegengestellt. Daß sie also die Umkehr zu ruhiger Besonnenheit auf dem Gebiete des Staates wünschte, daß ihre Vertreter, die Geistlichen, in ihrem Theile dazu wirkten und ihre Gemeinden vor dem Taumel der Aufregung zu bewahren suchten, daß die Staatsmänner, welche die Umkehr hauptsächlich leiteten, in der Kirche eine Bundesgenossin sahen, daß Kirche und Staat nach der Zeit der stürmischen Erregung mehr Hand in Hand gingen, als während derselben, das sind doch alles leicht begreifliche und keineswegs tadelnswürdige Dinge. War doch die Kirche einen Augenblick irre an dem Zusammengehören beider im Reiche Gottes geworden und hatte darauf denken müssen, sich selbst in dem wilden Strudel zu erhalten, so daß sie zu engeren Formen ihres Daseins sich zusammenzuziehen anfing. Die Frage nach einer festen Einheit der Kirche war dieser, die seit Jahrhunderten mit dem Staate verschmolzen gewesen, durch die begonnene Lösung der inneren Ordnung des Staates aufgenöthigt werden. Es lag die Gefahr nahe, daß sie in schroffer Con-

*) Z. B. in der Fortsetzung von Lorentz: Neueste Geschichte von den Wiener Verträgen bis zum Frieden von Paris herausgegeben von Th. Bernhardt. Berlin, 1867. S. 467.

fessionalität sich gegen das weitere Gebiet des Staates abschloß und ein Leben für sich suchte. Es war allerdings ein Moment, da die Kirche selbst in vielen ihrer Vertreter in Gefahr stand, den Begriff des Reiches Gottes von sich zu stoßen oder vielmehr auf sich selbst zu beschränken, wie die katholische thut. Sie ist davor bewahrt geblieben. Preußen gab in dieser Hinsicht das Beispiel. Es wurde zu gleicher Zeit ausgesprochen, daß der Staat die christliche Kirche bei seinen Einrichtungen voraussetze und daß die Kirche ihre Angelegenheiten selbständig verwalte, also eine Scheidung und Unterscheidung ohne Trennung, eine Anerkennung der Zusammengehörigkeit beider, also des Reiches Gottes, das sich durch sie vollzieht.

Die Zeit nach dem Frieden von Paris (1850), bei welchem Preußen nur nach dem Maße seiner Theilnahme am Kriege, also in untergeordnetem Maße, mitwirken konnte, aber in diesem Maße auch wirklich mitwirkte, war gleichfalls noch keine für das deutsche Gesammtgefühl wohlthuende. Denn mit Oesterreich, auf dessen Stellung zu Preußen ja soviel ankam, war eine Einigung weder geschehen noch möglich. Die beiden deutschen Großstaaten standen einander mehr wie europäische als wie deutsche gegenüber. Man hat gesagt, es sei der „feudalen Partei“ in Preußen zuzuschreiben, daß „Oesterreich damals das entscheidende Wort in Deutschland geredet.“ Diese Partei hatte allerdings in sich die Kraft, die Klarheit und die Einheit nicht, um in der Weise Friedrichs des Großen aufzutreten. Keine Partei konnte dies, sondern nur ein genialer Königscharakter. Friedrich Wilhelm IV. war dies in seiner Weise. Aber er war ermüdet von den Gegensätzen, worin die wankende Zeit ihn sich hatte bewegen lassen. Er zog sich gern von den Unmöglichkeiten, die seinen deutschen Gedanken entgegenstanden, auf das innerliche Gebiet der Kirche zurück, und auch auf diesem gab es Neues zu schaffen und an das Alte entwickelnd anzuknüpfen. Schon nahten die ersten Schatten der Krankheit, die ihn bald dem großen hellen Kreise seines königlichen Wirkens entrücken sollte. Aber es ist ein grober Irrthum, wenn man selbst in dieser Zeit (1856 bis 1857) den König als ein bloßes Werkzeug einer einzelnen Partei betrachtet hat, die seine Stimmungen für ihre Zwecke benutzt habe. Er war und blieb König und klar darüber bewußt, wie und wieweit die Partei seinen Herrscherzwecken dienen sollte. Daß er nicht einer

straffen durchschlagenden Centralität im Staatsleben zustrebte, geschah wahrlich nicht, weil die Partei dies nicht wollte, sondern weil er selbst, aber nicht jetzt erst, sondern von jeher „peripherische Gewalten" im Staatsleben in lebendiger Wechselwirkung mit der centralen wollte und wünschte. Niemand, der nicht das französische Staatsideal zu seinem eigenen gemacht, wird ihn darüber tadeln können, denn der deutsche Staat wird dem Volksleben in seinen verschiedenen Kreisen sein Recht des Mitwaltens nie verkümmern wollen und dürfen. Es war des Centralisirens in der Büreaukratie Preußens schon längst mehr als genug, und der Fehler der „Kreuzzeitungspartei" war nicht der, daß sie diesem entgegenstrebte, sondern daß sie sich leicht verleiten ließ, „Freiheiten" statt der Freiheit zu suchen und socialen Sonderinteressen mit der Politik zu dienen. Der allgemeine Weg, auf den sie zeigte, war kein unrichtiger, aber sie mußte mit weiterem reinerem Blicke denselben und sein Ziel suchen.

Es ist wahr, Preußens Ansehen sank in den genannten Jahren, weil die deutschen Mittelstaaten, sein Zurücktreten von der großen Bahn der vierziger Jahre als ein Aufgeben seiner selbst betrachtend, nunmehr ihr ehrgeiziges Spiel trieben und von Oesterreich darin geduldet wurden. Es war ja klar genug, daß mit einer Erneuerung derjenigen Bewegungen, welche am Bundestage und durch diesen so lange Deutschlands Hoffnungen getäuscht hatten, nichts zu gewinnen war, und daß Preußen sich vor Allem erst militärisch in die Verfassung zu setzen hatte, welche nach Außen Ehrfurcht gebot. Aber gefürchtet war Preußen sowohl von Oesterreich als von Frankreich. Dies zeigte sich hernach, als der König erkrankt war und sein Bruder der Prinz von Preußen stellvertretend das Ruder des Staates ergriffen hatte. Der Krieg Oesterreichs mit Italien und Frankreich (1859) war augenblicklich zu Ende, als Preußen sich waffnete, um dem ersteren beizustehen. Denn mit dem Siege über Frankreich, welchen es mit dem übrigen Deutschland erstritten hätte, wäre es an die Spitze Deutschlands gestellt worden. Lieber wollte Oesterreich sein Schooßkind, die Lombardei, „dreimal" hingeben, als diese Demüthigung ertragen. Frankreich aber war ohnedies froh, den Krieg endigen zu können, dessen größere Aufgabe noch vor ihm lag. Die Geringschätzung Preußens wurde fast mehr von den

eigenen nach politischer Wirksamkeit lechzenden Parteien, als von dem Auslande, oder doch von diesem auf Grund der einheimischen Urtheile ausgesprochen. — Es war eben keine sehr glänzende Zeit, welche Preußen durchlebte. Oesterreich beizustehen, wurde es von dem südlichen Deutschland und von Allen, die an der alten Glorie des Kaiserhauses noch Gefallen fanden, aufgefordert. Dieses selbst aber wies die Hülfe zurück, wenn sie nicht als einfache Bundespflicht vasallenmäßig geleistet werden wollte; diese Bundespflicht lag aber noch nicht vor. Oesterreich in Italien schwächen zu lassen, dessen Einheit offene Bahn zu geben, war der Wunsch der anderen Partei, weil dadurch der Kaiserstaat auch in Deutschland zurücktreten müsse. Ihre Berechnung hat sich als falsch erwiesen.

Es war als ob über dem Grabe des Königs, der nach Außen und Innen den Frieden zu wahren gewußt, alle wilden Mächte losgelassen würden. Er war still hingeschieden, tief betrauert und unvergeßlich Allen, die ihn erkannt hatten, während die Masse der Oberflächlichen urtheilsunfähig das göttliche Zeichen übersah, welches der Zeit in einem großen Geiste und großen Herzen gegeben worden, die der Ueberanstrengung einer Königsstellung erlegen waren, von welcher in allen geistigen und materiellen Richtungen gewaltige Impulse ausgingen. Der nationale Umschwung, dem seine Frucht noch fehlte, die heftigen Rucke und Stöße, welche er hervorgebracht, der Mangel an klarer Einsicht über die zu erstrebenden Ziele selbst in denen, ohne die der König nicht vorwärts konnte, die Zwiespältigkeit, ja die Zerfahrenheit der Parteien im Innern, die Hemmungen seiner Absichten auch im kirchlichen Gebiete, vor Allem aber die so gründlich erkannte Unzuverläßigkeit vieler deutschen Mitfürsten, die Unfertigkeit der deutschen Frage in den Elbherzogthümern, die rohe und barsche Handlungsweise des russischen Kaisers, die widrig schlaue Art des neuen französischen, das Verkauftsein des protestantischen Englands an die politische Oberherrlichkeit dieses Mannes, die unlautere Haltung Oesterreichs, das Alles hatte den lebendigen Geist ermüdet, der Alles so scharf und tief erkannte, und hinter dessen Action ein so tief empfindendes Gemüth mit seinen Schmerzen und Enttäuschungen lebte. Die Leiden seiner Krankheitsjahre waren das Werk seiner Zeitgenossen, und es schien sein Ende der tragische Ausgang dessen zu sein, der mit dem beherrschenden Gedanken des

Reiches Gottes in die Mitte der sich stoßenden Gegensätze nur weltlicher und parteisüchtiger Strebungen gestellt war. Aber sein Vermächtniß blieb in treuen Händen, und die festen Arme zu seiner Durchführung waren schon bereit.

Die Regierung König Wilhelms (seit 1857 October), sowohl als Regenten, wie als gekrönten Herrschers, bietet den Anblick einer Ernte dessen, was sein Vorgänger gesäet, einer Vollendung dessen, was er vorbereitet hatte. Die „neue Aera" ist die üblich gewordene Bezeichnung für die Wendung im Anfange derselben. Der Prinz von Preußen hatte das Scheitern aller preußischen Plane und die Tage von Olmütz als ein zweites Jena empfunden, als die Verwirklichung der ersten Hälfte von Fürst Schwarzenbergs Losung: „Preußen erst zu erniedrigen, dann zu vernichten." Ihm mußte Vieles von dem, was unter seinem königlichen Vorgänger geschehen war, als Folge dieser Verwirklichung erscheinen. Die österreichische Action in Kurhessen und die Entwaffnung Schleswig-Holsteins gehörte dahin. Aber er kannte die Motive, welche seinen Bruder geleitet hatten, und urtheilte nicht wie die Massen. Die Schuld der deutschen Fürsten, besonders Hannovers und Sachsens, lag klar vor ihm. Die Bestrebungen Oesterreichs, den Zollverein, die Ehre Preußens, im innersten Wesen zu zerstören, und die Hülfe der Mittelstaaten zu diesem eben so thörichten als schädlichen Treiben waren ihm bekannt, und er wußte, daß diese böse Reaction nicht im Schooße Preußens entsprungen war, daß dieses nur Schritt für Schritt, gezwungen, aber eben doch nachgegeben hatte. Daß die Männer, welche König Friedrich Wilhelm IV. in seinen Rath berief, die Erniedrigung Preußens nicht wollten, bezweifelte auch er nicht. Sie folgten nur zunächst dem natürlichen Rufe: erst wieder *preußisch* sein, hernach *deutsch*! eine natürliche Regung und berechtigte Wendung, nachdem Deutschland in seinen Fürsten wie in seinen Parteien sich von Preußen abgewendet, weil dessen König nicht usurpatorisch den günstigen Augenblick ergriffen hatte. Aber in diesen Ruf mischte sich bald die Verkennung der Thatsache, daß weder die Fürsten noch die Parteien der volle Ausdruck des *deutschen Volkes* waren, und daß dieses ein geschichtliches Recht an Preußen hatte. Die Reaction blieb nicht in den Schranken des Unerläßlichen, sondern ein enger, mehr branden-

burgischer als preußischer Geist trat gegen die deutschen Anforderungen hervor. Daß als Träger dieser Reaction mehr der Adel als die Beamtenwelt, welche von den treibenden Ideen des Zeitalters viel mehr bewegt wurde, in den funfziger Jahren sich dargeboten hatte, war natürlich. Denn in dem landsäßigen begüterten in dem Kriegsheere verzweigten Adel mußte ja die specifisch preußische, dem Bürgerthum in seiner neuen industriellen Gestalt abholde und dessen Berechtigung miskennende Art sich kundgeben. In der ausschließenden in sich selbst verkochenden Bewegung dieses Kreises mußten sich aber auch die karrikirten Züge ergeben, die nicht mehr conservativ, sondern wirklich „junkerhaft" genannt werden konnten.

Es war ja und ist noch eine seltsame Erscheinung, daß der auf Güterbesitz ruhende Adel, dem die industrielle höhere Bourgeoisie als Gegenpol contrastirt, einerseits durch die industrielle Ausbeutung der Agricultur und des Bodens dem Fabrikanten in fließender Gränze sich nähert, und doch seinen socialen und politischen Anschauungen sich fern halten möchte, daß andererseits die Söhne des Adels und die Töchter der reichen Bürgerwelt in so zahlreichen Fällen sich ehelich verbinden, und dadurch der adliche Ton in die Bürgerkreise dringt und dennoch der social-politische Gegensatz fortdauern soll. Dazu kommt, daß adliche und bürgerliche Gutsbesitzer immer mehr durch einander gehen, und kaum noch eine geschlossene „Adelskette" möglich ist. Am meisten hat es dem Adel in den Augen des Volkes geschadet, daß auch seine höhere Region, das Herrenhaus, in der Branntweinsteuer- und der Grundsteuer-Frage der Versuchung nicht widerstand, zu verwerfen, was ihm pecuniär, also ganz bürgerlich, schädlich war. Hier hätte die Willigkeit für den Staat zu opfern, auch wenn die Ueberzeugung der Ungerechtigkeit ihm feststand, diesem Stande ein anderes Votum abgewinnen müssen. Das so oft von dem Organ ihrer Partei gebrauchte Wort: noblesse oblige! hätte hier zur That werden müssen.

Dem zahlreichen Adel Preußens kam es, sofern ihm die geistige Befähigung dazu nicht fehlte, in der That zu, sich um den Thron seines von Deutschland unverstandenen Königs zu schaaren, und wenn es der märkische Adel zuerst that, wenn dadurch die Concentration einen zu provinziellen Charakter erhielt, so ist dies kein Vorwurf gegen diesen Adel. Aber wenn man Worte hörte, wie

von dem „Alter der Stände, welches in Preußen höher gehe, als das der Monarchie", wenn man dadurch an die Wedells erinnert wurde, die vor den Hohenzollern im Lande Dynasten gewesen, wenn sich an dieses specifisch preußische Streben nach Concentration ein Anspruch schließen wollte, daß der König verpflichtet sei, mit seinem treuen Adel zu gehen und ihm gewissermaßen zu gehorchen, so war etwas krank und faul an dieser festen Zusammenschließung. Es wurde doch klar und offenbar, daß kein Standesrecht mehr dem Staate unvermittelt oder gar beherrschend gegenüber stehen kann. Es galt im Staate wie in der Kirche sich mit neuen Ständen in richtiger Weise auszugleichen, die zuvor nicht existirt hatten, die aus dem Aufschwunge des Gewerbewesens und der Sammlung des Capitals in wenigeren Händen hervorgegangen waren, denen die neuen Bildungsanstalten dieselbe geistige Stellung, ja nicht selten eine höhere zuführten, als sie der Adel besaß. Der Kampf zwischen Adel und Bürgerthum hatte Theil an der Bewegung, welche die letzten Regierungsjahre des entschlafenen Königs gesehen hatten, wiewohl es irrig wäre, die ganze Bedeutung derselben in diesem socialen Kampfe zu suchen. Der Kampf war nicht vergeblich, die conservative Partei hörte allmählig auf, „Junkerpartei" auch in dem Maße zu sein, in dem sie es eine Zeitlang gewesen war; die politische Arena brachte wirklich ein gegenseitiges Verstehen und Annähern, und die Physiognomie des Landtages änderte sich so, daß die Entstehung einer wirklichen politisch-conservativen Partei sich anbahnte.

Wenn man bei diesen Anlässen behauptete, es werde der Staat in seinen Beamtenstellen, besonders in den höheren Offiziersstellen der Armee, in einer unverhältnißmäßigen Weise für die Privatinteressen des Adels ausgebeutet, so bedarf dies hier eines kritischen Wortes*). Es ist wahr, daß die höheren Stellen in unverhältnißmäßigen Procentsätzen von Adlichen besetzt waren und noch sind. Wenn man dagegen auf die gleiche Stellung des ganzen Volkes zum Herrscher, auf die gleiche Berechtigung aller Classen am Staate und seiner Leitung sich berief, um die Uebervortheilung der bürgerlichen Mehrzahl durch die adliche Minderzahl recht schreiend er-

*) Freimund Gutsmuths: Patriotische Untersuchungen. 1. Der Adel im preußischen Staatsdienst. Hamburg 1860.

scheinen zu lassen, so ist das ein bloßer Schein. Denn nur gegen die Gesammtzahl des Volkes ist der Adel so auffallend im Vortheil, nicht gegen die an Vermögen ihm parallel stehenden Bürgerklassen. Nur aus diesen aber kann neben dem Adel die große Mehrzahl der Beamten und Offiziere kommen, weil nur diese das Capital aufzuwenden vermögen, welches die akademische und die höhere militärische Vorbildung in Anspruch nimmt. Nur wenn in dem Kriegsheere ein Aufrücken vom Unteroffizier zum Offizier, auch Stabsoffizier und Commandeur zulässig wäre, könnte aus noch niedrigeren Stufen der Gesellschaft eine Theilnahme an den höchsten Stellen im Militär eintreten. Es bedarf aber sehr wenigen Nachdenkens, um diese Einrichtung im Interesse des Heeres als unausführbar zu erkennen. Für die Civil-Laufbahn ist daran vollends nicht zu denken. Daß aber in den wohlhabenden Mittelklassen, sofern sie nicht gerade um ihrer militärischen Söhne willen den Adel nachsuchen und erlangen, der Eintritt in die Militärlaufbahn in Vergleich mit dem Adel seltener ist, wird Niemand bestreiten und Jedermann leicht erklären können. Warum Adliche nicht gern Advocaten werden? Warum Söhne reicher Kaufleute nicht gern Offiziere werden? Es hat beides entsprechende Gründe. Der Advocatenstand ist lucrativ und wird sehr oft um deswillen dem juristischen Staatsdienst vorgezogen. Dem Adel gebührt es nach seinen Gefühlen nicht, lucri bonum odorem als Hauptmotiv für sich gelten zu lassen. Der Offizierstand ist nicht lucrativ, kostet vielmehr auf seinen unteren Stufen viel Geld, und nur Wenige können die höchsten erreichen, und nicht Alle, wie der adliche Gutsbesitzer, nach mehrjährigem Militärdienst ohne Pension den Abschied nehmen, dann aber dennoch eine Familie würdig ernähren. Für den gewesenen Offizier würde man es für unschicklich halten, ein Bankgeschäft zu errichten oder eine Fabrik zu führen. — Ist es denn zu beklagen, daß unser Adel die kräftigsten Jugendjahre dem König im Offizierdienst widmet und hernach sich ins Privatleben zurückzieht? — Wenn aber im Civildienst die Adlichen viele der höheren Stellen einnehmen, so vergesse man nicht, daß die Prüfungen und der Dienst selbst weit mehr dazu beitragen, sie dahin zu fördern, als etwa besondere Gunst. Der Beweis wäre noch zu führen, daß unsere adlichen Minister, Ober- und Regierungs-Präsidenten an

Tüchtigkeit den bürgerlichen nachstehen oder Würdigeren vorgezogen worden sind. Es wird vielmehr des Adels Aufgabe sein, durch tüchtige Bildung seiner Söhne an der Leitung des Staates seinen gebührenden Antheil auch für die Zukunft zu ermöglichen.

Selbst aber wenn an Begünstigung zu denken wäre, wenn unter gleichen Umständen der Adliche dem Bürgerlichen vorgezogen würde, so wäre es kein billiges Urtheil, darüber gleich als über ein entsetzliches Unrecht zu schreien. Dem Bürgerlichen stehen für jetzt noch eine Menge Laufbahnen offen, die dem Adlichen sich verschließen. Wie selten ist noch immer ein adlicher Arzt oder Geistlicher, wie noch seltener ein adlicher Advocat, Kaufmann oder Fabrikant! Das wird wohl nicht immer so bleiben. Ist es denn unbillig, dem Adel, der sich für den Kriegsdienst auf den unteren Stufen der Offizierstellen hingibt und dadurch die Zahl der grauköpfigen Subaltern-Offiziere sehr ermäßigt, der sich dann ohne Pension auf seinen Besitz zurückzieht und der Landwehr tüchtige Führer gibt, den Uebergang aus dem Zustande der „Standesvorrechte" zu dem der bloßen „persönlichen Auszeichnung" durch billige Rücksichten zu erleichtern? Ist es nicht eines der schönsten Vorrechte und eine der wichtigen Aufgaben der Krone, die Brücke zu schlagen zwischen den schroffen Forderungen des Rechts und den weicheren Ansprüchen des Gemüthes, und so auch hier die durch die Verfassung geschaffene gleiche Berechtigung der Staatsangehörigen mit den früheren wahrlich nicht leistungslosen Standesvorrechten zu vermitteln? Nur darf solche Begünstigung nicht als eine in andere Form gekleidete Fortsetzung des Vorrechts behandelt und betrachtet werden. Die echt ritterliche, im schönsten Sinne adliche Gesinnung des Regenten war die beste Bürgschaft für seine Werthschätzung dessen, was der Adel von wahrem Werthe in sich trägt. Aber als Stand konnte er nicht mehr für die Politik des Staates mit vorwiegendem Moment in Betrachtung kommen.

Hier war der Punkt, an welchem der neue Regent einen anderen Weg betrat, als das bisherige Regiment. Er wollte nicht zurück auf das Abgelebte, sondern vorwärts zum Neuen, das, gestützt auf das deutsche Volk und auf Preußens unveränderte Bestimmung durch die Geschichte, noch immer möglich war. Noch fand er für dieses Streben die Werkzeuge nur in der altliberalen

Partei, der streng constitutionellen, in ihren etwas verschiedenen Nüancen. Aus ihnen wurde das neue Ministerium gebildet. Was es in der deutschen Sache zunächst wollte, das drückte sich in dem Worte „moralische Eroberungen" aus, dem jedenfalls die Erklärung innewohnt, daß an kriegerische Erwerbungen nicht gedacht werde. Und moralische Eroberungen waren in der That nöthig. Die Reaction, deren Unerläßlichkeit nach der Sturmzeit nicht vergessen werden soll, hatte zu lange gedauert und selbstischen Standesinteressen Zugang gelassen, noch mehr aber den Argwohn geweckt, daß sie diesen mehr diene, als wirklich geschah. Ihre Zeit war abgelaufen, und auch Friedrich Wilhelm IV. würde bei längerem Leben in kräftiger Gesundheit nicht lange mehr mit ihr gegangen sein. Wie oft sprach er in vertrautem Kreise sein Misbehagen über sie aus, und wie oft redete er von der Unerläßlichkeit anderer Männer, wenn man sie ihm nur zeigen wolle, mit welcher Energie des Ausdrucks wies er die herrschende Annahme von sich, daß die Kreuzzeitung das Organ seiner Gedanken sei. — Moralische Eroberungen zu machen, gab der Krieg Oesterreichs in Italien Gelegenheit. Allein wir kennen Oesterreichs Handlungsweise, die tief verletzende, ränkevolle, anmaßende gegen Preußen, und Süddeutschlands Mitgehen auf diesem Wege. Das Schändlichste von Allem aber war, daß Oesterreich, als Preußen zu seiner Hilfe sich erhob, sofort Frieden schloß und vor ganz Europa die Schuld seines Unterliegens — Preußen zuschob. Jeder letzte Zweifel an der Unmöglichkeit, daß Preußen und Oesterreich sich dennoch einigen werden, war dahin. Abermals war die edle Gesinnung misbraucht und die Wahrheit ins Angesicht geschlagen worden. Preußen sollte wieder der gedemüthigte Ehrgeizige sein, weil es seinen Vortheil aus deutschem Sinn nicht gebraucht hatte. Auch an dem neuen Regenten war dieselbe Versuchung, wie an seinem Vorgänger, sich ohne Frage an Deutschlands Spitze zu stellen und die Widerstrebenden zu zwingen, wirkungslos vorübergegangen. Auch diesmal wieder hatte Deutschland d. h. seine Fürsten und Regierungen Preußen schmählich zurückgewiesen. Auch jetzt hatte der Herrscher Preußens die innerliche Zusammenfassung desselben zur nächsten Aufgabe. Diesmal aber hieß dieser Act nicht: „Reaction" sondern: „Militärfrage". Es war über alle Möglichkeit des Zweifels entschieden, daß nur ein Krieg mit Oesterreich

schließlich die deutsche Frage zur Entscheidung bringen könne. Wie und wann er kommen würde, war dunkel, aber daß er nicht ausbleiben könne, dem blödesten Auge klar; dazu mußte Preußen vollwichtig sein, was es längst hieß: „ein Volk in Waffen". Dänemark schien, weil es seine im Londoner Protokoll (1852) gegebene Zusage in Schleswig-Holstein offen und schamlos brach, den nächsten Anlaß zu bieten. Mit welcher Langmuth Preußen unter der neuen Aera diesem frechen Nachbar die Wege rechtschaffenen Friedens wies, wie es durch frivole Leugnung der Thatsachen verhöhnt wurde, bedarf keiner Erinnerung.

Der Prinz-Regent nahm in seiner neuen Stellung das Werk seines ganzen Lebens mit Energie auf, nämlich die Wehrverfassung Preußens zur vollen Wahrheit zu machen. Sie hatte durch das Anwachsen der Bevölkerung von 11 zu 18 Millionen immer mehr aufgehört, dies zu sein, sofern lange nicht mehr jeder Preuße die Nöthigung, ja auch nur die Veranlassung hatte, dem Vaterland in den Waffen zu dienen. Eine Vergrößerung des Kriegsheeres, zusammen mit größerer Schonung der Landwehr, wie die Erfahrungen in Schleswig-Holstein und Baden sie dringend empfahlen, mußte in den Vordergrund treten. Ein schwieriger Moment im constitutionellen Leben Preußens trat ein. Der Prinz von Preußen hatte schon 1858 seine Absicht verkündet, die Kriegsbereitschaft von 1859 wegen Italiens hatte die Absicht verstärkt, 1860 wurde das Gesetz dem Landtage vorgelegt. Das Ministerium der neuen Aera hatte, im Unterschiede mit dem vorhergegangenen, den Versuch gewagt, von Einflußübung auf die Wahlen zurückzutreten. Jetzt war die Stunde der demokratischen Partei, welche sich grollend bisher zurückgezogen hatte, gekommen. Sie trat mit energischer Agitation hervor, zu welcher die Springfedern, welche die Masse des Volkes am stärksten bewegen, stark berührt wurden, militärische Dienstpflicht und ihre Dauer, und finanzielle Leistung. — Zuerst war noch die Ausgabe für die Militär-Organisation verwilligt, aber nicht von den ordentlichen Staatsausgaben, sondern als eine solche, die abermaliger Verwilligung bedurfte. Kein auch nicht Sachverständiger war darüber im Zweifel, daß es sich um eine bleibende Einrichtung handle, und daß auch der verwilligende Landtag nur an eine solche gedacht. Allein der Landtag, welcher verwilligt hatte, war nicht

mehr, als es sich um dauernde Genehmigung der Ausgabe handelte. Das Ministerium der neuen Aera hatte ihn aufgelöst, weil sich in ihm ein Streben, parlamentarische Rechte über die Verfassung hinaus zu erringen, nach seiner Ansicht ausgesprochen. Das Ministerium war aber auch selbst vom Platze gewichen, und ein neues conservativeres an seine Stelle getreten. Diesem lag nunmehr der große Kampf um die Verfassung ob. Er begann in vollem Maße mit dem Jahre 1862. Der Kern des ganzen Kampfes war einfach die Frage, ob das Budgetrecht des Landtags so weit gehe, daß er die Verwilligung des Budgets aus Gründen, die nicht in diesem selbst, sondern in der Stimmung der Versammlung gegen die Minister der Krone liegen, verweigern könne? Die Regierung war und blieb der Ansicht, daß die preußische Verfassung ein solches Recht des Landtags nicht begründe, die Mehrheit des Abgeordnetenhauses aber blieb bei der Weigerung, das Budget in der sonst gewöhnlichen Weise zu behandeln, so lange nicht andere Minister den Staat leiteten. Darin lag allerdings und unzweifelhaft das Bestreben, nach Art des englischen Parlaments den Haupteinfluß bei der Wahl seiner Minister auf den Landesherrn zu üben. Die Verfassungsfrage war also in den Vordergrund getreten. Sie war es nicht für Preußen nur, sondern für ganz Deutschland. Es sollte sich in Preußen zeigen, ob die constitutionelle Bahn, einmal betreten, in nothwendigem Drange der Consequenz, wenn sie nicht mit Gewalt unterdrückt wird, zu immer vollerer Herrschaft des gesetzgebenden Körpers, zum englischen Parlamentarismus und von da zu einem republikanischen Uebergewicht der repräsentativen Versammlung, zum Scheinkönigthum oder zur Republik führen müsse. Preußen mußte auch in dieser Frage ein großes Werk für Deutschland thun. Noch hatte kein großer deutscher Staat die Durchführung des Constitutionalismus ausdauernd versucht, noch war trotz der Constitutionen in den kleinen Staaten die davon gehoffte Freiheit und Befriedigung nicht eingetreten. So viel war von Anfang klar, daß das preußische Königthum nicht vor dem Anlauf einer so oder so gemischten Versammlung sofort seine stolze Flagge senken werde. Es nahm den Kampf auf und war sich seiner guten Sache bewußt. Was auch die conservative Partei in ihrem früheren Stadium gefehlt haben mag, jetzt war, so schwach sie auch im Ab-

geordnetenhause an Zahl vertreten war, ihr Dasein unerläßlich, und sie mußte, nachdem die ersten Eindrücke im Volke vorüber waren, wieder in den Vordergrund treten. Inzwischen war sie in den Ministern des Königs und im Herrenhause eine hinlängliche Macht, um den ersten Sturmlauf des „Conflicts“ aufzuhalten. Wenn damit auch Gutes, das der nationalen Bewegung zu statten kommen sollte, mit aufgehalten wurde, weil Regierung und Herrenhaus der Mehrheit der Abgeordneten solche Vortheile nicht gönnten, so war dies auf ihrer Seite das Parteimäßige, im Unterschiede des Staatsmännischen, aber ebenso war es auf Seiten der Versammlung mehr factiös, als constitutionell, wenn sie Solches, das sonst ganz in ihrer Linie lag, wie den Krieg in Schleswig-Holstein und die Förderung der Flotte, zurückwies, weil es von diesen Ministern gefordert und gefördert wurde. Daß hier eine große und allgemeine Frage durchgearbeitet werde, das zeigte die Theilnahme des ganzen Deutschlands an den Verhandlungen in Berlin. Den constitutionellen Versammlungen ist es eigen, ihre Rechte erweitern zu wollen, und es liegt auch in der Entwicklung des Staates unter dem Einfluß der allgemeinen Culturzustände, daß hierin sogar ein stetiges Fortschreiten stattfindet. Aber weder ist es zulässig oder berechtigt, im Sturme erzwingen zu wollen, was nur die auf allen Seiten entstehende Ueberzeugung von der Berechtigung oder Nothwendigkeit dieses Fortschreitens im einzelnen Falle herbeiführen darf, noch kann von der Regierung eine Nachgiebigkeit gefordert werden, zu welcher sie in der Verfassungsurkunde keine Aufforderung zu finden glaubt. Es ist wohl zuzugeben, daß in dem ersten Stadium dieses Conflictes eine Ausgleichung noch möglich gewesen wäre, und daß die Neigung zu derselben auf Seiten der Regierung stärker war, als bei ihren Gegnern.

Die Frage um die Dauer der Dienstzeit im Heere, so sehr ihre Beantwortung seitens der Regierung technisch und sachlich richtig sein mochte, hätte wohl ein weiteres Nachgeben möglich erscheinen lassen, wenn nur die Ueberzeugung hätte Platz greifen können, daß mit diesem Nachgeben der Knoten des Conflicts gelöst worden wäre. Selbst aber wenn man den Streit um diese Position nur für einen Vorwand hielt, und wenn er es wohl bei den schrofferen Männern des Fortschrittes auch war, wenn sie zugleich andern-

orts von Auflösung der Kriegsheere und Ersetzung durch Schützengilden und Turner reden konnten, so war es dennoch des Versuches werth, solchen Vorwand den Gegnern zu entwinden und dadurch die Partei in sich zu theilen oder zu mäßigen. Allein auch in der Haltung, welche die Regierung einnahm, wurde die Sache selbst zu einer Entscheidung getrieben, die nur durch die Umstimmung der Wähler und die Wahl einer neuen Versammlung dereinst kommen konnte. Daß die Regierung inzwischen mit dem letzten verwilligten Budget regierte, war ein Uebelstand, aber ein unvermeidlicher, wenn sie nicht gewonnen Spiel geben wollte.

Mag es sein, daß viele von den Abgeordneten, welche sich in den wilden Strudel einer principiellen Opposition hatten reißen lassen, dafür eine Entschuldigung in den Misgriffen der früher herrschenden conservativen Partei, auch in formellen Fehlern des letzt abgetretenen Ministeriums der neuen Aera, sowie des ihm nachgefolgten, und in der unbefriedigenden Stellung Preußens seit mehr als 12 Jahren besaßen, es ist gleichwohl nicht zu verkennen, daß sie, die Gemäßigteren, sich als unfähig erwiesen, dem heftigen Andrang der eigentlichen Demokraten in der Kammer Stand zu halten. Der Liberalismus, welcher unter dem vorigen Ministerium geherrscht hatte, war zu einem unmächtigen Mittelfluidum herabgekommen, und der Kampf wogte in steigender Aufregung des Landes durch denselben über dasselbe hin. Daß er in einer Ermüdung des Landes würde geendet haben, wenn nicht größere Ereignisse ihn rascher zum günstigen Ziele geführt hätten, ist kaum zu bezweifeln, und sicher wäre aus ihm eine andere Parteistellung als die bisherige schroffe hervorgegangen.

Erst aber sollte er durch einen Mann auf seine Höhe geführt werden, den nur Wenige damals in der eigensten Richtung seines politischen Denkens und Wollens kannten, den Herrn von Bismarck. Er war auf dem politischen und dem parlamentarischen Gebiete schon bekannt, und zwar als Angehöriger der Partei, welche durch ihr zähes Halten am Herkömmlichen, ihre entschiedene Abneigung gegen constitutionelle Freiheit, ihre Zuneigung zu Oesterreich, ohne welches sie kein Heil für Deutschland sehen konnte, ihre Vertheidigung unhaltbarer Zustände und aristokratischer Interessen den Demokraten und den Constitutionellen gleich verhaßt war. Er

konnte durch seine pointirte, geistreiche und rücksichtslose Polemik und Defension im Landtage von 1848 nur die Spitze dieses Hasses auf sich selbst mit wenigen Anderen, die mit ihm hervorgetreten, gelenkt haben. Aber wohin konnte ein klarer und entschlossener Geist, der dem Königthum, dem preußischen, seiner Kraft und Weihe, wie die Führung Gottes in der Geschichte sie erhoben, von ganzem Herzen ergeben war, seine Lanze kehren, als gegen diejenigen, welche in damaliger Zeit als die Vertreter alles dessen erschienen, was gegen den Fortbestand der geheiligten Mächte, die er verehrte, zerstörend anlief? Ein schroff Conservativer von 1848 brauchte er dies nicht auch 1866, nicht einmal 1862 zu sein. Doch hatte er auch 1849 in der preußischen Kammer schon ein „mit oder ohne Oesterreich" ausgesprochen, indem er forderte, daß „Preußen sich auch mit dem Schwerte, so es nöthig wäre, an die Spitze Deutschlands stelle." In Erfurt hatte er (1850) gesehen, wie wenig mit dem Willen der Einheit ohne die Macht und That ihres Schaffens gefördert sei. Er war aus der rauhen Schule der ersten parlamentarischen Versuche und Stöße in Preußen, wie sie die Parteien als die der Zerstörung und Erhaltung sich gegenüberstellten, in die glattere der Diplomatie, und zwar insbesondere an dem wiederhergestellten Bundestag in Frankfurt, übergegangen. Hier sah er der deutschen Frage ins Herz, und sein klares Resultat war, daß nicht mit, sondern ohne und wider Oesterreich Preußen diese Frage zu lösen habe. Nach allen Beziehungen wurde er nunmehr Gegner Oesterreichs, und die Mächte des deutschen, des preußischen Volks- und Staatslebens, welche in diesem Kampfe mitzuwirken hatten, traten ihm allmählig in ein helleres Licht. Daß er deshalb, weil die Geschichte klar für ihn redete, ein demokratisch gesinnter Mann geworden, kann Niemand erwarten. Vielmehr wurde es ihm zur Lebensaufgabe, den Thron des preußischen Königs der Sache nach zum deutschen Königsthrone zu machen. Der Verfassung aber und der Kammern glaubte er zu seinem Plane zu bedürfen und wünschte nicht mehr, wie früher, daß der preußische Staat dieser neuen Gestaltung wieder ledig werde. Nachdem er durch seine anti-österreichische Stellung am Bundestage unmöglich geworden und nach St. Petersburg versetzt war, gab ihm der italiänische Krieg den Anlaß, seine Ueberzeugung auszusprechen, daß

jetzt die Zeit zu entschlossener That gekommen sei. Ich habe oben diese Anregung eine Versuchung genannt, und sie war eine, denn sie hätte, ehe die preußische Heeres-Organisation geschehen und ehe die kleineren Feinde Preußens entweder gewonnen oder zum Gerichte reif waren, zu einem Frieden nicht nur, sondern zu einem Offensiv-Bündniß zwischen Oesterreich und Frankreich geführt. Nicht kluge Berechnung, sondern der edle Sinn des Königs, der die Noth seines Nebenbuhlers in dieser Weise auszubeuten sich weigerte, ließ sie unbefolgt vorübergehen. Als Herr von Bismarck von liberalen Blättern beschuldigt wurde, an einem Plane zu arbeiten, der für Preußen die Vergrößerung, aber mit Abtretung der Rheinprovinz an Frankreich, versprochen haben sollte, ihn aber das Organ seiner alten Partei nicht vertheidigte, da erklärte er sich in energischer Weise und verhehlte nicht, daß er Preußens Stärkung wolle, aber nur durch die eigene und die deutsche nationale Kraft, nicht durch Frankreich; und daß er in solcher Weise von der Solidarität der Kreuzzeitungspartei loskam, schien ihm eher bequem, als widrig zu sein*). Man hat sein Auftreten als Minister (1862) als einen Rückschritt gegen seine sonst kund gewordenen, von der Politik seiner früheren Partei abweichenden Ansichten betrachtet**). Dies ist aber unnöthig. Es war allerdings ein seltsames Loos des Mannes, die Unpopularität tragen zu müssen, die er in den Augen der Massen längst nicht mehr verdiente, wenn sie seine Ansichten und Absichten gekannt, die er nur in einzelnen Worten verrathen, nicht aber klar und breit dem Verständniß einer gereizten, zum Verstehen eben nicht geneigten Partei bloslegen konnte. Und durfte er denn der ganzen, auch im Ministerium nicht unvertretenen Partei, welcher er die Unpopularität verdankte, als ein blos Abtrünniger, gar als ein in das Lager ihrer Gegner Uebergegangener erscheinen? War es für den neuen Minister-Präsidenten und Minister des Auswärtigen richtig, die Unterstützung dieser Partei von sich zu werfen, ehe er die einer anderen gewonnen hatte? Ja, brauchte er denn eigentlich mit der Kreuzzeitungspartei, die

*) A. Schmidt: Preußens deutsche Politik. S. 223 f.

**) Schmidt, S. 229. und: Graf Bismarck; ein Lebensbild. Altenburg 1867.

selbst in Wandlung begriffen war, zu brechen und etwa seine politische Stellung vor 1850 zu verdammen? Zwar die Anschauung der deutschen Politik, und besonders Oesterreichs, wie die Partei sie hegte, war ihm unmöglich geworden, und damit Manches auch nach anderen Seiten nothwendig verändert. Aber so stand es doch wahrlich noch nicht und steht es auch heute noch nicht, daß auf Seiten der Kreuzzeitung und ihrer Partei eitel politische Unwahrheit, herzlose Ausbeutung des Staates für Standesinteressen, bornirte altpreußische Adels-Vorurtheile, und auf Seiten ihrer Gegner die mannigfachen Erleuchtungen des Zeitalters stehen, der gerade Weg zum politischen Paradies, und keine Gefahr, statt in dieses, zur Hölle zu gelangen. Herr von Bismarck hatte mit seiner geschichtlich-politischen Ansicht von Oesterreich, Deutschland, Bundestag keineswegs auch alle mit seiner alten Partei gemeinsamen Ueberzeugungen aufgegeben. Er gehörte nicht zu dem liberalen Troß, dem es unerläßlich scheint, mit der Ueberzeugung, daß der Staat der Jetztzeit ein bewegtes politisches Volksleben schaffe und fordere, daß die Gestaltung Deutschlands eine Nationalfrage, nicht ein bloßes Cabinets- oder Dynastie-Interesse und auch nicht ein bloßes Object diplomatischer Kunstübung sei, auch gleich die parlamentarische Herrschaft der Majoritäten, die völlige Trennung der Gewalten im Staate, die Ablösung des Staats von der Religion, die Gleichgültigkeit des religiösen Lebens für die Politik und all den Kram kleingeistiger constitutioneller und liberaler Wirthschaft anzunehmen. Er hoffte vielmehr, die alte Partei mit sich fortzureißen, emporzuheben, auszuweiten, in der neuen aber die gesunden constitutionellen Elemente von den trübe gährenden, roh demokratischen und eigentlich republikanischen zu sondern. Wenn er in letzterer Beziehung mehr als in ersterer sich für den Augenblick getäuscht sah, war denn das *sein* Fehler? Die Männer der Fortschrittspartei, denen er sich vertraulich näherte, hätten ihrerseits weniger einen kleinlich engen Horizont und mehr staatsmännische Weisheit bewiesen, wenn sie vor dem Gespenst seiner früheren Verbindung mit der damaligen conservativen Partei nicht zurückgebebt und dem Minister ihre Unterstützung auch dann geben zu können geglaubt hätten, wenn er nicht das Vertrauen verriethe, das die Krone in ihn gesetzt, wenn sie, statt seine Andeutung „zu unbestimmt“ zu

finden, tiefer gegraben hätten. Ja man konnte von ihnen nach den so großen Ansprüchen, die sie an Urtheilsfähigkeit in der großen Politik machten, eigentlich verlangen, daß sie nicht in abergläubischer Abneigung, sondern in geschichtlich billiger Erwägung die Fehler und Tugenden der Kreuzzeitungspartei gegen einander abgewogen und dem beginnenden Staatsmanne von 1847 dieselben Entschuldigungen zugerechnet hätten, deren ihre Genossen beim Rückblick auf 1848 so reichlich bedurften.

Es war von Bismarcks schwierigste Lage, daß er der Majorität des Landtages zu seinen größeren Gedanken bedurfte, daß er aber die Mittel, sie unfehlbar zu gewinnen, nicht anwenden konnte, ohne diesen Gedanken den Weg zu verbauen, und daß ihm in der Leidenschaftlichkeit oder Beschränktheit der Opposition so wenig feinerer politischer Verstand begegnete. Es mußte also nun der Conflict durchgekämpft, seine Schärfe nicht weiter abgestumpft, sondern der Frage ihr ganzer Verlauf gegeben werden. Entweder die Regierung brachte noch durch geduldiges Ausharren die Abgeordneten zu einer Versöhnung, oder, was wahrscheinlicher war, das Land wurde der obstinaten Principienreiterei dieser Mehrheit müde, weil sie sich in einen bloß theoretischen Streit verbissen hatte, und eine andere Versammlung wurde gewählt. In beiden Fällen wurde der Weg für Bismarcks deutsche Gedanken geöffnet. Wir haben uns im Verlauf jener Verhandlungen öfters gewundert, daß der geistvolle und energische Minister hie und da in brüsker Manier den Zorn der Gegner reizte und durch scharfe, spitze Worte einen Hagel von Grobheit hervorrief, daß er zu vergessen schien, daß Dreihundert immer mehr witzige und unwitzige Grobheit hervorbringen können, als selbst der feinstgeschliffene Geist Eines Mannes, wir haben sogar ihn getadelt, daß er durch dieses Spiel einen Ton in der Versammlung erziehe, der nahe an das „Ungezogene" streifte. Jetzt ist uns das Alles begreiflich, und wir nehmen den Tadel zurück. Da das scheue Pferd sich nicht wollte lenken lassen, so ritt es der feste Reiter immer wieder vor den Gegenstand seines Schreckens und ließ es seine Ungeberdigkeit austoben. Mit jedem Schlag in die Luft vor ganz Europa mußte es, wenn erst der Reiz der Neuheit vorüber war, an dem Glauben verlieren, daß es seine ungezähmte Natur durchsetzen werde. Der Minister wußte, daß dieses nämliche

Pferd ihn noch auf Triumphzügen tragen würde. Er erwartete noch „der populärste Mann in Deutschland zu werden."

Man hat ihm Verletzungen der Verfassung vorgeworfen, und zwar solche, die bei einem heißblütigen Volke eine Revolution hätten herbeiführen können*), aber daß sie sie nicht herbeigeführt haben, auch nicht einmal Einen geringsten Anlauf dazu, das zeigt ja eben, wie das preußische Volk seiner Regierung vertraute und die Verletzung der Verfassung auf ihrer Seite wenigstens nicht größer fand, als auf der der Mehrheit der Abgeordneten, die geradezu eine Umwandlung der Verfassung, eine Aufhebung des Gleichgewichts der Staatsgewalten anstrebten. Es soll hier nicht behauptet werden, daß die Regierung, wie sie selbst meint**), in keinem der angeschuldigten Fälle über die von der Verfassung gesetzte Grenze der Gegenwehr hinausgegangen sei. Aber daß dies ein Vergehen gewesen, kann nur der annehmen, welcher der Majorität eines Landtags-Hauses nicht nur politische, sondern auch moralische Souveränetät zuspricht. Wenn diese Majorität mit ihrem Angriffspunkte sich außerhalb der Verfassung stellt, wie dies für jeden Unparteiischen geschehen war, so ist es eine geradezu lächerliche Zumuthung, daß die Regierung gleichwohl durch die Verfassung in allen Punkten gebunden bleibe.

Mag man auch noch so viel billige Rücksicht für den lang verhaltenen und nun endlich zur öffentlichsten Rede berechtigten Drang haben, seine politischen Gedanken und Wünsche zur That und zum Gesetze werden zu lassen, man kann dennoch dieser Mehrheit des Abgeordnetenhauses die Palme des echten Parlamentarismus nicht reichen. Nicht Eine Maßregel ist von ihr ausgegangen, die wirklich dem Staatsleben höhere Kraft und leichtere Bewegung gegeben hätte. Es war nur ein Glück zu nennen und dem Umstande, daß Preußen in seiner büreaukratischen Verwaltung groß und stark geworden und die Constitution das alte Beamtenthum und seine wirklichen Früchte nicht beseitigt hatte, zu verdanken, daß diese Mehr-

*) A. Schmidt, a. a. O. S. 233 f.

**) Die innere Politik der preußischen Regierung von 1862 bis 1866. Berlin 1866. Bericht des Staatsministeriums über die Preßverordnung vom 1. Juni 1863. S. 195 ff. Ueber das Budgetrecht der drei Factoren. S. 264 f. Die Redefreiheit der Landtagsmitglieder. S. 955 ff.

heit „stark in der Negative" doch das Nothwendige, wie die Eroberung der Elbherzogthümer, die Erweiterung und innere Umbildung der Armee, die Förderung der Marine, das energische Auftreten Preußens am Bundestage, nicht hatte hindern können. Wohl aber hat sie Preußen, so viel an ihr lag, wirklich Schaden gethan, wenn sie durch maßlose Urtheile auch in Dingen, zu deren Beurtheilung sie nicht eben sonderlich befähigt erschien, überhaupt in dem vollmundigen Auftreten bei oft geringer Information das Zerrbild des preußischen und überhaupt des norddeutschen Charakters zu bewahrheiten schien, gegen welches in Süddeutschland so viel Abneigung herrschte*). Auch der bei den Oberdeutschen vorwaltenden Meinung von hochmüthiger Geringschätzung gegen sie hat das Abgeordnetenhaus Vorschub geleistet, freilich nicht im Gegensatze gegen die Regierung, welche in dieser Hinsicht auch ihre deutsche Pflicht nicht gethan hatte. Diese forderte ohne Zweifel schon seit Jahrzehenten, daß der von Oesterreich bezahlten Publicistik das Feld im südlichen Deutschland nicht allein gelassen worden wäre. Nicht weniger als fünf zum Theil sehr angesehene politische Blätter träufelten Tag für Tag die Tropfen des Hasses gegen Preußen in die süddeutsche Bevölkerung, denn „der Tropfen höhlet den Stein", die für Preußen freundlich Gesinnten fühlten sich verlassen, einsam und nicht einmal fähig, den beständigen Entstellungen zu begegnen. Wie dringend nöthig wäre ein Blatt gewesen, das, mit den nöthigen Mitteln der Information ausgerüstet, die Wahrheit hätte mittheilen können. Nicht anders war es in England während des Krieges mit Dänemark. Dieses kleine Land war in der Presse besser bedient, als das große Deutschland. Und doch strichen diese Abgeord-

*) Wenn man auch Manches durch die confessionelle Stellung des Verfassers Eingegebene nicht unbedingt sich aneignen kann, so ist doch die Schrift des Abgeordneten Dr. A. Reichensperger: Ein Rückblick auf die letzten Sessionen des preußischen Abgeordnetenhauses. Paderborn 1864. in 2 Abtheilungen hinreichend, um ein concentrirtes Bild der Sitzungen von 1862 und 1863 zu geben. Man sieht allerdings die Dinge in ihrem allmähligen Werden und darum in milderem Lichte. Aber der Charakter des Factiösen und der ans Revolutionäre streifenden Ansprüche und Bestrebungen der Mehrheit wird dennoch auch nach dieser Darstellung diesen Versammlungen zuzuschreiben sein.

neten aus dem Budget alle Mittel für solche Zwecke, als wären ihre Reden und Beschlüsse hinreichend, Deutschland aufzuklären.

Der Conflict war da und mußte sich durchspielen, bis die Lösung entweder von selbst kam oder durch Ereignisse herbeigeführt wurde.

Fast schien es, als wolle Oesterreich dazu die Gelegenheit schaffen und als wäre es durch den Conflict im Innern des preußischen Staates zu seiner Wahl des Augenblicks bestimmt. Jetzt war Preußen gelähmt, und Oesterreich konnte schnell sein Erbtheil an sich raffen. Dies ist die Bedeutung des sogenannten deutschen Fürstentags in Frankfurt am Main vom 16. August 1863. Allerdings war demselben etwas Wichtiges vorangegangen. Der neue preußische Minister des Auswärtigen hatte dem österreichischen Cabinet klar gemacht, daß Preußen noch auf dem Standpunkte Friedrich Wilhelms IV. von 1850 stehe, dem der Selbsthülfe in der deutschen Frage, nachdem alle Versuche, mit Oesterreich Hand in Hand zu gehen, fehlgeschlagen. Aber nochmals wurde die Freiwilligkeit Oesterreichs angesprochen, diesmal allerdings für sein Ausscheiden aus dem deutschen Bunde. Es sollte, wie Herr von Bismarck sich ausdrückte, seinen Schwerpunkt nach Ofen verlegen. Oesterreich sah sich vor die Entscheidung gestellt. Es hatte die norddeutschen Staaten, ohne welche Preußen nicht vorwärts kommen konnte, die dessen eigenen Staat zerschnitten, Hannover und Hessen, in seinem Garne, die süddeutschen Länder hatten von seiner Angel nie loskommen können. Es vertraute auf die Tradition des Kaiserhauses, Preußen auf die Mission der göttlich regierten Geschichte, dort das Vergangene, hier die blühende Gegenwart. Es war auf die Gefahr hingewiesen, daß Preußen bei der ersten europäischen Bewegung nicht der Tradition, sondern seiner Mission folgen und daher Oesterreich mit den Waffen begegnen werde. Preußen hatte sogar unverhohlen seine Absicht ausgesprochen, am Bundestag nicht länger sich durch bundesverfassungswidrige Majoritäten überwältigen zu lassen. Dies war nämlich im Widerspruch mit dem Grundgesetze des Bundes geschehen. Man beschäftigte sich damals mit einem scheinbaren Fortschritt, mit einer Delegirtenversammlung am Bunde, d. h. einer Art Parlament aus Abgeordneten der einzelnen Kammern der Bundesländer, um blos versuchsweise sie etliche Gesetz-

entwürfe vorberathen zu lassen. Diesem Schein konnte Preußen nicht mehr beipflichten. Klar und deutlich hatte Preußen die Nichtigkeit des Projects erwiesen, die Forderungen des deutschen Einheitsdranges vor Augen gestellt, ein wirkliches Bundesparlament mit einer Einheit der Leitung gefordert und auf den engeren Bund hingewiesen. Oesterreich wußte also, wessen es sich von dem neuen Preußen zu versehen hatte, und schon länger scheint es durch Beseitigung der Hindernisse in seiner Verfassung sich auf den Augenblick vorbereitet zu haben, da es Deutschland mit der längst ersehnten Bundesreform überraschen wollte. Plötzlich erschienen seine Einladungen an die deutschen Bundesfürsten auf den 16. August nach Frankfurt, wo nichts Geringeres beabsichtigt wurde, als ein österreichisch-deutsches Reich mit Ausschluß Preußens zu gründen, wenn dieses nicht unbedingt sich einstelle und dem Rufe Oesterreichs wie andere Reichsfürsten gewärtig sei. Dieses hatte sich der Zustimmung Sachsens, Hannovers, Würtembergs, Hessen-Darmstadts und Nassaus versichert, und es kann jetzt kein Zweifel mehr obwalten, daß Oesterreich zuerst wieder auf einen engeren Bund, diesmal aber einen süd- und norddeutschen, zurückging, nachdem es 1849 und 1850 stets Preußen das Recht zu einem solchen bestritten hatte. Genug, der Wille war da, es sollte sich zeigen, ob auch die Kraft. Man hatte Preußen über das stillgehegte Project in Unwissenheit gelassen, hatte schließlich Preußen um vier Tage später erst benachrichtigt, als die übrigen Fürsten Deutschlands, und misachtete seine Forderung einer Vorberathung durch eine Minister-Conferenz und Verschiebung des Fürstentags um 6 Wochen. Auch hier handelte Preußen loyal und vergalt nicht Böses mit Bösem, weil es ihm wirklich um die Reform des Bundes zu thun war, wogegen Oesterreich, wenn auch die Sagen von mitgebrachtem Krönungswagen nur Dichtung sein sollten, auf eine Herstellung seines deutschen Kaiserthums ausging. Jetzt war der bisherige Bund unhaltbar, unbrauchbar, aller Tadel, den Preußen vergebens gegen ihn ausgesprochen, wurde nun laut. Auf die Furcht der kleinen Fürsten vor der Revolution und vor dem Verschlungenwerden durch Preußen unter dem Namen des Bundesstaats wurde speculirt, und Oesterreich erschien großmüthig, edel und aufopfernd als der einzige Retter. Und wie bequem ließ es sich unter diesem weiten Mantel unter-

schlüpfen, der für alle Nationen, alle Stabilitäten und Trägheiten, alle Misregierungen und unsauberen Wirthschaften, daneben auch für den ganzen Pomp der römischen Kirche hinreichenden Raum bot. War es doch die gute alte Metternichsche Zeit, die wiederzukehren schien, da man sein souveränes Behagen so wohlfeil durch Niederhaltung des deutschen Geistes, der nationalen Bestrebungen, des Protestantismus und durch Gehorsam gegen „den Kaiser" erkaufte. Kein Wunder, daß die Fürsten dem neuen Lichte zuflogen, das noch überdies den blendenden Schimmer einer Concession an die nationalen Stimmungen darzubieten schien. Nur eins hatten die ungeschickten Rechner vergessen, daß Preußen noch in voller Kraft bestand und sich nicht in ein mit Baiern, Sachsen u. s. w. gemeinsames Directorium unter Oesterreichs Oberherrlichkeit hineinphantasieren ließ. Es mußte erst hineingezwungen werden, und dazu gehörte mehr als fromme Wünsche.

Es konnte nicht mehr überraschen, daß Herr von Bismarck gegen das österreichische Puppenspiel den wirklichen Ernst, die Forderung eines aus unmittelbaren Wahlen hervorgehenden beschließenden Parlamentes setzte. Wer staunte nicht, aus diesem Munde von directer Wahl zu hören? Aber bald konnte man sich zurechtlegen, was erst unglaublich schien, indem Preußen immer ein sehr starkes Contingent von Stimmen in diese Versammlung zu senden bekam und sich von den Nationalgesinnten der übrigen Lande bedeutende Verstärkung versprechen durfte. Selbst wer in einer augenblicklichen Blendung durch seine alten Wünsche der Bundesreform einige Tage sich überreden wollte, daß Reinecke Fuchs wirklich bekehrt sei, dem mußte seine erste Predigt die Augen öffnen, in welcher Preußen der gottlosen Störung des frommen Werkes angeklagt wurde. Denn hier wurden ja mit offenbarer Lüge des verewigten Friedrich Wilhelms IV. treue Bestrebungen verleugnet und Preußens weitergehende Vorschläge als Ablenkung vom Erreichbaren heuchlerisch betrachtet; denn Niemand hinderte deren Annahme, als nur eben der eifrige Prediger, der die Stirn hatte, im näselnden Klageton von der Nothwendigkeit zu sprechen, die heilsame Reform auch ohne Preußen durchzuführen, während es sein heißester Wunsch war, dies zu können.

Preußen aber stand zu Deutschlands Glück unverblüfft, ungetäuscht, sein klarsehender und starkwilliger Minister aber freute sich

ohne Zweifel im Stillen, daß Oesterreich nun selbst den Bund aufgelöst hatte, und versprach sich in dem bevorstehenden Kampfe, der ihm nicht mehr zweifelhaft blieb, ein Erwachen des augenblicklich bethörten Deutschlands. Vereinzelt, wie Preußen dastand, umwölkt von dem Staube des inneren Conflicts, seine Regierung misverstanden auch von Solchen, auf deren Verständniß sie hätte sollen rechnen können, war es dennoch der Hort der deutschen Zukunft, die nun nicht mehr in unabsehbarer Ferne lag.

Oesterreich und seine Genossen sahen damals den Krieg gegen Preußen vor sich, und in Preußen war man sich dessen bewußt. Der Landtag allein war nicht zur Besinnung gekommen, er wurde aufgelöst. In den Neuwahlen bestätigte sich die Erwartung der Regierung, daß zwar nicht eine Majorität, aber doch nicht eine für nichts zu achtende Minderheit (elf!) ihrer Freunde, wie bisher, gewählt werden würde. Der Conflict mußte sich fortsetzen, aber auch ausleben. Gottes Schickung aber wollte Oesterreich und dem österreichischen Deutschland nochmals eine Frist und einen thatsächlichen Anstoß zur Besinnung geben. Der König von Dänemark starb am 15. November 1863.

XII.

Der letzte Befreiungskrieg.

Mit dem Tode Friedrichs VII., Königs von Dänemark, Herzogs von Schleswig, Holstein und Lauenburg, war der Mannsstamm der drei nur in diesem vererblichen Herzogthümer erloschen. Freilich hatte der Londoner Conferenzbeschluß von 1852 im Voraus die Thronfolge geregelt und den Prinzen Christian von Glücksburg zum Erben der dänischen Monarchie auch einschließlich der Herzogthümer erklärt, unter Bedingungen, welche diese Herzogthümer von einem dänischen Gesammtstaat ausschlossen und daher vor der Unterdrückung der deutschen Sprache und des deutschen Charakters durch

die Dänen sicherten. Zugleich aber mit der Thronbesteigung Christians IX. erklärte der Prinz Friedrich von Augustenburg, gestützt auf das Erbrecht seines Hauses, daß er die Regierung von Schleswig-Holstein antrete. Die im Jahre 1848 ans Ruder gelangte demokratische Partei in Dänemark nöthigte aber den neuen König, sofort die Bedingungen zu brechen, unter welchen er seine Krone besaß, indem sie ihn zur Unterzeichnung einer gemeinsamen Verfassung von Dänemark-Schleswig bewog. Damit allerdings lebte das nähere Erbrecht der Augustenburgischen Linie wieder auf, aber doch nur erst, wenn der Bruch der Bedingungen von Seiten des Königs von Dänemark durch einen Spruch der betheiligten Großmächte, welche thatsächlich den Gerichtshof für solche Fragen bilden, anerkannt und die Folge dieses Bruches für sein Herrscherrecht über die Herzogthümer ausgesprochen war. Außerdem war erst die Frage klar zu beantworten, ob die Augustenburgische Linie nicht auf ihr Erbrecht gegen eine Geldsumme, welche als Kaufpreis für ihre Güter von der dänischen Krone bezahlt worden war, unbedingt Verzicht geleistet hätte? Diese Güter waren von Dänemark confiscirt, weil ihr Besitzer als Rebell erklärt worden. Erst auf Vermittlung der Mächte ließ sich Dänemark bewegen, für sie eine Geldsumme zu erlegen. Der von dänischer Seite gestellten Bedingung gemäß verzichtete der Herzog von Augustenburg für sich und seine Nachkommen auf jegliche Einsprache gegen eine anderweitige Regelung der Thronfolge. Obwohl unklar gestellt, konnte diese Erklärung doch nur den Sinn haben, daß die Thronfolge in den Herzogthümern gemeint sei, denn für die in Dänemark selbst lag ein Grund für eine solche Bedingung nicht vor, da Christian IX. dort vermöge der weiblichen Linie ein unbezweifelbares Successionsrecht besaß, und bei dem Kindersegen dieser Familie eine Entsagung dem dänischen Throne nur in eine ferne Zukunft hinausdeuten, somit nur eine Erklärung sein konnte, an welcher dem damaligen Könige von Dänemark sicherlich nichts gelegen war. Die Entsagung mußte sich auf den Thron der Herzogthümer beziehen. Sie hatte bei fürstlichem Worte stattgefunden. Daß sie im Namen der Nachkommen stattfand, ohne daß die bereits dazu Befähigten sie unterzeichneten, mag für einen Advocaten ein formeller Mangel sein, in der Sache aber hatte es kein Gewicht, da weder damals, noch

nachher ein Protest der Söhne des Herzogs stattfand, vielmehr diese mit Bewußtsein im Besitze der Güter lebten, welche durch die Abfindungssumme erkauft waren. Nur auf Grund des Vertragsbruchs von Seiten Dänemarks konnte daher das ältere und nähere Erbrecht wieder aufleben, und ob dieser Fall vorliege, darüber kam dem Erbprinzen Friedrich von Augustenburg der gültige Rechtsspruch nicht zu. Seine Erklärung des Regierungsantritts war daher jedenfalls ein voreiliger und eigenmächtiger Schritt. Nur die allgemeine deutsche Stimmung konnte diese Umstände übersehen und dem Schritte des Erbprinzen Recht geben.

Die Frage, die damit sich öffnete, war sofort eine allgemein deutsche*). An Schleswig-Holstein war Deutschland, war Preußen 1848 und 1849 zu Schanden geworden, weil Rußland und England auf die Seite Dänemarks getreten waren. Der tiefe Schmerz und Groll über diese Niederlagen, verschärft und verbittert durch die maßlosen Mishandlungen der deutschen Ehre und der deutschen Bevölkerung in Schleswig, der Schrei des „verlassenen Bruderstammes" ließ die Deutschen über alle zwischen der Befreiung Schleswigs und dem Tode des Königs Friedrich liegende Gräben und Mauern hinwegsetzen.

Der Erbprinz Friedrich von Augustenburg wurde ohne Weiteres als der allein berechtigte Erbe der Herzogthümer betrachtet. Der deutsche Bund sogar, in dessen Verfassung es gar nicht begründet war, ihn über Thronfolgefragen Entscheidung treffen zu lassen, hielt sich diesmal für den zuständigen Gerichtshof, obgleich das Land, dem es galt, über den Bereich des Bundes hinauslag. Preußen aber ergriff sofort die Lage der Dinge als ein Mittel, Oesterreich, welches sich die Stellung eines Reformators des Bundes erschwindelt und zugleich damit die Vernichtung Preußens vorbereitet hatte, die Wahl zwischen derselben Alternative zu lassen, die es ihm hatte verderblich machen wollen. Es mußte in dieselbe Grube fallen, die es für Preußen gegraben hatte. Daß der König von Dänemark jetzt zum Halten seines gegebenen Wortes gezwungen

*) Sie war es schon längst, und Schriften, wie die treffliche von W. Beseler: Ein Mahnruf an das deutsche Volk. Leipzig 1860. mußten sie als solche erkennen lassen.

werden müsse, war die allgemeine Ansicht. Daß ihm aber die Herzogthümer zu Gunsten des Prinzen von Augustenburg abzunehmen seien, hatte sich Preußen bereits als Minimum gestellt, weil die dänischen Versprechungen bereits als nutzlos erprobt waren. Doch ließ Preußen die Frage über das Thronrecht des Augustenburgers noch offen und band sich nicht. Denn klar war ja von Anfang, daß ohne Preußens Hülfe er weder eingesetzt werden, noch sich behaupten konnte, daß seine Herrschaft ein Fluch für Deutschland werden mußte, wenn sie den demokratischen Muster-Kleinstaat abgeben oder wenn sie sich auf Dänemark oder England oder Rußland stützen und selbst für Frankreich möglicherweise die Eingangspforte nach Deutschland bereiten würde. Wir dürfen hier nicht wiederholen, was in Jedermanns Gedächtniß ist. Genug, Preußen benutzte seine Position, da diesmal Rußland (dem sich Preußen in der polnischen Sache günstig erwiesen hatte) sicher gar nicht, England nur wenig zu fürchten war, Frankreich vollends keinen Vorwand zur Einmischung hatte, um den Krieg mit Dänemark zu eröffnen, zuerst noch, um es zur Annahme vernünftiger Friedensbedingungen zu zwingen, vielleicht auch, um ihm die Herzogthümer ganz abzunehmen. Der Winter wurde dazu gewählt, und rasches Handeln war geboten, damit nicht dennoch die Flotten Englands und Frankreichs eingreifen könnten. Der preußische Minister hatte sich zuvor überzeugt, daß die Dänen in übermüthiger Verblendung alle Mahnungen der Großmächte zum Nachgeben zurückwiesen und auf die Hülfe Englands und Frankreichs pochten. Daß man in ganz Europa, selbst in Deutschland, ja in Preußen selbst meinte, das Ministerium könne und werde keinen Krieg wagen, war nur ein begünstigender Umstand*). Es war der Krieg der Großmacht gegen den fremden Staat, aber im Interesse und — ob der Bundestag so beschloß oder nicht — sachlich auch im Namen Deutschlands. Oesterreich wurde durch die Gefahr, daß Preußen in selbständiger, deutscher Action sich die Gefühle Aller gewinnen möchte, an seine Seite getrieben, und es war ein Meisterstück der Politik Bismarcks, es in diese immerhin abhängige und secundäre Rolle hineinzuziehen. Was

*) S. darüber sehr gut in Ilse: Die Politik Preußens. Heft 1. Marburg 1867. S. 43 ff. 53 ff. Heft 2, S. 73 ff.

es Preußen zugemuthet, dieses aber abgewiesen hatte, das that es auf einem nur scheinbar anderen und doch auf demselben Gebiete nun selbst. Preußen war an der Spitze, wo es Handeln galt, Oesterreich folgte ihm. Daß der deutsche Bund an der über bloße executivische Besetzung Holsteins hinausgehenden Action nicht theilnehmen wollte, war sein Fehler, denn darum hatte er auch kein Verfügungsrecht über die Früchte des Krieges. Die Nichttheilnahme des Bundes an dem Londoner Protokoll von 1852 erhielt den Bund frei von der moralischen Nöthigung zum Kriege, verminderte auch die Provocation gegen die übrigen Mächte, aber sie trennte auch das übrige Deutschland von Preußen und Oesterreich, auf deren schließliche Uebereinkunft die Herzogthümer für ihre Zukunft gewiesen waren.

Der Krieg brachte für Preußen die unschätzbare Erprobung der neuen Heeres-Organisation, die noch immer zwischen Regierung und Landtag im Streite lag. Kein Vernünftiger konnte ihre Zurücknahme mehr befürworten. Er erwies zugleich, daß die preußischen Waffen und Truppen die ersten in Deutschland waren, er ließ eine Vergleichung zwischen Oesterreichs tapferen Soldaten und denen Preußens anstellen, die jedenfalls nicht zum Nachtheil der letzteren ausfiel. Das Ergebniß hob Deutschland in Europa um ein Merkliches und ließ die Mächte wahrnehmen, daß die Einigung der deutschen Großstaaten eine schwerwiegende Macht aufstellte. Aber auch die deutschen Mittelstaaten sahen, daß diese Einigung ihren Träumen großer Politik ein Ende machte. Sie durfte also nicht bleiben, und die Thronfolge des Prinzen Friedrich gab den gelegenen Anhalt für trennende Bestrebungen. Es war ja auch undenkbar, daß sie beisammen blieben. Sobald der Grund wegfiel, der sie zusammengedrängt, war auch die alte Eifersucht wieder da. Preußen wollte dem Augustenburger die Herzogthümer überlassen, aber nur mit sichernden Bedingungen für die militärische und maritime Erhaltung dieser deutschen Nordmark. Jetzt wurde in den Mittel- und Kleinstaaten für das Recht des Augustenburgers geworben und gewiegelt, nichts war so zweifellos, als daß er der rechte Herzog sei, und zwar — ohne Bedingung. Die Beschlüsse von Abgeordneten der Mittelstaaten waren geradezu lächerlich und ließen den tiefen Mangel an politischem Verstande erkennen. Ueber

die wichtigsten Rechtsfragen und Sachbedenken ging man mit einer Leichtigkeit hinweg, die den Holsteinern zu verzeihen war, die sich vorschnell an den Prinzen gebunden hatten. Oesterreich schützte ihn bei seinem Vorgehen via facti und selbst bei Agitationen wider Preußen. Wie konnte es anders kommen, als daß der Prinz, der, vollends nach dem sein Recht anerkennenden Beschlusse des preußischen Abgeordnetenhauses, ganz Deutschland hinter sich zu haben glaubte, die Bedingungen Preußens zurückwies? Damit aber war dieses unwiderruflich zu dem Entschlusse gedrängt, die Herzogthümer für sich selbst zu erwerben. Es mußte so handeln. Selbst Männer, die noch jetzt das Recht auf der Augustenburgischen Seite glaubten, gestehen dies zu*). Hätte Dänemark, ehe der Krieg vollendet und ganz Jütland besetzt war, sich zum Frieden gemeldet und Bürgschaften seines künftigen Verhaltens gegeben, die nun freilich nicht unter der Aufnahme Schleswigs in den deutschen Bund und Ueberlieferung Rendsburgs und Kiels an den Bund zu stehen kommen konnten, so war die Kraft des Londoner Protokolls nicht aufgehoben. Englands zweideutiges Spiel hat es wohl zum Aushalten verführt, um dieser Bedingung zu entgehen. So fielen durch seine Schuld die Herzogthümer den deutschen Großstaaten zu.

Es war ein merkwürdiges moralisches Schauspiel, daß Oesterreich dasselbe Land, welches es 14 Jahre früher entwaffnet und seinem dänischen Peiniger überliefert hatte, nunmehr ihm mit Waffengewalt hatte müssen abnehmen helfen, und daß es dies thun mußte, ohne für sich selbst den geringsten Vortheil, wohl aber großen für den Nebenbuhler vorauszusehen. Oesterreich hatte sich selbst zu dieser Strafe verdammt, und zwar — aus Neid und weil es seinen einmal angeschlagenen deutschen Ton vom Fürstentag nicht sofort schmählich als einen unaufrichtigen darstellen konnte. Es war aber ein betrübendes Schauspiel, daß man Oesterreichs deutscher Gesinnung traute und ihm Recht gab, das gefährliche Preußen nicht allein handeln zu lassen. Die Waffenbrüderschaft war daher von österreichischer Seite (wir meinen nicht das Heer, sondern die Lenker des Staates) ebensowenig wahrer Ernst, als es die vorherige Verdammung des alten Bundestages und der hohe deutsche Ton gegen Preußen ge-

*) A. Schmidt, a. a. O. S. 265.

wesen war. Es ist dies der wirkliche Dienst, welchen der deutsche Fürstentag von 1863 dem deutschen Vaterlande leistete, daß Oesterreich, durch denselben gebunden, den Befreiungskrieg gegen Dänemark mitmachen mußte. Ein furchtbarer Ernst aber liegt für die Staatslenker in der Mahnung, daß die Lüge stets als Strafe auf den Lügner zurückfällt, und daß der Herr im Himmel es den Aufrichtigen gelingen läßt. Aufrichtig aber war Preußen gewesen, wenn es 1863 dem hochmüthigen Nachbar klar und offen seine Stellung und deren mögliche Folgen angezeigt, wenn es jetzt die Gemeinsamkeit der Action ihm angetragen und dadurch den Versuch gemacht hatte, den Argwohn zu entwaffnen, als wollte es für sich mehr, denn sein und Deutschlands Interesse gebieterisch verlangte. Wie enttäuscht waren einen Augenblick Diejenigen, welche, von Frankreich angeschmeichelt — es waren die deutschen Mittelstaaten — dessen Einschreiten in den Elbherzogthümern gehofft, ja Preußen schon im Geiste vernichtet und den Doppelaar über Deutschland schweben gesehen hatten.*) Genug, Preußen stand in der schleswigholsteinischen Frage handelnd und verhandelnd da, wo es nach der Geschichte Deutschlands und seiner eigenen stehen sollte, an der Spitze Deutschlands. Wenn auch ein großer Theil der Deutschen diese seine Stellung nicht wollte, sondern lieber mit Oesterreich den Augustenburger eingesetzt hätte, dennoch war wieder einmal geschehen, was wir schon öfter bezeugt haben, Preußen hatte wider den Willen der Deutschen für Deutschland gekämpft und gesiegt. Es blieb nun freilich die Frage noch zu lösen, wie der neue deutsche Erwerb, die Elbherzogthümer, von Preußen und Oesterreich gemeinsam verwaltet werden sollte? Lauenburg, das anders zu der Erbfrage gestanden, schied auch aus der Besitzfrage bald aus, indem Oesterreich sich seinen Rechtsantheil an diesem Ländchen, welches unter preußische Hoheit zurückzukehren wünschte, abkaufen ließ. Es ist kein Zweifel, daß im preußischen Volke die herrschende Meinung für die Einverleibung (Annexion ist ein der mechanischen, äußerlichen Staatsanschauung des französischen Bonapartismus und Romanismus entstammender Misbegriff) der Herzogthümer sich aussprach. Diese Einverleibung geschah, wenn die im Februar 1865

*) Das Nähere bei Ilse a. a. O. Heft 2, S. 69 ff.

dem Prinzen von Augustenburg gestellten Bedingungen angenommen wurden, in den loseren Körper Deutschland, wenn nicht, so blieb nur das Streben für Einverleibung in den compacteren Körper Preußens übrig. Aber zum Glück für die Herzogthümer, für Preußen und Deutschland war der Prinz schlecht genug berathen, um die Bedingungen, abzulehnen, und damit war auch der Gedanke, ihn zum Erbstatthalter mit dem Titel und der Würde des Herzogs für Preußen zu erheben, an seinem und der Seinigen verkehrtem Willen zur Unmöglichkeit geworden. Oesterreich aber schloß die Verhandlungen mit der barschen Erklärung, daß eine Verständigung unmöglich sei.*)

Damit war die schleswig-holsteinische Frage wieder auf das Niveau der deutschen Frage herabgekommen oder hatte vielmehr einfach in sie gemündet. Der Versuch Preußens, mit Schleswig-Holstein ein neues Verhältniß der Bundesstaaten zu dem führenden Bundeshaupte zu begründen, war gescheitert und zwar hauptsächlich an der Haltung Oesterreichs. Mit diesem nunmehr ein wenigstens erträgliches Verhältniß zu suchen, war die nächste Aufgabe. Daß Preußen auch jetzt wieder mit der langmüthigsten Geduld diesen bitteren Weg ging, obgleich ihm nicht wie 1850 und später das übrige Europa drohend gegenüber stand, hat man ihm damals, wie früher, als Mangel an entschlossenem Muthe gedeutet. Seine Gegner meinten, es werde sich diplomatisch drehen und winden, um schließlich dem drohenden Uebergewicht Oesterreichs und seiner engeren Bundesgenossen nachzugeben. Verlautete doch, daß die Regierung Preußens, so verhaßt, wie sie im Lande sei, so verwickelt in den Conflict mit dem Landtag, ohne den für einen schweren Krieg die Mittel nicht zu Gebote stehen würden, in der Unmöglichkeit sich befinde, in dem Grade zu waffnen, wie es ein Kampf mit fast ganz Deutschland erfordern würde. Trotz alles Verkehrs zwischen den deutschen Ländern war doch im Süden Deutschlands von der Schlagfertigkeit des preußischen Volkes und von seiner Entschlossenheit, seinen König in keinem Kampfe mit äußeren Feinden zu verlassen, noch keine auch nur annähernd richtige Vorstellung

*) D. L. Hahn: Zwei Jahre preußisch-deutscher Politik, 1866—1867. Sammlung amtlicher Kundgebungen und halbamtlicher Aeußerungen. Berlin, 1868. S. 1—240.

zu finden. Man urtheilte zu sehr nach der eigenen Behaglichkeit, man unterschätzte trotz des Krieges in Schleswig die preußische Bewaffnung, man sprach gering von der Landwehr und ihren Leistungen, man hatte eine hohe Idee von der österreichischen Kriegsmacht und zählte die Millionen, die gegen das vereinzelte Preußen stehen würden. Die innere Triebkraft und Spannkraft des preußischen Staates aber kannten nur Wenige. Selbst in dem von Preußen umschlossenen Hannover wiegte man sich blind in den Täuschungen der langgehegten Wünsche. In Preußen selbst wurde je länger je mehr eine bange, ernste, düstere Stimmung herrschend, die aber nur dem Kriege gegen Deutsche, dem schweren Kampfe, den es gelten möchte, nicht aber dem Gedanken galt, einem Waffenrufe des Königs etwa nicht zu folgen.

Man hat gemeint, der Graf von Bismarck habe in den ersten Monaten des Jahres 1866 einen festen Plan noch nicht gehabt, und dies möchte insofern die Wahrheit sein, als er nicht, wie ihm Schuld gegeben wurde, schon von 1863 an jeden Schritt der künftigen Politik Preußens bis auf die böhmischen Schlachtfelder in petto haben konnte. Mußte er doch hinsichtlich der Herzogthümer vernünftigerweise eine Annahme seiner Bedingungen von Seiten des Prinzen von Augustenburg erwarten, und dann — war der ganze Gang der Ereignisse ein anderer, ein friedlicher. Die Blindheit und Gedankenlosigkeit der Gegner Preußens führte nur immer die weiteren Schritte desselben herbei und das Verdienst seines Ministers war es, daß keiner dieser Schritte rückwärts ging. Daß Graf Bismarck den Krieg mit Oesterreich, aber ohne Mitwirkung des übrigen Deutschlands, für unvermeidlich hielt, hat er allerdings schon 1865 nicht verhehlt. Aber ein Anderes ist es, an die Unvermeidlichkeit des Krieges, wie man den Gegner kennt, glauben, und den Krieg herbeiführen. Offene Rüstungen hätten ihn herbeigeführt. Anknüpfungen mit Italien für den drohenden Fall waren daher nur zweckmäßige Vorkehrungen für die Eventualität, freilich mit der Wirkung, daß dieselbe leichter eintrat, als ohne sie. Daß Oesterreich seine Freunde zur Kriegsbereitschaft mahnte und daß also auf der andern Seite dieselbe Meinung von der Wahrscheinlichkeit einer gewaltsamen Lösung des Knotens waltete, kann jetzt nicht weiter bestritten werden. Aber das ist jedem Preußen bekannt, daß der König ein friedliches Ab-

kommen einem Krieg mit Oesterreich weit vorgezogen hätte. Standen doch die Mahnungen seines verewigten Vaters, wie die Handlungen und Ueberzeugungen seines entschlafenen königlichen Bruders jedem Gedanken an solchen Krieg entgegen. Es mußten daher alle Wege des Friedens und der Verhandlung erst versucht werden, ja es mußte Alles geschehen, was den Krieg zu einem vom Gegner aufgezwungenen machte, ehe der König sich zu der Entscheidung der Waffen entschloß. Die Verhandlungen des Sommers 1865 sind dafür der stärkste Beweis. Ihr Ergebniß war der Gasteiner Vertrag, der Preußen entschieden in den Vortheil setzte, der aber allerdings die letzte Entscheidung nur hinausschob, nicht abwandte. Daß dies den Vertragschließenden nicht unbekannt war, ist sicher anzunehmen. Aber wie viel war für einen so entscheidungsvollen Kampf mit dem in Preußen eher zu hoch als zu niedrig angeschlagenen Gegner erst militärisch und politisch vorzubereiten! Wie viel kam dabei auf die Haltung der außerdeutschen Großmächte, auf die der unsicheren deutschen Bundesglieder an! Wenn er losbrach, so konnte er für Preußen nur ein Kampf um die Existenz sein, für Oesterreich aber nicht ebenso nothwendig. Wird man es da einem gewissenhaften Rathgeber seines Königs als Unentschlossenheit oder umhertastende Planlosigkeit vorwerfen dürfen, wenn er jeden Faden festhielt, der aus dem Labyrinth leiten konnte, ohne daß ein blutiger Krieg voranging? und so völlig gleichgültig konnte die Haltung des Landtages dem Minister doch auch nicht sein. Eben hatte der Minister dem Abgeordnetenhause gesagt, daß es „nur einer in einer Viertelstunde aufzusetzenden Erklärung der königlichen Regierung bedürfte, und der unabhängige schleswig-holstein'sche Staat wäre geschaffen", daß aber seine Ziele höher gehen, und gleichwohl hatte die Mehrheit des Hauses sich von den Erfolgen des Heeres in Schleswig losgesagt, hatte wieder die Ausgaben für das Militär-Budget und ebenso eine Anleihe zu Beschaffung einer tüchtigen Marine verweigert. Alles was sie redete, beschloß und that war gegen die Erfüllung der deutschen Aufgabe Preußens gerichtet, und ein unbefangener Beobachter konnte nicht umhin, die Arbeit des Ministers und ihre Erfolge gegen die der Landesvertretung abzuwägen und sich nach dem Werth der letzteren zu fragen, wenn sie so große Dinge, wie der dänische Krieg war, nicht hatte hindern können und wenn die schönsten

Thaten des Heeres und die weitgehendsten Schritte der Diplomatie außer allem Connex mit ihr geschehen konnten. Nichts war in der That mehr geeignet, die Hoffnungen herabzustimmen, welche Millionen auf die Mitwirkung einer solchen Repräsentation am Staatsleben gesetzt hatten. Der Landtag von 1866 hatte in der Nichtig-Erklärung des Staatsvertrags über die Einverleibung Lauenburgs, in der versuchten Cassation eines Spruches des Ober-Tribunals und im Eingreifen in die vollziehende Gewalt des Königs die schlimmsten Vorwürfe wahr gemacht, die bisher gegen ihn laut geworden waren. Er konnte nur nach Hause gesendet werden.

Daß die Regierung dennoch auf ihrem Weg beharrte, bewies ein Vertrauen auf den Geist und Sinn des preußischen Volkes, welches auch durch die Wahlen desselben nicht getrübt werden konnte. Sie wußte wohl, daß dasselbe eher seine Abgeordneten im Stich lassen, als die Aufgaben Preußens in Deutschland wegwerfen würde. Diese Aufgaben wurden wieder in volle Bewegung gesetzt, aber, daß auch der schleswig'sche Krieg ein deutscher Befreiungskrieg, oder die erste Action eines solchen gewesen war, nämlich ein Krieg der Befreiung Deutschlands von dem drückenden Alp der österreichischen Fremdherrschaft, der ungarisch-slawischen Uebermacht in Deutschland, das zeigten die jetzt von Preußen aufgestellten und am Bundestage frank und frei herausgesprochenen Forderungen. Sie gingen geradezu auf die Erneuerung des deutschen Bundes ohne Oesterreich. Der Sache nach hatte Preußen längst diese Zumuthung an Oesterreich gemacht, in wörtlicher Klarheit noch nie. Damit war der Würfel gefallen, und insofern war Preußen der Angreifer. Es brachte zur Entscheidung, was längst unter der Asche glimmte. Preußen oder Oesterreich war jetzt die Wahl. Viele der deutschen Fürsten und Bevölkerungen hatten schon gewählt. Der geheime Bund gegen Preußen, der Plan seiner Zertrümmerung, bestand seit längerer Zeit. Der Frankfurter Bund war die Stätte der wahren Kriegserklärung. Nur vier Tage nach der Einbringung des preußischen Entwurfs der neuen Bundesverfassung kam der berühmte Beschluß vom 14. Juni 1866, welchen Preußen von jedem Beitretenden als eine Kriegserklärung zu verstehen sich ausgesprochen hatte. Daß es gegen alle und jede Bundesordnung verstieß, einen solchen Beschluß der Mobilmachung gegen ein Bundesglied zu fassen, geben jetzt

selbst die damaligen erbittertsten Feinde Preußens zu.*) Der Bund war zerrissen und Preußen frei.

Von Rüstungen, von Bündnissen und auf Krieg zielenden Verhandlungen waren schon seit Monaten die öffentlichen Organe voll gewesen.**) Es lag im allgemeinen Gefühle, daß es über Deutschland zur kriegerischen Entscheidung kommen werde. Nur an die Möglichkeit wollten Viele noch nicht glauben, daß Oesterreich sich entschließen werde, zugleich mit Italien und Preußen das Wagespiel eines Krieges zu unternehmen, weil sie in der Meinung standen, das übrige Deutschland werde in einem solchem Kriege neutral bleiben. Von den leiseren Verhandlungen war nur soviel verlautet, daß man berechtigt war, wenigstens an die Neutralität Hannovers, Kurhessens und Badens fest zu glauben, daß selbst die Baierns nicht unglaublich erschien. Dann war an ein Losschlagen Württembergs, Hessen-Darmstadts und Nassaus kaum zu denken. Die meisten norddeutschen Kleinstaaten aber hielten fest zu Preußen. Nur Sachsen stand unzweifelhaft auf der Seite Oesterreichs. Es war daher eine schmerzliche Ueberraschung, als am 14. Juni noch in der letzten Stunde Hannover und Kurhessen, als auch Baiern und die andern auf die feindliche Seite traten. Das konnte nur das Werk einer länger genommenen Abrede sein. Am tiefsten ver-

*) Ein Blick in die Quellen des Bundesrechtes kann davon überzeugen. Vergl. Wiener Schlußacte Art. XXI. und XXII. Bundesacte Art. XI. den Bundesbeschluß vom 3. August 1820. Art. VI. der von der Wiener Minister-Conferenz aufgestellten Ordnung. Ebenso die Exekutions-Ordnung von demselben Tage in Art. IV. V. VII. X. S. v. Leonhardi: Das Austrägalverfahren des deutschen Bundes. Frankfurt a. M. 1838. S. 113—151. Man kann sagen, daß das Verfahren Oesterreichs und der (überdies zweifelhaften) Bundes-Majorität fast wie darauf angelegt erschien, gegen möglichst viele bundesrechtliche Bestimmungen zu verstoßen. Und doch gab es sogar nicht wenige Juristen, die den Beschluß vom 14 Juni als richtig anerkannten.

**) Für eine klare und möglichst gedrängte Darstellung der Ursachen, die zum Kriege führten und die Verhandlungen vor demselben verweise ich auf: H. Blankenburg: der deutsche Krieg von 1866, historisch, politisch und kriegswissenschaftlich dargestellt. Leipzig 1868 und neben der nachher zu nennenden Schrift von W. Menzel auch noch auf: C. v. Winterfeld: Geschichte der preußischen Feldzüge von 1866. Potsdam, 1867. Unrichtig und tendenziös falsch in: Zum Verständniß der deutschen Frage. Stuttgart (Aue) 1867. Am besten und vollständigsten jetzt in L. Hahn a. a. O. S. 35—127.

schuldet gegen Preußen waren dabei die erstgenannten Länder, weil sie in bewußter Täuschung gehandelt hatten. Wer das thut, muß als unverbesserlicher Gegner erachtet und behandelt werden. Baden war in hülfloser Lage eingeklemmt. Nun konnten die Gegner Preußens in großem Bogen ein eisernes Netz um dasselbe immer enger zusammenziehen, und wenn man nur die Millionen der Bevölkerungen zählte, die gegen dasselbe aufgeboten waren, so schien sein Untergang unvermeidlich. Auf nicht weniger als diesen konnte es abgesehen sein, darüber war kaum eine Illusion möglich. Preußen war also frei, und mit gutem Gewissen konnte es sein erprobtes Schwert ziehen.

Aber nicht allein ein gutes Vertrauen zu seinem und seines Königs Recht begleitete Preußens Volk und Heer in diesen Krieg, sondern die Zuversicht kam aus einer tieferen Quelle. Allem blos auf Tapferkeit, Gewandtheit und Führung des Heeres gebauten Vertrauen standen Hindernisse genug im Wege. Als tapfer waren Oesterreichs Regimenter in den letzten Kriegen nicht weniger erprobt als die unsrigen, und zu dieser Erprobung und kriegerischen Uebung hatten sie in Italien noch vor wenigen Jahren eine Gelegenheit gehabt, die über der mit uns gemeinsamen in Schleswig stand. Sie hatten neben der italiänischen auch die französische Armee gegenüber gehabt und waren — das wußte man in Preußen wohl — nicht durch die überlegene Tapferkeit der Gegner, auch kaum durch deren bessere Führung, sondern durch andere Uebel unterlegen; sie brannten, diese Scharte auszuwetzen, und an ihrer Spitze stand gerade der Feldherr, welcher in Italien an seinem Theile Sieger geblieben war. Die Soldaten der österreichischen Armee dienten länger, die Reiter waren mit ihren Pferden alt vertraut, überhaupt war die Meinung von der Reiterei Oesterreichs eine sehr hohe. Die Meisten, selbst Militärs, erwarteten einen langen, hartnäckigen Kampf und im günstigsten Falle sehr theuer erkauften Sieg. Dabei grollte in der Heimath der auf seine höchste Höhe gestiegene Conflict zwischen den Staatsgewalten, die Erklärung vieler Abgeordneten kein Geld ohne Bedingung für den Krieg verwilligen zu wollen. Der Freunde Oesterreichs, die einen Krieg mit diesem für ein Unheil erachteten, waren doch auch nicht wenige, gerade in den Classen, die am meisten Opfer zu bringen hatten. Dazu kam die Ueberzahl

der Feinde und der Anblick von mehr als halb Deutschland gegen Preußen. Wie Frankreich sich zu diesem Kriege stellen würde, wußte man nicht. Es war ein ernster Wendepunkt, und das Gefühl, daß Preußens Schicksal einmal wieder in der Wage der göttlichen Allmacht schwebe, durchging die Herzen. Kein Mensch dachte an einen Krieg von Cabinet gegen Cabinet, vom Staat gegen Staat, sondern Jedermann fühlte, daß die uralten Aufgaben Preußens jetzt oder nie zur Lösung kommen würden, daß es entweder eine glänzende Stellung in Deutschland und für dieses eine entscheidende Stellung in Europa erreichen, oder an seiner Geschichte irre werden und in die Reihe der deutschen Oesterreich gehorchenden Länder zurücktreten müsse. Auch daß jetzt über die Zukunft der katholischen Kirche und des Protestantismus in Deutschland eine Entscheidung fallen werde, ging wie eine Ahnung durch die Seelen. Alle die Fäden, die viel verschlungenen und wieder weit auseinander laufenden, der deutschen Geschichte sammelten sich in dem engen Momente weniger Wochen. Als der Bettag auf den 27. Juni angeordnet wurde, während unsere Heersäulen die Grenzen Böhmens überschritten, da brach es hervor, was in den Seelen der Millionen evangelischer Preußen vorher sich heimlich geregt hatte. Alle Kirchen zu Stadt und Land bis ins letzte Dorf füllten und überfüllten sich, und ein betendes Volk stand um Errettung vom Untergang vor seinem Gott. Da trat wieder das Reich Gottes, das in den wogenden Kämpfen der Staaten und Reiche so oft verschwindet und dessen Dasein Vielen im Volke im gewöhnlichen Gange der Dinge kaum vernehmlich wird, in den Vordergrund. Es war eine Zukunft auf dem Spiele, die diesem Reiche angehörte, und der Pulsschlag der göttlichen Führung und Fügung wurde auch dem gröberen Ohre hörbar. Auch das Kriegsheer sammelte sich, wie nie sonst, um Gottes Wort und weihte sich für den Kampf*), so fern auch unsern ja in nicht geringer Zahl römisch-katholischen Truppen jeder Gedanke eines Religionskrieges lag, dem ewigen Herrn der Heerschaaren. In solchen Augenblicken weiß auch die Masse, daß es ein Reich Gottes auf Erden giebt, dem der Staat angehört, das nicht blos im Frieden, sondern auch im Kriege der Nationen waltet.

*) Die klarsten Bilder hiervon giebt die Schrift von Rogge: Die evangelischen Geistlichen im Feldzuge von 1866. Berlin, 1867.

Hätte das preußische Volk damals gewußt, was es ahnte, was seine obersten Führer vielleicht schon wußten, und was seitdem allgemein bekannt geworden, so würde es mit einem gerechten Zorn in diesen Krieg gezogen sein. Lange, ehe irgend Jemand an Krieg dachte, als Oesterreich noch die stärksten Friedensversicherungen gab, hatte es Anträge zu einem Bündnisse und Kriege gegen Preußen an die Mittelstaaten gestellt. Der Bundesverrath war längst vorausgegangen, und man wiegte sich in dem Traum, mit einer Million Soldaten das schwache Preußen zu erdrücken.*) Und noch höher würde sich der Zorn gesteigert haben, hätte man gewußt, daß nicht Preußen, sondern Oesterreich, wie sich hernach zeigte, im Einverständniß mit Frankreich stand, gleichwohl aber Preußen dessen zu beschuldigen die Stirn hatte. Daß Oesterreich Venetien abgeben wollte, wenn es dafür Schlesien wieder erobern könnte, war der Preis der französischen Erlaubniß. Auch in den Tuilerien rieb man sich die Hände, weil man die Schwächung Preußens für unfehlbar hielt. Der arme Kaiser von Oesterreich war von der großdeutschen, der ultramontanen und der Militär- und Adelspartei, welche zusammen die Kriegspartei bildeten, welche gar Verschiedenes, die Einen das Kaiserthum über Deutschland, die Andern den Sieg Roms über den Protestantismus, die Dritten Ruhm, Ehre, Avancement und Geld für zerrüttete Finanzen hofften, zuletzt überwogen, während seine Minister noch den Frieden halten wollten. Er soll mehr als einmal händeringend ausgerufen haben: „ich kann nicht! so lang ich mit Preußen zusammenhalte, geht es gut! Ich kann nicht!" das anderemal aber: „ich muß Schlesien wieder haben, ich kann nicht anders!" — So erzählte man sich.

Es konnte nur schmerzlich berühren, wenn ein Mann, der sonst Preußens Recht und Stellung in Deutschland zu wahren bereit gewesen, nunmehr als der Anwalt Oesterreichs hervortrat. Herr von Gerlach sprach sich im Namen des göttlichen Rechts gegen das Verfahren Preußens aus.**) Er vermochte es über sich die Mobil-

*) W. Menzel: Der deutsche Krieg im Jahre 1866. Stuttgart 1867. Bd. 1. S. 204 f.

**) Die Annexionen und der Norddeutsche Bund. Berlin, 1866 (3. Aufl.). Von Schriften wie: Preußen vor den Assisen. London (?) 1866. nicht einmal zu reden, da hier die leichtfertige Behandlung der preußischen Politik blos von der Plumpheit überwogen wird, mit welcher schon auf dem Titel „Mord"

machung der Bundesstaaten gegen Preußen von einer Kriegserklärung, als welche sie von Preußen betrachtet wurde, zu unterscheiden und in der Vergewaltigung gegen Preußen eine Sprengung des Bundes nicht zu erkennen. Wenn Oesterreich mit fast ganz Deutschland gegen Preußen waffnete, sollte nach seiner Ansicht dieses ruhig abwarten, ob es wirklich von Oesterreich zum Kriege getrieben werden würde. Und daß Preußen denen, welche ihm den Krieg factisch erklärt hatten, den Frieden bot, aber unter der Bedingung, daß sie an der neuen Gestaltung Deutschlands Theil nähmen, das wagte er zu verurtheilen, weil diese Staaten nach der Sprengung des Bundes für Preußen dieselbe Stellung, wie Holland oder die Schweiz, gehabt hätten. Hätte Preußen gehandelt, wie er verlangt, so hätte es Verrath an Deutschland, das in dieser Zertrümmerung gegen die großen einheitlichen Nachbaren wieder verloren war, wie es schon gewesen und zugleich an seiner eignen Aufgabe geübt. Spricht er sogar für die Kleinstaaterei „wenn nur die Kleinen zu den Großen im rechten Verhältniß seien," so weiß man nicht, welches rechte Verhältniß er meint, wenn es nicht das ist, welches Preußen als Bedingung des Friedens von mehreren der Kleinen verlangte. Also genau, was er verlangt, hat Preußen gefordert. Als die Forderung abgelehnt wurde, da kam der Krieg, und nach dem Kriege sollte man Staaten von der verhältnißmäßigen Größe Hannovers und Kurhessens, welche ihr Nichtwollen des rechten Verhältnisses so stark ausgesprochen hatten, wieder in die Lage setzen, dies Nichtwollen durchzusetzen und Deutschland in die alte Zerstücklung, ja in eine schlimmere, als die innerhalb des deutschen Bundes gewesen, zurückzuwerfen? Was er von den Annexionen spricht, kann weiter nichts sagen wollen, als daß Preußen auch im Kriege nicht erringen dürfe, was es eigentlich im Kriege (1813 bis 1815) schon erworben und was es nicht zu besitzen sich längst beschieden hatte, ja daß es auch dann auf ein solches Erringen ver-

---

als die Anklage steht. Noch weniger verdienen Schriften, wie: „Ein patriotisches Wort an meine Landsleute von einem Hannoveraner. Wien, 1866" eine Widerlegung, vielmehr kann man nur den Schmerz ihrer Verfasser über den rechtmäßigen Verlust eines theuren Gutes, der Selbständigkeit, die Schmähungen verzeihen, in welchen sie sich ergehen.

zichten müsse, wenn dieses deutsche „Ausland" ihm selbst den Untergang geschworen haben würde.*)

Das Sonderbarste von Allem ist aber, daß diese Schriftsteller gegen die Einverleibung der eroberten Lande keinen Anstand nehmen, auf göttliche Gesetze, die in der Weltgeschichte sich vollziehen, mit der drohenden Weissagung zu berufen, daß Preußen wieder verlieren werde, was es durch Gewalt an sich gerissen habe. Bemerken sie denn gar nicht, daß eben dieses Gesetz der Weltgeschichte die Einverleibung Sachsens und Hannovers wenigstens als ganz unzweifelhaft gerecht erscheinen läßt und daß sie, welche über den „Götzendienst des Erfolges" so große Worte sprechen, denselben selbst treiben, wenn sie künftige Unglücksfälle Preußens im Voraus als Strafe und Wiedervergeltung bezeichnen, komisch genug aber den Versuch des Beweises gar nicht machen, daß Preußen im Jahre 1866 nicht Vollstrecker dieses göttlichen Gesetzes gewesen sei. Denn daß sein und Deutschlands Vortheil, daß die politische Nothwendigkeit für die Einverleibung sprach, hindert doch dies keineswegs. Denn rein um der göttlichen Gesetze willen und nur auf Grund des Vollstreckungsbefehls von Oben hat seit Israel bei seiner Eroberung Kanaans kein Staat mehr gehandelt und wird auch wohl künftig keiner handeln. Denn das Gesetz ist ja in der Geschichte, die Motive für seine Vollziehung werden ebendaselbst zu suchen sein. Haben denn die Staaten, um welche es sich handelt, bei der Mediatisirung im Jahre 1805—1806 Bedenken dieser Art gehabt, und haben sie nicht dennoch ein göttliches Gesetz vollzogen, welches die Güter der Nation aus der todten Hand der Kirche zurückforderte und die Kleinen zum Wohle des Ganzen in ihrer Souveränetät verschwinden ließ?**)

Noch Ein Wort sei hier gestattet zur Selbstvertheidigung. Man hat von verschiedenen Seiten den „Theologen zu Berlin" schwere Schuld beigemessen und sie sogar der Verleugnung ihrer Amtspflichten angeklagt. Was sollten denn diese Theologen —

*) Daß es aber mit Hannover sich so verhielt, davon liegen die Beweise vor. S. die Verhandlungen zwischen Preußen und Hannover im J. 1866. Berlin, 1867. (Amtliche Documente) und L. Hahn a. a. O.

**) Vergl. Menzel a. a. O. Bd. 1. S. 193 ff. worauf überhaupt verwiesen wird.

es können doch nur die Mitglieder der höchsten kirchlichen Behörde und die Hofprediger des Königs gemeint sein — etwa thun? Sollten sie über die sittliche Rechtmäßigkeit und die politische Nothwendigkeit des Krieges oder etwa früher schon über ein sogenanntes unzweifelhaftes Recht des Prinzen von Augustenburg sich ein amtliches Urtheil anmaßen? Wenn sie aber von diesem Rechtsanspruch nicht überzeugt, an dem schreienden Unrecht Oesterreichs und seiner Bundesgenossen nicht zweifelhaft waren? — oder sollten sie damals, als der König bei dem Minister der geistlichen Angelegenheiten die (zu einer Conferenz über die Synodal-Verfassung) versammelten General-Superindenten und Consistorial-Präsidenten der Landeskirche anredete und sie zum Gebet für ihn selbst und das Land aufforderte, weil er fürchte, der Krieg sei unvermeidlich, nachdem er Alles gethan um ihn zu vermeiden und so eben nochmals dringend an den Kaiser von Oesterreich geschrieben habe, dem König mit einer Predigt über die Unsittlichkeit jedes Krieges überhaupt, oder mit der beliebten unwahren Phrase von dem Brudervolke an der Donau, oder mit der Lehre entgegentreten, daß Preußen sich müsse von seinen Feinden in den Staub treten lassen? Sie waren aber von der Lauterkeit ihres Königs und seiner Absichten durchdrungen, sie wußten, daß er die Wahrheit rede, sie kannten Alle die Lage der Dinge, sie zweifelten nicht an Preußens Recht. Oder sollten sie dem König jenen viel geschmähten Bettag nicht anrathen? soll nicht ein Volk auf den Knieen zu seinem Gott kommen, wenn Er die Wage seines Schicksals hält? Oder verlangt man von ihnen, daß sie sich hätten herausnehmen sollen, für tückischen Verrath, wie ihn Hannover geübt, für die politische Gräuelwirthschaft in Kurhessen, für die giftige Falschmünzerei der Lügenwerkstätten fürbittend einzutreten und die Gefahr einer nochmaligen Verfälschung der Einheit Deutschlands auf ihr Gewissen zu laden, wenn ihre Fürbitte eine Wirkung gehabt hätte?

Man hat freilich*) diese Beschuldigung gegen die Geistlichen Preußens, nicht blos die von Berlin oder in den bezeichneten Stellungen, näher dahin präcisirt, daß sie den günstigen Erfolg als ein

*) Groen van Prinsterer: l'Empire Prussien et l'Apocalypse. Amsterdam, 1867.

Gottesurtheil betrachtet hätten, welches auch alle Uebertretungen der zehn Gebote von Seiten des Staates zudecke, oder dahin, daß sie gar die zehn Gebote als nicht gültig für die Politik erachteten. Man hat Aeußerungen hierhergezogen, welche ein bekannter theologischer Schriftsteller in dieser Hinsicht gethan, nach welchen der Staat in seinem Gebiete zunächst auf sein Interesse gewiesen sei. Wir machen für die Rechtfertigung der Geistlichen in Preußen keinen Anspruch auf diesen Grundsatz. Wir glauben nicht, daß die zehn Gebote eine Exemtion für die Politik zulassen, auch nicht daß der Staat seine Interessen so niedrig fassen dürfe, um die Verletzung göttlicher Ordnungen, weil sie augenblicklich vortheilhaft schiene, für erlaubt halten zu können. Wir behaupten auch nicht, daß dem politischen Thun Preußens keinerlei Sünde anhafte, und daß ausnahmsweise dieser Krieg und seine Folgen auf seiner Sete gar keine Demüthigung vor dem heiligen Gott und gar keine Vergebung begangener Fehler erfordere. Aber wir leugnen auf's Entschiedenste, daß mit den Annexionen die zehn Gebote verletzt sein, was ebensowenig geschah als mit der Eroberung Kanaans durch die Israeliten oder des Keltenlandes durch die Germanen, wir leugnen, daß der Krieg ein absichtlich herbeigeführter gewesen, um annectiren zu können, daß die Einverleibungen irgend früher beabsichtigt gewesen, behaupten aber, daß sie durch das Betragen der Gegner aufgenöthigt gewesen seien. Wir leugnen auf's Entschiedenste, daß Preußen Wege der Revolution betreten habe, wenn man nicht Alles, was an das alte lügenhafte Legitimitäts-Princip rührt, so nennen will, wir leugnen, daß Preußen auf dem Wege des Cäsarismus sich befinde und überhaupt, daß es mehr mit dem Principe der Revolution und was an diesem hängt, zu thun habe als z. B. das Königreich der Niederlande in seinem Entstehen und jetzigen Bestande. Wir verwerfen aber dieses unheilige Spiel mit Begriffen, dieses willkürliche Verkehren biblischer Gedanken, (z. B. der Weissagungen vom Antichrist) zu Werkzeugen politischer Diatriben, dieses Gebahren, als wäre man auf lauter Wegen Gottes, wenn man mit Berufung auf Guizot gleichwohl die Früchte der Juli-Revolution bestens annimmt.

Es darf hier nicht unsere Aufgabe sein, diesen merkwürdigsten aller großen Kriege zu schildern, der in Wochen eine weiterreichende

Wirkung schuf, als der Krieg Friedrichs des Großen in eben so vielen Jahren, freilich Jahren des Kampfes mit mehr als dem halben Europa*). Der Krieg brachte den Frieden, aber auch einen viel tieferen Blick in die wahre Natur und den wirklichen Zustand des österreichischen Staats-Conglomerats. Mit welcher höhnischen Schadenfreude und übermüthigen Zuversicht war von dorther der Untergang des preußischen Staates, die Eroberung Berlins, die Plünderung dieser glänzenden Hauptstadt und von anderswo accompagnirend das vae victis! ausgerufen worden. Diese ganze Art der Bethätigung ließ vermuthen, daß man ein sittlich starkes Selbst- und Kraftbewußtsein dort nicht habe, daß vielmehr Hochmuth und Selbstüberhebung neben einem tiefen Mangel an höherem Schwung des Volkslebens sich breit machten. Es war dies das Ergebniß der ganzen inneren Führung des Staates. Oesterreich hat seine große schwierige Aufgabe in der Mehrheit der Nationen, die diesen Staat bilden. Aber nicht sie ist an sich das Unglück Oesterreichs gewesen, sondern die falsche Behandlung derselben. Anstatt das deutsche Element als die Wurzel seiner Kraft zu heben, zu stärken, geistig zu bereichern und zur Befruchtung des Fremden zu befähigen, hat man es zurückgesetzt und den anderen Nationalitäten, der italiänischen, ungarischen, czechischen, geschmeichelt. Der Lohn dafür war der grellste Undank von diesen Seiten. Jede wollte selbständig und herrschend auftreten. An geistiger Bildung blieb Oesterreich hinter dem ganzen übrigen Deutschland zurück, seine Wissenschaft war geknechtet, seine Kunst nur zum Lebensgenuß vergeudet. Diesem zu fröhnen, wurde das Volk nicht nur nicht verhindert, sondern in jeder Weise ermuntert. Man wollte ein sinnlich lustiges, um die höheren Interessen der Nationen unbekümmertes Volk haben, und man erreichte es, ihm die eigentliche Spannkraft zu nehmen, ohne welche weder im Kriege noch im Frieden Großes und Nachhaltiges zu vollbringen ist. Die Verschleuderung unglaublicher Summen zu Nebendingen steigerte die Schulden des Staates ins Immense, und diese Steigerung, mit dem Leichtsinn früherer Staatsbankerutte, mit dem Treiben der auf Kosten des Staates sich bereichernden Juden, mit der tollen Verschwendung der großen Adelsgeschlechter, schwächten den Credit des Landes und der Einzelnen und lähmten den Unternehmungsgeist

*) L. Hahn, a. a. O. S. 127—220.

und die Erwerbskraft. Ueberall zeigte sich der Einfluß der sittlichen Versunkenheit der Hauptstadt, die ein österreichischer Heerführer einen „abfaulenden Misthaufen" nannte*). Die römisch-katholische Kirche war durch das Concordat von 1856 in eine falsche Stellung zum Staate gekommen. Sie hatte keine Befähigung, das Volk mit einem höheren Geiste zu durchdringen und die dasselbe unmittelbar führende niedere Geistlichkeit zu heben. Der Protestantismus war durch Bedrückung matt geworden, und die Regierung hatte ihn nur in der Gestalt des unfruchtbarsten Rationalismus geduldet. Wie im Bunde mit dem rücksichtslosen jüdischen Erwerbsgeist eine herabgekommene Litteratur und ein entsittlichtes Theater die Volksmassen vergiftete, davon gibt W. Menzel ein grauenhaftes Bild**). Wie konnte unter diesen Zuständen das Kriegsheer, auch bei sonst gleicher technischer Brauchbarkeit, dem preußischen echten Volksheere, in dessen Reihen die intellectuelle und sittliche Blüthe der Nation, und neben dem ernsten Hausvater der jugendfrische Student, neben dem tüchtigen Offizier von Beruf der Gutsbesitzer vom Lande stand, und jede Kraft an ihrem Orte das Rechte leistete, gewachsen sein?***)

*) Menzel: Der deutsche Krieg im Jahre 1866. Bd. 1. S. 32.

**) Ebendaselbst, S. 45 ff.

***) Es mag am Orte sein, auch hier an die charakteristischen Thatsachen zu erinnern, die sonst erzählt worden sind. In einem mörderischen Gefechte standen drei Stadtkinder von Cöln in derselben Reihe. Einer fiel und die andern sandten seine Uhr und sein Geld nebst Photographieen, die er sich eben hatte machen lassen, an die Eltern in der Heimath. Diese aber, arme Handwerksleute, gaben das Geld (12 Thaler oder mehr) für die Verwundeten. — Graf St. begegnete einem Triebe Ochsen, die ein Soldat eben weiden ließ. Dieser lag, in einem großen Blatte lesend, unter einem Baum. Der Graf fragte ihn, ob er seines Berufs ein Schlächtermeister sei? Der Angeredete zeigte ihm seine Lectüre — die Times — mit der Eröffnung, daß er Privatdocent der Universität B. sei, mit der Beifügung: „Dies ist jetzt mein Dienst." — Man hat mir erzählt — verbürgen kann ich es nicht — daß in der Nacht, da die Hannoveraner über Eisenach durchzubrechen versuchten und dort nur eine schwache preußische Truppe in einem Engthale entgegenstand, Alle aus einem Munde ihrem Führer erklärt hätten, hier mit ihm sterben zu wollen. Als die hannöversche Uebermacht sich heranwälzte, erhob ein Soldat (Schullehrer von Beruf) den Gesang: „Ein feste Burg ist unser Gott." Die Musik fiel ein, sie spielte fort, auch als eine Kugel einen der Musikanten niederwarf, und der mächtige Gesang der tausend Männer gab dem Feinde die Meinung, hier auf eine größere Truppenmasse gestoßen zu sein und bewog ihn zum Zurückgehen. — Ich wiederhole, daß ich die mir erzählte Anekdote nicht verbürgen kann.

Zum erstenmale hatte das preußische Wehrsystem seine volle Kraft im Kriege mit wohlgeübten Truppen zu erweisen, und es hat sich, noch mehr aber haben sich die Männer, die es gebildet und um die Fahnen gesammelt, glänzend erprobt. Es war die deutsche Kraft, die in diesem Kriege auf die Unkraft stieß. Die Preußen konnten in Wien einziehen, sie hatten Hannover und Kurhessen genommen, Nassau und Frankfurt und das Großherzogthum Hessen waren in ihren Händen, ihre Truppen waren im Herzen Baierns, und nur die Gewährung des Waffenstillstandes konnte die Eroberung von ganz Süddeutschland aufhalten.

Jetzt endlich war es nicht mehr länger möglich, an Preußens Bestimmung für Deutschland zu zweifeln. Man hat dies den Götzendienst des Erfolges genannt und sich mit seiner Unabhängigkeit des Urtheils gebrüstet, wenn man auch jetzt noch der Anerkenntniß dieser Bestimmung sich verschloß, und zwar ist dies unter dem Schilde des christlichen Glaubens geschehen. Wie wunderlich nahm es sich aus, wenn im Namen des streng lutherischen Glaubens in Baiern, wenn aus dem Munde von Männern einer theologischen Schule, oder vielmehr einer kirchlichen Richtung in Würtemberg, wenn aus der Feder eines hochkatholischen Bischofs in Mainz dieselbe Zurückweisung der preußischen geschichtlichen Bestimmung laut wurde, aber in allen Fällen doch aus dem Herde der Mittel- und Kleinstaaten, deren Stunde nunmehr geschlagen hatte. Nichts seltsamer, als Souveränetäten unter die besondere Garantie des göttlichen Willens gestellt zu sehen, deren Entstehung doch seit Menschengedenken datirte und deren Urquelle der Mann der Revolution war. Wie mußte solch Urtheil sich selbst verschlingen, und wie mußte überhaupt die Berufung auf den göttlichen Willen im Werthe sinken und das Urtheil jedes Einzelnen als das zufällige Werk seiner äußeren Lage erscheinen lassen, wenn dieselben, die im großartigsten Maßstabe die Geschichte als Werk Gottes anriefen, nun auf einmal „Gott in der Geschichte“ nicht mehr zu erkennen vermochten, weil der starke Fußtritt der Geschichte das Gras in ihren Gärten niedertreten wollte. Der Friede von Prag, der Oesterreich in sich selbst und damit in seine wahre Existenz zurückwarf und ihm die Lebensfrage unerbittlich stellte, ob es ferner in Täuschungen, Träumen, berauschenden Plänen aus der Vergangenheit taumeln, oder endlich

einen festen Stand auf seinen eigenen Füßen suchen wolle, ließ Preußen freie Hand in Deutschland; nur Sachsen und die deutschen Länder im Süden des Main waren seiner vollen Einwirkung entzogen. Hinsichtlich Sachsens war es ein Zugeständniß, ein vielleicht beklagenswerthes, da es gegen die Natur der Länder und gegen die Forderung der Geschichte anläuft und daher auch kaum für lange Dauer haltbar sein dürfte*), aber in sofern ein erfreuliches, als es ein Act der Treue von Seiten Oesterreichs war, seinen festesten Bundesgenossen nicht zu behandeln, wie die süddeutschen Anhänger, die es dem Sieger überließ. Daß es ein Zugeständniß mehr an Frankreich als an Oesterreich war, die Mainlinie als Grenze des neuen deutschen Bundes zu betrachten, das hätte wohl dem neu erwachten deutschen Vaterlandsstolz schmerzlich sein können, weil es an eine Erbschaft aus schlimmen Zeiten gemahnte; aber der Schmerz wurde gemindert durch den Gedanken, daß es bei der vorherrschenden Abneigung, ja dem grimmigen Hasse, der sich in Süddeutschland gegen Preußen kundgab, für jetzt doch zu einer wirklichen Gemeinschaft nicht gekommen wäre, ja daß es selbst fraglich gewesen wäre, ob nicht auch ohne das Zugeständniß an Frankreich (dem übrigens durch die Schutz- und Trutzbündnisse mit dem Süden nebst Zollverein der Nerv durchgeschnitten wurde) es doch rathsamer war, die gleichartigeren norddeutschen Länder erst sich fest vereinigen zu lassen und den Süden zu seiner Zeit in eine bereits maßgebende Gemeinschaft aufzunehmen.

Was den deutschen Particularisten die Ohren gellen machte, war freilich die Kunde, daß Preußen hinsichtlich Hannovers, Kurhessens, Nassaus und Frankfurts bei einer Bundesgemeinschaft nicht stehen bleibe, sondern diese Lande als eroberte sich einverleibt habe. Hierüber sind natürlich als über Gewaltthat, Kronenraub, Vergrößerungslust u. s. w. die stärksten Worte gefallen. Man mußte sie verhallen lassen. Aber wer kühles Blut genug hat, der vergegenwärtige sich nur, wie schändlich durch Oesterreich mit der Hülfe Frankreichs und Englands Preußen im Jahre 1815 behandelt worden, wie besonders dafür gesorgt wurde, diesen Staat durch

*) Wir verweisen statt vieler Zeugnisse aus der Gegenwart nur auf die Schriften: Was wird aus Sachsen? Leipzig (Wigand) 1866. und: Die albertinische Dynastie und Norddeutschland, von F. Fischer. Berlin 1866.

Hannover und Kurhessen zu unterbinden, wie zu dem Ende das Land, welches durch eigene berechtigte Wahl sich Preußen ergeben hatte, Ostfriesland, an dieses Hannover gegeben, und wie es von Hannover behandelt worden war, und wie gar nicht seine Meerberührung den deutschen Interessen zu statten kam. Man ziehe in Erwägung, wie feindlich und wie als Freund unzuverlässig, stets von Oesterreich benebelt, wie in der letzten Entscheidung stockblind, verrätherisch, feindselig die Regierung Hannovers gehandelt, wie nach solchem Handeln und bei dem ausgesprochenen Nichtwollen seines Königs es auch im norddeutschen Bunde ein falsches Glied, ein gehässiger Gegner innerhalb des Bundes, geworden wäre. Es gab keine einzige Betrachtung, weder politischer, noch sittlicher Art, welche die selbständige Fortexistenz dieses Königreichs gestattete. Der deutsche Bund, der es schützte, war von ihm selbst am 14. Juni zerrissen, es hatte sich mit den Waffen gegen Preußen erhoben, um an seiner Zerstückelung mitzuhelfen; es war im Kriege, nicht der Uebermacht, sondern der raschen Energie Preußens erlegen. Die Wiener Verträge waren durch Oesterreich, durch alle mit Preußen kriegenden Staaten in Fetzen gerissen, also nirgends ein Grund mehr für das Königreich Hannover, als der zufällige Besitz des Herzogs von Cumberland, der übrigens für seine Person verfassungswidrig den Thron besaß. Diese Souveränetäten aber, wie sie die Congresse der Minister geschaffen, noch irgend als ein Hinderniß des Nützlichen, ja Nothwendigen anzusehen, war durch die Absichten, welche die jetzt Besiegten mit Preußen hatten, völlig unmöglich geworden. So schwer der Schritt dem Könige von Preußen werden mochte, er war unerläßlich. Er war aber auch gerecht, denn er strafte Bundesbruch, Treulosigkeit, Hinterlist und auf Zerstörung bedachten Haß. Ein sehr befangener Schriftsteller*) spricht den

*) Es ist eine der unglücklichsten Schriften, welche der neue Umschwung hervorgebracht hat, aus der wir hier citiren und noch etlichemal citiren werden, weil sie so recht zeigt, zu welchen Urtheilen selbst Staatsmänner (der Mann war Cultusminister in Hannover, früher Gesandter im Haag) die Befangenheit des leidenschaftlichen Schmerzes getrieben hat. Ich spreche von B. Freiherr von Hodenberg: Sechs Briefe über die Gewissens- und Begriffs-Verwirrung in Politik, Kirche und Wissenschaft der Gegenwart. Erlangen 1867. Heft 1. S. 194 f. Er war freilich durch eine unbesonnene Aeußerung der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung gereizt, welche meinte, das Moralgesetz

wahren Satz aus, daß die 10 Gebote auch für das staatliche Handeln die Richtschnur sein müssen und fährt dann fort: „Wortbruch, „Bundesbruch, Lüge, Rechtsverletzung, Diebstahl, Raub und Er„oberung gelten der germanischen Ehre, wie dem christlichen Ge„wissen für schwere Sünden gerade im öffentlichen Leben.“ Wenn er die Eroberung überhaupt den anderen Sünden an die Seite stellt, so hat er in Bezug auf ihre Geltung für die germanische Ehre und das christliche Gewissen etwas Unwahres gesagt, mit den übrigen Anklagen aber eben die Regierung Hannovers, zu welcher er als Minister gehörte, verurtheilt. Auf preußischer Seite trifft blos die Eroberung zu, die aber hinreichend ist, um die Einverleibung zu rechtfertigen. Er wird fragen: wer gibt Preußen das Recht, über Hannover zu Gerichte zu sitzen und es zu strafen? Unsere Antwort ist: derselbe Gott, der Israel das Recht gab, Kanaan zu erobern, als die Kanaaniten das Maß ihrer Sünden vollgemacht hatten, derselbe Gott, der den Germanen das Recht gab, die Kelten zu unterjochen und Deutschland zu Deutschland zu machen, derselbe Gott, der Preußen das Recht gab, das Königreich Westphalen zu erobern und Hannovers Existenz wieder möglich zu machen. Seine Richtersprüche irdischer Art werden in der Geschichte gesprochen, und ein Jeglicher spricht sich in ihr selbst das Urtheil. Aber wahr ist es gleichwohl, daß die Gebote ihre Anwendung auf Staaten nicht unvermittelt finden, z. B. das Gebot: Du sollst nicht tödten! ist von demselben Gott gegeben, welcher die Ausrottung der Kanaaniter befahl. Die Vermittlung ist aber die: hätte der König von Preußen mit Uebermacht das arglose Hannover überfallen, erobert und behalten, um sich selbst zu bereichern, so waren die Anklagen unseres Verfassers anwendbar; Preußen war aber von Hannover durch den Beschluß vom 14. Juni und schon durch vorherige Verabredungen mit Krieg bedroht worden, und als es dieser Bedrohung zuvorkam und Sieger blieb, den nur mit Unrecht auf dem Throne sitzenden, treulosen König von seinem Throne gestoßen, aber über-

---

sei nicht für die Völker und Staaten vorhanden, die blos dem Gesetz ihres Vortheils zu folgen hätten. Der wahre Vortheil auch der Staaten ist und bleibt die Befolgung des göttlichen Moralgesetzes. Aber dieses Gesetz selbst muß man erst verstehen, und daran fehlt es dem Freiherrn völlig.

reich mit dem, worauf er stets großen Werth legte, entschädigt hat, da dem Lande und Volke an Gut und Leben, an Freiheit und politischer Kraft kein Schaden gethan, es vielmehr aus einer unhaltbaren Existenz erlöst worden ist, da ein von den Schöpfern und Inhabern des Königreichs Hannover (der englischen Königsfamilie) geschaffenes feindseliges Unrecht gegen Preußen, welches nicht Er persönlich ist, gut zu machen war, so hatte der König die Pflicht, die göttlich gebotene Pflicht, sein großes Amt recht und im Interesse Aller, auch des ganzen Deutschlands, zu thun und Hannover Preußen einzuverleiben. Es ist, so unvollkommen und leicht mit Sünde behaftet auch alles menschliche und politische Thun bleibt, ein Bruch der Gebote Gottes durch diese Einverleibung nicht geschehen, vielmehr ist den Folgen eines solchen Bruchs im Jahre 1815 abgeholfen worden.

Hören wir neben den Befangenen auch einen unbefangenen Mann, nämlich aus dem Jahre 1814 ein Wort B. G. Niebuhrs, das er gegen Sachsen sprach und das doch wie für 1866 und gegen Hannover gesprochen ist: „Als Gottesurtheile können wir die „Kriege nicht betrachten, so wenig wie den Zweikampf, wie gewiß „es auch ist, daß Gott oft den schwachen Arm stärkt, der eine ge„rechte Sache führt. — Wer für das Recht und wider das Unrecht „kämpft, der erobert, wenn er siegt, was ein Gericht, welches an „keinen Buchstaben gebunden wäre, ihm zusprechen würde. Denn „er ist außer dem Bereiche des Buchstabens getreten, der im Bezirk „des positiven Rechtes herrscht. Aber aus der Nothwendigkeit, das „Recht zu ergänzen, entsteht ein Zweifaches: sich für Verlust und „Anstrengungen zu entschädigen und sich für die Zukunft zu sichern, „damit nicht unter begünstigenden Umständen der, dem diesesmal „das Recht abgezwungen ist, die Gelegenheit nehme, sich zu rächen. „Betrifft der Krieg nicht ein streitiges Recht, sondern eine das „Dasein bedrohende Feindseligkeit, so entstehen zwischen den Regie„rungen, wie im Alterthum zwischen den Völkern, Vertilgungskriege, „als wenn ein Mann dem andern an das Leben greift. — Die „Grenzen der Befugnisse des Siegers lassen sich durch keinen Buch„staben bestimmen, sie gehören vor den Richterstuhl des Gewissens. „Wo das Unrecht gering, die Feindschaft gemäßigt, der Kampf ein „bloßes Fechten war, da sind keine billigen Gründe vorhanden, dem

„Besiegten hart zu fallen; wer aber einen auf das Dasein gerich-
„teten Krieg bis zur letzten Entscheidung ausficht und seinen Staat
„dabei einbüßt, der hat kein Recht zu fordern, daß er ihm wieder-
„gegeben werde." Damals war Sachsen mit Frankreich auf Entschädi-
gung durch Preußens Vernichtung bedacht. Hier Hannover mit
Oesterreich nach demselben Ziele blickend*).

Mit mehr Resignation als der hannoversche Ex-Minister spricht
sich der hessische Bischof**) aus, daher auch, wenigstens anschei-
nend, mit mehr Billigkeit. Er meint, die Thaten Preußens seien
an sich böse Thaten, aber von Gott zugelassen, um die Freiheit des
Willens zu bethätigen und durch Trübsal Heil zu schaffen. Er er-
kennt auch an, daß Oesterreich in der Sache der Elbherzogthümer
den Bruch herbeigeführt habe, weil es ihm nicht gelungen sei, für
die Verstärkung Preußens im Norden eine Landentschädigung (in
Schlesien?) zu erlangen. Er reiht aber dann in der Prüfung des
Verhaltens der beiden Großstaaten hinsichtlich der Elbherzogthümer
und der Succession des Erbprinzen von Augustenburg ein falsches
Urtheil an das andere, wenn er z. B. meint, Preußens Erklärung,
daß der Prinz der *bestberechtigte* Erb-Competent sei, und seine
Bereitwilligkeit, die Sache am Bunde behandeln zu lassen, sei im
Widerspruch mit seinem nachherigen Verhalten. Vorher war die
Bedingung zu Gunsten Deutschlands selbstverständlich und vom
Bunde am wenigsten zu erwarten, daß er sie zurückweisen werde,
nachher war der Prinz und der Bund zur Abweisung der deutschen
Bedingung verleitet. Kurz angebundenes politisches Urtheil, die
frühere und die spätere Lage identisch zu finden! Jedermann ver-

---

*) „Preußens Recht gegen den sächsischen Hof." S. 17 f. Man möge dort auch noch lesen, was der große Geschichtskenner über das Recht der Acht gegen den Einzelstaat oder die Einzelstaaten sagt, die gegen die National-Einheit mit dem Feinde derselben, auch wenn er nicht der fremdsprachige Erbfeind ist, sich verbunden. Es klingt wie ein Richterspruch aus alter Zeit in diese neuen Verhältnisse herein.

**) *Wilhelm Emanuel, Freiherr von Ketteler*, Bischof von Mainz: Deutschland nach dem Kriege von 1866. 5. Aufl. S. 11 f. S. 13 ff. S. 20 ff. S. 29 ff. Neben den ein höchst mangelhaftes Studium der Geschichte verrathenden falschen Behauptungen stehen auch wieder ganz gesunde Urtheile des hochbegabten Prälaten, wie z. B. über die innere Nothwendigkeit des *Systemwechsels im constitutionellen Staatswesen*. S. 23 ff.

ſtand damals die Lage der Dinge, warum trübt ſie der Biſchof? Hat denn Preußen dem Prinzen die Herzogthümer nicht angeboten? — Von einem „formellen Rechte“ Oeſterreichs kann daher nicht die Rede ſein, ſondern gerade Oeſterreich hat das Gegentheil von dem gethan, was es verſprochen hatte, indem es einſeitig die Sache an den — in der That an ſich und nach dem Bundesrechte nicht berechtigten — Bund bringen wollte. — Dem Biſchof von Mainz erſcheint der innere Conflict in Preußen als die wahre Urſache des Krieges. Hier glaubte er im Hintergrunde der Seele des Miniſters Grafen Bismarck zu leſen. Aber auch des Königs, der noch in der letzten Stunde Alles aufbot, um den Frieden zu erhalten? und war denn Graf Bismarck des Sieges ſo gewiß? wenn er dies geweſen wäre, ſo könnte man ſo ſagen, wie der Biſchof ſagt; worauf ſollte aber dieſe Gewißheit der großen Uebermacht gegenüber ruhen? doch weſentlich auf dem Bewußtſein des guten Rechtes, das Gott ſchützt. Wenn aber auf dieſem, ſo mußte ein Recht auf Preußens, ein Unrecht auf Oeſterreichs Seite beſtehen, ſtark genug, um einen Krieg zu motiviren; ſo exiſtirte alſo doch eine andere Kriegsurſache. Und dieſe war längſt da und hatte nur in der neueſten Frage ihre Spitze erlangt. War ſie denn 1850 nicht auch ſchon dageweſen? — Alſo des Biſchofs Anſicht bleibt — Vermuthung, aus dem Erfolg geſchöpft. Aber eben jene tiefere und ältere Urſache iſt dem Herrn Biſchof eine imaginäre Tradition vom „Berufe Preußens.“ Die deutſche Geſchichte hat ſich das Alles nur eingebildet. Es iſt eine Einbildung der preußiſchen Geſchichtsſchreiber, eines Droyſen und von Sybel, daß die Schaffung des preußiſchen Staats, die Arbeit der Germaniſirung des Nordoſtens, die Stellung Brandenburgs zum Kaiſerthum im funfzehnten und ſechszehnten Jahrhundert, die proteſtantiſche Vormacht, die allmählig Erbin Kurſachſens wurde, das Ringen des großen Kurfürſten, Friedrichs des Großen, die Beſtrebungen Friedrich Wilhelms IV. (die Herr von Ketteler ignorirt, um die jetzige Regierung deſto ſtärker des „Boruſſianismus“ anklagen zu können), auf die Führung Deutſchlands durch Preußen hinweiſen, es iſt leere Selbſttäuſchung, daß die Geſchichte des deutſchen Bundes eine Geſchichte des Kampfes Oeſterreichs und Preußens um die Führung Deutſchlands ſei, und daß Oeſterreich mit jedem Jahrzehent unfähiger zu dieſer Führung in

anderem als dem alten Sinne seiner Hauspolitik, der Ausnützung Deutschlands für seine Particularzwecke, geworden. — Daß dieser Beruf Preußens von dem preußischen Beamten, Soldaten, Geistlichen je durch die Brille seines besonderen Berufs gesehen werde, wie der Herr Bischof meint, wird doch nicht als Beweis gelten sollen, daß das Object, welches sie so Alle sehen, gar nicht wirklich existire? Er führt zum Beweise, daß er selbst nicht an Imagination leide, wenn er von diesem Borussianismus spreche, Stellen aus Häusser (der doch kein preußischer Beamter, sondern ein badischer Professor war), Droysen (der auch als Professor in Jena schon längst dieses Gesicht hatte) an und hätte auch noch auf von Sybel, als er in München lehrte, auf Römer, der in Tübingen docirt, sogar auf Männer in seiner nächsten Nähe, wie Ilse in Marburg, Stern, und auch (in seinem Geschichtswerke) Souchay in Frankfurt am Main sich berufen können. Aber seine Berufung auf bedeutende Geschichtsforscher spricht ja eher gegen seine Behauptung von den bloßen Phantasiegebilden. Wenn aber zuletzt der Bischof in die Bahn des Ex-Ministers einlenkt und unter der Aufschrift: „Der Zweck heiligt die Mittel" von schlechten Mitteln spricht, denen Preußen seine raschen Erfolge zu verdanken habe, wenn er lamentirt, daß das jetzige Verhalten Preußens zu Oesterreich so gar unähnlich dem in den Zeiten der heiligen Allianz sei, so vergesse er doch nicht, wer die Fortdauer dieser Allianz unmöglich gemacht hat. O, hochwürdigster Herr Bischof! diesen Punkt zu berühren war nicht behutsam. Die heilige Allianz war zu einer unheiligen entartet, sie hatte die kranken Revolutionsgelüste in Europa zu bekämpfen übernommen und sie zerdrückte zugleich auch die berechtigten Regungen des Volksgeistes. Und wer stand dabei im Vordergrund, Oesterreich oder Preußen? Daran starb die Allianz. Preußen konnte längst nicht mehr in derselben Weise, wie die Kaiser Franz und Nikolaus, den deutschen Staatsentwicklungen gegenüberstehen. Die Allianz war in der griechischen Sache, in den Kriegen Rußlands im Kaukasus und Persien, in Oesterreichs Behandlung Italiens längst untergegangen, als sie vollends durch die Anerkennung des Juli-Thrones in Frankreich, durch die Trennung Belgiens und Hollands, ihren letzten Athem aufgab. — Wo aber wurden die wirklich christlichen Grundsätze derselben auch nur annähernd

gehandhabt, wenn nicht auf dem preußischen Throne, seit Friedrich Wilhelm III. und seine Söhne auf demselben saßen? Die fromme Fürsorge Oesterreichs für Concordat und Kirchenherrschaft wird freilich der Herr Bischof für viel anrechnen, aber er bedenke daneben die Allerhöchst angelächelte Liederlichkeit und Sittenverderbniß Wiens! er vergleiche damit die stramme Sittlichkeit, wie sie in Preußen gefördert wurde*); die Bestechlichkeit und das Verlottern dort, die Redlichkeit und Uneigennützigkeit hier. Nein, zu Gunsten Oesterreichs muß man nicht den heiligen Allianzspiegel herbeiholen. Nun aber, das Bündniß mit Italien! liegt hier nicht der wunde Fleck Preußens? So meint wenigstens der Herr Bischof. Aber wie? sollte Preußen, welches das Königreich Italien anerkannt hatte, ohne damit für alle Mittel einzustehen, welche zu dessen Entstehung wirkten, durch dieses Bündniß eine so entsetzliche That begangen haben? Das Bündniß war dem österreichischen, auf Zerstückelung Preußens gerichteten, entgegengestellt. Es hatte für Italien den Zweck, Venetien von Oesterreich frei zu machen. Es ist wahr, die deutsche und die bourbonische Herrschaft in Italien war durch Eroberung und Aufstand beseitigt worden. Aber sie waren aufgedrungene Fremdherrschaften und hatten sich in hohem Grade unfähig und despotisch benommen. Wären die Italiäner rechte Christen gewesen, wie ohne Zweifel auch der Herr Bischof sie verlangt, so hätten sie ihr Joch in Geduld des Glaubens getragen und nur Gottes Hülfe gesucht. Das waren sie aber nicht, und Rom hatte in so langer Einwirkung auf sie nicht vermocht, sie dazu zu machen. So thaten sie, wie sie konnten, und schüttelten das fremde Joch von sich. Preußen aber erkannte in der nationalen Einigung Italiens eine berechtigte Bestrebung, wie in der deutschen gegen das fremdherrliche Joch Oesterreichs. Ob hierin politischer oder sittlicher Irrthum lag, ändert nichts an der Sache. Preußen aber mußte wünschen, seinen Gegner anderswo zu beschäftigen, und dies hat noch Niemand im Kriege für unerlaubt gehalten, auch Oesterreich nicht, als es die Russen zum Wiedergewinn des verlorenen Ungarns herbeirief.

Freilich, der Herr Bischof hat noch einen schwereren Schlag in petto. Preußen hat mit den revolutionären Ungarn gegen

*) Wir blicken auf das Ganze des Volkes. Die Sittlichkeit der großen Hauptstadt läßt viel zu wünschen übrig und doch ist sie eine andere als in Wien.

Oesterreich agiren wollen. Hierin könnte man mit dem Herrn Bischof einverstanden sein und dennoch seine Gesammtansicht missbilligen. Allein auch hier, um was handelte es sich? Oesterreich wollte Preußen zerstückeln, und längst schon avilir et démolir (Schwarzenberg). Sollte nun Preußen nicht auch auf Zerstörung des österreichischen Kaiserstaats ausgehen dürfen? Und was war Ungarn? ein Wahlreich, dem die Wahlcapitulationen gebrochen waren, dem der Kaiser in Folge der Revolution sein Wahlrecht als Partei einseitig abgesprochen hatte. War es nicht berechtigt, sich zu erheben und seine nie rechtlich aufgegebene Selbständigkeit zu fordern? Konnte es nicht seinen Fürsten außerhalb der Kaiserfamilie wählen? Dazu es zu veranlassen, war kein tückischer Streich, sondern eine natürliche Handhabe. Damit freilich wäre Oesterreich zerbrochen gewesen, es hätte aber nur die Früchte seines Thuns geerntet. Ein schlechtes Mittel war es also auch nicht, das Preußen hier ergriff, wiewohl ich dem Herrn Bischof zugebe, daß es besser nicht ergriffen worden wäre, weil es über das Ziel hinausgriff*). Dieses Ziel war ja nur das Ausscheiden Oesterreichs aus Deutschland, nicht die Auflösung der österreichischen Monarchie, mit der eine Ablösung Ungarns von ihr gleichbedeutend wäre. Seinen Schmerz um Deutschland wollen wir ihm nicht antasten, nur möge er alle Uebertreibung davon ferne halten, die wir darin sehen, daß er Preußen „auf Oesterreichs Kosten" sich „bereichern", und zwar „unter der Oberleitung Napoleons" sich bereichern läßt. Hier redet er Dinge, die, wie er sehr wohl wissen kann, der Wirklichkeit nicht entsprechen.

So bleiben wir denn bei unserer Ueberzeugung stehen, daß der Krieg von 1866 ein von Oesterreich und den deutschen Mittelstaaten verschuldeter, daß er aber für Preußen und Deutschland

*) Wenn man speciell über die Bildung der „ungarischen Legion" auf schlesischem Boden sich so sehr ereifert hat, so scheint man ganz vergessen zu haben, wie schon vor Beginn des Krieges Graf Starczenski in Lemberg seine Krakusenlegion zu errichten unternahm, in der unverhohlenen Absicht, das preußische Polen zu insurgiren. Daß dieses Regiment nie über die erste Schwadron hinauskam und überhaupt das Loos der vielen anderen so pomphaft angekündigten österreichischen Freicorps theilte, spurlos zu verdunsten, das ändert Nichts in der Beurtheilung seines Zweckes.

ein nothwendiger und daß er ein deutscher Befreiungskrieg gewesen sei.

Um dies letztere noch näher zu beleuchten, werfen wir einen Blick auf seine Folgen in Preußen, in den Staaten des norddeutschen Bundes, in den übrigen deutschen Ländern und in der Stellung Deutschlands zu den verschiedenen Mächten und Ländern der politischen Welt*).

Dabei glauben wir hinsichtlich der Einverleibung Kurhessens, Nassaus, Frankfurts und vollends der Elbherzogthümer des Nachweises überhoben zu sein, daß Preußen in seinem guten Rechte mit denselben handelte. Wir schweigen lieber, da wir nicht gezwungen sind zu reden, wie hinsichtlich Hannovers, weil es nicht wohlthuend ist, durch nachherige Aufrollung des Schuldregisters die schmerzliche Wunde des Betroffenen wieder aufzureißen.

Die erste und wichtigste Wirkung mußte auf Preußen selbst gehen. Sie war von mächtiger Bedeutung. Angesichts der gewaltigen Entscheidung auf den Schlachtfeldern hätte die Aufrechthaltung des Trotzes der fortschrittlichen Opposition nur lächerlich erscheinen können. Das Volk hatte gesehen, daß der König mit seinen Ministern, daß sein unvergleichliches Kriegsheer wider den unpreußischen und undeutschen Parteigeist dieser Opposition, die zum Kriege kein Geld verwilligen wollte, das Größte vollbracht, daß es in Preußen noch eine andere, vor dem Abgeordnetenhause dagewesene Macht gab, die ihm seine wahre deutsche Stellung mit Thaten erstritten hatte; es ließ sich daher nicht mehr durch die Phrase und das Parteigeschrei irre führen. Die Opposition war gebändigt, der Conflict beseitigt und, um dies auch der Form nach zu thun, forderte und erlangte die Regierung für die ohne die Bewilligung des Budgets vollbrachten Thaten eine Indemnität. — Regierung und Landtag waren wieder einig, und die Arbeiten für die Einverleibung der neuen Lande konnten ihren ungehemmten Fortgang nehmen. Die Welt aber sah, wie in Preußen König und Volk sich angehören, und wie die Constitution mit ihren Staubwolken des Kampfes zwar diese Einheit trüben und verdunkeln, aber nicht aufheben konnte. Die Mäßigung der Regierung nach dem Siege war

*) Dies Letztere behalten wir uns für eine kleinere Schrift vor.

die stärkste Bürgschaft für den hergestellten Frieden. Der preußische Staat aber war mit einem Kraftbewußtsein erfüllt, wie es an sich schon ein hohes Gut des Volkslebens ist, und dennoch mit dem demüthigen Gefühle der Abhängigkeit von Gottes allmächtigem und gnädigem Walten, durch welches dieses Bewußtsein der Kraft in ein höheres Gebiet hinaufgehoben und zu einer Offenbarung des Reiches Gottes auch im Leben des Staates verklärt wird. Dieses Kraftgefühl erwies sich vor allem in und gegenüber von dem Kriegsheere und dessen jetziger Gestalt, dann aber auch hinsichtlich der Finanzverwaltung, die ohne Anleihe solchen Krieg durchgehalten, und am allermeisten in der begeisterten Liebe zum Königshause, dessen Helden, den greisen König an der Spitze, vom Siegesglanz umleuchtet waren. Welch andern Blick in die nächste Zukunft gab es, daß der König aus solchen Anstrengungen jugendlich frisch heimkehrte und daß einer der Sieger in der großen Entscheidungsschlacht der Thronerbe war. — In Preußen selbst konnte an dessen deutscher Bestimmung Niemand mehr zweifeln.*)

Aber von der Kleinstaaterei im Ganzen muß hier geredet werden. Haben die Deutschen etwa nicht, wie ihrer kleinsten Fürsten einer, der aber ein gesundes Herz hatte, unter der „Masse von Er„bärmlichkeit, die in der Flachsenfingerei eines kleinen Staates auf„tauchte", geseufzt?**) Bedurften sie erst des Hohnes der Engländer und Franzosen über ihr „mittelaltriges Gewirr von Großherzogen „und Herzogen, von Fürsten, Staaten, Stäätchen, Völkern und Be„völkerungen", „von Pfalz- und Landgrafen, deren verrosteten An„sprüchen, die zu Marionetten einer vorstädtischen Theaterbude ge„worden", von dem „Ungethüm Deutschland und dem great father„land und seinem Winterschlaf", um brennend die kranke Stelle des deutschen Lebens zu fühlen? Wer hat je in Deutschland ohne inneres Ja! die Worte des obengenannten Niebuhr gelesen***):

*) Man darf nur die Sprache der Berliner Blätter vor und nach dem Kriege, mit Ausnahme der albernsten Pöbelblätter, vergleichen. S. die liberale Tagespresse Berlins im Sommer 1866. Leipzig 1866, wo eine klare Charakteristik gegeben wird. Auch Witte: Monarchie oder Demokratie. Greifswald 1867.

**) Köpke: Das Ende der Kleinstaaterei. Berlin 1866. S. 5 f.

***) a. a. O. S. 30 f.

„Ein Staat kann nur heißen, was in sich Selbständigkeit hat, „fähig ist, den Willen zu fassen, sich zu behaupten und sein Recht „geltend zu machen, nicht, was einen solchen Gedanken gar nicht „hegen kann, was sich einem fremden Willen anschließen und unter„ordnen muß, und diesen ergreifen, wo er der eigenen Lebens„fristung am günstigsten scheint. Solche geschützte Gemeinheiten „mögen denen, die in Zeiträumen von Ruhe in ihnen leben, sehr „gemächlich sein, günstig sogar für Litteratur und Künste; aber „wer nur ihnen angehört, hat kein Vaterland, und es gebricht ihm „am Besten, was das Schicksal zur Ausrüstung des Mannes zu „verleihen vermag. Denn nicht nur in der Knechtschaft ist die „Hälfte des Mannes geraubt; ohne Staat und unmittelbares Va„terland gilt auch der Beste wenig, durch sie auch der Einfältige „viel. Sind die Zeiten gefahrvoll und bedrängt, so wird denen, „die zur Vertheidigung der Nation berufen sind, durch diese Nicht„staaten um und neben ihnen viel Kraft entzogen und ihre Last ver„vielfacht." Ist es nicht, als hätte der Mann die Zukunft geschaut? — Und wie spricht Friedrich der Große über das Kleinfürstenthum!*) Ein lebendiges Gemälde davon hat Köpke gegeben**). Wenn der Krieg von 1866 dieses Unwesen gemindert hat, statt es zu mehren, so hat er in der That befreiend auf Deutschland gewirkt. Die Gerechtigkeit und Nothwendigkeit dieser Minderung auch noch weiter als sie geschehen ist, fängt an, überall klar zu werden***).

Daß mit den neu einverleibten Ländern und mit den angeschlossenen Kleinstaaten eine andere Stellung, zum Theil eine Auflösung, zum Theil eine Umgestaltung der politischen Parteien gegeben war, daß diejenigen, welche zuvor sich damit gebrüstet, daß Preußen wider Willen Schleswig erobert habe, welche hernach gegen die Einverleibung dieses Landes ohne den Willen der Einwohner protestirt, welche feierlich erklärt hatten, wenn das Bismarck'sche Ministerium gehe, gerne Minister werden zu wollen, die Männer,

---

*) Oeuvres, VIII, 94.

**) a. a. O. S. 11 ff. Diese ganze Schrift eines geistvollen Historikers verdient auch jetzt noch und immer wieder gelesen zu werden.

***) Vergl. H. v. Treitschke: Die Zukunft der norddeutschen Mittelstaaten. Berlin 1866.

durch deren Wahl die Stadt Berlin sich immer von neuem lächerlich machte, nur im Vergessen ihrer Thaten und Worte Schutz vor der gleichen Lächerlichkeit finden konnten, braucht nicht mehr gesagt zu werden. Aber dem Volke waren die Augen aufgegangen. Die neuen Wahlen bezeugten es laut, wenn auch Berlin und Breslau außer der wirklichen nationalen Strömung blieben und eben damit auch ihre wahre Stellung als Hauptstädte wegwarfen*). Aber auch von diesen Männern haben etliche den neuen Standpunkt bereits gewonnen und sich der nationalen Strömung wieder zugewendet, sie sind von neuem Preußen und Deutsche geworden. Auch von der Gegenseite kann dies nicht unterbleiben, und damit ist der alte Gegensatz der Parteien gelöst und das einheitliche Streben für das Vaterland, nicht mehr mit dem Unterschiede des engeren und weiteren, gewonnen. Es wird immer Conservative und Liberale geben, aber nicht immer steife Principien-Reiter, wenigstens nicht immer Millionen, die sich von ihnen bethören lassen.

Was hat denn nun dieses räuberische Preußen mit den neu erworbenen Ländern gethan? Es hat sie so rasch als möglich in sein eigenes Staatswesen aufgenommen, um durch die Bande der Einheit, welche sich zwischen dem alten Preußen und den neuen Landen knüpfen, das peinliche Gefühl der Veränderung so bald als thunlich zu heilen. Verständige Männer aus den neuen Landen haben sich seitdem in Schriften**), wie in Reden im preußischen Abgeordnetenhause darüber so ausgesprochen, daß kein Zweifel über den Gewinn der neuen Lande mehr obwalten kann***). Wenn dies nicht auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens, sondern nur auf dem staatlichen durchgeführt worden, so haben wir darüber später noch ein Wort zu reden. Der Uebergang ist ein kurzer gewesen, und seit dem 1. October des abgelaufenen Jahres sind die neuen Lande völlig einverleibt. Was ihnen an sogenannter selbständiger Bedeutung verloren gegangen ist und was von ihren Regenten

*) J. Schmidt: Die Nothwendigkeit einer neuen Parteibildung. Berlin 1866.

**) Z. B.: Nun sind wir Preußen. Von einem Hannoveraner. Bremen 1866.

***) Z. B. Thaulow in der oben angeführten Schrift und: Schleswig-Holsteins Verbindung mit dem preußischen Staate. Kiel 1867. u. a. m.

hauptsächlich zu Hinderung der Kraft und Einheit Deutschlands misbraucht worden war, das ist ihnen mehr als ersetzt durch das Verschwinden des Streites, worin sie seit Jahrzehenten lebten, in den Elbherzogthümern um Sprache und Nationalität, um relative Selbständigkeit und ständisches Recht, in Hannover um die rechtmäßige Verfassung, in Kurhessen um dieselbe und um jede rechtmäßige Aeußerung der Freiheit, noch abgesehen von den Vermögensfragen an Geld und Gut, in Nassau um die Besitzthümer des Staates, welche der Fürst in sein Privateigenthum verwandelt hatte. Wo ist unter der neuen Herrschaft ein solches Misgönnen zwischen Fürst und Volk, ein solches habsüchtiges und herrschsüchtiges Vorwalten der dynastischen Familie? Und in Hinsicht der höchsten Güter des Geistes, abgesehen noch von Religion und Kirche, wie gar nicht konnten diese Lande durch den Eintausch der preußischen Gemeinschaft verlieren, ja wie sehr mußten sie meist gewinnen? Mit wie großer Uneigennützigkeit hat der preußische Staat ihnen all seine reichen Schatzkammern geöffnet, und wie viel weiter und freier kann der Einzelne athmen in dem Volksthume, das eine so große Mannigfaltigkeit einschließt.

Hat doch der preußische Staat nunmehr nahezu alle deutschen Grundstämme in sich gefaßt und brauchte dazu nicht einen einzigen durch die Eroberung neu aufzunehmen*). Denn nur der bairisch-österreichische Stamm ist kaum vertreten in ihm, der schwäbische war längst aufgenommen im Lande Hohenzollern, der fränkische, jetzt durch Nassau und Frankfurt und einen Theil von Hessen verstärkt, lebte in der Rheinprovinz, der hessische, der in seiner Gegenwart selbst nur eine Durchdringung des thüringischen und fränkischen ist, war in ähnlicher Mischung am Niederrhein vorhanden, der thüringische oder obersächsische schloß sich nur an die thüringischen Lande Preußens an, der niedersächsische in Hannover an Westphalen, wie andererseits in den Elbherzogthümern an Sachsen und Brandenburg. In Schlesien, in Posen, in Preußen, in Pommern und in Brandenburg selbst ist es und war

*) Vergl. die treffliche Broschüre: „Preußen und Schwaben. Von einem Annectirten", deren Verfasser seinen engeren Landsleuten namentlich die völlige Grundlosigkeit ihres Preußenhasses in unwiderleglicher Weise darthut.

es immer der sächsische Stamm in seinen verschiedenen Abtheilungen, der mit den slawischen Urbewohnern sich mischte, sie überwand, auffog, assimilirte. Es hat ein Mann, der mit dieser ethnographischen Behauptung sich ein Denkmal setzte*), die Brandenburger u. s. w. als gar keine rechten Deutschen, sondern als ein Slawen-Gemengsel betrachten wollen und nicht bedacht, daß, was er in dieser Hinsicht sagte, eben so genau auf Oesterreich paßt, als es auf Preußen keine Anwendung findet. Eben dieses nordöstliche Deutschthum in seiner Assimilation des urverwandten Slawischen hat ein Recht, als echtes Deutschthum erkannt zu werden, denn es hat die deutschen Thaten gethan, während gerade die Süddeutschen, die er als die wahre Deutschheit preist, des romanischen Elementes so viel in sich walten lassen, daß ein Schriftsteller das leichte Hinfallen derselben an Frankreich und den Rheinbund und die immer erneuerte halbe Gebundenheit an die französische Macht daraus erklären will.**) Hier im östlichen Deutschland ist eben das siegreiche und daher auch das hellbewußte Deutschthum, während im Süden das celtisch und romanisch berührte, wenn auch unbesiegte, doch auch nicht sieghafte sich findet. Dabei ist der zahllosen Colonien zu gedenken, welche aus allen deutschen Stämmen, auch die Salzburger, Tyroler und Oesterreicher eingeschlossen, die preußischen Herrscher in ihre Lande gezogen haben. Freilich ist die Provinz Preußen ursprünglich von gothischen Pruthenen bewohnt, also urdeutsch, hernach von der Blüthe deutscher Ritterschaft aus allen deutschen Gauen, mit den sie begleitenden Mannen, rein deutsch colonisirt, als der rechte Auszug deutschen Wesens zu betrachten.

Und über Alles noch Eine Betrachtung. Niemand zweifelt daran, daß dieses energische, schlagfertige, elektrische Preußen nicht

---

*) Es war Julius Fröbel im würtembergischen Staatsanzeiger, derselbe Mann, der seine Laufbahn mit einer für seine Jugend fürwitzigen, frechen und auch seiner Zeit gebührend abgefertigten geographischen Schriftstellerei begann in einer Zeitschrift, wo er den damals schon riesig den jungen Anfänger überragenden Carl Ritter in lächerlicher Weise angriff, der in Oesterreich begnadigte Aufrührer, der sich von dem österreichischen Machiavellismus gegen Deutschland mißbrauchen ließ und zuletzt mit den würtembergischen Schmähartikeln und seinem bairischen Großmachtsproject sich charakterisirte.

**) Ilse a. a. O. Heft 1. an mehreren Stellen.

einfach ein Gewächs der Stammesnatur seiner Bewohner, sondern daß es mindestens ebensosehr das Werk — der Hohenzollern ist. Wenn irgendwo, so ist hier der Staat das Werk des Fürsten geworden. Wenn irgendwo, so könnte hier, in ganz anderem Sinne als Ludwig XIV., der Fürst oder wenigstens die Dynastie sagen: Der Staat bin ich! Und diese Hohenzollern waren — halb Schwaben, halb Franken. Sie waren Schwaben der Urheimath nach, Franken durch ihre staatsmännische Bildung. Ist hier nicht in den mächtigen und tiefwirkenden Herrschern die schönste Verschmelzung des Deutschen, welches sich als urdeutsch erklärt, mit dem gewordenen Deutschen zu erblicken?*)

Nur Eines noch zu dieser Nachweisung des Deutschen in Preußen, nämlich die Erinnerung daran, daß auch nach der Einwanderung schwäbischer Ritter und Edlen in die Provinz Preußen eine spätere noch stattfand, die sich auf Tausende von Köpfen belief, und die ein ächt preußisch gesinntes Schwabenthum, also gerade das rechte und reine Deutschthum in Preußen aufzeigt. Aber nicht nach Preußen allein, auch in das polnische Gebiet (Posen), auch nach Pommern und Brandenburg, sind ganze Schwaben-Colonien gekommen.**)

So sind die neuerworbenen Lande in der That aus der einseitigen Stammesfraction in ein reiches deutsches Gesammtleben im preußischen Staate getreten, und dies wird auf sie zurückwirken

---

*) Diese schwäbische Seite des preußischen Staates ist glücklich hervorgehoben in: Neuestes Gespräch mit dem Grobian über die Aufgaben und Aussichten Deutschlands nach dem Kriege. Leipzig, 1867. S. 45 ff. — In heiterer Weise kam sie einmal an der Tafel des verewigten Königs Friedrich Wilhelm IV. zur Sprache. Es war an einem Theile derselben in nächster Nähe des Königs von einer schwäbischen Sitte die Rede, für deren Verständniß es auf ein specifisches Gefühl ankam, und verschiedene Ansichten wurden ausgesprochen. Der Verfasser im Gespräche mit seinem Nachbar begriffen, hatte sich nicht dabei betheiligt. Er wurde zur Entscheidung aufgerufen mit dem Worte des Königs: „wir haben einen Schwaben am Tische, der mag entscheiden." Der Verf. antwortete: „Majestät, es sind deren zwei" und auf die verwunderte Frage: „wer sonst?" sagte er: „Hohenzollern liegt mitten in Schwaben." — „Er hat ganz Recht" fuhr der König fort, „und ich spüre etwas davon in mir selbst."

**) S. Dr. M. Beheim-Schwarzbach: Friedrich der Große als Gründer deutscher Kolonieen in den im Jahre 1772 neu eroberten Landen. Berlin, 1864.

und, was im alten Preußen schon durch die Mischung der Stämme geschehen war, sie in physischer Anlage und geistiger Begabung bereichern, ohne ihre Eigenthümlichkeit mehr zu verwischen, als es in Westphalen, Rheinland, Pommern geschehen ist. Jene Lande sind also in einem volleren Sinne deutsch geworden, als sie es zuvor waren, und die Völkerstämme sind der Gefahr entronnen, durch Blindheit ihrer Leiter im Dienste der slawischen oder romanischen Bestrebungen gegen die germanische Macht zu stehen, wie sie in demselben standen, so lange sie dem germanischen Preußen als Anhänger Oesterreichs und hierdurch vermöge der Zersplitterung Deutschlands als Förderer der Absichten Rußlands und Frankreichs gegenüberstanden. Es wird in den weiteren Jahren erst zum Bewußtsein kommen, von welchem drückenden Alp sie befreit worden sind. Und die Befreiung wird noch weiter gehen, wenn sie selbst erst mancher „berechtigten Eigenthümlichkeiten" müde geworden sind, welche für jetzt noch geschont werden müssen. Es ist eine bekannte Thatsache, daß die Menschen und besonders ganze Völker sehr oft krampfhaft als höchste Güter festhalten, was, näher besehen, kranke Auswüchse ihres Leibes sind. Natürlich wird eine Generation erst vergehen müssen, ehe alle gestörten und gekränkten Interessen vom Schauplatz werden verschwunden sein.*) Aber ein einziges Jahr hat hingereicht, um von Hannover, wo die Anhänglichkeit an den alten Fürsten die leidenschaftlichste war, Zeugnisse eines überall gefühlten Fortschrittes und besseren Zustandes hervorzurufen. Die verzogenen und verzärtelten „Schmerzenskinder" Deutschlands werden auch einige Zeit bedürfen, ehe sie sich stark und frisch in dem neuen Elemente bewegen. Und noch mehr wird Frankfurt längere Zeit bedürfen, sich einzuleben, weil hier der Schritt aus der völligen

*) Eine Gefühlsweise wie die des Herrn von Hodenberg (s. oben) wird wohl schwer durch die Thatsachen geändert werden, ein Dr. Ewald, der alles Unheil Deutschlands von Preußen ableitete, alles Heil von Oesterreich erwartete (s. Ueber Deutschlands allgemeine Mängel, Göttingen 1860) wird, nachdem er so lange die Propheten erklärt und doch das Weissagen nicht gelernt hat, auch jetzt wohl in der Consequenz seines Grolles verharren. Aber Männer von dem gesunden, ächt deutschen Sinn und der unabhängigen Einsicht des Grafen von Münster (s. Politische Skizzen über die Lage Europas vom Wiener Congreß bis zur Gegenwart. Leipzig, 1867. S. 130 ff.) werden sicher für eine befriedigende Zukunft wirken.

Selbständigkeit zur Abhängigkeit gegangen ist, und weil die Selbstkraft zugleich mit der Fähigkeit als Glied eines Ganzen zu leben erst hergestellt werden muß. In Hessen und Nassau kann die Eingewöhnung kaum große Schwierigkeiten darbieten.

In dem so gewordenen erweiterten Preußenstaat muß das deutsche Gefühl und Bewußtsein von nun an das herrschende sein. So stolz auch die frühere altpreußische Partei auf das specifische Preußenthum pochte, es war doch nur ein verengter germanischer Stolz, den sie hegte, und man ist ihr Dank schuldig, daß sie, durch denselben beherrscht, die Kraft Preußens auf den Augenblick und auf den Mann des Augenblicks, der selbst ihren Reihen angehörte, zusammengehalten hat. Es ist überflüssig und unpolitisch, jetzt noch zu suchen, wo vielleicht schon früher diese Kraft hätte einsetzen und zum Ziele gelangen können. Wir sind gewiß, daß sie nirgends mit demselben Erfolge hätte eingreifen können, der jetzt errungen ist. Jetzt ist der alte Formelstreit entschieden. Preußen kann in Deutschland aufgehen, weil Deutschland in Preußen aufgehen will, weil endlich Preußens Beruf, den zuvor nur die forschenden Augen der Wenigen sahen, jetzt den Millionen klar geworden ist, da die Millionen nur durch Thaten und Thatsachen lernen.

Dies ist geredet, als wäre ganz Deutschland schon geeinigt und als wäre Preußen schon in sich fertig oder der norddeutsche Bund ein vollkommenes Werk. Es versteht sich von selbst, daß keine dieser überschwänglichen Voraussetzungen zu gelten hat. Vielmehr hat ja die Entstehung des Bundes und des Reichstages sowohl für Preußen und seine Bundesgenossen, als für die noch außerhalb stehenden deutschen Länder neue Verhältnisse geschaffen, die auch neue Wirkungen haben müssen. Die Frage aber, welches diese Wirkungen sein sollen, wird natürlich von Verschiedenen verschieden beantwortet. Natürlich werden so abnorme, mittelalterlich zurückgebliebene Zustände wie die mecklenburgischen nur allmählig der Macht der neuen Verhältnisse weichen. Daß aber für dieses Land der Krieg von 1866 alsdann im engsten Sinne ein Befreiungskrieg wird gewesen sein, ist sicher.*) Daß der Bund in den we-

*) Man lese Schriften wie: Pankow, über Mecklenburgs angeblich bewährte Institutionen. Berlin, 1867. Offene Briefe eines hanseatischen Juristen. Berlin und Leipzig 1867. Besonders die letzteren in Betreff der An-

sentlichen Grundlagen seiner Einrichtung (preußische Leitung, Bundesrath mit seinem Bundeskanzler und Kanzleramt als Regierung, Reichstag aus unmittelbarer Volkswahl) das für die nächste Zukunft Erforderliche ist, kann zugegeben und zugleich anerkannt werden, daß es dem hochbegabten und in seiner Mäßigung ebenso wie in seinen durchschlagenden Erfolgen bewundernswürdigen Staatsmanne Grafen Bismarck gelungen ist, die ersten Schritte des Bundes auf ein Gebiet zu lenken, wo die wichtigsten und allgemein verständlichen Früchte zu gewinnen sind. Allem voran steht die Aufhebung der Schranken zwischen den Bundesstaaten, die nunmehr für den Unterthan der einzelnen Fürsten nicht mehr Ausland sind, also eine größere deutsche Heimath für Alle, damit auch gleicher Schutz der Bundesangehörigen in der ganzen Welt; sodann folgen die noch fernere Aufhebung der Hemmnisse im Erwerb, Verkehr und Handel, die zu erstrebende Einheit in Maaß, Gewicht, Münze und die Anbahnung gleichen Rechts, die Einheit des Heeres und der Marine u. s. w., mit einem Worte die wesentlichen Erfordernisse für die politische und wirthschaftliche Einheit einer Nation. Damit aber der Bund nicht seinen nationalen Charakter erst suchen müsse, war gleich für den Eintritt der süddeutschen Staaten in die Zoll-Union von Deutschland (außer Oesterreich) vorgesorgt und mit ihnen ein Schutz- und Trutzbündniß für den Kriegsfall geschlossen. Viel mehr als man nach dem Prager Frieden hätte erwarten können, war schon gewonnen. Der Reichstag hatte sich mit Dingen zu beschäftigen, die ihren Wiederhall in der Werkstätte des Handwerkers, auf dem Fahrzeug des Schiffers, im Magazin des Krämers, im Comtoir des Kaufmanns finden mußten, und wo solche Einheit und Gemeinschaft geschaffen wurde, da verstand sich die Garantie der allgemein menschlichen Rechte eigentlich von selbst. Alle Arbeiten Preußens für Deutschland, alles scheinbar vergebliche Ringen am alten Bundestag, alle viel gehemmten Strebungen im Zollverein haben Ziel und Lohn in der Verfassung des norddeutschen Bundes gefunden.*)

nexionen. Preußen und seine Bedeutung für Deutschland. Hamburg, 1866. Die Herzogthümer seit dem 15. November 1863. Berlin, 1866.

*) S. Glaser: Archiv des norddeutschen Bundes. Heft 1—4. Berlin, bei Kortkampf.

Daß die Verfassungen der Einzelstaaten und die Stellung der Landtage derselben durch diesen Erwerb eine Veränderung erfahren mußten, ist klar. Zunächst bestand dieselbe nur in einer Vereinfachung ihrer Aufgabe, aber auch Verminderung ihrer Macht. Dieselbe wird bereits von Seiten derer, welche in diesen Versammlungen den Weg erkannt hatten, ihr Ideal eines Staates zu verwirklichen, nämlich der Männer des sogenannten deutschen Fortschrittes, schmerzlich gefühlt und zum Ausgangspunkte düsterer Weissagungen über die Wirkung des Bundes gemacht. Sie finden allerdings den Bund mit dem Uebergewichte Preußens in demselben auch an sich unausführbar, weil er doch nur eine Erweiterung des „absolutistischen Militärstaates" sei, wie er der Tradition des alten Preußens angehöre, und unter dem bloßen Scheine seines Mitwirkens das Volk und seine Staatsgewalt lähme, wogegen dasselbe schließlich nur mit einer gegen den Thron selbst sich erhebenden Energie ankämpfen könne, weil überdies durch den Eintritt Baierns in diesen Bund dereinst der alte Dualismus sich erneuern werde.*)

Es ist immerhin beachtenswerth und wirft ein scharfes Licht auf diese Partei zurück, wenn wir sie, wie in den Kleinstaaten, mit Hand und Fuß sich gegen den Eintritt in den Bund sperren sehen und wenn sie so offen ihr Klagelied darüber erschallen läßt, daß der Bund nicht nach ihren Recepten d. h. in Wahrheit als ein Bund von Republiken, sondern in der alten preußischen Weise durch starken Willen und starkes Schwert seine Entstehung gefunden hat. Denn es läßt wahrnehmen, wie wenig tiefer Ernst es mit den deutschen Aussichten gewesen ist, welche sie früher eröffnete, wenn nur erst die Regierung sich ihr unterwärfe. Aber sei es; die Unzufriedenheit derer, die um ihr großes Gewicht gekommen sind, ist nicht weniger begreiflich, als die der entfernten Landesherrn. Die „innersten Bedürfnisse des deutschen Volkes" sollen in der neuen Staatsordnung unbefriedigt sein, weil die Bedürfnisse der Partei allerdings nicht befriedigt sind. Auch sie muß sich, ebenso wie

*) Groote: Der norddeutsche Bund, das preußische Volk und der Reichstag. Leipzig, 1867, und: der preußische Liberalismus und das norddeutsche Parlament. Leipzig 1867, welche letztere Schrift insbesondere die jetzige Lage als neuen Sieg der „feudalen Partei" über die liberale betrachtet, der aber nicht von Dauer sein könne.

ihre altpreußische Gegenfüßlerin, mindestens in das nun Bestehende zu finden suchen. Aber gewiß wird die von ihr gewünschte Dismembration des preußischen Staates nicht beschlossen werden, um gehörig kleine Körper herzustellen, über welche dann die Bundesregierung walten solle. Es fällt einem dabei das Wort Wallensteins ein:

Wär' der Gedank' nicht so verwünscht gescheidt,
Man wär' versucht, ihn herzlich dumm zu nennen.

Auch die Schreckschüsse von dem „der Knechtschaft von neuem überlieferten Volke" werden dazu nicht veranlassen.

Gewichtiger ist der Einwand gegen die Bundesverfassung, daß sie eine schädliche Theilung der wirthschaftlichen und der idealen Interessen zwischen dem Reichstag und den Landtagen der einzelnen Bundesglieder geschaffen habe, die nothwendig die letzteren beeinträchtigen müsse. Allein keiner der Gegner kann in Abrede stellen, daß die materiellen Interessen zunächst vorantreten mußten, wenn die Einheit eine Realität sein sollte, keiner kann in Abrede stellen, daß den Landtagen die freie Bahn für die geistigen Interessen gelassen ist und diese höchstens beklagen könnten, daß ihnen im Militär-Budget ein Mittel entzogen sei, auf die Regierungen für andere Gebiete den nöthigen Druck zu üben. Damit ist ihnen aber nur ein Mittel entzogen, das sie sich wider Recht und Verfassung in Preußen angemaßt hatten. Lassen wir dem preußischen Parlamentarismus den Trost, den er sich selber zuspricht, er hätte zwar im Kampfe mit der Regierung nicht gesiegt, wohl aber die Verlegung des Kampfes auf das rechte Schlachtfeld erzwungen, wenn auch dies mit den Erklärungen der Fortschrittspartei über den Krieg in Schleswig, über die Marine und selbst über den Krieg mit Oesterreich nicht sonderlich stimmen will.

Man sagt uns von einem höheren Stuhle als dem der Partei herab, der Bund sei unmöglich, wenn er nicht die Einheit auf Kosten der Freiheit durchführen wolle, diese Einheit könne nur eine Knechtung der Bundesstaaten durch Preußen werden. Denn immerhin sei doch Preußen verpflichtet, die neue europäische Großmacht von 29 Millionen oder die künftige Weltmacht von 38 Millionen durch die fortdauernde Spannung seiner eigenen Wehrkraft zu den Anstrengungen zu nöthigen, welche sie für den Zweck der Selbsterhaltung des Bundes zu leisten haben. Dadurch aber werde im preußischen

Theile des Bundes dasselbe Gefühl, dieselbe Selbstansicht, derselbe Machtwille erhalten, welche bisher diesen Staat zu seiner Action auch über seine materielle Größe hinaus befähigt haben. Dieses Gefühl aber und die Freiheit der Bundesstaaten vertragen sich nicht zusammen. — Ein ernstes und gewichtiges Wort, das wir hiermit vernehmen. Unläugbar würde, wenn es sich bewahrheitete, das Reden von deutscher Aufgabe und ihrer Lösung durch Preußen im preußischen Munde zur Unwahrheit. Muß es aber so kommen? giebt es nicht eine Gegenkraft wider solche Gefahr? Es giebt eine, aber auch nur Eine. Sie heißt Selbstbeschränkung, und Preußens Herrscher und Staatsmänner haben die schwere Aufgabe, sie trotz alles Machtbewußtseins zu üben und wirklich deutsch sein zu wollen. In neun und neunzig Fällen wird die deutsche Natur des preußischen Staates diese Uebung nicht Bedürfniß werden lassen, weil das Preußische auch das Deutsche ist, aber im hundertsten Falle darf sie nicht fehlen. Die bisherigen Schritte Preußens seit dem Kriege lassen wahrnehmen, daß die Ueberzeugung von dieser Pflicht in seiner Spitze lebt. Im schlimmsten Falle aber möge die deutsche Gesinnung und Pflichttreue im Reichstage das ihrige thun.

Daß Deutschland von seinem Bunde ganz andere Dinge erwartet, als der vorige Bund geleistet hat, bedarf des Aussprechens nicht mehr. Die Fragen der Gewerbe und des Handels, der Freizügigkeit und der Rechtsgleichheit, des Schutzes zu Land und Wasser, des Verkehrs und der Correspondenz drängen sich zwar in erster Linie voran, aber ihnen folgen höchst gewichtige, wie die Abwendung des Verlustes an Menschen und Vermögen durch die überseeische Auswanderung, während in Deutschland selbst und den anstoßenden Ostländern für Colonisation noch so viel Raum bleibt, daß Millionen aus dem übervölkerten Süd- und Mittel-Deutschland dort eine nährende Heimath finden und zugleich die Mischung der deutschen Stämme verstärken könnten*), ferner die Beseitigung der Ursachen, welche

*) Man lese über die Möglichkeit der Niederlassung in Norddeutschland und über die Vortheile, die sie dem Süddeutschen darbietet, z. B. Pfeil: Sand und Sumpf in: Archiv für Landeskunde der preußischen Monarchie. Berlin, 1850, Heft 1, S. 153 ff. Wurffbain: über das Meliorations-Project im Thale der Unstrut. Ebend, S. 164 ff. u. a. m.

im Norden (Mecklenburg) die Menschen nach Amerika treiben, die Gewinnung solcher Colonien jenseits der Meere, wohin die etwa noch unvermeidliche Auswanderung gelenkt und der Heimath fruchtbar gemacht werden könnte. Die große Zeitfrage der Arbeiterbevölkerung in ihrem Verhältnisse zum Capital, oder weiter gefaßt die sogenannte „sociale Frage", auf geistigem Gebiete aber die Einheit oder doch Gleichartigkeit der Volksbildung in der wissenschaftlichen Vorbereitung für höhere Berufsarten, die Prüfungen für den Staatsdienst, die Universitäten, der möglichste Austausch auch der Menschen zwischen dem Norden und Süden Deutschlands, damit die Innerlichkeit und Gemüthstiefe des Südens dem Norden, die praktische Gewandtheit und disciplinirte Kraft des Nordens dem Süden zu statten käme, alle diese Fragen fassen in sich noch eine Reihe großer Aufgaben, und an diesen wirklichen Dingen muß sich vor Allem der Einheitssinn der Deutschen erproben.

Auf die Frage, ob die Einheit der Freiheit oder die Freiheit der Einheit vorauszugehen habe, brauchen wir uns nicht weiter einzulassen. Denn bis zu einem gewissen Grade bringt die Einheit von selbst und ungesucht aber auch unverhinderlich die Freiheit, und dann fragt es sich, was denn der Inhalt der Freiheit sein soll, die man sucht? Es ist kein Zweifel, daß die Freiheit der Person und des Eigenthums, des Hauses und die sogenannten Grundrechte, wie sie in der Verfassung des Bundes von 26. Mai 1849 gefordert werden*), sich theils schon jetzt aus der gewordenen Einheit ergeben, theils künftig ihr Resultat sein werden. Nur mögen sich die Deutschen hüten, daß sie nicht als unentbehrlich zur Freiheit erachten, was diese Bedeutung nicht hat.

Was man uns zuerst nennt, ist das allgemeine Wahlrecht. Der norddeutsche Bund hat es zur Wirklichkeit gemacht. Es ist noch nicht an die Stelle des bisherigen beschränkten Wahlrechts in den Einzelstaaten getreten. Wird dies geschehen oder nicht? Es ist kein Anlaß gegen dasselbe aus Gründen der Furcht sich zu sträuben, denn es bringt unverfälschtere Wahlen, mehr wirkliche Ausdrücke der Volkswünsche. Aber nehmen wir auch nicht Stimmungen der Masse für diejenige Stimme des Volkes, welche Gottes

*) Glaser: Archiv des Norddeutschen Bundes. S. 126 ff.

Stimme genannt wird. Man vergesse nicht, daß in unseren Kammern, seien es zwei oder sei es nur eine, künftig nicht mehr über Krieg und Frieden und was dazu nöthig ist, über die Finanzen des Heeres und der Flotte zu verhandeln sein wird, daß auch das Recht künftig eine Einheit in Deutschland werden und daher auch die Justiz als gemeinsame Sache möglich werden wird. Und sollten nicht auch die Gebiete der Volksbildung von den Volksschulen bis zu den Universitäten und Akademieen noch ebenso gut dem Reichstage übertragen werden können? ja sollten sie es nicht im natürlichen Fortgang der Entwicklung müssen? Was wird dann für die einzelnen Bundeslande und ihre Vertretungen bleiben und nach der verschiedenen Lage und Gestaltung der Länder auch bleiben müssen? Ackerbau, Gewerbe und Nahrung, öffentliche Arbeiten, Polizei und Gemeinde-Verwaltung. Wird nicht auch in diese letzteren Gebiete eine freiere Bewegung bei geschlossener Kraft durch die Selbstverwaltung von Gemeinden, Kreisen, Corporationen kommen, und in welcher Weise wird das Repräsentativ-Wesen eines größeren Landes sich in Folge davon gestalten?

Man erschrecke nicht, wenn wir es kurz und klar aussprechen, daß wir für diese Landesvertretungen das ächte *ständische Princip* als das einzig fruchtbringende erachten. Hier wird es gelten, daß nicht mehr blos eine Idee vertreten werde, die des Volks, des Staates, sondern eine überschaubare Realität, daß jene große ideale Seite dem Reichstag, diese dem Umfang nach kleinere reale Seite dem Landtag gehöre, ohne deswegen jene von diesem ganz auszuschließen, wie es ja in unserer Zeit nicht möglich ist. — Eine *Interessen-Vertretung* wird allein den wirklichen Bedürfnissen entsprechen. Es war keine Blindheit, sondern gute Voraussicht, daß in Preußen die Provinzen ihre Landtage erhielten und auch behielten, als die Landesvertretung bestand. Der vereinigte Landtag war nur darum nicht auf der Höhe der Zeit, weil er unter dem Banne der Fiction blieb, daß es drei Stände gebe, drei, nicht mehr und nicht weniger. Es giebt aber deren mehr, eher zehn als drei. Die *wirklichen* Stände sind es, welche der Vertretung bedürfen, nicht blos die einst gewesenen, die das ganze Volksleben unter sich theilten. Längst ist von den Ständen des mittelalterlichen Staates die Kirche, ehemals der mächtigste Stand, ausge-

schieden. An ihre Stelle ist der freie Bauernstand getreten, dessen Grenze nach oben und nach unten eine fließende geworden ist. Der Adel ist nicht mehr der einzige größere Landbesitzer außer dem Landesherrn und der Kirche. Vielmehr hat der Landesherr seine Güter (Domänen) meist dem Staate überlassen, und dieser hat sie veräußert oder verpachtet. Ein bürgerlicher Stand der Verwalter oder Besitzer von Rittergütern ist entstanden, und auch Bauern haben mit vereinten Kräften solche Güter mit den daran haftenden Rechten erworben. Außerdem hat mancher Bauer durch Ankauf von Bauernhöfen einen rittermäßigen Landbesitz erworben, und mancher Schlächtermeister aus der Stadt residirt stattlich in seinem alten Edelhofe. Wo ist da noch eine andere Grenze zwischen dem Bauer- und dem Gutsbesitzer, als die der Größe des Besitzes, nicht an Flächenraum, sondern an Ertrag. Dieser Ertrag aber wird jetzt erhöht durch die Fabrication von Ziegeln, Bausteinen, Spiritus, durch Mühlen, selbst Bäckereien, durch Zuckerfabriken, Glashütten, chemische Fabriken und wie viel Anderes mehr, wodurch schon wieder eine andere Grenze, die zwischen dem Fabrikanten und dem Landbesitzer, aufgehoben wird, wie andererseits auch der Fabrikant sich das nöthige Land selbst erwirbt, um seinen Rohstoff zu erzielen. Nach unten aber endet der Bauernstand in fast noch fließenderen Uebergängen in dem Halbhüfner (Halbbauern) dem Käthner, Kossäthen, Büdner, Gärtner oder wie diese Abstufungen alle heißen. Ein vierter Stand, der des Arbeiters, der wieder ebenso seine ländliche, wie im städtischen Handwerk seine städtische Gestalt hat, und durch die Association in den Fabrikanten und Kaufmann übergeht, drängt in der neuesten Zeit heran, um neben den anderen seine Stelle zu erwerben. Daß aber in dem Stande der Städte ein Mannigfaltiges in heutiger Zeit repräsentirt wird, das, principlos zusammengewürfelt, einen einheitlichen Stand nimmermehr bilden kann, leuchtet ein. Es ist einmal in den größeren Städten der Landbesitz, der große und der kleine, es ist der Fabrikant und der Handwerker, es ist daneben vor Allem der Kaufmann, der Advocat, der Richter, der Verwaltungsbeamte, der Militär, der Geistliche mit enthalten, und es kreuzen sich hier so verschiedene Standes-Interessen, es waltet zugleich wieder ein so gewaltiger Unterschied ob zwischen den großen Städten und der riesigen Weltstadt, zu welcher die Residenz des Landesherren empor-

gesteigert wird, daß auch diese Lebensgestalt dem engen Rahmen des Dreistände-Systems längst entwachsen ist. Nach allen Seiten ist dasselbe durchbrochen und zertrümmert, und zwar durch das schwellende, machtvolle Anwachsen des Lebens selbst. Und wenn man sieht, wie diese Städte in der jetzigen Vertretungsweise durch Männer, die ihnen gar nicht angehören, sondern weither geholt sind, vertreten werden, so ist darin schon die Unnatur des bisherigen Repräsentativ-Wesens ausgesprochen. Nach politischen Systemen und Richtungen wird gefragt, nicht nach Kenntniß und Erfahrung des Lebens, aus welchem der Abgeordnete hervortreten soll.

Wenn man die Städte als einen Stand faßt, bei welcher Größe soll man anfangen, die Stadt anzuerkennen? Die Mauern sind jetzt keine Kennzeichen mehr, denn sie werden allmählig überall niedergerissen. Die Verfassung der Corporationen hat nach dem Aufhören der Zünfte nicht mehr die Kraft, ein Dorf von 20,000 Einwohnern von einer Stadt zu unterscheiden, da z. B. in Würtemberg der wesentlichste Verfassungs-Grundzug der preußischen Städteordnung auch auf die ländlichen Gemeinden angewendet ist. Es wird doch nur die Zahl der Bewohner in Betracht kommen, weil sie selbst eine größere Mischung der Beschäftigungen mit sich bringt, weil, wo 10,000 Ackerbauer wohnen, auch mehr Schmiede, Wagenmacher, Schlosser, Tischler, Maurer, Zimmerleute, Glaser und Sattler, Schneider und Schuhmacher, auch schon mehr Müller, Bäcker, Fleischer, Krämer, je nach der Lage des Ortes auch Fabrikanten und Großhändler sich finden müssen, weil die Schulen Lehrer, die Kirchen Geistliche, die Polizei, Verwaltung und Rechtspflege Beamte fordern. Aber doch wird die Stadt von 10,000 Einwohnern oder die von 20,000 ein ganz gründlich anderes Gemeinwesen sein, als die von 300,000, und die Gleichstellung beider wird eine falsche sein. Demnach kann die Zusammenfassung so complicirter Gemeinwesen, wie die großen Städte sind, unter den Begriff eines Standes nur als eine Unwahrheit gelten. Keiner der drei Stände ist also ein wirklicher, klar begrenzter Stand.

Wo sind aber denn die wirklichen Stände? hier wird der Blick mit Nothwendigkeit auf die unumgängliche sociale Frage unserer Zeit hingelenkt. Keinem Denkenden ist es jetzt mehr blos befremdlich, daß die großen Fragen der Politik, der inneren und

äußeren, gar nicht mehr die eigentlichen Grundfragen sind, sondern bald menschliches Gelüste, bald menschlicher Scharfblick tiefer zum Fundamente der heutigen Culturstaaten gedrungen sind. Ja man hat für die Politik selbst die eigentliche Unterlage in dem Bau der Gesellschaft gesucht.*) Man hat als das Grundübel der Gesellschaft das Eigenthum, die Ehe und Familie und den auf diese Voraussetzung gebauten Staat angeklagt, und die Auflösung aller dieser die Freiheit des Menschen kettenden, das Recht auf Lebensgenuß vorenthaltenden Mächte verlangt, man hat neue Vorschläge für das Zusammenleben und Zusammenwirken der Menschen gemacht, und bald als Communismus, bald als Socialismus einen Plan zur anderweitigen Einrichtung der Gesellschaft, zur Vertheilung und Verwendung ihrer Arbeit und des Ertrags derselben entworfen.**) Aber auch wo man nicht in der Abstraction einer ganz neuen Bildung der Gesellschaft sich bewegte, sind doch Ansätze zur Gliederung eines „vierten Standes", des Arbeiterstandes, und zwar sofort mit dem Blick auf politische Machtstellung desselben, gemacht worden. Man hat anders die Stände, die wirklichen der Jetztzeit, getheilt, nämlich in Grundbesitz, Bourgeoisie und Arbeiter. Das wären wieder drei Stände, aber nach socialem Princip. Unter der Bourgeoisie (im Unterschiede von dem deutschen Bürgerthum) versteht man alsdann die neu entstandene Classe der großen Besitzer des beweglichen Eigenthums, die Geldmenschen, die Capitalisten, und unter dem Arbeiterstand die Nichtbesitzenden, welche als Mittel von den Besitzenden verwandt werden. Schon in dieser Gegenstellung, die sich in den agrarischen Verhältnissen in den „kleinen Leuten" und

*) Riehl, Haßner, Fröbel u. A. haben von den verschiedensten Anschauungen aus die Social-Politik aufzubauen versucht, und man kann ihnen nicht Unrecht darin geben, daß erst auf diesem Grunde der tiefste Boden der politischen Verhältnisse zu finden ist.

**) Die Systeme selbst, die auf französischem Boden, der Heimath dieser Bewegung, entstanden sind, lernen wir des Näheren kennen in L. Stein: der Socialismus und Communismus im heutigen Frankreich. 2. Aufl. Leipzig 1838, in Thiers: über das Eigenthum übers. von Obermayer. Mannheim, 1848. Auf deutschem Boden haben die socialen politischen Parteien einen milderen Charakter angenommen, wie ihn die Bestrebungen der Herren Schultze-Delitzsch und Lassalle darstellen. Vergl. J. E. Joerg, Geschichte der social-politischen Parteien in Deutschland. Freiburg, 1867.

„Tagelöhnern" gegenüber dem Gutsbesitzer, dem großen und kleinen, wiederholt, ist die Gefahr ausgedrückt, welche in einer Art von Sklavenkrieg den jetzigen Weltbestand bedroht, wenn „die Bestie", wie die Wortführer der socialen Politik die zahllosen Massen der Arbeiter bezeichnen, losgelassen würde. So lange diese Gefahr, die schrecklichste, welche den Culturstaaten drohen kann, nicht beseitigt ist, kann von einer wirklichen Befriedigung der Zeit nicht die Rede sein. Die Hunnen und Awaren, welche die altrömische Cultur zerstörten, sie hämmern und feilen, sie weben und spinnen, sie rasseln und sägen inmitten unserer Städte, und die Wolkensäule, die ihr Dasein ankündigt, ist die Rauchwolke über den Schornsteinen unserer Fabriken.

Wie nun in der so beschaffenen Gesellschaft die Stände finden? Nur in den Berufsarten, in den Erwerbswegen, in dem Verhalten der Menschen zum Stoff der lebendigen Natur liegt hierzu das Princip. Die den Boden bearbeiten und den Rohstoff, sei es zu unmittelbarer Verzehrung, sei es zur Verarbeitung schaffen, sind der ursprünglichste und älteste Stand, sie sind es aber in Doppeltheilung, nämlich sowohl in der Halbseite des großen, als in der des kleineren Grundbesitzes. Sowohl der Gutsbesitzer als der Bauer wollen ihre Interessen vertreten sehen, aber nicht durch Männer, die sie nicht kennen, die ihre Lage und die treibenden und hemmenden Mächte derselben nie erlebt haben, nicht durch Beamte, Advocaten, Litteraten, sondern durch ihresgleichen aus ihrem Kreise. Neben dem agrarischen Doppelstande steht aber der Büdner, der kleinste Bearbeiter des eigenen Bodens, und der Tagelöhner, der dem fremden Besitze dient. Sie bilden zum Doppelstande die dritte Abtheilung. — Nicht minder erhebt sich in der Bearbeitung des Rohstoffes zur Ernährung, zur Kleidung, Wohnung, zum Schmuck, zum Verkehr, für den Handel u. s. w. der Doppelstand des Fabrikanten und des Handwerkers. Wo der letztere zur Association geworden, da stellt er sich der Schaar der Hülfsarbeiter (Gesellen) gleich, und sie nehmen in der Gesellschaft ganz die Stelle der Büdner, und die Fabrikarbeiter, die blos Theile fertigen, die der Tagelöhner ein. Ueber dem Verarbeiter zum unmittelbaren Gebrauch des Bedürfnisses steht der Veredler und Verschönerer, der Künstler und sein Gehülfentroß. Der Vertauscher des rohen und des verarbeiteten und geistig veredelten Stoffes ist der große Kauf-

herr in allen Zweigen und der kleine Krämer, und mit beiden geht wieder die Schaar ihrer Buchhalter, Commis und Ladendiener, die der Fuhrleute, Packer und Schiffer. Hiermit schließt sich die mit dem Stoffe unmittelbar beschäftigte Ständereihe. Aber im Zusammenleben der Menschen in der Gemeinschaft thut zunächst die Pflege der Gesundheit Noth, und die Aerzte, sowohl die eigentlichen als die kleineren Gehülfen und Lückenbüßer, die Wundärzte niederer Classe, treten hervor. Aber nicht minder fordert die Gemeinschaft die Erhaltung des geordneten Daseins durch die Rechtsverwaltung. Die Richter bilden den Halbstand, die Advocaten das parallele Glied, und ihre Schreiber und Expedienten folgen ihnen.

Daß die Förderer der geistigen Bildung nicht von der Reihe der Stände ausgeschlossen sind, ist klar. Hier aber steht voran die Universität und Akademie, ihr folgt die höhere Schule (Gymnasium, Realschule), oder vielmehr diese beiden sind die Halbstände der Wissenschaft, welchen die Volksschullehrer als die Büdner, die Gesellen der Unterrichts-Arbeit sich anhängen. Wir sehen nicht weniger als siebenzehn Gruppen wirklicher Stände, die im Staate und seiner Gesetzgebung vertreten zu sein wünschen und es bisher nur zufällig waren. Aber diese Gruppen müssen erst ein organisches Leben haben, sie müssen nicht im bloßen Aggregatzustande verbleiben. Die Frage entsteht, ob nicht auch die Geistlichen, die Männer der Kirchenleitung, ob nicht die Staatsbeamten mit ihren Subaltern-Kräften, ob nicht Kriegsheer und Marine in ihren Führern und den Soldaten eine Vertretung im Landtage beanspruchen dürfen? Wir antworten: Nein! weil die Kirche in ihrer Selbständigkeit ihre eigenen vertretenden Körper haben muß, und dort der Platz des Geistlichen ist. Ihre staatliche Lebensseite mag von den Leitern des Staates gewahrt werden. Die Beamten aber haben ihren Antheil an der Gesetzgebung und der Einwirkung auf das öffentliche Staatsleben in ihrer täglichen Arbeit, sie vertreten den Staat und seine Leitung beständig. Das Heer aber zu Land und Wasser soll mit den Fragen der Politik unverworren zu Schutz und Trutz bereit stehen. Damit aber die Einsicht dieser Kreise in den sie betreffenden Fragen dem Landtage nicht fehle, ließe sich ja leicht zu den vorberathenden Commissionen eine größere Zahl von Sachverständigen außerhalb des Landtags, zur Hälfte nach Wahl

der Commission, zur Hälfte nach Wahl der Regierung heranziehen. Sie hätten freilich nur berathende Stimme anzusprechen, und die Commission, die der Landtag aus seiner Mitte bestellt, würde nach eigener Abstimmung ihren Antrag an das Plenum formuliren. Die Frage, wie nun nach den angedeuteten Standeskörpern die Wahlen in den Landtag zu vollziehen wären, wollen wir nicht ins Detail besprechen. Es sind hier verschiedene Wege möglich. Nur das Princip müßte feststehen, das jeder Stand oder Halbstand oder Drittelsstand nur aus sich wählen könnte. Damit würde eine wirklich auf die Realitäten des Staatslebens gehende Berathung und Beschlußfassung gesichert, während die jetzige Einrichtung immer wieder in Gefahr steht, ganz verworrene Verhältnisse herbeizuführen. Ein wirklicher Fortschritt im Staatsleben wäre es in der That, wenn besonders die kleineren Länder die bisherige Repräsentativ-Maschinerie los würden, die nur in einem großen Staate einigermaßen erträglich, im Ganzen aber doch auch in diesem eine Misgeburt ist. Sie beruht, wie schon früher bemerkt wurde, wesentlich auf todten Abstractionen und bewußten Täuschungen und bringt Unwahrheit in das Leben des Staates. Daß sie irgendwie und irgendwo schöpferisch gewirkt, etwas Erhebliches oder Dauerndes geschaffen habe, ist nicht bekannt*).

Von einem solchen Landtage wäre zu erwarten, daß er, nicht aus Männern der liberalen Büreaukratie oder der nur aufs Geld gerichteten und die möglichste Freiheit im Erwerb und Genusse desselben anstrebenden Bourgeoisie, oder der blos theoretisirenden Professoren- und Litteratenwelt, oder aus unzufriedenen richterlichen Beamten und Advocaten vorzugsweise gebildet, dem Staatsleben seine büreaukratische Natur wesentlich mildern und daher das freie Athmen im Staate möglich machen würde, ohne die bornirte ewige Wiederholung derselben Verfassung im Großen und im Kleinen (den Gemeinden) herbeizuführen und zuletzt nach dem constitutio-

*) Für die weitere Ausführung der obigen Gedanken, ohne deswegen derselben überall beitreten zu wollen, verweise ich auf A. Winter: Die Volksvertretung in Deutschlands Zukunft. Göttingen 1852., ein Buch, das die Beachtung Aller in hohem Grade verdient, die sich mit den Fragen der Verfassung in Deutschland beschäftigen. Besonders lese man S. 106 über die jetzigen Repräsentativ-Körper.

nellen Schema auch noch das Familienleben einzurichten. Wenn von dieser ledernen geistlosen Wirthschaft des bloßen Constitutionalismus die eigentliche innere Länderverwaltung frei würde, so wäre der letzte Krieg in einer Richtung ein Befreiungskrieg gewesen, in welcher die Zukunft es erst recht fühlen würde, daß es einer Befreiung bedurfte. Denn was hat die Büreaukratie im Bunde mit dem Liberalismus bisher zur Organisirung des Volkes gethan? So gut als nichts. Vielmehr hat sie desorganisiren, atomisiren, zerpulvern geholfen. Es gibt in Deutschland ein organisirtes Volksleben nicht, auch in Preußen nicht, wo nur das „Volk in Waffen" den Schaden einigermaßen ersetzte. Höchstens haben diese politischen Physiologen es zu einer politisch-ökonomischen „Zellenrepublik" gebracht. Mitverwaltung des wirklich vertretenen ganzen Volkes bei den materiellen und geistigen Entwickelungen des Staates und Mitwirkung der Nation in ihren Vertretern bei den sie und ihre Kraft, Einheit und Macht betreffenden Fragen, das ist eine Forderung des deutschen Wesens, ist ein Gebot der Gerechtigkeit, eine Nothwendigkeit aus der gesunden Staatsidee und eine Sicherung gedeihlicher Zukunft. Aber die versteifte, abstracte und lederne Constitutionsmacherei ist Deutschlands unwürdig, weil sie, bloßer Abklatsch undeutscher und auch in ihrer Heimath bankerott gewordener Grundsätze, niemals wahrhaft heimisch bei uns werden kann, und weil sie auch in Deutschland nach funfzigjähriger Dauer in den kleineren Staaten noch verhältnißmäßig so wenig Frucht wahrer Freiheit und deutschen Einheitssinnes gezeitigt hat. Wenn als zu erstrebendes Ziel uns genannt wird möglichst allgemeine Theilnahme an den Wahlen, so ist neben dem Wahlgesetz für den Reichstag die eben entworfene Einrichtung der Landtage geeignet, sie zu gewähren, ohne zum Unsinn der Massenherrschaft oder zum Widersinn der Parlamentsregierung zu führen. Man sage nicht, die ständische Composition führe zu bloßen Compromissen zwischen den vertretenen Interessen. Sie werden ihre Solidarität allmählig verständlich machen, und wo ist denn das Compromiß mehr die Regel, als in der bisherigen Sorte von undeutschen Constitutionen, deren eigentliches Princip es ist, die Königsgewalt und die Volkssouveränetät unter Einen Hut zu bringen, was auf dem Weg der Compromisse in ruhigen Zeiten an den einzelnen Gegen-

ständen der Berathung nothdürftig gelingt, in der Aufregung politischer Krisen aber jedesmal nothwendig mislingen muß. Diese Verfassungen sind, wie die blos natürlichen Tugenden des Menschen, jedesmal dann ohne Werth und Kraft, wenn sie ihren Werth am meisten beweisen und ihre Kraft bethätigen sollten.

Darum möge der letzte Krieg durch die Schöpfung des Reichstages wirklich ein Befreiungskrieg auch nach dieser Seite gewesen sein!

Daß er ein Befreiungskrieg nach Außen und Innen gewesen, läßt sich aus dem Zorn und Widerspruch selbst abnehmen, der ihm als vollendeter Thatsache entgegentritt. Und wäre dies nur von Außen her und von der äußersten demokratischen Partei im Innern der Fall! Aber auch von anderer Seite wird diesem Kriege statt Gewinn berechtigter Güter ein großer Verlust an solchen Schuld gegeben. Der Bischof von Mainz spricht gar die seltsame Meinung aus, daß die heilige Allianz mit all ihrem edlen Kern erst durch diesen Krieg, erst im Jahre 1866 zerstört worden sei. Der Krimmkrieg und der italiänische, der Vergleich von Olmütz und der Fürstentag von 1863 fallen für ihn noch in die Lebenszeit dieser Allianz. Die Entlastung Preußens gegen diese Anklage können wir ruhig den der Geschichte kundigen Deutschen überlassen. Wenn der Bischof meint, die segensreiche Ueberzeugung, daß es in Deutschland keinen Krieg geben könne, sei 1866 zerstört worden, so ist das wahr. Aber weiß er denn, was er sagt? Es ist die Ueberzeugung zerstört worden, daß man Preußen, daß man Deutschland Alles bieten könne, und es nie im Stande sein werde, sich gegen Unrecht und Verrath zur Wehr zu setzen. Aber „segensreich" war sie nicht, viel weniger als die gewonnene Ueberzeugung, daß man mit Preußen Frieden halten müsse, denn es sei im Stande, rasch und durchschlagend zu handeln und große Siege zu erkämpfen. Diese Ueberzeugung wird mehr dazu beitragen, Deutschland den inneren Frieden und auch den äußeren zu sichern. Wenn er über die Zertheilung Deutschlands klagt, durch welche nunmehr sechs Theile sich fremd gegenüberstehen, so ist ihm inzwischen der Trost durch das Bekanntwerden der Schutz- und Trutzbündnisse geworden und seitdem auch durch die Annahme der Zollverträge, und es läßt sich zu weiteren Tröstungen an. Seine Anklage gegen den Krieg

als einen Sieg böser Theorieen werden wir wohl dürfen unwiderlegt lassen, da wir vielmehr der Meinung sind, sehr schlimme Theorieen durch diesen Krieg beseitigt zu haben, nämlich die Theorie, daß es recht sei, Preußen zu erdrücken und Deutschland für Oesterreich auszubeuten. Seine Besorgniß, daß Preußen die Revolution entfesselt haben werde, können ihm die Seufzer der Fortschrittsmänner und der rothen Demokraten benehmen. Noch bedenklicher allerdings gegen den Krieg von 1866 als einen Befreiungskrieg klingt der Vorwurf von Schwächung des monarchischen Princips und Verwirrung der Begriffe von Eid und Gewissen. Aber hier gerade möchten wir den ganzen Ernst der Wahrheit geltend machen, daß keine Legitimität, kein altes inniges Band zwischen Fürst und Volk (wie alt war es bei dem Herzog von Cumberland? und wie innig in Hessen und Nassau?) vor den Folgen verrätherischen Wortbruches schützt, und daß auch die Monarchen unter der göttlichen Strafgewalt stehen. Das monarchische Princip bedarf auf christlich-deutschem Boden des Schutzes der Theorie nicht, welche die Könige zu Göttern der Erde macht und sie über den Zusammenhang von Sünde und Strafe hinaufhebt. Es ist wahr, der Uebergang mußte das durch den Eid gebundene Gewissen der neuen Unterthanen des Königs von Preußen in peinliche Lage bringen, aber nur durch die Schuld der ehemaligen Herrscher, welche sich unter die gewaltige Hand Gottes nicht beugen, und was sie Preußen hatten anthun wollen, nun nicht selbst tragen mochten. Wir ersparen es uns aus Achtung vor dem Unglück, auch nach dieser Seite hin die Ueberschrift dieses Capitels zu rechtfertigen. Daß aber die conservative Partei in Preußen eine Niederlage erlitten habe, weil sie nicht, wie einzig Herr von Gerlach that, sich gegen Krieg und Sieg erklärte, diese Annahme beruht wohl nur in der unklaren Erkenntniß des Herrn Bischofs. Denn die conservative Partei hatte längst ihre frühere Ansicht über Oesterreich und über die Möglichkeit der Einigung Deutschlands im Verein mit ihm geändert, und dazu war sie am allermeisten gezwungen worden durch Oesterreich selbst. Auch sie kann hinsichtlich ihrer früheren Ansichten den Krieg des vorletzten Jahres als eine befreiende That preisen. Es bleibt also bei der Ueberschrift: Der letzte Befreiungskrieg.

XIII.

Deutschland in Nord und Süd.

„Heiß und kalt, Feuer und Schnee kann nicht zusammenkommen", so faßte man im südlichen Deutschland oft die Unterschiede zwischen Süd- und Norddeutschland. Es ist kein Zweifel, daß eine Abneigung und eine Meinung von der gründlichen Verschiedenheit beider zwar nicht uralt, aber sehr alt ist. Die kleinen Kinder in Schwaben „reiten nach Sachsen" in das Land, wo die Menschen „auf den Eichbäumen wachsen", recht ein Bild davon, wie man im Süden sich behaglich sonnte und an dem warmen Strahl großwuchs, der Kampf und Streit aber da unten bei den Sachsen war, welche die Slawen zu bezwingen hatten. Und die Schwabenkinder haben Wort gehalten, sie haben mitgekämpft und mitgesiegt bis ins ferne Ostpreußen und Kurland hinauf. — Noch häufiger aber sind sie mit Oesterreich gegen den Türken gezogen, und die oberdeutschen Männer von „halt" und „halter" haben sich doch besser verstanden, als „halt" und „man" sich begriffen. Es ist lange her, daß man die Hohenzollern auf ihrem brandenburgischen Herrscherthron nicht mehr als schwäbische Landsleute anerkannte. Die Franken freilich können sich der brandenburgischen Landsmannschaft noch wohl entsinnen, und es ist etwas in ihrem Gemüthe, das die schwarz-weißen Fahnen nicht als bloße Fremdlinge anschaut. — Die Feindschaft zwischen dem Süden und Norden hat aber mehr als nur eine Ursache. Vergessen wir nicht, daß in alter Zeit der Unterschied zwischen Oberdeutsch und Niederdeutsch ein viel größerer war, weil das vermittelnde Hochdeutsch noch nicht dazwischen stand. Als die Reformation und die deutsche Bibel in der lutherischen Kirche ein neues Band um den Norden und Süden schlang, da durfte man ein festes Zusammenhalten erwarten, aber jetzt erst wirkte die österreichische theils kirchliche theils dynastische Politik, mit dem Kaisermantel bedeckt, trennend und entfremdend. Als Friedrich der Große dem durch sein österreichisch und katholisch gewordenes Fürstenhaus entfremdeten Würtemberg, dessen damaliger Herzog

im siebenjährigen Kriege nur schmähliche Flucht vor den Preußen aufzuweisen hatte, wieder zum Protestantismus zurückgeholfen hatte, da war in vielen Herzen Dankgefühl gegen Preußen lebendig, aber mit desto größerem Ingrimm wirkte die römische Geistlichkeit und der mit ihr verwachsene katholische Reichsadel gegen Preußen. In Baiern war wohl auch das Gedächtniß der preußischen Thaten im spanischen Erbfolgekriege noch nicht erloschen, in welchem Baiern mit Frankreich gegen Deutschland focht. Dazu waren die brandenburgischen Markgrafen in Anspach und Baireuth den streng katholischen Baierfürsten widrige Nachbarn. In der Napoleonischen Zeit standen diese Lande alle als Rheinbundstaaten gegen Preußen, kämpften gegen dasselbe unter den französischen Adlern und theilten die Siegestrunkenheit über seinen Fall. Bei der Wiederaufrichtung Deutschlands fielen sie erst von Napoleon ab, als Preußen seine großen Siege auch gegen ihre Truppen erfochten hatte, und ihre Fürsten bangten nicht blos vor der Wiedervergeltung ihrer Thaten gegen Deutschland durch Preußen, sondern intriguirten aufs Feindseligste gegen dessen Vergrößerung durch Sachsen. Im deutschen Bunde war Baiern der stete Gegner Preußens und hätte sich durch politische Künste gern zu dessen Nebenbuhler in der zweiten Stelle in Deutschland erhoben. Als Preußen in der langen Friedenszeit mit schwäbischen Kräften in der idealeren Wissenschaft sich emporhob, sich gar den Staat der Intelligenz nannte und nennen ließ, in einzelnen seiner Angehörigen oft hoch herabschaute auf die kleinen Länder und Lichter im fernen Süden, da stachelte dieser Hochmuth die Schwaben in ihrem geistigen Kraftgefühl und die Baiern in dem ihrer Hülfsbedürftigkeit zur Verachtung des Preußenthums, das in ihren Augen den Stempel der windbeutelnden Oberflächlichkeit, der routinirten Wortseligkeit und des schnippischen Kriticismus an sich trug, und mancher Schwabe dachte oder fühlte, was kürzlich einer ausgesprochen hat*): „Daß der schwäbische Stamm „der Stamm des Geistes ist, das hat er bewiesen. Dieser Stamm „hat nicht nur die meisten guten Köpfe hervorgebracht, seine guten „Köpfe hatten auch alle den Strich der Philosophie oder waren „selbst Philosophen in des Wortes mächtigster Bedeutung: Central-

*) Neuestes Gespräch mit dem Grobian. S. 48, 55 f.

„geister, zur allseitigen Erleuchtung und Ausgleichung in die Welt „gekommen. Der schwäbische Stamm geht in die tiefste Tiefe und „in die höchste Höhe des Geistes, darum ist er vor Allen der „Stamm, der diese göttliche Kraft zu vertreten den Beruf und die „Ehre hat." Dann von den Preußen, den Berlinern, mit denen er die Norddeutschen in Einen Topf wirft: „Manchmal stoßen wir „auf Exemplare, wobei uns aller Spaß vergeht! Die unglaub- „lichste Selbstgefälligkeit, an den Tag gegeben in den allerunan- „sprechendsten Manieren. Ein Mund, der sich nur aufthut, um „zu prahlen und mit der vollkommenen Sicherheit innerster Leere „seine Verachtung auszugießen über alles, was anders ist als bei „ihnen, die naivste, über jede weitere Untersuchung erhabene An- „nahme einer unglaublichen Dummheit, die dem Süddeutschen als „solchem eigen sei. Natürlich kommen uns diese Beispiele aus dem „Genre" der Preußen, die historischen Personen sind denn doch zu „gescheidt. Es ist irgend ein Commis, Lieutenant, Junker oder „Geheimerath, der in Süddeutschland herumsteigt, wie der Hahn „auf dem Mist, und alles Ernstes zu glauben scheint, wenn er „seine Glieder nicht nach den strengsten Regeln des Hochmuthes be- „wegte, müßten wir ihn verachten! Aber der Eindruck ist auf „Menschen von Verstand nicht nur ein höchst fataler, er hat für „uns auch eine sehr schlimme Bedeutung. Mit diesen Menschen „sollen wir leben! Mit ihnen sollen wir uns vertragen — ihnen „sollen wir eine gewisse Suprematie einräumen und dadurch ihren „Dünkel bis zum Wahnwitz steigern!" — Der lebhafte Schwabe hätte unter den Kommenden auch noch der vielen Juden gedenken können, die nicht am wenigsten ihren überlegenen Witz funkeln lassen. Aber er sagt selbst, es seien nicht die historischen Männer, er läßt sogar noch eine andere Vermuthung zu, indem er meint, die hochmüthigen norddeutschen Touristen „fürchten selbst verachtet zu werden", das ist doch sonst nicht die Art des Hochmuths. Wie oft ist der Schwabe bei scheinbar verlegenem Schweigen hochmüthiger, der Preuße bei seinem Wortschwall ängstlich unsicherer, als man meint. Genug aber, die Meinung bestand und besteht noch, und dabei hielten sich die Süddeutschen von den Preußen, die sie „pfiffig" nennen, auf politischem Gebiete überholt, übervortheilt,

wo in der That die Preußen mehr ehrlich, gutmüthig und deutsch großmüthig als irgend etwas Anderes waren.

In diesem geistigen Selbstgefühl der Schwaben wurzelt die Erscheinung, daß man sein Schwabenland als das „gelobte Land des neuen Bundes", als das Paläſtina betrachtet, von welchem noch einst Heil für Deutschland, ja für die Welt ausgehen soll. Nirgends so wie dort gestalten sich die Ansichten und Ueberzeugungen des Einzelnen zu Glaubensbekenntnissen, denen gegenüber der Andersdenkende ein Ungläubiger ist. Und nirgends wie dort erlangt der Führer eines Kreises, welchem dieser Glaube (nicht blos auf dem religiösen Gebiete) innewohnt, die Stellung eines Propheten. Die stille innerliche Gluth des schwäbischen Gemüths waltet so mächtig, daß von jeder einzelnen Stelle aus eine Umgestaltung der Welt meditirt wird. Was ist dies anders, als der tief dem schwäbischen Stamme eingesenkte christliche Lebenstrieb nach dem Reiche Gottes. Wie die Juden nach der Entstehung der christlichen Kirche als ein strafbar störriges, hartnäckig ungläubiges Volk betrachtet wurden, so ist der norddeutsche Nationalismus nunmehr geneigt, die particularistischen Schwaben als ein odium generis germanici anzusehen. Aber eben in dieser gährenden Triebkraft sind sie ein wichtiges, ja nicht zu übersehendes Element der deutschen Gesammtheit. Schillers Feuergeist hatte längst in schwäbischer Enge gearbeitet, bis er sie durchbrach, Schellings und Hegels gewaltige Ideen waren in den Mauern des Tübinger Augustinerklosters schon als treibende Keime da, ehe sie auf erst mitteldeutschem, dann norddeutschem Gebiete ihre Eroberungszüge vollbrachten. Was der Schwabe in prophetischer Ueberschwänglichkeit ausspricht, das ist darum doch nicht immer eine aus zu hohem Selbstgefühle entstandene Anmaßung.

Aber alles dieses rechtfertigte nicht den bittern Haß gegen Preußen und seinen König, der sich wie eine Epidemie verbreitet hatte und sich während des Krieges bis zu der Gottlosigkeit verstieg, sein und seines Volkes Gebet als Heuchelei, und diejenigen, welche den allgemeinen Bettag ausgeschrieben hatten, als „Falschmünzer" zu bezeichnen*). Auch das soll nicht vergessen sein, daß

*) Am besten haben über diese Bitterkeit aufklärend und besänftigend sich geäußert Fabri: Briefe an einen Süddeutschen. Gotha 1866. und: Der

Würtemberg, das recht eigentliche Schwabenland, durch seltsame politische Schicksale hindurch gegangen war, als ihm die Zumuthung kam, in den neuen Bund einzutreten. Es war bis 1806 im Besitz einer Verfassung geblieben, welche Charles Fox die einzige mit der englischen vergleichbare genannt*). Es hatte diese Verfassung zurückverlangt, als (1816) die Zeit dazu gekommen war, und Uhland hatte gesungen:

Und wo bei altem gutem Wein
Der Würtemberger zecht,
Da soll der erste Trinkspruch sein:
Das alte, gute Recht!

Es war nach dem Tode des gewaltthätigen ersten Königs, des Mannes, von dem Napoleon I. in Erfurt gesagt haben soll: „wenn dieser Flegel 80,000 Mann hätte, so würde ich ihn fürchten", unter der mildverständigen Regierung König Wilhelms in die neue ständische Bahn getreten, hatte unter seiner Leitung sich blühend entwickelt und war von den absolutistischen Bestrebungen, wie sie den Restaurationen der Fürstengeschlechter im Norden (Hessen, Hannover u. a.) folgten, verschont geblieben. Sein König war sogar von den deutschen Liberalen hochverehrt und öfters als der künftige deutsche Kaiser genannt worden. Er war den Carlsbader Beschlüssen entgegengetreten, hatte sich an der Demagogenhetze nicht betheiligt, sich nicht abhalten lassen, mit der constitutionellen Verfassung weiter zu schreiten, er, der Erste, hatte mit Baiern einen Zollverein geschlossen und so gewissermaßen den deutschen gegründet, er hatte in Frankfurt bei nicht wenigen Gelegenheiten freisinnige Vota gegeben. Mehr als einmal hatte er allein unter den kleineren Fürsten es gewagt, dem allgewaltigen Kaiser Franz entgegenzutreten, und noch 1848 hatte er die liberale Richtung zum Ausdruck gebracht, die neben Anderem in ihm war. Der Würtemberger hing diesem König an und war stolz auf ihn. Aber er kannte auch seinen Widerwillen gegen Norddeutschland und insbesondere gegen Preußen.

Preußenhaß. Beleuchtet von einem Süddeutschen. Leipzig 1867., und eine lebendige Schilderung mit Aufdeckung der Ursachen findet sich in: Preußen und Schwaben. Von einem Annectirten. Köln 1866.

*) Gervinus: Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts. Bd. II, 2. S. 446.

So weit in Baden nicht das katholische Oberland und der katholische Adel, in Hessen nicht der theils katholische, theils zwar evangelische, aber diesseits des Mains nach Oesterreich hin centrirende, ehemals reichsunmittelbare Adel und die lebhafte Einwirkung des eifrigen Bischofs von Mainz entgegenstand, war das Volk eher den deutschen Einheitswünschen zugewendet, aber auch hier seit lange die Regierung von den nach Oesterreich hingekehrten Mächten beherrscht. In Baden trat der Gegensatz des pfälzischen, schwäbischen und alemannischen Charakters in allen Zeiten scharf hervor, und es war sogar der eigentliche kleine Vorort des deutschen Liberalismus und doctrinären Constitutionalismus nach französischem Muster geworden. Die Rotteck, Welker, Itzstein, Mittermaier, Winter u. s. w. pflegten in Wort und Schrift so vollmündig aufzutreten, als hätten sie nicht einen Theil des badenschen, sondern das ganze deutsche Volk hinter sich. Hier konnte sich daher, nachdem das Land in der Revolution und der jämmerlichen kurzlebenden Republik die materia peccans des rothen Demokratismus ausgeworfen hatte, nur der Gedanke der Einheit Deutschlands im Verein mit Preußen fest einwurzeln, und dasselbe Land, welches in seinen Blittersdorfs u. A. seiner Zeit die gefügigsten Werkzeuge österreichischer Bundespolitik geliefert hatte, war zu einem neuen deutschen Bunde auf den Grundlagen des jetzigen norddeutschen Bundes gereift, wenn es gelang, die römisch-katholischen und nach Oesterreich aus einem alten Rechte (das Breisgau war so lange österreichischer Besitz gewesen) hinschauenden oberländischen Unterthanen für diese Richtung zu gewinnen. Dies war so ziemlich gelungen, und Baden hätte nie an dem Kriege gegen Preußen sich betheiligt, wenn es nicht unter dem Drucke der übrigen süddeutschen Länder gestanden hätte. Aber es wirkten gleichwohl auch hier die Abneigungen gegen die norddeutschen Stämme und die überall mit den Preußen und Norddeutschen verwechselten Berliner. Der Landesherr, von jeher der freiheitlichen und einheitlichen politischen Richtung zugewendet, sprach zur rechten Stunde in echt deutscher, männlich-fürstlicher Offenheit, unbekümmert um das Lärmen der damals gerade sehr lauten französischen Presse und ohne Furcht vor der Nachbarschaft des Kaiserreiches, sein weithin hallendes Wort und hat seitdem von demselben auch nicht das Geringste zurückgezogen.

Keineswegs fehlte es im südlichen Deutschland an der Erkenntniß, daß Oesterreich niemals über seine uralt ererbte Politik hinausschreiten werde, und der verewigte König von Würtemberg hatte sogar in einem bekannt gewordenen Briefe Worte ausgesprochen, die er in ähnlicher Weise öfters wiederholte*), nämlich: „Es wird meine Losung bleiben, so lange ich lebe: Oesterreich muß „untergehen, wenn Deutschland gedeihen soll!" Freilich hatte derselbe König in seiner Eifersucht gegen Preußens Wachsthum auch im Süden zu Bregenz ganz andere Worte gesprochen und seine Souveränetät ängstlich gewahrt**). Natürlich gab es in den kleinen Staaten Viele, welchen die preußischen Zustände ein wahres Schreckbild waren, die Vergrößerung der Kriegsmacht mit den Kosten derselben, die allgemeine Wehrpflicht, während bei ihnen mit wenigen hundert Thalern jeder sich vom Heeresdienst loskaufen konnte, die Stellung der preußischen Beamten mit der Devise: „Stieresarbeit und Zeisigfutter", die Ueberflüssigkeit einer Diplomatie, wenn die Einheit Deutschlands hergestellt würde. Welche Menge von Privat-Interessen zitterte vor der Uebertragung preußischer Institutionen in ihre kleinen Verhältnisse! Aber es war doch nicht der Ausdruck der Volksgesinnung, wenn Einzelne das freche Wort wagten: „Lieber französisch als preußisch!" Dazu kam, daß in Preußen, sei es aus Sparsamkeit, sei es im Stolze des guten Gewissens und in der Meinung, daß die Wahrheit sich selbst Bahn brechen müsse und werde, so gut wie nichts für die Aufklärung der öffentlichen Meinung im Süden Deutschlands geschah, während Oesterreich durch die Augsburger Allgemeine Zeitung und noch 4—5 andere Blätter, besonders von Frankfurt am Main aus dieselbe beständig mit entstellenden Darlegungen und feindlichen Urtheilen bearbeitete, gerade wie im Jahre 1864 in England das kleine Dänemark in der Presse viel mehr Hülfe fand, als Preußen und Deutschland. Ohne Schuld war daher die Regierung Preußens und sein Landtag, der alle geheimen Fonds strich, keineswegs an dem Carricatur-

*) In Privatgesprächen gegen den Verfasser mehr als einmal, z. B. 1857 und nochmals 1861.

**) So sprach er zu dem Verfasser 1849: „Ich kann nicht einen Dorfschulzen in meinem Lande ernennen ohne Mitwirkung Anderer, und mir setzt man ein Oberhaupt, ohne mich zu fragen."

bild von Preußen, welches in den Seelen der süddeutschen Bevölkerungen alle Tage mit stärkeren Pinselstrichen versehen wurde.

Wie nach dem Kriege der freigelassene Südbund nicht zu Stande kam, weil Baiern nicht wagen durfte, sich an die Spitze zu stellen, wie Baiern in der Friedens-Unterhandlung zunächst Vergrößerung auf Kosten seiner Nachbarn anstrebte und diese zu raschem Abschluß der Bündnisse mit Preußen trieb, wie dem Baier nichts übrig blieb, als denselben Weg zu gehen und den laut gewordenen Rheinbunds-Gedanken zu entsagen, wie Hessen sich der Einfügung seiner nordmainischen Landestheile in den norddeutschen Bund fügen mußte, wie in Baden sich Alles zum Anschluß an diesen neigte, wie in Würtemberg der Parteikampf auf- und niederwogte, ist noch in Jedermanns Gedächtniß*). Es sind aber nach und neben diesen Bewegungen, die der Moment der Entscheidung forderte, auch die verschiedenen Parteistellungen hergegangen, welche bald zur Annäherung an Preußen, bald zum Zurückweichen von demselben drängten. In Baden hat die erstere bis jetzt überwogen, in Baiern schwankt die Wage zwischen der besonneneren Richtung des dortigen Ministers Fürsten von Hohenlohe und den heftigen Einwirkungen der ultramontanen Katholiken und derjenigen Politiker, die den Traum einer selbständigen bairischen Politik nicht lassen können, hin und her, in Würtemberg wächst im Ganzen des Volkes die Ueberzeugung von der Unerläßlichkeit des Anschließens, während die Regierung bald eine Strecke in dieser Richtung mitgeht, bald wieder in der Entfernung von Preußen und dem norddeutschen Bund festen Fuß faßt, dabei aber doch die Hinterthüre öffnet, sich zu dem Anschluß etwa noch treiben zu lassen. In Hessen ist man mit dem einen Fuße im norddeutschen Bunde, hat auch Post und Telegraphie und Heer bereits in der Hauptsache an Preußen abgegeben, gefällt sich aber plötzlich wieder in der Rolle eines völlig selbständigen europäischen Staates. Inzwischen glaubt Niemand in Deutschland im Ernste daran, daß es für die süddeutschen Staaten möglich sei, sich als besondere politische Macht neben dem Bunde zu halten, und fast

*) Die Schilderung dieser Vorgänge gibt in klarer Weise W. Menzel, a. a. O. Bd. 2. S. 238 ff., und wir enthalten uns daher, historisch darauf einzugehen.

Jedermann hält ihren engeren oder loseren Anschluß an denselben nur noch für eine Zeitfrage, zumal der Reichstag zum Zollparlament unter Zutritt der Süddeutschen erweitert zu werden im Begriffe steht. Und woher dieser Glaube an die einheitliche Zukunft Deutschlands? Doch wohl nur aus der Natur der Verhältnisse. Daß der norddeutsche Bund bestehen wird, läßt sich kaum mehr bezweifeln, nachdem aller leidenschaftliche Grimm der Franzosen und aller verborgene Unwille ihres Kaisers über die ebenbürtige, ja überlegene mitteleuropäische Großmacht, die sich aufgebaut hat, wie der Wasserfall am Felsen zu Dunst zerstoben ist.

Daß nur Oesterreich Grund haben könnte, nochmals einen Waffengang um seine verlorene Stellung in Deutschland zu wagen und daß es nach der gemachten Erfahrung dieses Wagniß nicht allein unternehmen würde, darüber hegt Niemand einen Zweifel. Eben so wenig ist man im Unklaren darüber, daß der einzig mögliche Verbündete Oesterreichs in diesem Kampfe Frankreich sein könnte. Da aber Niemand weiß, ob sich alsdann nicht Rußland gegen Oesterreich wenden und am Ende doch Norddeutschland es nur mit Frankreich zu thun haben würde, und da der schließliche Ausgang eines solchen Krieges das Unterliegen Deutschlands nicht sein könnte, höchstens nur die Abschließung eines Friedens aus beiderseitiger Erschöpfung, so wären die süddeutschen Staaten Preußen gegenüber gefährdet, ja sie wären als Verbündete Oesterreichs und Frankreichs geradezu sicher, ihre Selbständigkeit zu verlieren. Sie aber zwischen Oesterreich und Frankreich zu behaupten, ohne sich auf den norddeutschen Bund sicher stützen zu können, ist platte Unmöglichkeit. Außerdem darf der norddeutsche Bund das Dasein einer solchen Einfallspforte für Frankreich nicht dulden. Nachdem einmal Oesterreich ausgeschieden, der Norden geeinigt ist, kann der Süden nicht isolirt bleiben, er kann es nicht wollen und er darf es nicht wollen. Diese Gedanken schweben mehr oder minder klar Allen vor, welche die Dinge mit dem Blick auf die Zukunft erwägen. Also wirklich, es ist nur die Frage von früher oder später, wie denn auch die Parteien in Würtemberg, welches noch am weitesten entfernt steht, sich nur nach dieser Frage abstufen. Die rothen Demokraten freilich und die Ultramontanen sagen: Niemals! weil sie die Republik oder die Anarchie zum Ziele haben. Die deutsche Partei aber ruft: Sogleich! die

liberale Mittelpartei: Allmählig! die Regierung endlich: Jetzt noch nicht, aber wir werden uns treiben lassen!

Daß man im nördlichen Deutschland sich nur annehmend und zulassend verhält, ist nicht blos durch die Friedensbedingungen motivirt, sondern liegt auch in der Natur der Sache. Man weiß ja, daß es schließlich zur Einigung kommen muß, und es ist vortheilhafter, sie nicht zu sehr zu suchen. Aber wahr ist und bleibt es doch für jeden Deutschen, wohne er im Norden oder im Süden, daß Deutschland zerrissen bleibt, wenn der Main die Grenze seines Bundes ist, wahr ist es, daß der Norden nicht minder des Südens bedarf, als der Süden des Nordens, daß die tüchtige Volkskraft, und insbesondere die geistige und gemüthliche Fülle des süddeutschen Lebens zur Milderung, Bereicherung und Vertiefung des norddeutschen Geistes von ganz unschätzbarem Werthe ist. Mag es richtig sein, was der geistreiche Grobian sagt, daß in der Krise der letzten Jahre die schwäbische Geisteskraft sich vorzüglich im „Schimpfen" kund gethan hat, sie ist doch zu etwas Besserem da und hat Besseres gethan. Auf den Gebieten der Wissenschaft, der Kunst, der Kirche sind die mächtigsten Anstöße und die gesegnetsten Wirkungen von den deutschen Oberländern ausgegangen. Deutschland darf und kann es nicht vergessen, daß sein Schiller ein Schwabe, sein Goethe ein Frankfurter ist, daß Schelling und Hegel Würtemberger waren, daß München der deutschen Kunst Großes geleistet hat, daß die Geschichte Deutschlands und der Wissenschaften dem verstorbenen Könige von Baiern die großartigsten Arbeiten verdankt, daß auf allen Gebieten des Wissens die Universitäten des Nordens edle Kräfte aus dem Süden gezogen, daß es ein seltsames Misgeschick genannt werden müßte, wenn die Hohenzollern ihrem heimathlichen Süden für immer fremd bleiben sollten.

Die bekannten Gründe, welche in der würtembergischen Kammer gegen den Anschluß laut geworden sind, haben auch längst ihre Widerlegung gefunden. Der eine, daß der deutsche Bund keine Garantieen für die bürgerliche Freiheit gebe, ist eine Phrase, und der würtembergische Abgeordnete und Professor Dr. Römer hat schlagend erwiesen, daß umgekehrt Würtemberg an Freiheit nur ewinnen könne, wenn es in die Gemeinschaft mit Preußen

trete*). Der zweite Grund, daß Preußen den Eintritt der Süddeutschen in den Bund nicht wolle, sie nicht aufnehmen wolle, hat einmal etwas von Berechtigung gehabt, indem allerdings ein Hineinstürzen so wenig der preußischen Leitung günstiger Elemente die erste Arbeit für die Feststellung und erste Bethätigung der Bundesverfassung sehr erschwert hätte, da ja ohnedies mit Polen und Ultramontanen, mit Demokraten und Partikularisten der Kampf aufzunehmen war. Er fällt aber weg und konnte auch für die Süddeutschen selbst nie ein Grund sein, nicht sich anschließen zu wollen**). Endlich wurde der Abscheu gegen die Gewaltthat Preußens geltend gemacht, welche nicht einmal die Bevölkerungen erst gefragt habe, ob sie preußisch werden wollten? Auch dieses Argument würden Wenige von denen, welche es jetzt anrufen, noch geltend machen, wenn die Führer des Staates eben so eifrig für den Anschluß wären, als sie jetzt noch gegen denselben sind. Versucht es Jemand, die Sache auszudenken, so wird er bald auf die Lächerlichkeit dieser Forderung stoßen. Hat man denn die Würtemberger und Baiern 1806 bei Annahme der Königskrone gefragt, oder etwa nachher? Und fängt man mit solchen Fragen erst an und sollen Majoritäten entscheiden, welche andere wichtige Dinge könnten dann noch fraglich und dieser zufälligen Entscheidung überliefert werden? Die Furcht vor der „Verpreußung" und vor der „Säbelherrschaft" vollends war nur ein Schreckbild, dem jeder gebildete Mann mit gesundem Verstande das Nöthige entgegenstellen kann. Ist denn Schwaben durch das lange Ueberwiegen Oesterreichs jemals „verösterreichert" worden? und wo ist denn in Preußen der militärische Cäsarismus? — Viel bedeutsamer sind allerdings die Bedenken über die nachtheilige Wirkung, welche der Anschluß auf den Wohlstand der betreffenden Länder ausüben werde. Diesem Punkte hauptsächlich hat einer der heftigsten Gegner Preußens in Würtemberg ein ganzes Buch gewidmet***). Aber er hat seine Antwort im Wesentlichen

*) Die Verfassung des norddeutschen Bundes und die süddeutsche, insbesondere die würtembergische Freiheit. Tübingen 1867. S. 55 ff.

**) S. Ueber den Anschluß Süddeutschlands an den norddeutschen Bund. Betrachtungen eines Süddeutschen im Spätherbste 1866. Nördlingen 1867. S. 25 ff.

***) Moritz Mohl: Mahnruf zur Bewahrung Süddeutschlands vor

schon voraus erhalten*). Er hat freilich in seltsamen Behauptungen sich ergangen über das Elend in Preußen, welches von dem zahlreichen Adel herkomme, und über die Militärlast, die Preußen erdrücke, über die Unfähigkeit Preußens auch mit dem norddeutschen Bunde, wenn die Süddeutschen hinzutreten, Deutschland gegen Frankreich und Oesterreich zugleich zu schützen. Es ist überflüssig, diese Dinge zu widerlegen, da der Verfasser seine politische Unfähigkeit hinlänglich durch den Rath erweist, daß Süddeutschland bei einem Kriege des nördlichen Deutschlands mit Oesterreich und Frankreich — neutral bleibe, als ob diese Neutralität von einer der beiden kriegführenden Seiten zugestanden werden würde. Diese Neutralität würde zur Vertheilung Süddeutschlands zwischen Frankreich und Oesterreich, oder zur Einverleibung in Preußen führen. Er will, daß Preußen ferner die Last der Vertheidigung Deutschlands nach Außen trage, daß die süddeutschen Bevölkerungen von derselben möglichst frei bleiben, aber dennoch den Nutzen von der preußischen Wehrhaftigkeit genießen. Er wundert sich, daß das übrige Deutschland so nicht will, und malt seinen Landsleuten in den abschreckendsten Bildern die entsetzliche Selbstsucht Preußens, ihr Vasallenthum, ihre Schutzlosigkeit trotz desselben, ihre unausbleibliche Verarmung vor. Ob er wohl im Ernste an Alles glaubt, was er sagt? Sein Haß verblendet ihn, und was will er am Ende rathen? Sogar die Losreißung seiner Heimath vom Zollverein? Dies stellt er ausdrücklich in Abrede, und doch sollen die Süddeutschen die neuen Zollverträge verwerfen. Aber es ist ja überflüssig, ihn weiter zu widerlegen. Die Regierungen und die Volksvertretungen in Süddeutschland sind durch seine Darlegung nicht überzeugt worden, sie haben sowohl die Allianz- wie die Zollvereinsverträge angenommen, und sogar erstere um der letzteren willen.

Viel bedeutsamer ist für die ganze deutsche Frage das Wort eines philosophischen schwäbischen Denkers, der die Frage weit um-

---

den äußersten Gefahren. Eine Denkschrift für die süddeutschen Volksvertreter. Stuttgart 1867. In viel mehr staatsmännischer Weise spricht ein anderer Württemberger sich aus: Reyscher: Die staatsrechtlichen Folgen des deutschen Krieges. Stuttgart 1866.

*) Bei Römer, a. a. O. S. 41 ff.

fassender und zugleich tiefer ergreift und die jetzige Gestaltung Deutschlands auch nur als eine Vorstufe für die Erfüllung des deutschen Berufs auf dem Gebiete des Staatslebens auffaßt*). Er erinnert daran, daß der schwäbische und mit ihm der baierische und alemannische Volksstamm, vielmehr als der sächsische im Norden, unmittelbar an der dort reicheren und tiefer einwirkenden Natur des Oberlandes gebildet, in einem naturalen Leben (Altbaiern und Oesterreich) und — wo die geistige Bildung hervorgefördert wurde (Schwaben) — in einem auf das Ideale gerichteten Streben herangewachsen ist. Daher die schwäbische Poesie und der Zug zur speculativen Philosophie mit allen ihren echtesten Früchten und ihren schlimmsten Entartungen. Während der Norden in seinem geistigen Streben stets auf die nationale Einheit, auf den Staat und seine Macht gerichtet war, hat der Süden vergleichungsweise geträumt, gedichtet, speculirt und in seiner Idealwelt (im niederen Volke ist es die Religion und Theologie) sich selbst vergnüglich eingehaust. Es ist dem Würtemberger eben so wenig möglich geworden, mit seinem naturalen östlichen Nachbar, wie mit seinem schon der norddeutschen Reflexion näheren fränkisch-pfälzischen Anwohner, in innige Gemeinschaft zu treten. Er ist für sich geblieben. Die ganze Geschichte des deutschen Bundes zeigt, daß die Eigenart ungekränkt in ihm fortbestehen konnte, und daß nur auf der Oberfläche der Gesellschaft, wo die reflexive Bildung ihr Wesen treibt, die Fragen der deutschen Politik lebhafter bewegt wurden**). Als nun nach dem Kriege von 1866 das Ansinnen an die schwäbische Bevölkerung herantrat, sich dem norddeutschen Bunde anzuschließen und damit der norddeutschen Einheitsbestrebung sich unterzuordnen, da erwachte

---

*) K. Ch. Planck: Süddeutschland und der deutsche Nationalstaat. Stuttgart 1868. Es versteht sich von selbst, daß wir seinen Ideen die nöthige Erweiterung im Texte selbst geben.

**) Der würtembergische Bauer konnte für sich, als die Bundesbeschlüsse die Presse einschnürten und man auch ihn Petitionen für die Preßfreiheit unterschreiben ließ, unter dieser nur das Recht verstehen, seine Weintrauben unentgeltlich zu „pressen." Als ihm klar gemacht wurde, um was es sich handle, da wollte in einigen Dörfern kein Mensch mehr unterzeichnen. Der Verfasser ist Zeuge dieses Hergangs gewesen. Diese selbigen Bauern aber waren für jede religiöse Frage aufs Höchste erregbar.

das Mistrauen gegen jede Beschränkung der bequemen Eigenart und die Furcht, zu strammer Umformung genöthigt zu werden. Allein der Zug ist einmal da, er ist nicht ein gemachter, sondern ein geschichtlich entstandener, ein tief im Wesen und der Lage der deutschen Nation wurzelnder, er muß sich vollziehen und ausleben, und es ist Pflicht, sich ihm einzureihen und ihn durchführen zu helfen. Der Verfasser der genannten Schrift zeigt freilich, daß dieser Anschluß unausbleiblich zum Einheitsstaat führe, weil — wenn Alles durchgeführt sei, was selbst in der Verwaltung Gleichmäßiges erfordert werde, — dann kein hinreichendes Motiv für die Sonderung der einzelnen Staaten mehr übrig bleibe. Hier aber müssen wir ihm, wenigstens für das südliche Deutschland, entschieden widersprechen. Alle Assimilationskraft Preußens und des norddeutschen Bundes wird niemals so weit reichen, um die Stammesart verschwinden zu lassen. Er sehe nach den preußisch verwalteten hohenzollernschen Fürstenthümern, ob dort in den 17 Jahren seit ihrer Einverleibung der besondere Schwabengeist verschwunden ist. Vielmehr fordert gerade die Erhaltung der für das Ganze nöthigen Besonderheit, daß jeder historische Staat seinen Mittelpunkt und seine höchste Repräsentation in seinem Fürstenhause habe und behalte. Es soll und darf in Deutschland nicht französische Centralisation werden, und diese Erkenntniß darf in der Spitze Deutschlands, in Preußen, nicht fehlen. Eben das Centrum muß für eine lebendige Mannigfaltigkeit Sorge tragen, und es wäre schon eine gemeine Gesinnung, ein Herabsinken des deutschen Geistes in den Einzelstaaten, wenn nach Assimilation und Ausgleichung der Gesetzgebung und Verwaltung, soweit sie unerläßlich ist, nur der Geldgeiz die Aufrechthaltung der Dynastieen hindern wollte. Der deutsche Bund garantirt seinen fürstlichen Gliedern die Integrität ihrer Herrschergebiete und eben damit auch ihrer Herrscherstellungen, er also kann nicht den wirklichen, bis zum Verschwinden der Dynastieen gehenden Einheitsstaat herbeiführen. Wenn so oft von der gemüthvollen Treue gegen die Herrscherfamilien geredet wird, so muß sie dann zur Wahrheit werden, wenn ein verhältnißmäßig kleiner Geldvortheil in der einen und die Forderung dieser Treue in der anderen Wagschaale liegt. — Wenn der Verfasser überdies dem Abscheu der Schwaben gegen den Krieg und gegen das Verfahren in Schleswig-

Holstein zustimmt, wenn er es sittlich-rechtlich unzulässig findet, daß ein Theil (Preußen) über das Ganze gebiete, wenn er behauptet, das Ganze könne von keinem Theile das Aufgeben seiner Selbstständigkeit verlangen, so scheint er nicht zu bemerken, daß hier in ihm die schwäbische particularistische Gemüthlichkeit das Wort führt, denn er verkennt eben so Preußens Natur, das nicht ein solcher bloßer Theil, sondern, wie oben gezeigt, schon das kleinere Ganze ist, er übersieht, daß jene von ihm geschätzte Selbständigkeit nur dem Schein nach eine war, und daß diese Schein-Selbständigkeit von den Trägern derselben in die Wagschaale des Krieges geworfen war, nicht minder vergißt er, daß Schleswig-Holstein von Preußen, wenn es sich nicht beliebig zum Werkzeug seiner Feinde wollte machen können, den Schutz verlangen mußte, den dieses ihm nur unter Bedingungen im Interesse eben dieses Schutzes versprechen durfte. Nicht ein bloßes Nützlichkeitsprincip hat hier entschieden, sondern Pflicht und Recht der Selbsterhaltung für Preußen und Deutschland, auch für den schwäbischen Theil desselben. Erst diese irrigen Ansichten bei Seite legend, und nicht mehr Vernichtung des eigenen Staates mit Resignation erwartend, wird der Süden aufhören, seinen Widerwillen gegen den Anschluß hinter objective und allgemeine Grundsätze verstecken zu können, wodurch allerdings der gleichwohl geschehende Anschluß zur Unwahrheit würde. Der Süden wird eintreten und sich bewußt bleiben, daß er ein reiches Gut deutscher Eigenthümlichkeit mitbringt, das nicht blos dazu da ist, von preußischer Allgemeinheit erdrückt zu werden, sondern in diese auch die geistigen Kräfte des Südens hineinzugießen. Er wird dem Ganzen seinen eigenen inneren Lebenstrieb zur Ausgestaltung der echten deutschen Verfassung, mit Abstreifung der romanischen Erbschaft aus England (von den romanisirten Normannen) und Frankreich, mitbringen und dadurch für Deutschland ein Werk beginnen, das über die Einheit hinausragt, das dieselbe durch die wahre Freiheit sichert und wiederum dieser das feste Haus bereitet. Gewiß wird der Süden Deutschlands, der seit Carl dem Großen seine richtige Stellung im Reiche sich zu erhalten wußte, auch jetzt nicht im Dampfe aufgehen, sondern seine kernfeste Eigenthümlichkeit nur mehr als bisher auf das Ganze wirken lassen, statt sie sorgfältig für sich allein zu behalten. Wäre sie so auflösbar, daß die preu-

ßische Wehrverfassung sie verschwinden machen könnte, so müßten wir in allen Bestrebungen, sie zu bewahren, fast viel Lärmen um nichts sehen.

Sehr verschieden von der Stellung Badens und Würtembergs gegen Preußen war die Baierns auf Grund seiner oben bezeichneten vieljährigen Haltung im deutschen Bunde. Blicken wir in seine Geschichte rückwärts, so finden wir Baiern auf der Seite Oesterreichs nur im dreißigjährigen Kriege, nachher stets mit Frankreich als dessen Gegner. Einmal war auch Preußen mit ihm und Frankreich verbunden, als es unter Friedrich dem Großen im ersten schlesischen Kriege galt, die pragmatische Sanction Kaiser Carls VI. zu vernichten und den Uebergang der Kronen auf ein weibliches Haupt, damit aber die Ertheilung der Kaiserkrone durch Heirath zu hindern. Damals kam die Kaiserkrone zum zweitenmale an Baiern, und Carl VII. trug sie, so lange ihn Frankreich und Preußen stützten, aber unglücklich. In den napoleonischen Kriegen war Baiern die rechte Hand der Franzosen in Deutschland und verließ dieselben von den Rheinbundstaaten zuletzt. Vergrößert ging es zum Danke dafür aus dem Wiener Congresse hervor, und der Vertrag von Ried hatte es im Voraus zu dem Keil gemacht, den Oesterreich im deutschen Bunde zur Hinderung der Einheit gebrauchte. Es war aber groß genug, um kein unbedingtes Anhängsel Oesterreichs und zu klein, um für sich ein Gegner desselben zu sein. Als König Ludwig die Regierung ergriffen hatte, war, wie im Nachbarlande Würtemberg, ein neuer Frühling angebrochen. Der alte Prunk und Trödel der Franzosenzeit war dem deutsch gesinnten Könige zuwider. Er schaffte ihn weg und sparte, nur fast zu sehr, aber nicht wie König Wilhelm von Würtemberg, um in Landwirthschaft und Gewerbe einen Aufschwung zu schaffen, sondern um die Kunst zu fördern. München wurde ein Hauptsitz der bildenden Künste, und edle Prachtbauten erhoben sich, der Baier sah sein Land zu einer eigenthümlichen Bedeutung erhoben, während freilich Deutschland den fast komischen Gegensatz des derben Naturalismus im Volke und dieses hohen Kunstsinns sah. Man bedurfte freilich auch dieses Trostes mit dem Glanze der Kunst, da man auf dem Gebiete der Staatsverwaltung früher der Verworrenheit und dem Verderbniß, besonders auch der Finanzen, anheimgefallen war. Es

war aus Staatsmitteln in großem Maße entnommen worden, was die königliche Familie zu leisten gehabt hätte.*) Aber der Trost war nicht nachhaltig. Weder die künstlerischen Huldigungen an den großen Mäcen, noch die wissenschaftlichen Anstrebungen auf der neuen Universität München konnten darüber täuschen, daß der König, von papistischen Gefühlen beherrscht, zwischen einer falschen Freiheit in sittlicher und politischer Hinsicht und einer falschen religiösen Gebundenheit hin und her schwankte. In der Wissenschaft aber trat der Barbarismus mit seiner ganzen Derbheit und seinem Fremdenhaß gegen die Norddeutschen in den Bund mit dem Ultramontanismus. In dieser Luft konnte nichts gedeihen. Dem bürgerlichen Leben wurden die Mittel entzogen, um die schimmernde Decke, die über Baiern gebreitet wurde, zu schmücken. An tüchtigen Volksschulen fehlte es, und oben sollte der Bau der Wissenschaft in den Himmel sich erheben, die Finanzen wurden verschleudert, um München über seine natürliche Bedeutung zu steigern. Aber das Staatsleben nahm keinen neuen Schwung, keine wesentlich neue Richtung. Der König endete seine Regierung so, daß ein verfehltes Streben hinter ihm lag. Das Ministerium Abel mit seiner Vereinigung von hierarchischen, absolutistischen und büreaukratischen Bestrebungen hatte das traurige Ende bereitet. Der König Max II. ging viel realer in die Wissenschaft ein. Er pflegte neben der Poesie die Naturwissenschaft, die Erdkunde, die Geschichte und zwar insbesondere die deutsche mit Nachdruck, und seine Stiftungen hierfür wirken noch fort.**) Nichtsdestoweniger blieb er in Erkenntniß der Wege, welche die Geschichte wies, auf dem beengten Standpunkt, der ihn 1863 zum eigentlichen Herold und Erzkanzler des österreichischen Fürstentages machte, und sein Minister von der Pfordten war bis ums Jahr 1866 neben dem Minister von Beust in Sachsen derjenige, welcher immer von neuem versuchte, durch die deutschen Mittelstaaten die Entscheidung zwischen Oesterreich und Preußen zu hindern. — Daß im baierischen Volke nicht die eigenthümliche Bedeutung

*) Gervinus a. a. O. VII., 1. S. 297 ff.

**) Die hellsten Lichter auf die neuere Geschichte Baierns wirft Friedrich Thiersch's Leben von H. W. J. Thiersch. Leipzig und Heidelberg 1866. 2 Bde. besonders 1, 300 ff. und 2, 479 ff.

des Landes als Pflegestätte von Kunst und Wissenschaft der Punkt ist, an den sich die Abneigung gegen den norddeutschen Bund schließt, wird man gern zugeben. Denn diesem Volke blieb sie fremd, und eher erschien sie selbst demselben als ein ausländisches Wesen. Vielmehr ist das der bequeme, derbe Naturalismus und Materialismus, der sich nicht rühren will, es ist der katholische Ultramontanismus, der kein näheres Band mit den verhaßten Protestanten duldet, es ist die herrschsüchtige Büreaukratie, die sich lieber ein mächtiges Baierland ausdenkt, es ist, wie man gesagt hat „der trotzig freie Bajuwarenstamm“*), der sich nicht will knechten lassen, was den Minister Fürsten von Hohenlohe zwingt von seinem ursprünglichen so klaren Programm sich soviel abdrängen zu lassen, als er ohne Aufgebung des eigentlichen Nervs desselben nachzulassen vermag. In den fränkisch-pfälzischen Gebieten des Landes wirkten diese Ursachen theils gar nicht, theils weniger. Dort fand der Minister seinen Wiederhall, und dort wollte man von den alten baierischen Neigungen zur Verbindung mit Frankreich nichts wissen. Sie machen sich weder der undeutschen Schmach theilhaftig, einen Krieg Frankreichs im Bunde mit Oesterreich gegen Preußen zu hoffen, nach der Kurzsichtigkeit, die nicht einsieht, daß in diesem neuen Kriege die Compensationen vor Allem auf Kosten Baierns gehen würden, sofern Preußen sich seiner Gegner glücklich erwehrte. Die feineren Köpfe wollen noch jetzt mit den alten Triasgedanken auskommen, einer Dreitheilung Deutschlands und einer Stellung der süddeutschen Staaten als vermittelnden Bandes zwischen Oesterreich und Preußen. Wie man sich dies klar denken soll, ist schwer zu sagen.**)

Wäre Alt-Baiern allein, ohne sein Franken und seine Pfalz, so stände es gewiß dem Anschluß am fernsten, weil hauptsächlich die kirchliche und die in der derben Substanz des Volkes liegende Abneigung das Hinderniß wäre. In Würtemberg ist sie mehr idealen Ursprungs, und in Baden der Anschluß gerade darum, weil

*) Vergl. die verständige Schrift: Ueber den Anschluß Süddeutschlands an den Norddeutschen Bund. II. Heft. Nördlingen 1867.

**) Die eben genannte kleine Schrift räumt unter den Broschüren gegen den Anschluß an Preußen mit scharfer Logik auf und widerlegt auch diese Reproduction alter verunglückter Pläne. s. S. 30 ff.

seine besondere Auszeichnung politischer und zwar auch deutsch-politischer Natur war, am meisten vorbereitet.

Der Schwerpunkt des Südens, der eigentliche Südpol Deutschlands bleibt aber immer Oesterreich mit seinen deutschen und seinen halbdeutschen Ländern. Denn deutsch ist es nicht blos neben dem Slawischen in Böhmen, in Steiermark, Kärnthen, Krain, sondern auch neben dem Slawischen und Magyarischen in Ungarn, und selbst Galizien ist nicht ohne deutsche Elemente. Wie Oesterreich jetzt in sich selbst und zum Norden Deutschlands steht, ist die nächste Frage. Der Preußenhaß, so hoch er vor dem letzten Kriege auch emporflammte, gehört gar nicht zu der Eigenheit der Bewohner des Kaiserreichs, am allerwenigsten als Haß des Süddeutschen gegen den Norddeutschen. Oesterreichs nicht deutsche Bevölkerungen haben in früherer und auch wieder in neuerer Zeit sich zum nationalen Hasse gegen die Deutschen emporstacheln lassen, aber der gilt den südlichen Deutschen nicht minder als den nördlichen. Vielmehr stehen die Slawen diesen und insbesondere den slawisch gemischten Preußen z. B. in Schlesien näher als den Süddeutschen. Der österreichische Preußenhaß ist entweder Religionshaß oder rein politischer Natur. Die deutschen Protestanten Oesterreichs würden, wo sie an Preußen grenzen, ohne zu große Gemüthsbewegung den doppelten Adler mit dem einfachen vertauschen, wenn dies durch außer ihrem loyalen Willen liegende Weltereignisse nöthig würde. Sonst aber bleibt der österreichische Deutsche in seiner gemüthlichen Art ohne solchen fest gehaltenen Widerwillen, und die Commis-voyageurs aus Berlin behelligen auch kraft der Zollschranken den Alpenbewohner in Oesterreich weniger als den Schwaben.

Was ist Oesterreich nach dem Kriege von 1866? und was ist seine wahrscheinliche Zukunft? und wie wird, wie muß es sich zu Preußen und dem norddeutschen Bunde stellen?

Wenn man die unzufriedenen Stimmen aus Oesterreich selbst hörte, wie sie unmittelbar nach dem Kriege erschollen, so mußte es mit diesem alten Kaiserreiche nun gar aus sein. Voran stand als Zeichen seines Zerfalls die ungeheure Staatsschuld von 3000 Mill. Gulden, deren Zinsen von dem Einkommen des Staates soviel verzehren müssen, daß einem immer erneuerten Deficit und damit wachsenden Schulden gar nicht auszuweichen sei, wenn nicht etwa

ein Staatsbankerott eintreten und den Credit des Staats auf lange Zeit vernichten sollte.

In nächster Linie stand die Verschiedenheit der Nationalitäten, die sich am stärksten in der fast nicht mehr abzuweisenden Forderung Ungarns aussprach, ihm seine Selbständigkeit als Königreich in Personal-Union mit Oesterreich zurückzugeben, die aber auch in dem seit einigen Jahrzehnten immer mehr gesteigerten Geschrei der böhmischen Slawen (der Czechen) um Befreiung von der deutschen Bevormundung laut wurde, die auch in dem theils polnischen, theils ruthenischen Galizien sich regte, und zwar theils als Polenhaß gegen die Zertheiler des alten Königreichs, theils als Zug zur Vereinigung mit Rußland. Dagegen sollten die Deutschen in Oesterreich als einziger Widerhalt dienen, diese Deutschen, die in den meisten Provinzen von Slawen durchschossen und halb slawisirt sind, die nirgends als in Ober- und Niederösterreich als die einzige Bevölkerung auftreten, hier aber wieder durch den Einfluß der Hauptstadt, die durch slawisch-jüdisch-romanische Elemente in ihrer Deutschheit sehr verkürzt ist, um ihre centrale Bedeutung gebracht werden. Diese Deutschen, jetzt noch mehr als zuvor vom übrigen Deutschland getrennt, überdies, auch wenn solche Trennung nicht bestände, durch das Concordat und dessen Folgen für den Volksunterricht um ihre deutsche Kraft und Intelligenz gebracht, wie sollen sie der Hebel sein können, um die übrigen Lande aus ihrer Lage emporzuheben, und wie die Klammern, um sie in Eins zu verbinden? — Das Concordat hat man als die dritte Ursache des Untergangs für Oesterreich genannt, da seine Folgen unausbleiblich die sein müssen, die ganze das Volk leitende Priesterschaft dem deutschen Leben und dem österreichischen Landes-Patriotismus zu entfremden und nur nach Rom als der wahren Heimath blicken zu lassen, oder den einfachen Volkspriester überhaupt soweit herabzudrücken, daß er nur noch als stumpfes Werkzeug des kirchlichen Mechanismus dienen könne, während die Bischöfe mit ihren Capiteln als die intelligenten Führer, aber wahrlich nicht im Interesse Oesterreichs, freie Hand haben. Man hat ferner auf die Verdorbenheit des hohen Adels, auf die Ueppigkeit seines Lebens, auf seine Begünstigung bei den höheren Stellen in der Staatsverwaltung und in der Armee, auf das zahllose schlecht besoldete, wenig gebildete und darum

bestechliche Beamtenheer, man hat auf die Juden, besonders die Geldfürsten unter ihnen, deren Cassen die Gewinner bei dem Staatsschulden-Elend seien, man hat auf die schlechte Gesetzgebung für Ackerbau, Gewerbe, Handel hingewiesen und in der gegenseitigen Einwirkung aller dieser Uebelstände auf einander, wie sie das Werk einer langen Vernachlässigung und eingewurzelten Sünde seien, einen solchen Knäuel des Verderbens gefunden, daß keine Menschenkraft fähig sei, ihn zu entwirren.

Daß der frühere sächsische Minister von Beust, der hervorragendste Politiker der mittelstaatlichen Bestrebungen, der sich überall gegen Preußen an die Spitze der verwirrenden Intriguen gestellt hatte, die riesige Aufgabe übernommen hat, Oesterreich aus diesen Klippen herauszusteuern und das Staatsschiff seefähig zu machen, ist wenigstens ein Beweis von großem Muthe dieses Mannes. Allerdings ist es ihm bis jetzt noch nicht gelungen, die erste der oben genannten Ursachen, die Schuldenlast, zu vermindern. Man hat eine Vertheilung derselben, so wie der Staatsabgaben, zwischen Ungarn und dem übrigen Oesterreich vornehmen müssen, und Oesterreich erntet jetzt die Strafe für die lange Vernachlässigung des üppig reichen ungarischen Bodens, indem die dortige Volksvertretung erklärt hat, nicht mehr als etwa ein Drittel der Abgaben leisten zu können, obwohl nach der Bevölkerung das Land viel mehr hätte übernehmen müssen. Die Verhandlungen über Zinsreduction oder Bankerott haben die Rathlosigkeit diesem Schuldengebirge gegenüber gezeigt.

Ein höchst abschreckendes Gemälde dieser Zustände hat man in Folgendem gegeben*):

„Die Industrie und die Landwirthschaft siechen dahin und der „Handel nicht minder. Der Staat, den sie durch ihre Steuerkraft „erhalten sollten und der vernünftiger Weise alles anwenden müßte, „um diese Kraft zu heben, zerstört sie, indem er erstens den Geld„handel nicht freigiebt, sondern durch veraltete und schädliche Wucher„gesetze den freien Verkehr auf dem Geldmarkt hindert, zweitens „durch seine fortwährenden Anleihen seinen Industriellen und Land„wirthen eine Concurrenz macht, die diese nicht aushalten können,

*) Justus Freimund: Oesterreichs Zukunft entwickelt aus seiner Vergangenheit und Gegenwart. Brüssel 1867. S. 81 ff.

„drittens durch schädliche Hochschutzzollgesetze, die er geschaffen hat, um „der Einmischungslust seiner Beamten zu genügen, viertens, indem er „den Associationsgeist und die Bildung hemmt. Er nimmt Capi„talien zu 10—12 Procent auf und zwingt dadurch die Privat„industrie 15—20 Procent zu zahlen — also etwas Ungesetzliches „zu begehen. Findet sich ein Capitalist, der sich der Gefahr aus„zusetzen wagt, wegen der Uebertretung der Wuchergesetze nicht nur „seine Zinsen, sondern auch sein Capital zu verlieren, so thut er „dies nur gegen Bezahlung von ungeheuren Prämien. In den „meisten Fällen zieht er es vor, seine Capitalien in wohlfeilen, ge„fahrlosen Staatspapieren anzulegen, sie demnach dem Verkehrs„kreislaufe zu entziehen und für die Production unwirksam zu „machen. — Diese dem Gemeinwesen so schädliche Classe der Fi„nanciers ist die einzige, die von dem allgemeinen Elend und Ver„fall Nutzen zieht. — Das Staatsschiff ist im Stranden begriffen „und die Rentner üben ihr Standrecht. — Das Capital, die auf„gesammelte Arbeit der Gegenwart, sie führt zur Entwerthung des „Menschen, der immer tiefer im Preise sinkt; endlich zur Sklaverei, „zur Barbarei. — Das Capital demoralisirt (in Oesterreich) die „Gesellschaft, es ruinirt das Land. In der Hauptstadt ein un„vermeidliches Rennen und Jagen nach dem Gelde; Geld besitzen „das einzige Ziel und Streben, Geld allein verleiht dem Menschen „Werth, Macht und Herrschaft. — Im allgemeinen Wirbel und „Schwindel dreht sich die ganze Gesellschaft ohne Unterschied der „Religion, des Standes, der Geburt um das goldene Kalb — der „Geist besonnener Thätigkeit, ehrwürdigen Fleißes, unermüdlicher „Sparsamkeit, rastlosen Fortschrittes ist von unserer Gesellschaft „gewichen. An seine Stelle trat der Börsenschwindel und die Lotterie„spielwuth, von der Regierung durch ihre ewigen Anleihen und „durch das unmoralische Institut der kleinen Lotterie noch genährt „und unterstützt.

„Wer hat diesen Zustand der Dinge veranlaßt? Wer anders „als das unsittliche, egoistische, herz- und hirnverzehrende Regierungs„system? Kaiser Franz erklärte durch das Finanzpatent von 1811 „den Staat als bankerott — während er und seine Familie Hun„derte von Millionen in der englischen Bank angelegt hatten. — „Seitdem nahm das systematische Aussaugen und Ruiniren des

„Staates seinen Fortgang, gleichsam als ob man den Untergang „vorher gesehen hätte und vor der allgemeinen Sündfluth retten „wollte, was noch zu retten war. „„Mich und den Metternich „hält's noch aus"", sagte Gentz, sagten sie Alle, die dem Hofe „mehr oder minder nahe standen. Der Bürger und der Bauer „mußten ihr Silber hergeben oder man nahm es ihnen mit Gewalt, „während der Adel und der Clerus steuerfrei blieben und durch „Zehnten und Roboten dem armen elenden, hungernden Volke den „letzten Rest von Kraft, der ihm blieb, aussogen. Der Clerus „häufte Reichthümer auf Reichthümer, die in den finsteren Keller„gewölben der Klöster frucht- und nutzlos ruhen, die Regierung „kam jedes Jahr mit einer neuen Anleihe und entzog so dem Handel, „der Industrie und der Landwirthschaft das diesen Hauptarterien „des Staatskörpers nothwendige Blut und leitete es in die Canäle „ihrer sterilen Zwecke. Was noch dem allgemeinen Verderben ent„rann, zerstörte sie durch ihre Militärmacht oder ließ es den schäd„lichen Raupen, ihrem Beamtenheer, zum Fraße. Die Freiheit „des Handels und Verkehrs wurde von diesen treuen Dienern ihrer „Herrn durch zahllose Ketten gehemmt und gefesselt. Das Tabaks„monopol wurde und wird noch immer zum allgemeinen Schaden, „selbst zum Schaden der Regierung und nur zum Nutzen einiger „hundert Beamten, die davon leben, aufrechterhalten. Der Tabaks„bau würde allein dem Staate eine erkleckliche Anzahl von Millionen „Gulden einbringen und Schaaren von Colonisten nach Ungarn „locken, wenn er freigegeben würde. — Einigen bevorzugten In„dustriellen und einigen Cavalieren, auf deren Gütern schlechtes „Eisenerz gefunden, zu Liebe wurde in fast allen Branchen ein „Hochschutzzoll aufrecht erhalten, den indessen die Producte von an„erkannter Güte, wie z. B. das steirische Eisen, nicht bedurften, „und zur Durchführung der prohibitorischen Handelspolitik mußte „eine ganze Armee von Finanzwächtern dienen, die dem Staate ge„rade soviel kosteten, als die Eingangszölle einbrachten und doch „nicht im Stande waren, den Schmuggel zu verhüten, der als die „Pflanzschule aller Laster angesehen werden kann." — Wenn wir auch nicht jeden einzelnen Zug dieses dunklen Gemäldes belegen können, so giebt doch derselbe Maler österreichischer Zustände*) durch

*) a. a. O. S. 95 ff.

die nähere Schilderung Böhmens, noch neben Ungarn des besten Ackerbaulandes der Monarchie, die Belege. Er weiß zu sagen, wie die kleinen Besitzer unter der Steuerlast und dem Beamtendruck in Schmutz, Trunkenheit und Armuth versinken, wie sie verschwinden, weil der Wucher ihren Besitz einschluckt, wie Grund und Boden in die Hände der großen Juden kommt, und man kann noch hinzusetzen, wie die fürstlichen Vertriebenen aller europäischen Länder sich ganze Fürstenthümer in Böhmen erwerben. — Auch von dem Untergang der kleinen Industrie entwirft er ein gleich schauriges Bild und richtet auf Ungarn, Oesterreich, Mähren, Schlesien, Galizien nur flüchtige Blicke, denen aber nicht minderes Elend begegnet.

Es giebt dagegen nur Ein Mittel, die Erhöhung der Steuerkraft der ganzen Bevölkerung, dies ist aber ein langsam wirkendes, und ehe es wirkt, muß die Schuldenlast noch steigen, wenn es nicht möglich ist, die andern Staatsausgaben zu vermindern. Auf diese Verminderung muß also ausgegangen werden, und sie muß vor Allem bei der Armee beginnen, wenn sie erheblich sein soll. Um aber damit zu beginnen, muß Oesterreich auf jedes bestimmende Eingreifen in die europäische Politik verzichten, weil Frankreich, Rußland und Deutschland stets mit ihrer Militärkraft ein starkes Gewicht in die Wagschale legen werden. Es kann daher nur Oesterreichs Weg sein, durch ein Bündniß mit einer der stärksten Mächte sich diejenige Wehrkraft zu schaffen, welche es bei Reduction in der Ausgabe für das Heer von Außen her bedarf. An ein Bündniß mit Rußland ist nicht zu denken, da es auf dessen Bestrebungen in der orientalischen Frage nicht eingehen kann. Denn Rußland muß streben sich nach dem Mittelmeere die Athemswege zu öffnen, die ihm der Krimmkrieg verschlossen hat. Dies kann nur durch den Besitz Kleinasiens oder gar Constantinopels oder aber — weil dieser ohne den Untergang des türkischen Reiches gar nicht und auch nach diesem kaum möglich ist, — durch Einfluß innerhalb der türkischen Herrschaft erlangt werden. Dieser Einfluß wird vermöge der griechischen Unterthanen des Sultans in dem Anspruch auf ein Schutzrecht über diese gesucht. Wie viel dabei wirklich aus Mitgefühl mit gedrückten Glaubensgenossen geschieht, oder wie weit dieses Mitgefühl nur den Vorwand für politische Strebungen bietet, kann auf sich beruhen. Aber genug,

es ist die griechische Kirche, welche in den Vordergrund tritt, wenn Rußlands Ziele erreicht werden. Hier steht nun Oesterreich mit der Angehörigkeit seiner meisten Unterthanen an die römische Kirche, mit der Tradition des Kaiserhauses als Schützers der päpstlichen Interessen, mit seinem Concordat als der Magna Charta derselben, und ist in die Unmöglichkeit versetzt, mit Rußland sich zu verbinden, muß vielmehr dieses als den zu bekämpfenden Gegner betrachten. Sowie Oesterreich seine Heereskraft mindert, wird Rußland kecker in den orientalischen Dingen vorschreiten. Demgemäß wäre Ersteres durch die kirchliche Seite, welche nun einmal diese Frage hat und noch länger behalten wird, an Frankreich gewiesen. Mit diesem sich zu verbinden und deshalb die Armeeausgaben herabzusetzen, geht aber noch weniger. Denn ein Bündniß Oesterreichs mit Frankreich ist unausbleiblich gegen Deutschland gerichtet und führt zu nochmaliger Entscheidung zwischen diesem und dem Kaiserstaat. Frankreich ist durch Süddeutschland von Oesterreich getrennt, und jenes ist bereits durch Schutz- und Trutzbündnisse an Preußen gebunden, kann also nur auf die Gefahr mit Oesterreich und Frankreich handeln, daß alsdann Rußland und Norddeutschland, vielleicht auch Italien, zusammenwirken, ein Bund, der jedenfalls an Kraft diesem süddeutsch-französischen gleichkäme. Die Entscheidung eines Krieges zwischen diesen beiden Massen würde die Existenz des Kaiserstaats völlig in Frage stellen, wenn das Siegesloos auf die deutsche Seite fiele. Und was soll aus Oesterreichs Finanzen in solchem Falle werden? Nach dieser Seite ist daher das Bündniß wohl möglich, aber äußerst gefährlich und ein unnöthiges Setzen der Existenz auf einen Wurf. — Es bleibt nur das Bündniß mit Deutschland im Interesse Oesterreichs übrig. Das überwiegend evangelische nichtösterreichische Deutschland wird aber keineswegs die römisch-katholischen Interessen gegen die griechisch-katholischen aufrecht zu halten und im Kriege gegen Rußland zu wirken geneigt sein. Dieses Bündniß fordert daher von Oesterreich, daß es die orientalische Frage zu einer rein politischen mache, sie ihres kirchlichen Gewandes entkleide, folglich die Erhaltung der Türkei durch civilisatorische Einwirkung ermögliche. In dieser Richtung zu wirken und darum mit England zu gehen, das nicht etwa protestantische, sondern handelspolitische Zwecke verfolgt, wäre Oestereich nur fähig, wenn ihm die geistigen

Kräfte Deutschlands zur Hand wären; die aber sind überwiegend protestantisch. Sie können von Oesterreich nur verwendet werden, wenn es den ganzen confessionellen Hader von sich schüttelt, wenn es sein Concordat abstreift, wenn es auch in sich selbst ehrlich und offen den Staat von der Kirche löst, kein katholischer Staat mehr sein will, sondern die Natur des modernen Staates walten läßt. Dann ist es ihm möglich, da Deutschland durch Preußen bewiesen hat, daß es von Oesterreich kein Gebiet begehrt, im engsten Bündnisse mit diesem den russischen Bestrebungen das Gegengewicht zu halten, durch deutsche Einwanderung in seine Lande das germanische Element zu stärken und seiner wahren Aufgabe der Germanisirung des Slawischen nachzukommen. Dann aber ist ihm auch der Muth möglich, die 1800 Millionen, welche die Kirche inne hat, ohne wirklichen Schaden der letzteren an ihrer geistlichen Arbeit, als Pfand für mehr als die Hälfte der Staatsschuld, ja mit den Staatsdomänen für zwei Drittheile derselben zu verwenden und so zugleich Verminderung der Ausgabe und allmählige Herabsetzung der Schuld zu erlangen. Dann wäre die Rückwerfung Oesterreichs auf sich selbst zu seiner wahren Regeneration der Anstoß und das Mittel geworden. Nur Deutschland kann ihm helfen, nur in Deutschland ist auch jetzt noch so viel Liebe zu Oesterreich lebendig, daß es ihm diese Hülfe nicht versagen wird. Sie braucht ja auch nicht uneigennützig geleistet zu werden, denn die Germanisirung der slawischen Populationen Oesterreichs erhöht auch Deutschlands Kraft, sein Vorrücken im Osten öffnet dem deutschen Handel die Wege nach dem Orient. — Aber das jetzige Oesterreich, das durch das Concordat an die mittelalterliche Kirche gebundene, das antiprotestantische und darum eben widerdeutsche, vermag alles dieses nicht. So greifen die Fragen, die wir oben stellten, in einander. Die finanzielle Erhebung Oesterreichs hängt mit seiner Politik nach Außen und mit seiner kirchlichen Stellung zusammen. Man sage nicht, daß Oesterreich dennoch gerüstet sein müsse. Das kann es und soll es auch, aber die Rüstung liegt im Systeme, wie in Preußen. Daß aber dem Heere die moralische Kraft nicht fehlen darf, ist die erste Forderung. Wenn es wahr ist, daß diese im letzten Kriege fehlte, so erwächst daraus noch ein ganz anderer Aufruf an die Neubildner des Staates. Es hat Jemand gesagt, Freiheit und Nationalität

seien jetzt die Devise, und nur bei dem Föderativ-System, welches jeder Nationalität ihr Recht gebe, sei in die Armee die moralische Kraft zu bringen.*) Das glauben wir nicht. Ist in Preußen ein Mangel der moralischen Kraft bei den polnischen Regimentern vermerkt worden? nicht im mindesten. Oder bei den Lithauern? das Gegentheil. Würden die österreichischen Slawen in ihrem jetzigen Gesammtzustand mehr versprechen, wenn sie für sich wären? gewiß viel weniger, denn was sie von Bildung und Kenntniß haben, ist deutschen Ursprunges.**)

Damit sind wir auf die Nationalitätenfrage geführt.

Diese Frage ist durch die Entscheidung für den Dualismus und die Theilung Oesterreichs in Länder diesseits und jenseits der Leitha noch keineswegs beseitigt. Denn weder ist jenseits der Unterschied der Magyaren, Slawonier, Serbier, Rumänen, Kroaten und Deutschen, noch ist diesseits der Unterschied zwischen Deutschen, Czechen, Polen, Ruthenen und wendischen Slowenen, noch abgesehen von den Italienern, aufgehoben. In Ungarn hat die Regierung natürlich den Magyaren das Steuerruder überlassen, und es wird sich erst in Zukunft erweisen, ob diese im Stande sind, sich über den andern Nationalitäten zu erhalten. Ein geistvoller ungarischer Schriftsteller***) gesteht zu, daß die Frage der Nationalitäten entscheidend für das Schicksal seines Vaterlandes werden müsse, daß zwar für den Augenblick durch die Wahrnehmung, wie das Loos der verschiedenen Nationen Ungarns ein gemeinsames werden müsse, der Kampf der Nationalitäten zurückgedrängt sei, daß er aber seiner Zeit wieder hervortreten werde und daß er demnach seine Lösung finden müsse. Aber die Lösung, die er selbst anbietet, ist keine, sondern nur die Nachweisung, daß die Nationalitäten sich der Einheit des Staates in ihrem eigenen Interesse unterzuordnen haben, und daß die gemeinsame persönliche Freiheit ein höheres Gut als die Nationalität sei.

---

*) Oesterreich und sein Heer. Leipzig, 1866. S. 39.

**) Ueber die Finanzlage Oesterreichs und die letzten Maßregeln vor dem Kriege, s. der Zerfall Oesterreichs von einem Deutsch-Oesterreicher. Leipzig 1867. S. 45 und W. Menzel: Der deutsche Krieg, B. 2, S. 123 ff.

***) v. Eötvös: Die Nationalitäten-Frage übers. von Dr. M. Falk. Pesth, 1865, Vorrede S. VI. f.

Aber werden dies die Magyaren selbst begreifen? Ist nicht vielmehr gerade ihr, wenn auch erfolgreiches, Drängen nach ungarischer Staatsselbständigkeit auf das Nationalitäten-Princip gegründet, und werden sie demselben gemäß die Zerstückelung Ungarns verhindern können, wenn sie nicht die Macht erlangen, die anderen Nationalitäten, die in der Mehrheit sind, zu unterdrücken? — Ein anderer Rathgeber in dieser Frage*) weiß nur darauf hinzuweisen, daß Oesterreich über den Kopf der Nationalitätenfrage hinweggreifen und den mächtigen Ausgleich der Bildung und des Verkehrs anwenden solle. Als ob dieses Mittel nur gewählt werden dürfte, um auch sofort angewendet werden zu können. Es ist ein richtiges Mittel zur Abschwächung der nationalen Sonderheiten. Aber es bedarf der Jahrzehente, um zu wirken, und die Zukunft Oesterreichs ist durch die Nationalitätenfrage schon täglich bedroht. Vergessen wir auch nicht, an wen diese Rathschläge alle gerichtet sind. An die österreichische Regierung, die hauptsächlich der deutschen Nationalität angehört. Diese aber werden die anderen so nicht über sich leiden wollen, und wenn man die Regierung aus allen Nationalitäten zusammensetzt, so wird der Kampf derselben nur in die Regierung selbst verpflanzt. Der Haß, welchen Kaiser Franz zwischen den Nationen seines Kaiserstaats groß gezogen, trägt seine Früchte, nur daß jetzt die Einsicht über die unheilvolle Vergangenheit den Haß mehr gegen das Ganze richtet, und jede Nationalität, die deutsche ausgenommen, nur in sich selbst eine Heimath und einen befriedigenden Zusammenschluß findet. Es gibt ja ein Oesterreich nicht außer diesen verschiedenen Nationalitäten. Jede derselben hat eine vergangene Zeit der Größe und Bedeutung hinter sich, an welche sie seit Jahrzehenten von ihren Volksführern und Schriftstellern erinnert wird. Ein klares Ziel haben sie nicht, diese Prediger des Racenhasses. Nur in Ungarn lag es vor und liegt es noch vor. Auch Böhmen kann wenigstens von seinen einstigen Königen träumen, aber was soll aus all den Herzogthümern und Erzherzogthümern, den Grafschaften und Fürstenthümern werden, wenn das gemeinsame Band abfällt? Sie bilden sich ein, diese

*) Becker: Der Misbrauch der Nationalitätenlehre. Wien 1867. S. 89 ff.

Gruppen, deren sich die Föderalisten fünfe ausgedacht haben, würden sowohl in sich, als unter einander zusammenhalten. Sie würden aber weder das Eine, noch das Andere. Denn einmal die Sonderungslust erweckt, und sie wird weder in Ungarn die vielen Elemente beisammen bleiben lassen, noch auch nur in Kroatien ein hinreichendes Centrum für Dalmatier und Slawonier anerkennen. Auch Böhmen würde ja in sich zerfallen, und Mähren und Schlesien sich eher an das Deutsche als an das Czechische in Böhmen schließen. Am ehesten möchte Galizien mit der Bukowina vereinigt bleiben. Aber Tyrol, Salzburg, Krain, Kärnthen, Steiermark, Ober- und Niederösterreich wären auch zu viel für Ein Kronland, denn es umschlösse wieder Wälsche und Slawonier mit den Deutschen. Man hat mit Recht gesagt, es wäre dies der sichere Weg zur Föderativ-Republik und von dieser aus zur kleinen und größeren Tyrannis. Die Centralisten haben daher das Heil Oesterreichs in der Gesammt-Verfassung gesucht, als es mit dem absoluten Despotismus, dem System des Hinhaltens, Nichtsthuns und des Aufhetzens der Völkerschaften gegen einander nicht mehr ging. Aber auch jetzt war die absolutistische Neigung und das Gegenwirken der ultramontan-adlichen Partei noch da, und die „constitutionellen Formen" blieben so sehr nur Formen und der Reichsrath aus allen Nationalitäts-Landtagen so sehr ein fremdes und haltloses Ding, zuletzt kaum mehr besucht, von den Ungarn ganz verworfen, daß man all dieses Wesen „sistiren" mußte. Man hatte mit diesen blos formalistischen Versuchen einfach Bankerott gemacht. Alle bisherigen Versuche und Rathschläge zur Lösung der Nationalitätenfrage sind auf ein Chaos ausgelaufen. Und doch ist ihre Nichtlösung der Untergang Oesterreichs. Alles Bisherige war blos ein Nochnicht, und die Frage blieb drohend stehen.

Was also thun? was rathen? Hinsichtlich der Magyaren steht fürs Erste die Thatsache fest, daß sie abgelöst sind vom Kaiserstaat, und denselben Versuch, welcher diesem mislungen ist, bei sich selber anstellen wollen. Wenn er mislingt, und das muß er, so kann doch wieder nichts Anderes geschehen, als daß die nationalen Theile sich an Oesterreich wieder festklammern, und daß zuletzt die Magyaren auch nicht viel Anderes thun können. Dieses Festklammern wird aber erst möglich werden, wenn im übrigen Oester-

reich, außer Ungarn, die Frage zur Entscheidung gekommen ist. Sind die Ungarn mit ihrer Weisheit fertig, ehe dies geschehen, so zeigt uns die Zukunft nichts als Zerbröckelung. Wie aber soll sich die Frage im außer-ungarischen Oesterreich lösen? Ist doch in Böhmen gleich die Frage um das Uebergewicht der Deutschen oder Czechen im Vordergrund. Der Zahl nach haben diese, der Bedeutung nach jene den Anspruch. Hier kann sich der Proceß in der rechten Weise vollziehen. Die Rechte der Mehrzahl sind unzweifelhaft, und man lasse sie unverkürzt walten. Es wird sich bald genug zeigen, daß diese Slawen geistig nicht die Uebermacht erlangen. Der Deutsche arbeite desto kräftiger und geistiger an umfassender Bildung, an concentrirter Leistung. Er hat dazu die Kraft und Tugend. Aber man lasse auch den religiösen Trieb des Czechen uneingeschnürt, und sein hussitisches Christenthum entfalte sich frei und ungestört. Nur in diesem besitzt er eine geistige Macht, und in ihm nähert er sich dem deutschen Geistes- und Gemüthsleben. Hier ist dann der Boden, auf dem sich die weltgeschichtliche Bestimmung des Slawen zur Germanisirung erweisen wird. Denn dies ist der Kern der österreichischen Zukunft, wenn es noch eine gibt. Die slawische Welt hat die Bestimmung, germanisirt zu werden, nicht mit äußerlicher Gewalt und mit Absperrung ihres natürlichen inneren Kreislaufs, sondern in reger Wechselwirkung mit der deutschen. Also diesseits der Leitha hat Oesterreich nur Ein Mittel, die Nationalitätenfrage zu lösen, es ist die freie, die geistige Germanisirung, es ist das Eingehen in den Proceß der Weltgeschichte, wie er in Preußens slawischen Provinzen sich vollzogen hat und noch vollzieht. Dem Deutschen wird dadurch die geschmeidige Gewandtheit, die sinnliche Wärme des Slawen zugebracht, während er dem Slawen die spröde Energie des Germanischen, die Klarheit und Geistesschärfe seiner Urnationalität gibt. Ein germano-slawisches Volksleben im ganzen Osten Deutschlands, eine Nachholung des seit einem Jahrtausend Versäumten auf Oesterreichs Seite, aber nicht eine Unterdrückung des Fremden, sondern eine Aneignung und leitende Aufnahme ist die Aufgabe. Damit ist allerdings schon gesagt, daß eine andere Stellung zur Kirche, daß der entschiedene und dauernde Bruch mit der so ganz unwahren Idee des „katholischen Staates" unerläßlich ist, wenn Oesterreich,

statt seinem Schicksal zu erliegen, seine Sendung erfüllen soll. Diese freie geistige Ineinanderbewegung des Slawischen und Deutschen kann nur in gediegenem Volksunterricht, im Aufschwung echter Bildung vermittelt werden. Nur dies sind die Mächte, welche wirklich über die Nationalitäten übergreifen, die Wahrheit in der Religion, die Wahrheit in der Humanität, die Ewigkeit Gottes und die Entwicklung des zur Ewigkeit berufenen Menschengeistes. Es ist also wieder die Idee und der Aufbau des Reiches Gottes, um was es sich handelt, denn dieses ist allen Nationen gemäß und für sie alle bestimmt, dieses allein kann an die Stelle des Hasses die Liebe pflanzen und Germanisirung nicht mehr als verhaßten Zwang, als bittere Unterdrückung erscheinen lassen.

Was aber in Böhmen allein helfen kann, eben dasselbe ist überall, wo die Nationalitäten sich zerreiben wollen, das unausbleiblich siegreiche Mittel der Einigung. Auch hier also wird dieselbe erst noch zu schaffen sein, und nicht mit einer Zauberruthe mit Einem Schlage, sondern in langsam eilender Bewegung. Wie aber bis dahin, bis die Früchte einer solchen echt deutschen Aussaat zu reifen anfangen, zu helfen, hinzuhalten, zu schützen sei? Diese Frage wird man einwerfen. Darauf habe ich nur dieselbe Antwort, wie auf die Frage der Finanzen, des Wohlstandes. Auch hier bedarf Oesterreich unbedingt des übrigen Deutschlands, nicht blos seines friedlichen, erwartenden Zusehens, sondern seiner Mitwirkung, seines Eintretens, und es wäre von dessen Seite die edelste Rache für Oesterreichs Jahrhunderte lange Versündigung an ihm, wenn es seine Kräfte darböte, um dem alten Kaiserlande vom Untergange zu helfen. Vor Allem thut diesen Landen, am meisten dem reichen Boden Ungarns, deutsche Einwanderung und Colonisation Noth, aber wer wird dem deutschen Auswanderer den Weg nach dem Osten anrathen wollen, so lange noch der bisherige Fluch einer entsetzlichen Misverwaltung auf dem Lande lastet?

Wir treten an die dritte der Ursachen des Oesterreich bedrohenden Untergangs heran, das Concordat, und meinen damit überhaupt die ganze Stellung des religiösen, kirchlichen und Bildungslebens in Oesterreich. Es ist ja allbekannt, daß Oesterreich im Jahre 1855 mit der römischen Curie einen der Verträge abschloß, wie auch die meisten übrigen katholischen oder von Katholiken theilweise bewohn-

ten Länder sie unter dem Namen „Concordate" geschlossen haben*). Daß dies in Oesterreich nöthig war, wollen wir nicht bestreiten, denn es war ein sogenannter katholischer Staat von Anfang an gewesen, es hatte dem römischen Stuhl viel zu verdanken und hatte gerne die alte Kaiseridee der Schutzpflicht gegen denselben als seinen Ehrenpunkt betrachtet. Allerdings hatte die moderne Staatsidee auch in Oesterreich Platz gegriffen, und Maria Theresia hatte sich dieser und and anderer Ideen der Zeit nicht erwehren können, Kaiser Joseph II. aber war geradezu ihr Träger gewesen. Er hatte sich, da die Kaiserlande die Reformation nach Kräften von sich abgewehrt, als eine Art Reformator in seinem Lande benommen, Klöster geschlossen, Anstalten umgewandelt, dem geistlichen Einfluß auf den Staat gewehrt. Daß dabei auch Eingriffe in die Rechtssphäre der Kirche stattgefunden und der Kaiser sich angemaßt hatte, was der Kirche gehörte, ist unzweifelhaft. In der Sturmzeit, welche dem kurzen Wirken Kaiser Josephs folgte, war an Herstellung der richtigen Grenzen zwischen Staat und Kirche nicht zu denken gewesen, und die ganze Regierungszeit Kaiser Franz II. ließ bei aller persönlichen Frömmigkeit dieses Herrn es doch nicht zu derselben kommen. Die josephinischen Einrichtungen bestanden fort. Mit anderen deutschen Landen war es Rom gelungen, günstige Abkommen zu treffen, auch Preußen hatte ihm sein kirchliches Recht zurückgegeben. Der Erzieher des jungen Kaisers stand als Erzbischof von Wien an der Spitze der katholischen Kirche in Oesterreich. Jetzt war die günstige Zeit gekommen. Im Jahre 1850 geschahen die ersten, der Kirche vortheilhaften Schritte des Staates**). Die österreichischen Bischöfe wußten von diesen aus weiter zu kommen, und das Concordat, ein Vertrag zwischen Papst und Kaiser oder Kirche und Staat, wurde bekannt gemacht. Es enthielt außer der Anerkennung der katholischen Kirche als der Kirche, die

*) Der lateinische Text dieses Concordats vom 18. August 1855 findet sich u. A. bei Dr. Jakobson: Ueber das österreichische Concordat vom 18. August 1855 und die kirchlichen Zustände der Evangelischen in Oesterreich. Leipzig 1856. S. 129 f. Aehnliche waren das württembergische und das badensche Concordat. S. Dr. C. Hofacker: Das württembergische Concordat. Stuttgart 1860.

**) Die Geschichte dieser Vorgänge s. bei Jakobson. S. 9 ff.

Freiheit des Verkehrs zwischen den Bischöfen u. s. w. und dem Papste, eben so zwischen den Bischöfen, Pfarrern u. s. w. mit dem Volke, das Recht der Anstellung und Entlassung von Geistlichen, der Disciplin und Regierung über sie und die Gemeinden, der alleinigen Ordnung des Gottesdienstes, auch der Processionen und Wallfahrten, dann aber das immense Recht der Ueberwachung alles Unterrichts, damit er der katholischen Kirche gemäß sei. Auch die Lehrer der Theologie an der Universität unterstehen der Prüfung und Licenz des Bischofs. Lehrer und Lehrbücher, ja die Litteratur überhaupt, werden unter die Aufsicht der Bischöfe gestellt, und der Staat verspricht die Verbreitung anti-katholischer Bücher zu hindern. Die Ehe ist ganz und gar vor die geistlichen Gerichte gewiesen. Der Staat hat der Kirche in Vollstreckung ihrer Strafurtheile über Geistliche Hülfe zu leisten. Die Vorbildung der Geistlichen bleibt ganz in den Händen der Bischöfe. Klöster und Congregationen können von den Bischöfen eingeführt werden. Die Pfarrstellen werden unter ihrer Mitwirkung besetzt. Die Kirche verwaltet und erweitert frei ihre Besitzungen, und eine Säcularisirung oder auch nur Belastung derselben kann nie stattfinden. Die Zehenten bleiben, oder es wird für sie entschädigt.

Es ist auf den ersten Blick klar, daß mit diesem Concordat weder eine Gleichberechtigung der verschiedenen Bekenntnisse im Staate, noch eine freie Bildung der Geistlichen und des Volkes, noch eine Hülfe für den überlasteten Staat aus den reichen Mitteln der Kirche möglich ist. Man braucht nicht in das wilde Geschrei der Vielen in Oesterreich einzustimmen, welche notorisch der katholischen Kirche oder des Christenthums, ja jeder Religion überhaupt sich entschlagen wollen, und die daher das Concordat als Quelle alles Uebels betrachten, um dennoch zu sagen, daß Oesterreichs Zukunft verloren ist, wenn das Concordat in seinen meisten Bestimmungen fortbesteht.

Vor Allem ist unwidersprechlich klar, daß das Concordat den „katholischen Staat" wiederherstellen will, und daher mit dem modernen Staate, sofern er auch in Oesterreich heimisch geworden, in unauflösbaren Widerspruch tritt. Die Staatsangehörigen können Katholiken sein, aber einen katholischen Staat kann es nicht geben, sondern dieser ist die Kirche selbst, die daher auch das Walten ihres

geistlichen (kanonischen) Rechts so weit als möglich auch über die von dem Staate in Anspruch genommenen sittlichen Gebiete des Volkslebens auszudehnen trachtet. Der Staat hat sich selbst aufgegeben, sobald er diese Gebiete der Kirche ausliefert. Es war daher auch begreiflich, daß alle Anläufe zu constitutionellen Staatsformen, wie sie in irgend einer Weise der moderne Staat fordert, in Oesterreich nur kurz bestehen konnten, und das Land immer wieder in die heillose despotische Verwirrung zurücksank. Soll es also mit der Verfassung ein Ernst werden, so muß das Concordat fallen. Auch von Seiten der Wissenschaft, ihrer Erkenntniß und Anwendung auf die Volksbildung ist das Concordat mit dem Staate unverträglich. Dieser muß, wenn er ein mitwirkendes Volk haben will, demselben die nöthigen Bildungskräfte zuführen. Niemand aber wird behaupten, daß es genüge, in der katholischen Dogmatik und Ethik unterrichtet zu sein, um ein Urtheil über die politischen inneren und äußeren Verhältnisse eines großen Landes zu gewinnen. Niemand wird den Beweis liefern, daß man von Geschichte, Naturwissen, philosophischem Denken, von den hebenden und belebenden Kräften der edleren Volkslitteratur unberührt sein und dennoch in Gewerbe, Handel, Kunst u. s. w. vorwärts schreiten kann, und daß, wenn Alles, was dem Bischofe verdächtig wird, nicht für den Katholicismus zu wirken, aus der geistigen Sphäre des nachwachsenden Geschlechts entfernt werden kann, nur geistige Armseligkeit, Verkommen und Trägheit und damit wieder die ganze Schaar der giftigen Wirkungen derselben herbeigeführt werden. Oesterreich ist daher geistig und sittlich nicht zu helfen, wenn es bei dem Concordate bleibt.

Gewiß ist ferner, daß Einwanderung und Kolonisation seiner Länder, wenn sie auf Katholiken beschränkt bleiben soll, nie und nimmer den Ackerbau und Kunstfleiß Oesterreichs heben können, wenn die Einwanderer an alle Bestimmungen des Concordats in Ehe, Bildung und Arbeit (die vielen Feiertage) gebunden bleiben sollen. Aber auch die Geistlichen selbst, die große Zahl der Pfarrer, welche in ihrer Vorbildung, Disciplin u. s. w. ganz und gar dem Belieben des Bischofs überliefert sind und keinen Schutz an der weltlichen Obrigkeit haben, werden sie denn die Männer sein, die ihre Gemeinden geistig zu erheben und zu kräftigen vermögen? sie

werden selbst zum todten Mechanismus herabsinken und nur im Schlamme sinnlichen Genusses für das unbefriedigende Dasein, zu welchem sie verdammt sind, sich schadlos halten können. Der Staat hat von jeher an der Volksgeistlichkeit die starken conservativen Bande gehabt, womit er das Volk an den Thron knüpfte, und eine Entartung war es, wenn dies eine Fessel wurde. Wird das bleiben? oder wird die Geistlichkeit doch von dem verbotenen Apfel der Litteratur genießen? und wird sie dann nicht dem Staate abhold werden, der sie so der Knechtschaft überliefert hat? und werden dann diejenigen unter ihnen, die zu stumpf für solches Gefühl sind, die Leute sein, welche etwas vermögen, wenn es einmal gilt, zwischen der Treue gegen den Kaiser und der Revolution zu wählen? Die Kirche selbst wird den bittersten Schaden von dieser geistesflüchtigen Unterjochung erfahren, der Unglaube wird unaufgehalten fortfressen, bis er das beste Mark des Volkes verzehrt hat. Darum ist es unabweislich, das Concordat einfach in all den Punkten aufzuheben, in welchen es über die in Preußen der katholischen Kirche und den Bischöfen eingeräumten Rechte hinausgeht. Dies sind Rechte, welche die katholische Kirche ihrem Wesen gemäß ansprechen muß, und sie sind ihr zu gewähren. Kann sie nicht bestehen, ohne mehr zu verlangen, so führt sie damit den Beweis, daß sie mit der gesunden Existenz der Staaten und Völker unverträglich ist. Wir sind nicht der Ansicht, daß sie ihrem Wesen nach dies ist, aber ihr Wesen ist von Falschem überwuchert, und sie bedarf noch ebenso wie vor 300 Jahren der inneren Reformation, der Rückführung auf ihr wahres Wesen.

Wir gehen zur letzten der oben genannten Ursachen über, dem Bau der Gesellschaft und dem ganzen sittlich geselligen Leben Oesterreichs. Ohne daß hierin eine Aenderung geschieht, wird keine Verfassung ihm helfen. Es hängt aber auch dieser Punkt wieder mit allen anderen zusammen. Wie kann die Kirche ein sittlich starkes Volk in so kleinmeisterischer Weise gängeln, und wie kann ein sittlich hohles Volksleben von der Kirche Kraft empfangen, da es nicht einmal zum klaren Bewußtsein des Bedürfnisses derselben erwachsen ist? Man hat schon oft auf die sclavische, weil slawische Devotion des Oesterreichers gegen den Adel hingewiesen, durch die es dahin gekommen, daß, wer mit Geld und guter Kleidung erscheint, mit

„Euer Gnaden“ angeredet und als adelich behandelt wird. Es ist dies ein Charakterzug, der aus der Geschichte des Landes erwächst. Für diese Bereitwilligkeit sich zu bücken entschädigt sich dann der Oesterreicher durch derb sinnliches Behagen, und es ist gerade dieses, in seiner Mischung von südlichem und slawischem mit deutschem Wesen, was die deutschen Bewohner des Kaiserstaats den Reisenden so angenehm erscheinen läßt. Aber die Sache hat ihre tiefe Schattenseite. Mit diesem Charakterzug hängt die Schlaffheit, der Mangel an Arbeitslust und energischem Schaffen zusammen. Wie ganz anders ist im Norden, wo das Volk auf armem Boden, im Kampf mit Meer und Strömen und mit dem rauheren Klima, sich sein Dasein beständig erkämpft, dieselbe Mischung geworden. Auch dort die slawische Biegsamkeit mit der germanischen Sprödigkeit zusammen, auch dort, wo erstere vorherrscht, noch das gebückte Wesen, das Küssen der Aermel oder Säume des Kleides der Vornehmen, aber auf der anderen Seite, wie sind Adel und Bürgerstand gemischt, und wie ist das ganze gesellige Leben hierdurch gehoben und gekräftigt! Wie genügsam im Genusse der Nordländer gegen den in der Sonne sich bähenden Südländer! Hier wird die Arbeit zur Erhebung die größte sein, und hier wirken alle bereits besprochenen Ursachen, Druck, Hoffnungslosigkeit, Unwissenheit, Aeußerlichkeit der Religion und Hingabe an die natürliche nationale Eigenart, Mangel an Erziehung und strammer Gewöhnung zusammen. Wo noch vor Kurzem alle Strafandrohungen an Brücken und Wegen in der Zahl der zu empfangenden Stockprügel ausgedrückt waren, wo im Kriegsheere der Stock des Corporals noch dominirte, wie kann da ein Gefühl männlicher Ehre die Massen durchdringen? Wenn die allgemein überall sich wiederholenden Fehler bestimmter und bevorzugter Classen sich auch in Preußen kundgeben und man deshalb über eine Bevorzugung des Adels geklagt hat, so ist dies doch in Oesterreich noch in ganz anderem Maße zu finden. Von dem ökonomischen Ruin des landbesitzenden Adels, der oft ganze kleine Königreiche besitzt, hat man im übrigen Deutschland kaum einen Begriff. Grund und Boden sind wohlfeil, die Rohproducte ebenso, Geld ist daher nur durch Schulden zu gewinnen, nämlich so viel Geld, daß man Uniformen und Säbel tragen kann, wie die kürzlich in London verkauften Esterhazy'schen; dafür figurirt ein großes

Esterhazy'sches Anlehen und cursirt die Sage, daß der ehemalige Inhaber der Juwelen, der jetzige der Schulden, als ihn seine Gläubiger auf 200,000 Gulden jährlichen Verbrauchs setzten, über die Gefahr des Verhungerns geklagt habe. Sieht man neben den Staatsanleihen diese adlichen, die mehreren Esterhazy'schen, die Palffy'schen, Keglewichischen, Clary'schen, Salm'schen, Waldstein-schen, Orczy'schen, Schönborn'schen, Sztaray'schen, Pappenheim-schen, St. Genois'schen, Wachtler'schen, Donnersmarck'schen, Batthya-nischen, Karolyischen, Forgacz'schen, Strachwitz'schen, Pejacsewitsch-schen, Liechtenstein'schen, Windischgrätz'schen, Schwarzenberg'schen Anleihen in den Courszetteln aufgezählt, so geht dem Leser eine Ahnung auf von der Furchtbarkeit dieser ökonomischen Zerrüttung, die den höchsten Adel des Landes demoralisirt. Wenn auch ein Theil dieser Schulden edlerer Natur, für die Hebung der Güter und ihres Ertrags contrahirt sein mag, wir kennen nur zu gut jene prahlerischen Verschwendungen in Paris und London, wie jene Anekdote sie darstellt, daß ein Esterhazy ein herrliches Pferd um einen ungeheuern Preis kauft und es dann niederschießt, um sein Geldvermögen glänzen zu lassen. Wie muß dieses Beispiel weiter herab in der Gesellschaft wirken? und wie muß in dem Kriegsheere, wo dieser Adel die wichtigsten Stellen einnimmt, durch sein Beispiel die Verschwendung der Offiziere wachsen, daß Jeder sich über seine Kräfte steigert? Was muß für ein Maßstab der Schätzung ent-stehen, wenn die Verschwendung als Ehrenpunkt erscheint? und dazu die Unwissenheit, wie sie von sachkundigen Zeugen geschildert wird*). Neben dieser Verschwendung und als ihre Folge tritt die Armuth des Adels hervor, der sich um seinen Besitz gebracht hat und nun der Stellen in der Armee und im Civildienst, so wie des Hofes und seiner Gunst bedarf. Der abhängige Adel ist ein Scha-den des Landes und des Hofes selbst, der an ihm einen unbe-dingten Diener hat. Adel und Hof verderben sich gegenseitig, und die geistige Bildung des Adels ist keine über die besseren bürger-lichen Kreise hervorragende mehr. Durch seine Bevorzugung, ohne daß er geistig hervorragte, entsteht Haß der Bürgerlichen gegen ihn

*) Oesterreichs System als die einzige wahre Ursache seiner Niederlagen. Von einem österreichischen Soldaten. Leipzig 1866.

und Streben, in seine Reihe emporgehoben zu werden. Durch Geld ist auch dies zu erlangen, und darum hat der Mammonsdienst auch den Adel entwerthet. Die Kirche bietet bei ihrem Reichthum und ihren mäßigen Anforderungen an Kenntniß und Gelehrsamkeit dem arm gewordenen Adel eine Zuflucht dar, und so verwächst der Adel als sociale und politische Partei mit der ultramontanen Richtung der Geistlichkeit. Also Verschwendung und Lüderlichkeit, Armuth und Stellenjagd, Ultramontanismus und Hofsclaverei des Adels sind Elemente, welche zusammen vor dem Kriege von 1866 die Kriegspartei bildeten, wenn es auch noch andere gab. Die Demoralisation des Landes muß von diesen Zuständen ausgehen*). Und nun die Judenwirthschaft, die Bestechlichkeit der Beamten, welche sprüchwörtlich geworden, die abscheulichen Veruntreuungen, wie sie vor ganz Europa im Jahre 1859 herausbrachen, wie können alle diese Dinge auf die unteren Volksclassen wirken? — Es ist einleuchtend, daß dem österreichischen Staate nur durch ein ganz neues System der Erziehung oben und unten, durch eine sittliche, intellectuelle Regeneration zu helfen ist. Darunter mag die sinnliche Gemüthlichkeit des Daseins leiden, aber sie ist doch ein geringeres Gut, welches der Möglichkeit der staatlichen Fortexistenz jedenfalls zum Opfer gebracht werden muß.

Es geht an Oesterreich der Ruf zur Erneuerung nach allen Seiten, wenn es nicht dem ersten europäischen Gewaltstoße erliegen und in seine Nationalitäten zerfallen soll**). Löst sich das einigende Band oder wird es nur nicht stärker, so zerfällt Oesterreich und sein polnischer Theil wird von der Slawenmasse Rußlands angezogen und verschlungen, während Böhmen im glücklichsten Falle den Weg der Selbständigkeit wie Ungarn geht, um sicher später durch Germanisirung dem Anschlusse an den deutschen Bund entgegenzureifen. Denn ein Slawenreich wird es nimmermehr, so wenig wie Mähren und Schlesien, die sich von ihm wohl schwerlich trennen wollen, wenn sie nicht durch die stärkere Anziehung des

---

*) Freymund, a. a. O. S. 70 ff.

**) Ein höchst entmuthigendes Bild von Oesterreich nach dem Kriege gibt die sehr lesenswerthe Schrift: Nostradamus. Die neue Dreieinigkeit. Hamburg 1867. S. 8 ff. S. 23 ff. S. 38 ff.

preußischen Staates fortgerissen werden. Daß Ungarn sein Schicksal noch erst zu erfüllen haben wird, wenn es von dem Kaiserstaat getrennt lebt, daß diese Erfüllung dann nicht die Herrschaft des magyarischen Stammes, sondern entweder die des deutschen oder des slawischen sein wird, kann kaum Jemand bezweifeln, der die Wege der Geschichte Europas verfolgt hat. Der Magyare freilich wird schwerlich je der Germanisirung verfallen, sicher aber der Slawonier und Kroate. Die blos europäische Bildung des Magyaren wird der deutschen Cultur lange widerstreben, aber endlich unterliegen. Erst dann kann Ungarn seine Aufgabe für die slawischen Völkerschaften der Türkei vollständig lösen. Daß der deutsche Theil Oesterreichs, wenn die Lösung des Einheitsbandes eintritt, dem deutschen Bunde angehören und als das stützende Hinterland der deutschen Colonisation dienen wird, versteht sich leicht. Wenn aber Oesterreich die Aufgabe seines Daseins, wie seine Geschichte von Anfang sie ihm stellt, wie aber die Habsburger sie gründlich missverstanden und daher für den Untergang Oesterreichs gearbeitet haben, als vereinigter Kaiserstaat zu vollbringen die Kraft entwickelt, so ist sein Dasein als Gesammtstaat für die weiter fortschreitende Geschichte Mittel-Europas berechtigt. Wir wiederholen es aber, ohne die gänzliche Resignation auf jeden Gedanken an die Wiederherstellung seiner Macht in Deutschland, ohne eine wirkliche tiefgehende Selbsterkenntniß des österreichischen Staates, ohne die sittliche und sociale, ökonomische, politische und kirchliche Wiedergeburt des Volkes vom Thron bis zur Hütte, ohne die Germanisirung seiner slawischen Welt, ohne das Zurücktreten, das freiwillige und klar und fest gewollte, hinter Deutschland, ohne die innigste Gemeinschaft mit diesem für seine Erneuerungszwecke, verfällt Oesterreich unrettbar der Dismembration, und das Habsburgische Haus geht den Weg fort, den es bisher gegangen ist, indem es von dem Erbe Rudolphs, seines Gründers, zuerst die Schweiz, dann vom Erbe Carls V. Spanien, dann Neapel und Sicilien, sodann Elsaß und Lothringen, hierauf die Niederlande, dann Vorder-Oesterreich, endlich die Lombardei und zuletzt Venetien verlor. Ungarn würde der nächste Verlust sein, und dann vermöchte es die übrigen Länder nicht mehr zusammenzuhalten.

Es ist kürzlich den Herrschern Oesterreichs als edle Tugend

angerechnet worden, daß sie die alte Verfassung Ungarns nicht mit Stumpf und Stiel ausgerottet haben, „wie es Ludwig XIV. oder Friedrich der Große oder Napoleon I. gethan haben würde“*). Die große Gewissenhaftigkeit, mit der das Kaiserhaus die Rechte Anderer geachtet, der strenge Sinn für die Rechte und Freiheiten des Volkes soll der Grund sein, warum jetzt die Verfassungs-Verhältnisse des Kaiserstaates so schwierig zu ordnen seien. — Es wird dem Zeitgenossen schwer, diesen Trost, an welchem die Hoffnung für die Zukunft sich aufrichten soll, sich anzueignen. Denn die Geschichte sagt vielmehr, daß die alte Verfassung Ungarns stets misachtet und fast höhnisch behandelt worden sei, daß von einem anderen Rechte der österreichischen Völker, außer dem einen, regiert oder auch nicht regiert, wohl aber im Zaume gehalten zu werden, Kaiser Franz I. in seiner langen Regierung nichts gewußt, daß er vielmehr seine Völker, die Ungarn wie die übrigen, von jeder politischen Thätigkeit ausgeschlossen habe. Gleichwohl aber spricht der Urtheiler dasselbe aus, was wir so eben geäußert haben: „Wenn das (der innere Neubau Oesterreichs) gelingt, wie wir zuversichtlich erwarten, „so wird Oesterreich bald wieder bei den großen Hülfsmitteln, über „die es noch verfügt, mächtig erstarken und dadurch auch zu Deutsch„land die Stellung wieder gewinnen, die ihm gebührt. Je mächtiger Oesterreich im Innern ist, je gesunder und kräftiger die „inneren Verhältnisse Oesterreichs sich neu gestalten werden, desto „mehr wird sich im übrigen Deutschland das Verlangen unwiderstehlich regen, mit Oesterreich in der innigsten Verbindung zu „stehen. Wir können nicht wünschen, daß Oesterreich sein Verhältniß zu Deutschland durch Kriege wiederherstelle; wir glauben aber, „daß ein sicherer Weg, die rechte Stellung wieder zu gewinnen, die „innere Regeneration Oesterreichs sei.“ — Worin diese Regeneration zu bestehen habe, darüber dürften freilich seine Ansichten mit den unsrigen nicht stimmen. — Auch von anderen Seiten wird Oesterreich gerathen, sich so fest und von Rachegelüsten so frei als immer möglich an Preußen anzuschließen**). Oder es wird die

*) Bischof von Ketteler, a. a. O. S. 70 ff.

**) G. H. Graf zu Münster: Politische Skizzen über die Lage Europas vom Wiener Congreß bis zur Gegenwart. Leipzig 1867. S. 153 ff.

Forderung vielmehr an Preußen gerichtet, in der nationalen Concentration nicht so weit zu gehen, daß Oesterreichs deutsches Element dem eigentlichen Deutschland völlig entfremdet und dadurch unfähig gemacht werde, seine vermittelnde internationale Stellung, seine Aufgabe als Uebermittler deutscher Cultur an die ihm föderativ verbundenen Slawenstämme auszuführen*). Der unten genannte schwäbische Denker weist Oesterreich, im Unterschiede von Rußlands uniformirender, einseitiger Zusammenfassung, die Aufgabe einer freieren Aneignung der südöstlichen Völker Europas zu, welche nur möglich sei, wenn die Spannung des deutschen Nationalbewußtseins gegen das slawische nicht zu straff werde und daher Oesterreich in seiner gemüthlicheren süddeutschen Weise, nicht in der einheitsstaatlichen norddeutsch-preußischen Art, seinen Weg verfolgen könne. Er bezeichnet die Seite des deutschen Wesens und seiner Zukunft, wie sie in Oesterreich verkörpert sei, als die universellere, und verlangt für diese das Recht der Existenz in engster Gemeinschaft mit Deutschland, aber außerhalb des deutschen Bundes. Auch er stellt eine innere Erneuerung Oesterreichs in Aussicht, ohne welche auch sicher „sein internationaler universeller Beruf" unvollzogen bleiben werde. „Muß doch der Deutsche in Oesterreich die Erlaubniß haben, wirklich ein Deutscher zu sein."**).

XIV.

Das deutsche Christenthum.

Im ganzen Verlaufe der bisherigen Darstellung sind wir wiederholt auf ein Gebiet hinübergetreten, um uns sogleich wieder davon zurückzuziehen, weil wir es auf spätere Behandlung vorbe-

---

*) Planck, a. a. O. S. 6 ff.

**) Ein treffliches Wort über österreichische Allianz mit Deutschland s. in: Zwei Fragen der auswärtigen Politik Preußens und Deutschlands. Halle 1867.

hielten, nämlich das Gebiet der Religion und Kirche. Bei allen Hemmungen und Hindernissen deutscher Einheit und Einigkeit in früheren Jahrhunderten trat bei näherer Untersuchung er Zwiespalt in der Kirche, der Riß zwischen Katholicismus und Protestantismus als mitwirkend, wo nicht als Hauptursache hervor. Wurde doch die Reformation deshalb unter schwere Anklage auf Landeszerreißung und Volksentzweiung gestellt und gemeint, ohne sie wäre Deutschland längst ein einiges Volk. Wir haben auf diese Anklage längst mit der Nachweisung geantwortet, daß nur die fremdländische (spanische) Herrschaft es war und das ausländische (italiänische) Interesse derselben, was Deutschland hinderte, ganz protestantisch und so auf dem Wege des Fortschritts in der Entwicklung ein einig Volk von Brüdern zu werden. Daß auch in neuerer Zeit noch an den Stimmungen für und wider die religiöse und kirchliche Stellung nicht ohne Antheil blieb, ist allbekannt, da etliche süddeutsche Bischöfe eine Art von Kreuzzug gegen das protestantische Preußen zu predigen sich nicht entblödet, andere dortige hochgestellte Katholiken notorisch auf Abfall des katholischen Adels und Volkes in Westphalen und Rheinland gerechnet haben, wenn es nur den Baiern gelinge, erst so weit nordwärts ihre Fahnen zu tragen, da in den katholischen Volksmassen schon vielfach von dem nöthigen Holzvorrath für Verbrennung der Ketzer geredet wurde, wenn Oesterreich den Sieg erhalte, wie man nicht bezweifelte, während freilich auch in dem so stark protestantischen Würtemberg und selbst in seiner evangelischen Geistlichkeit der Haß gegen das protestantische Preußen, die Begeisterung für das katholische Oesterreich heftig hervordrang. Und doch war in der nächsten Vergangenheit die Theilung keine religiöse und kirchliche mehr, sondern diese Seite wurde nur als Mittel für politische Absichten gebraucht, wogegen freilich die Gebrauchenden auch unversehens wieder Werkzeuge für die Zwecke der katholischen Kirche wurden. Wie wenig die Zusammengehörigkeit in der Kirche das beherrschende Motiv in der Politik seit dem westphälischen Frieden geblieben ist, zeigen ja die erbitterten Kriege zwischen dem allerchristlichsten König von Frankreich, von Cardinälen geleitet, und seiner kaiserlich königlich apostolischen Majestät, zeigte die Waffenbrüderschaft Preußens und Oesterreichs 1813 und 1864, zeigte in anderer Weise die Herstellung der

päpstlichen weltlichen Herrschaft unter preußischer Mitwirkung (1815). Auch die lange Zeit von 1750 bis in das zweite Drittel des jetzigen Jahrhunderts mit all ihren öffentlichen Aeußerungen kann dafür zeugen, in welcher ja die kirchliche Weitherzigkeit bis zur Gleichgültigkeit als unerläßliches Merkmal echter Menschenbildung galt. In dieser Zeit wurde sowohl das katholische, als die protestantischen kirchlichen Bekenntnisse um ihre Macht über die Gemüther der sogenannten Gebildeten gebracht, nachdem schon lange vorher sowohl die Politik, welche katholische und evangelische Unterthanen demselben Staate einverleibte, wie sie es 1815 noch mehr that, als die Philosophie (Descartes, Spinoza, Leibnitz, noch mehr die neuere seit Kant) und die von oberflächlicher Betrachtung der Natur und der Geschichte (Naturalismus, Deismus) hergenommene sociale Weltansicht zur Schwächung des religiösen Geistes gewirkt hatte*). Erst nachdem die politischen Stürme zur Ruhe gebracht waren (seit 1815), begann ein Wiederaufbau des kirchlichen Lebens in allen Kirchen Europas; nur die griechische war in dieser Zeit unter Kaiser Alexander I. erst für die Einflüsse jener umbildenden Kräfte geöffnet und hat erst später (seit 1830) sich wieder fester zusammengeschlossen. Seit dies geschah, ist die Kirche wieder in steigendem Maße eine Macht im Leben der Völker geworden, mit welcher auch die Politik zu rechnen nicht unterlassen konnte, und zwar so sehr, daß bei allen im vorigen Abschnitte geäußerten Gedanken dem Leser die Frage sich aufdrängen mußte: kann aber der Riß durch Deutschland, der auf dem so einflußreichen Gebiete des Geistes und Gemüthes, dem der Kirche, fortbesteht, nicht geheilt werden, und wenn er nicht geheilt wird, läßt sich dennoch eine wirkliche und dauernde Einheit Deutschlands erwarten?**)

Es ist kein Zweifel, daß eine dauernde, lebendige, auch die Herzen der Bevölkerungen mit ergreifende Einheit auf politischem Gebiete ohne einen gewissen Grad der Gemeinschaft auf dem reli-

---

*) Die Thatsachen mag man nachlesen in Gieseler: Lehrbuch der Kirchengeschichte. Bd. 4 (von 1648—1814), herausg. von Redepenning. Bonn 1857.

**) Auch hier können wir auf eine gute Zusammenstellung der Thatsachen verweisen in Nippold: Handbuch der neuesten Kirchengeschichte seit der Restauration von 1814. Elberfeld 1867.

giösen und kirchlichen nur möglich ist, so lange die Politik die Gemüther stärker bewegt, als die Religion und ihr Bekenntniß, und daß dies für das Volksleben im Ganzen kein wünschenswerther Zustand ist, sondern ein solcher, dessen Aenderung gewünscht werden muß. Ein starkes Volk, das allen Schicksalswechseln die feste Brust entgegenbeut, kann nur ein gläubiges, seiner Stellung zu Gott gewisses Volk sein. Das waren die Deutschen 1813, die Franzosen aber waren es nicht, sondern lebten vom Ruhme und vom Herrscherstolze ihres Imperators; das waren die Heere Friedrichs des Großen, wenn auch er selbst „den mächtigen Alliirten" seines Ziethen nicht kannte; das waren die Schaaren, die mit dem großen Kurfürsten bei Fehrbellin schlugen, aber die Preußen bei Jena waren es nicht; das war das preußische Heer mit dem preußischen Volke 1866, während ihre Gegner nur von „den Pfaffen" wußten, die um den Sieg beteten. Es ist wahr, die römischen Katholiken im preußischen Heere schlugen sich nicht minder tapfer, als die Evangelischen, weil sie eben zum preußischen Kriegsheere gehörten. Aber es ist nichts desto weniger wahr, daß man in den Rheinlanden Bittgänge für den Sieg der Oesterreicher hielt, und in Westphalen die heilige Jungfrau um diesen anrief. Es bleibt doch dabei, daß, wenn Deutschlands Einheit eine dauernde und ins Mark des Volkes dringende werden soll, der alte Riß zwischen Katholiken und Protestanten der Heilung bedarf.

Wie steht nun die römisch-katholische Kirche zu Deutschland? Nach ihrem Dogma von der Kirche betrachtet sie sich als das Reich Gottes auf Erden, und den Staat als die Welt. Das Reich Gottes aber hat die Bestimmung, die Welt zu überwinden und geistig zu erobern. Die römisch-katholische Kirche kann, so lange dieses Dogma gilt, in wirklicher Consequenz nur dasselbe wollen, was sie im Mittelalter vorübergehend erreichte, ein geistliches Weltreich zu sein, den Staat und die Völker zu beherrschen, und wird, so oft sie dieses Ziel aus den Augen läßt, sich selbst untreu werden. Ihr also muß die Reformation ein Abfall, Apostasie vom Glauben, jede ihrer besonderen Lehren eine Häresie (Ketzerei) sein, welche überwunden oder mit Gewalt ausgerottet werden muß. Alle abgenöthigten Zugeständnisse vom Passauer Vertrage bis zur Wiener Congreß-Acte sind für sie nur Zugeständnisse an die Macht des

Augenblicks, und der Bischof von Paderborn wagte noch 1864 zu behaupten, die Protestanten seines Sprengels seien seine, nur abgefallenen, Angehörigen. Er war consequent und correct, wenn auch im Widerspruch mit den staats- und kirchenrechtlich gültigen Grundlagen der Jetztwelt. Der Wiedereroberung des Verlorenen galt seit lange die Arbeit Roms und seiner Organe. Diese Arbeit war durch die politischen Umstände von 1560 an bis 1648 in hohem Grade begünstigt gewesen. Die ganze Restaurationszeit dieses Jahrhunderts schuf die größten Erfolge für Rom. Warum sollte nicht den späteren Epigonen der Reformation gegenüber noch Größeres, warum nicht Alles gelingen können? Allerdings hatte die Kirche zunächst über Niederlagen zu klagen. Die Aufhebung des Jesuitenordens in ganz West-Europa war eine solche und doch zugleich eine Wohlthat für den Papst, dem derselbe an Macht überlegen zu werden drohte. Die josephinischen Bestrebungen waren eine zweite. Jene war dem Steigen der Königsmacht in den katholischen Ländern und der zunehmenden humanitarischen Bildung, diese waren dem Einflusse des Protestantismus zuzuschreiben, dessen Fürsten ihre Herrscherrechte auch in der Kirche behaupteten. Sie ruhten wesentlich auf der berühmten Schrift von Febronius (von Hontheim), welche unwiderleglich klar als die einzig richtige Verfassung der katholischen Kirche die bischöfliche erwiesen hatte, und dem Papst blos den Primat, aber nicht den allgemeinen Episcopat zusprach. Ihre Absicht war, das stärkste Hinderniß der Wiedervereinigung der abendländischen Christenheit wegzuräumen und allgemeinen Concilien die höchste Auctorität in der Kirche (wie früher in Pisa, Constanz, Basel) zuzusprechen. Die Neuerungen des Kaisers Joseph waren dem gemäß und gingen an sich zu einem ganz richtigen Ziel, aber sie folgten sich zu rasch und blieben zu unvermittelt, um nicht im Volke und in der Geistlichkeit Widerstand zu finden. Sein früher Tod vereitelte seine Pläne. Die deutschen Erzbischöfe, durch die Eingriffe päpstlicher Nuntien in ihre Jurisdiction verletzt, traten mit Ansprüchen auf, welche sich auf die josephinischen Anschauungen stützten, jedoch ohne damit zum Ziele zu kommen. Aber die Folgen der französischen Revolution und des Kaiserreichs gingen noch weiter. Das Reich wurde aufgelöst, und die geistlichen Herrschaften in Deutschland nebst Dom-Capiteln, Klöstern, Stiftern wurden

säcularisirt. Die katholische Kirche verlor einen ungeheuren Reichthum, die protestantischen und katholischen Fürsten wurden ihre Erben, und die große Mehrzahl der Urtheilsfähigen in Deutschland hielt diese Gewaltmaßregel im Interesse der gesammten Gesellschaft für zweckmäßig, weil sie eine gewaltige Summe dem National-Reichthum zurückgab, die bisher in der todten Hand gelegen und zum sittlichen und bürgerlichen Nachtheil der Länder verwendet worden war. Die katholische Kirche mußte sich nach Napoleonischem Zuschnitte immer größere Abhängigkeit vom Staate gefallen lassen. Hier geschahen Eingriffe in unzweifelhafte bischöfliche Rechte, und ein Zustand der Hirtenlosigkeit trat durch Nichtbesetzung der ledig werdenden Bischofssitze ein, der dringend eine Regelung dieser Verhältnisse forderte. Es wurde den einzelnen Landesherren überlassen, seit 1815 Concordate über die Umschreibung der Diöcesen, Besetzung der Stellen und das ganze Verhältniß der katholischen Kirche zum Staate abzuschließen. Es geschah dies von Baiern, Preußen, Hannover, von Würtemberg, Baden, Hessen und Nassau in einer Weise, welche der römischen Kirche Manches zurückgab, Anderes noch vorenthielt.

In der katholischen wie in der protestantischen Christenheit hatten die Leiden des Krieges und der Unterdrückung eine Stimmung zur Herrschaft gebracht, die kirchlichen Restaurationen günstig war. Die Gemeinsamkeit dieser Stimmung hatte die Schranken der Kirchen verschwinden lassen. Griechen und Protestanten hatten Thränen der Rührung für den „Märtyrer“ Papst Pius VII.

Der erste Schritt der Restauration war gleichwohl ein feindseliger gegen die, welche den Papst gerettet, nämlich die Wiederherstellung des Jesuiten-Ordens, zugleich ein Beweis, daß die Kirche nicht auf innerliche Vertiefung, sondern auf politische Macht und socialen Einfluß sich richtete. Die Inquisition, das Bücherverbot, die Klöster und Orden lebten wieder auf, die Bibel in den Landessprachen wurde „als Pest“ verdammt, die heimlichen und offenen Arbeiten zur Gewinnung der Staatsmächte für Rom waren in vollem Gange. Die freundliche Nachgiebigkeit Preußens machte in Rom blos den Eindruck, daß man noch weiter gehen dürfe. Die national-kirchliche Bewegung in Süddeutschland wurde niedergetreten. Die Ansprüche steigerten sich bis zu einem die Geschichte ganz ver-

kennenden Streben des Papstthums nach Weltmacht. Die innerliche Religiosität wurde von den Machthabern der Kirche nicht gefördert, die Verfluchung des Protestantismus trat in frechster und schamlosester Weise durch Gregor XII. wieder hervor. Pius IX. wagte sogar ein neues Dogma, von der unbefleckten Empfängniß der Maria, ein reines Phantasiestück, ohne vernünftigen Sinn, ohne biblischen Grund, ohne christlichen Zweck, aufzustellen. Wenn dies keine Auflösung der Kirche herbeiführte, so war es blos dem Interesse der Einheit und der in ihr liegenden Macht oder der geistigen Unfähigkeit zuzuschreiben. Das Dogma von der alleinseligmachenden Kirche, von der ausschließlichen Christlichkeit des römischen Katholicismus konnte in Deutschland, wo Katholiken und Protestanten durchweg in denselben Staaten zusammen zu leben hatten, nur unheilvolle Früchte tragen. Der preußische Kirchenstreit über die gemischten Ehen war der stärkste Beweis davon. Rom hatte schon bisher den Particularismus in Deutschland benützt und gestützt, indem es die Concordate mit den einzelnen Ländern abschloß. Es hatte allmählig seine Zügel straffer angezogen und war auf keinen unüberwindlichen Widerstand gestoßen. Dennoch war auf katholischer Seite nur Klage über Bedrückung und Vorenthaltung wesentlicher Rechte. Einer der Ersten, die sie erhoben, war Görres*) gewesen. Im Namen der Freiheit war die Gleichstellung der Kirche mit dem Staate und die feste hierarchische Gliederung der ersteren zur monarchischen Einheit gefordert worden. Die Umschreibung der Bisthümer wurde zweckvoll so gemacht, daß eine Diöcese durch mehrere der kleinen Länder griff, um jede Abhängigkeit der Bischöfe von dem Landesherrn zu verhüten. Man fürchtete sich vor dem Gedanken eines von Wessenberg, der ein deutsches Patriarchat, also doch wieder die Ziele der Emser Punctation (Febronius) wollte. Eine durch Sailer, Graf Stolberg u. A. vertretene milde evangelische Frömmigkeit unter katholischen Geistlichen und Laien in Süddeutschland neigte diesen Kirchenplanen zu, und dieses Licht in der Kirche auszutreten mußte demgemäß Wunsch der consequenten Papisten sein. Der preußische Zwist gab eine um so bequemere Gelegenheit, Roms Macht geltend zu machen, weil hier das schwan-

*) Deutschland und die Revolution 1819 S. 73 ff. 147 f.

kende bürgerliche Gesetz einem unveränderlichen Grundsatz der päpstlichen Curie begegnete. Der Staat mußte, auch wenn er zu siegen schien, in diesem Kampf unterliegen, und ein Triumph der geistlichen Macht, eine Ermuthigung zu weiterem Streben derselben die Folge sein. Allmählig schwanden die innerlichen Katholiken vom Schauplatz, und die Männer des gemüthlichen Rationalismus, der allgemeinen Weltbildung und der neu-europäischen Staatsraison mit ihnen. Ueberall trat der jesuitische Charakter in den Vordergrund. Der Grundsatz, daß die Kirche das Reich Gottes, der Staat die Welt sei, daß die Protestanten rechtlose Abtrünnige, ihr Glaube unmoralisch und vernunftstolzer Hochmuth sei, wurde von dem preußischen Bischof Droste von Vischering ungescheut ausgesprochen. — Andrerseits trat im Schooße der katholischen Kirche Deutschlands selbst eine Regung auf, die den römischen Stuhl zittern machte. Er stand erst wieder fest, als sich klar herausgestellt hatte, von wie schwachen Kräften und von wie gar keinem religiösen Leben sie getragen war. Aber bei aller Schwäche und Leerheit sprach sie etwas aus, das nicht wieder verschwunden ist, einen Gedanken, wie ihn Febronius, die Erzbischöfe zu Ems, der Josephinismus, von Wessenberg u. A. nur in unangemessener Weise gewagt, den Gedanken der Zukunft,*) den einer deutschen katholischen Kirche.

Man wird sofort mit dem Einwande zur Hand sein, daß der Gedanke einen Widerspruch in sich trage, weil er die Allgemeinheit der Kirche, ihren menschheitlichen Universalismus und das national Beschränkte in einem Athem nenne. Dies thut aber der römische Katholicismus nicht minder, auch wenn man ihn zum romanischen erweitert. Denn Rom, möchte es auch wirklich in so hohem Grade, als man gern glauben machen will, der Mittel- und Ausgangspunkt des Christenthums in Europa gewesen sein, ist dies doch nur gewesen und ist es längst nicht mehr. Der Katholicismus hatte zu verschiedenen Zeiten verschiedene geistige Mittelpunkte, Deutschland, Spanien, Frankreich, und konnte als ein römischer nur dadurch erscheinen, daß man seine nationalen Besonderheiten,

*) Nippold a. a. O. S. 182 und die daselbst angeführten grundwahren Worte von Gelzer und Hase. Letzterer nennt den deutschen Katholicismus treffend „die vorzeitige Fehlgeburt und Karrikatur dessen, was im Schooße der Zukunft ruht."

wenn man sie nicht zu überwinden sich getraute, in Rom zu acceptiren eilte. Auch jetzt ist Italien keineswegs das Land des Katholicismus, vielmehr ist er dort, ist er in Rom am meisten abgestorben und verwelkt. Frankreich, Deutschland, Belgien, neuerdings England sind die kräftigen Brutherde dessen, was noch von Leben in ihm ist. Das Verhüllen mit Namen hilft hiergegen nichts. Die italiänische Bewegung geht auf Protestantismus, freilich unkirchlicher Art, sogar auf Nihilismus, und die gegenwärtige Lage des Papstthums läßt keinen Zweifel darüber, daß es an Oesterreich seine beste Stütze verloren hat und sicher noch mehr verlieren wird. Frankreich bietet ihm noch die schützende Hand, aber wie lange? Die Unabhängigkeit des Papstes, wie man sie als bedingt durch den Besitz des Patrimoniums betrachtet, naht so entschieden ihrem Ende, daß Freund und Feind gleichmäßig unfähig sind, darüber die Augen zu schließen. Mag auch immer dem Papste der Sitz im Vatican als Mittelpunkt der kirchlichen Einheit bleiben, er wird doch nicht mehr unantastbar im neutralen Staatsgebiete sitzen, sondern der weltlichen Macht, die ihn nahe umgiebt, sich fügen müssen. So wenig als er durch seine Encyclica vom 8. December 1864 und den daran hängenden Syllabus errorum den Pantheismus, Naturalismus, Rationalismus, den Indifferentismus und Latitudinarismus, den Socialismus, die geheimen und die Bibelgesellschaften, das Staatskirchenthum und den modernen Staat selbst mit seinem Rechte, den Febronianismus und Liberalismus aus der Welt geschafft hat, ebenso wenig werden durch päpstliche Decrete der italiänischen Staatseinheit ihre Klammern zerbrochen. Vielmehr wurde an diesen Versuchen nur seine Unmacht erwiesen und im Durcheinanderwerfen des Verschiedensten, weil es ihm unbequem ist, das Vertrauen zu seiner Intelligenz geschwächt. Je früher der Papst sich in sein unausbleibliches Schicksal fügt, desto eher wird er seine kirchliche Stellung retten. Hier stehen wir auf dem Boden der fast vollendeten Thatsachen, und es kann nur gefragt werden, was der Papst ohne seine fürstliche Unabhängigkeit der katholischen Welt noch werde sein können. Es soll nach der Aussage der Besten*) unter den Katho-

*) J. B. Döllinger: Kirche und Kirchen, Papstthum und Kirchenstaat. München 1861. S. 35 ff.

liken die katholische Kirche ihre Einheit verlieren, sobald sie den Papst verliert, und zwar wegen der Mannigfaltigkeit der Völker, weil das Nationale, das Staatliche, welches dessen Form ist, über das Kirchliche, das Menschheitliche übergreifen würde, wenn eine Schranke nicht bestände; es soll der Papst die verschiedenen Kreise und Kräfte der Kirche gegen einander im Gleichgewichte halten, er soll dem weltlichen Fürstenthum seine Schranke setzen, er soll aber gleichwohl den Nationalitäten in der Kirche zarte Rechnung tragen. Damit ist dem Oberhaupte der Kirche geradezu Unmögliches aufgebürdet. Hat er es denn zu leisten vermocht? hat er den Jesuitenorden im Gleichgewicht mit andern Institutionen zu halten, hat er, um Besseres zu nennen, die Universitäten*), auch die katholischen, als Werkzeuge der katholischen Kirche zu bewahren vermocht? hat er die Klöster vor Kaiser Joseph schützen können? vermochte er in Polen die katholische Kirche zu stützen? und in seiner Nähe, vermag er denn die Intriguen der Orden, Congregationen, Prälaten im Zaum zu halten? — Diesen Dienst leistet der Papst der katholischen Kirche nur noch, soweit er tüchtige Bischöfe hat, also leisten ihn eigentlich diese und nicht er. Ein Episcopat, der in Synoden zusammentritt, vermag die ganze hier gezeichnete Aufgabe viel sicherer und eingreifender zu lösen. Zumal wenn der Papst auf die Nationalitäten zarte Rücksicht zu nehmen hat, wird er nur durch die kirchlichen Vertreter der National-Kirchen in den Stand gesetzt sein, die Arbeit zu thun, es wird der Delegat der Bischöfe sein. Sagt man aber, die Kirche sei die Erzieherin der Völker, so ist dies ein veralteter Satz. Der Staat ist zu einem nicht unbedeutenden Theil an ihre Stelle getreten, und wenn es des Papstes Aufgabe sein soll, die von ihm geleitete Kirche wieder zur alleinigen Völkerlehrerin zu machen, so wird sein bloßes Dasein zu einem beständigen Conflict mit den Staaten, dessen Ende der Untergang des Papstthums sein muß. Es ist also nicht richtig, daß die Kirche ohne Papst, weil sie keine Einheit habe, ihre Aufgabe nicht lösen könne. Vielmehr wird sie dies je länger je weniger mit dem Papste vermögen. Schon der Umstand, daß dieser mit einer beliebigen Anzahl von ihm eingeladener Bischöfe, die aber

*) Wir verweisen auf Döllinger selbst: Die Universitäten. München, 1867.

auch nur zum Scheine dabei thätig sind, indem sie eine bereits fertige Sache durch Acclamation gutheißen, während die Andersgesinnten nicht nach Rom reisen, ein nagelneues Dogma als integrirenden Theil des Kirchenglaubens aufstellen, daß er mit den wirklichen Irrthümern der Zeit auch ihre besten Kulturbestrebungen verdammen kann, spricht für seine Schädlichkeit und widerspricht der Geschichte der katholischen Kirche aller Zeiten. Wäre das Tridentinische Concil ein wirkliches Concil der Bischöfe gewesen, statt eine päpstliche Commission zu einem vorgeschriebenen Zweck zu sein, es hätte sicher nicht so viel evangelischen Lehrgehalt, der bis dahin noch in der Kirche war, durch Anathema aus derselben hinausgestoßen. Aber selbst dieses unwahre Concil hat noch die Weisheit gehabt, an der kirchlichen Aufstellung eines so unnützen und widersinnigen Satzes, wie der von der unbefleckten Empfängniß der Maria ist, vorüberzugehen. Wenn nun der Papst durch solche groben Fehler den Mangel seiner Erleuchtung als Kirchenfürst und Mittelpunkt der Einheit unverhüllbar macht, so wird auch die Erklärung seiner Infallibilität zum Dogma nur ein neuer Beweis seiner Schwäche und des Selbstmistrauens sein, das ihn bewegen sollte, in die Gesammtheit der Bischöfe, in ein wirkliches Concilium, die Entscheidung der Glaubensfragen zu legen.

Sobald der Papst, auch mit der unsinnigen Erklärung der Infallibilität, die entweder keinen Inhalt hat, wenn sie an allerlei Bedingungen geknüpft ist, wenn er nur e cathedra redend, nur mit den Cardinälen im Consistorium u. s. w. unfehlbar sein soll, oder aber eine Lästerung enthält, wenn sie die zufällige, menschliche Person als irrthumsfrei also auch sündenfrei darstellt, nicht mehr politisch frei, sondern einer Nationalität und ihrer Herrschaft unterthan ist, so muß, was er an Macht und Einfluß verliert, den Bischöfen zuwachsen. Er muß aber verlieren, weil seine Herrschaft die einer Nationalität über die andere, eine Fremdherrschaft in vollem Sinne wird, wie sie jetzt, bei dem hoch angeschwollenen Strom der Nationalitäts-Gefühle, kein Volk mehr erträgt. Wächst aber den Bischöfen die Macht zu, die der Papst vorher gehabt, so müssen sie nach einem Einheitspunkt, einer keinem von ihnen allein zustehenden Auctorität sich umsehen, die nur in ihrer Gesammtheit, im Concilium, zu finden ist. Damit sind sie genöthigt, auf die

altkirchlichen Grundlagen zurückzugehen, wie sie vor dem mittelalterlichen Papstthum bestanden, und die lateanensischen Concilien, die keine waren, können nicht mehr maßgebend bleiben. Dem Bischof von Rom die Ehrenrechte des ersten Bischofs der Christenheit einzuräumen, ist die Kirche gleichwohl nicht gehindert, denn als solcher kann er ein Entscheidungsrecht weder in theologischen noch in Rechtsfragen haben. Leichter aber, als in seiner jetzigen Lage, und mit mehr Wahrscheinlichkeit des Erfolges, kann er als „Vertreter des christlichen Gewissens" gegen diejenigen dann auftreten, welche die Kirche staatlich knechten oder ihr die freie Entfaltung hemmen wollen. Denn er kämpft nicht mehr für *seinen* Vortheil, sondern für die Ehre des Herrn, des die Kirche ist.

Wie Febronius seiner Zeit eine Wiedervereinigung der abendländischen Christenheit für möglich hielt, wenn der Episcopalismus an die Stelle des Papismus träte, so müssen wir auch heute noch sagen, die Schuld der Spaltung bleibe vor Gott und der Geschichte auf denen liegen, die unter allen möglichen Vorwänden der Kirche ihre ursprüngliche episcopale Gestalt vorenthalten und den eigentlich doch unsinnigen Gedanken immer wiederholen, der Papst sei der eigentliche Bischof der katholischen Welt, die Bischöfe nur seine Stellvertreter und wieder deren Stellvertreter die Priester, so daß am Ende, wenn praesente episcopo cessat pastor, auch praesente papa cessat episcopus, und schließlich, da das Volk doch nicht zur eigentlichen Kirche (ecclesia repraesentativa) gehört, als welche nur der Klerus gilt, vielmehr blos den zu bildenden Stoff der Kirche darstellt, dem Gedanken nach der Papst die katholische Kirche *ist*. Dieser durch und durch romanische Gedanke, vollkommen ebenbürtig jenem Bourbonen-Wort: „der Staat bin *ich*", die Menschenvergötterung, hat sich in dem an die Stelle des Christianismus getretenen Marianismus und in der Idee des versöhnenden Messopfers zu einer Aftergestalt des Christenthums gebildet, dem Heidenthum mehr noch als dem Christenthum der Apostel entnommen und in dasselbe wesentlich auch zurückführend. Es ist nicht mehr die Religion, d. h. das Verhältniß, die Verbindung der Menschen mit Gott, mit dem menschgewordenen Gott, mit Christo, nicht diese unmittelbare Gemeinschaft, sondern die Superstition d. h. das Zwischenschieben endlicher Gewalten und Gestalten, von der Maria und den

Heiligen und Engeln an bis zur Kirche, ihren Priestern und Handlungen, was der römischen Kirche ihre vorübergehende Macht gab, weil sie an die schlechtesten Seiten des Volksgeistes, an sein Heidenthum, seine Sinnlichkeit, seine Trägheit zum höheren Aufschwung des Glaubens sich hielt; aber im Fortschritt der Bildung muß, weil sie statt des göttlichen Wunders das menschlich Ungeheuerliche, an die Stelle des Gottmenschen den römischen Menschgott, an die Stelle der wirklichen Verwandlung in Kana die Scheinverwandlung in der Messe setzt, weil sie das portentum statt des miraculum giebt, dieser Kirche die geistig entwickeltere Menschheit entfremdet werden. Will die Priesterschaft nicht schließlich allein bleiben, so wird sie den wirklichen Bedürfnissen des Menschenherzens Stillung schaffen, sie zu Christo weisen, mit einem Worte, sie wird den Weg zum Gnadenstuhl (Römer 3, 25) öffnen müssen, statt ihn durch die Schaaren der Vermittler zu versperren, sie wird die Bibel, sei es in welcher beliebten Uebersetzung, immer dem Volke in die Hand geben, es zum Verständniß derselben anleiten, sie wird die allgemein herrschenden Misverständnisse über den Ablaß, den Beichtstuhl, die notorisch unberührt gelassen werden, beseitigen, sie wird den Unterschied zwischen den Sacramenten der Taufe und des Abendmahls etwa auch dem der Absolution und andern Handlungen, die sonst in ihr so genannt werden, klar legen, jene Hauptsacramente in ihrer dominirenden Stellung anerkennen müssen, sie wird die Messe zum commemorativen Dankopfer umgestalten, den Laienkelch zurückgeben, kurz sie wird thun müssen, was einer neuen Reformation innerhalb der Kirche gleichsteht.

Man sage nicht, eine solche Reformation wäre der Uebergang zum Protestantismus. Sie wäre vielmehr die Aufhebung desselben. Denn der Katholik kann nicht anders als zugeben, daß gegen die Kirche des vierten, selbst noch des sechsten Jahrhunderts Luthers Protestation nimmermehr würde stattgehabt haben. Er wird es nicht leugnen wollen, daß, was seit jener Zeit in der Kirche sich gestaltet und festgesetzt hat, dem römischen oder vielmehr dem romanischen Boden entsprossen und daß es im Kampfe mit dem Germanismus der Kaiser zu seinen Steigerungen gelangt ist. Folglich ist eben das, wogegen Luther protestirte, das Nationale, das Beschränkte, das Vergängliche, nicht das Universale, das Göttliche und

das Ewige in der Kirche. Germanischer Widerspruch gegen den Romanismus ist aber berechtigte Selbstbehauptung, und wenn er Jahrhunderte brauchte, ehe er von dem Aeußerlichen (Weltherrschaft, Kaiserwahl, Verleihung der Pfründen, der Jurisdiction) im Mittelalter zum Innerlichen (Gleichheit im Abendmahl, im Gebrauche der Bibel) durch Huß und Wycleff und von da erst zum Innerlichsten (Rechtfertigung durch den Glauben, Freiheit von Menschensatzung) gelangte, so ist dennoch kein Zweifel, daß die deutsche Reformation nicht am Heiligthum frevelte, nicht das Göttliche in der Kirche angriff, sondern die romanische Verwechslung des Ewigen mit dem Zeitlichen, des Geoffenbarten mit dem Nationalen. Der Glaube und sein Bekenntniß sind in der katholischen Kirche wie in der evangelischen das Allgemeine, das Menschheitliche, denn sie sind jedes Menschen Weg zu Gott und der Weg Gottes durch jeden Menschen zu der Welt; hier giebt es keine Nationalität, sondern eine Humanität, die um der Sünde und des Todes willen Gottes bedürftig und Christi bedürftig ist; dies ist die Katholicität der Christenheit, die Niemand hindern, Niemand schaffen kann. Aber die Kirche ist eine zeitliche Gestaltung des Glaubens und Bekenntnisses im Leben des Volkes und der Völker. Dieses Leben ist national verschieden, die Kirche wird diese Verschiedenheit offenbaren, sie thut es auch als römisch-katholische, sie ist verschieden als spanische, französische, italiänische, deutsche u. s. w. Darum bedarf es der Reformation, so oft und so lange noch Nationales in den Glauben, in das Menschheitliche durch Verwechslungen sich eingenistet hat. Das Romanische kann dem Germanen, das Germanische dem Romanen als Glaube, als Allgemeines, als Religion nicht zugemuthet werden. Der Protest dagegen ist von innen, von der Innerlichkeit des Glaubens aus, aber nicht minder von außen her, von Seiten der mit Fremdem belästigten Nationalität berechtigt. In jeder Epoche, da sich die Nation auf ihr eigenes von Gott gegebenes Wesen besinnt, da sie ihre berechtigte Eigenthümlichkeit mit Bewußtsein hervorhebt, wird dieser Protest entstehen. Nie war dieses Bewußtsein auf deutschem Boden auch nur annähernd so stark, lebendig und allgemein wie jetzt. Darum ist eine Zeit der Umkehr vom Fremden zum Eigenen eingetreten. Eine deutsche katholische Kirche, wie wir sie oben verlangten, ist daher zunächst

nur eine vom Romanischen befreite deutsche Kirche. Sie wird katholisch sein und bleiben, weil sie glaubt und bekennt, was Alle glauben und bekennen, die Gott in Christo anrufen, sie wird sich deutsch nennen, weil sie das Fremde, das Romanische von sich gethan hat, sie wird eine erneuerte Kirche sein, aber deshalb doch nicht mit der protestantischen (evangelischen) zusammenfallen. Sie wird vor ihr voraushaben ihre altgewurzelte bischöfliche Verfassung mit dem stricteren Gehorsam der Geistlichen und Laien, den größeren Unterschied der letzteren unter einander, obwohl sie nicht mehr den Klerus als die Kirche, sondern nur als Organ der Kirche erkennen wird. Sie wird ihre Messe, als das tägliche erinnernde und dadurch weihende Dankopfer, aber ohne Wandlung und Kelchentziehung, sie wird ihre Beichte und Absolution, aber nicht als richterlichen Act des Priesters, sondern als Verkündigung des Wortes Gottes, sie wird die Mehrheit der Sacramente, aber in den meisten, vor Allem in der Ordination und Ehe mit anderm Sinn, sie wird ihre Bilder und Gedenktage der Heiligen, aber mit stärkster Abweisung der Vermittlung und der Anbetung, sie wird ihre festlichen Tage, Processionen, Bittgänge und vieles Andere behalten, aber ohne die bisherige romanische Bedeutung derselben. Sie wird mit einem Worte die historische an alle Alter der Kirche angeknüpfte und zugleich die liturgische, die feiernde und die Flamme der Andacht hoch emporsendende Gestalt der in Kirche verfaßten Christenheit sein. Wird sie also nicht doch in ihrer Gestalt sehr verschieden von der evangelischen Kirchengestalt bleiben? Landeskirchen in demselben Sinn, wie die Evangelischen jetzt, wird sie nicht haben, wohl aber in dem nationalen Sinne Einer großen deutschen Kirche, deren Bischöfe im National-Concil, welches einen Primas wählen kann, um die Einheit stärker zu repräsentiren, die Einheit darstellen. Wo wäre da noch das Bedürfniß eines römischen Papstes im jetzigen Sinn? Möchte immer der Bischof zu Rom den geschichtlichen Ehrenvorzug von allen National-Bischöfen haben, in allen nationalen Concilien ein Recht des Erscheinens, aber nicht der Leitung. So nur würde er ein gewisses centrum unitatis, ein unparteiisches Tribunal in Gewissenssachen, vielleicht sogar umgeben von Räthen und Bischöfen aus allen National-Kirchen, die aber die Concilien, und nur auf längere Perioden, zu wählen und zu entsenden hätten.

Wir fragen, ob einer so sich gestaltenden deutschen katholischen Kirche die Unmöglichkeit innewohnen würde, mit der gleichfalls einheitlichen evangelischen Kirche in eine Conföderation zu treten? Eine Union freilich wäre bei der doch bleibenden großen Verschiedenheit unmöglich. Die katholische Kirche würde immer die Spuren ihrer weltgeschichtlichen Entwicklung an sich tragen, immer auch den andern nationalen wesentlich romanischen Kirchen verwandter bleiben als der evangelischen. Wir glauben aber, daß auch in den romanischen Landen die katholische Kirche nicht dieselbe bleiben könnte, sondern nicht minder in tiefere Verinnerlichung eingehen müßte und würde. Niemals wird zu erwarten stehen, daß im Norden und Süden das Angesicht der Kirche genau dasselbe sein wird, sondern Klima und Volk, Land und geschichtliche Momente und Monumente werden ihren Einfluß üben. Aber die deutsche katholische Kirche wird, als dem Volke der tiefsten Innerlichkeit und der energischsten Wissenschaft angehörig, stets eine segenbringende Vermittlerin des geistlichen Lebens für die außerdeutschen National-Kirchen bleiben.

Wir dürfen uns nicht erlauben, diesen Gedanken hier weiter zu verfolgen. Wir fragen nach dem deutschen Christenthum und müssen sagen, daß unsere katholischen Volksgenossen noch unter der Wucht des romanischen Christenthums in der Kirche liegen. Es fällt uns nicht ein, das Allgemeine, das Menschheitliche den katholischen Christen abzusprechen und vom bloßen Widerchristenthum ihrer Kirche zu reden. Aber wir dürfen das harte Wort nicht scheuen, daß sie am Afterchristenthum krank sind, so lange sie noch im Glauben selbst Elemente haben, die nur der Kirche und ihrer Verfassung und daher unausbleiblich dem Nationalen angehören, hier dem Romanischen, in dessen Kreis die Kirche sich zunächst gebildet hat.

Es ist eine leidige Klage aller christlichen Kirchen unserer Zeit, daß das Bewußtsein und Herz der Kirchgenossen zumeist mit Politik, mit Nationalwünschen und Nationalhoffnungen angefüllt ist, daß also die deutsche, die eigene Nationalität mit ihren Aspirationen an die Stelle getreten ist, wo die Religion, der Glaube wohnen sollte. Daß dies ein unbewußtes Heidenthum, eine Vergötterung des Endlichen, Geschaffenen ist, leuchtet sofort ein. Daß dieses

Uebel nicht geringer ist, als die bigotteste romanisch-katholische Frömmigkeit, daß es, wenn es fortbesteht und fortwächst, die Verödung der Herzen, der Familien, ja der Untergang des Volkes werden muß, stehen wir nicht an, auszusprechen. Nicht die deutsche Nationalität soll an die Stelle der romanischen im Herzen unseres Volkes treten, sondern keiner Nationalität soll das innerste Heiligthum der Seele gehören, vielmehr dem lebendigen Gott, dem ewigen Leben, dem menschgewordenen Sohn Gottes Jesu Christo und somit der ächten wiedergebrachten, göttlich erneuten Humanität. Der Kampf gegen den Götzendienst der Nationalität ist aller christlichen Religion und Kirche gemeinsam, der katholischen und der protestantischen. Verstummen müßten allerdings Triumphlieder wie das des Grafen Montalembert über die Wiedergeburt der katholischen Kirche*), über den Untergang des Gallicanismus in Frankreich, und der Eigenthümlichkeit der deutschen, der spanischen, der portugiesischen Kirche. Er fordert zwar die innere Wiedergeburt der Kirche in Glauben, Liebe und Frömmigkeit. Aber was meint er damit? nichts als Vereine, Congregationen, Mönchsorden, also wieder Dinge, die Aeußerlichkeiten sind; nicht ein Hauch vom Verhältniß der Seele zu dem lebendigen Gott ist in diesen stolzen Tiraden des Römlings zu spüren. Von solchen Verfälschern der Religion und Declamatoren der Kirche sich frei zu machen, muß das Erste sein, wenn die katholische Kirche ihren wahren innersten Kern wieder findet. Hören muß man auf die ernsten Stimmen, die sich gegen das Beharren auf der bisherigen Bahn warnend erheben, auch wenn sie schneidend und nicht immer billig reden.**) Noch mehr aber, wenn sie mit Liebe der katholischen Kirche zugewandt sind.***) Wohl erwägen muß man die Thatsachen der Geschichte, welche das Papalsystem als unverträglich mit dem nationalen Staate erweisen und seine feindseligen Thaten gegen denselben

*) Die katholischen Interessen im XIX. Jahrhundert, übersetzt von Schmitz Regensburg, 1853 S. 33 ff.

**) Wir meinen solche wie Ewald: über Deutschlands allgemeine Mängel. 1860. S. 10 ff.

***) Wie Leopold Schmid: Ultramontan oder katholisch? Gießen, 1867.

uns vorhalten.*) Man muß aufhören und, wenn das ultramontane Wesen dem deutschen gewichen sein wird, man wird aufhören, so grob lügenhaft auch gegen die Behandlung des Katholicismus in Preußen zu schreiben, welches der katholischen Kirche ihre freie Bewegung zurückgegeben hat, und in frechster Weise sogar in Zahlen zu täuschen.**) Auch Reden, wie sie geistreiche Oberhirten der katholischen Kirche führen, können über die Kluft nicht hinweghelfen, welche der Romanismus zwischen der evangelischen Christenheit und der jetzigen katholischen Kirche aufgethan hat, sie erweitern sie vielmehr, wenn sie die Verminderung der weltlichen Macht und des Reichthums der römisch-katholischen Kirche in Deutschland durch die Entwicklung des modernen Staates als die von Christo geweissagten Verfolgungen seiner Kirche durch die Welt darstellen.***) Auch die lockenden Stimmen werden dann nicht mehr ertönen, die den Protestanten die einfache Rückkehr zu der allein wahren Kirche erleichtern wollen und verhüllende Mäntel über die Risse und Klüfte werfen und Alles in dem Unklaren lassen, worin es bisher für die Meisten gewesen,†) ja den Muth haben, auf die Wissenschaft sich zu berufen für die Behauptung, daß der gegenwärtige Katholicismus und seine Sacramentsfeier bis in die Zeiten der Apostel zurückreiche. — Mit diesen üblen Künsten müßte es ein Ende haben.

Noch entschiedener aber müßte es mit der Mariolatrie ein Ende haben, die es einem Lehrer an einem deutschen Priesterseminar möglich machte, von einer Erlösung des weiblichen Geschlechts durch die Maria (im dogmatischen, nicht im culturhistorischen Sinne,) sogar davon zu sprechen, daß die Frauen im Abendmahl den Leib

---

*) In trefflicher Darstellung von H. J. Schmidt: Darstellung und Widerlegung der Prätensionen Roms gegen die Evangelischen. Stuttgart, 1855. S. 23 ff. S. 35 ff.

**) Wie die: Beleuchtung der Parität in Preußen auf dem Gebiete des höheren und mittleren Unterrichts. Freiburg 1862. Widerlegt in: die Parität in Preußen und die ultramontane Partei. Düsseldorf 1862.

***) Bischof v. Ketteler a. a. O. S. 157 ff. vergl. Volkmuth: Herr von Ketteler, Bischof von Mainz und der „sogenannte Beruf Preußens". Berlin 1867, besonders S. 1 ff. 64 ff.

†) Worte der Verständigung und Versöhnung an die Protestanten Deutschlands. Von einem deutschen Katholiken. Freiburg 1863.

der Maria essen,*) und mit dem übertriebenen Nachäffen französischer Pfaffen, die so weit gehen, die Maria die Gattin des himmlischen Vaters zu nennen.**) Auch der Jesuiten-Orden mit seiner Gegnerschaft gegen katholische Wissenschaft, auch gegen die Theologie, müßte aufhören, zu den anerkannten Institutionen der Kirche zugehören.***)

Wir sagen noch einmal, daß dies keine Protestantisirung der katholischen Kirche, sondern eine Verjüngung von ihrem innersten besten Leben aus wäre. Natürlich wird eine so gestaltete und neu belebte Kirche durch ihr historisches, liturgisches und einheitliches Wesen eine mächtige Anziehung auf viele Gemüther üben, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß die Uebertritte zu ihr von der evangelischen Seite her sich in großem Maße mehren würden. Allein es wäre kein Grund mehr, sie zu wehren und zu hindern, vielmehr müßte der freien Anziehung der Gemüther in beiden Kirchen, der katholisch-deutschen und der evangelisch-deutschen, freie Bahn gelassen werden.

Nun aber zurück zum deutschen Christenthum. Daß es der römische Katholicismus in seiner bisherigen Gestalt nicht sein kann, haben wir gezeigt und sind erbötig, wenn es erforderlich wird, an anderem Orte es noch weiter zu zeigen, nicht um zu verletzen und zurückzustoßen, sondern um eine tiefe Wunde des deutschen Lebens wo möglich heilen zu helfen. Ein Blick in die Geschichte sagt uns, daß das Christenthum nach Deutschland nicht zuerst von Rom, sondern von Irland kam. Dahin war es schon in der Zeit seiner Reinheit, vielleicht durch den Apostel Paulus selbst oder Solche, die durch ihn zu Rom gläubig geworden waren, ja nach einigen Spuren sogar aus dem Morgenlande gelangt und hatte sich ausgebreitet.†) Wenigstens war im Jahre 303 nach Christo in der

---

*) Lau, Warnung vor Neuerungen und Uebertreibungen in der katholischen Kirche Deutschlands. Luzern 1855. S. 2.

**) S. Bordas-Demoulin: les pouvoirs constitutifs de l'église. Paris 1855. p. 69. und besonders der Abbé le Guillon: Mois de Marie. 7. édition. (approbirt von Bischöfen). Paris 1851. p. 298 ff. Der Abbé Duclot: la lyre de Marie p. 94 u. a. m.

***) Lau a. a. O.

†) Baxter the church history of England, London 1849, p. 1 ff. Lathbury: history of the convocation of the church of England. London 1853 p. 3 ff.

diocletianischen Verfolgung das Christenthum in Britannien stark genug, um eine Schaar von Märtyrern zu liefern.*) In das Frankenreich gingen die Männer des Glaubens und der That von dort aus und schufen Mittelpunkte christlicher Mission. Auch in diesem war schon unter der römischen Herrschaft und in deren Bereich eine Zahl christlicher Gemeinden vorhanden gewesen.**) Daß an diese die sogenannten Schotten (Irländer und Britten) noch anknüpfen konnten, ist unwahrscheinlich. Die Völkerwanderung mit ihrer Menschenzerstörung lag dazwischen. Aber soviel ist gewiß, daß Bonifacius, der erste mit Rom fest verbundene Verkündiger des Christenthums in Deutschland, dieses schon überall antraf, und zwar in der freieren vom Papst unabhängigen, der falschen Ascese z. B. in der Priesterehe fremden, noch viel mehr auf das Bibelwort als auf Tradition werthlegenden Gestalt, wie es sich vor dem sechsten Jahrhundert allenthalben vorfand.***) Was man auch immer von Bonifacius' Werk als einem gesegneten für Deutschland mit Recht rühmen mag, Gründer des Christenthums und seiner Gemeinden ist er nicht gewesen, wohl aber Gründer der Kirche, und zwar hier, weil der Stoff noch zu ungefügig war, nach romanischem Muster und mit Oeffnung ihres innersten Herzens für den römischen Zufluß. Es ist also eine deutsch-katholische National-Kirche in ihren Anfängen schon einmal dagewesen. Ebenso ist nicht zu leugnen, daß unter Carl dem Großen und seinen nächsten Nachfolgern die Kirche dadurch als nationale erschien, daß der Kaiser viel mehr als der Papst ihr oberstes Haupt war. Erst als die Kaiser im Kampfe mit den nach Welt-

*) Ebendaselbst p. 16.

**) Die Nachweisungen in Friedrichs: Kirchengeschichte Deutschlands. Bd. 1. Bamberg 1868.

***) Rettberg: Kirchengeschichte Deutschlands, Bd. 1, Göttingen 1848, S. 317 ff. Bd. 2, S. 39 ff. S. 186 ff. 299 ff. 505 ff. Hefele: Geschichte der Einführung des Christenthums im südwestlichen Deutschland. Tübingen 1837. Fischer: Mittheilungen aus der älteren Missionsgeschichte von Schwaben, Bayern und Franken. Nürnberg 1853. Heber: Die vorkarolingischen christlichen Glaubensbelden am Rhein. Frankfurt a. M. 1858 u. a. m. Dem Bischof Greith (Geschichte der alt-irischen Kirche, Freiburg 1867) ist es nicht gelungen, die Welt eines Andern zu belehren, daß nämlich die alte Kirche Irlands schon eine Papstkirche gewesen. Er verwechselt die späteren Zurückdatirungen mit constatirten Thatsachen.

herrschaft trachtenden Päpsten unterlagen, war es mit der Nationalität der Kirche ganz zu Ende, und was davon übrig war, flüchtete sich in die Secten und Geheimbünde. Wie die kirchlichen Bischöfe Fürsten des Reichs wurden und auch dem Reiche, das noch viel weniger das fremd Nationale ertragen konnte, dasselbe zubrachten, wie dem nationalen Einheitsstreben stets das romanische Entzweiungsprincip entgegenwirkte, wie seit Carl V. das Wälschthum seinen Lauf begann, haben wir früher gesehen.

Daß gleichwohl auch in dieser Zeit Gutes und Großes geschehen, daß die Kirche an der Germanisirung der Slawen in ihrem Theil durch Christianisirung, die aber zugleich Romanisirung war, mitwirkte, soll nicht in Abrede gestellt werden. Aber es soll auch nicht vergessen werden, was die deutschen Staaten, der preußische voran, für die katholische Kirche gethan; wie sie dieselbe geschützt und gepflegt haben, auch wenn Herrscher und Mehrzahl des Volkes Protestanten waren, wird lange nicht genug anerkannt. Nach dem westphälischen Frieden waren es die Fürsten, besonders der große Kurfürst, welche den katholischen Unterthanen am liebsten freie Religionsübung gestatten wollten, und nur durch die Bevölkerungen und Stände daran gehindert wurden*). Friedrich der Große setzte sie durch und ließ die Hedwigskirche zu Berlin als Parochialkirche mit einem Propste entstehen. Ueberall wurden neue Bisthümer gegründet, und nach der Erwerbung Schlesiens wurden die Rechte der katholischen Parochieen bis zu einer unbilligen Verkürzung der Evangelischen unter den Schutz des Staates genommen**). Nicht anders in Westpreußen, wo nie die Unterdrückung der Evangelischen verschwand. Das Allgemeine Landrecht gab der katholischen Kirche, weil es überhaupt kein tieferes Verständniß der Kirche in sich trägt, keine scharf bestimmte Stellung im Staate und ließ viele wichtige Rechtsfragen dunkel. Wir werden aber schwerlich des Irrthums bezichtigt werden, wenn wir behaupten, es habe der Auslegung zu Gunsten der katholischen Kirche mehr Handhaben geboten, als der entgegengesetzten, und habe blos die Allgewalt des Staates zum Nachtheil jeder Kirche zu hoch gestellt. Friedrich

*) Laspeyres: Geschichte der heutigen Verfassung der katholischen Kirche Preußens. Bd. 1. Halle 1840. S. 92 ff.

**) Ebendas. S. 365 ff.

Wilhelm III., eben derselbe König, welcher in dem Kölner Kirchenstreit ernste Maßregeln ergriff, hat durch seine ganze Regierungszeit die Befreiung der katholischen Kirche von jedem unwürdigen Drucke angestrebt und in dem mit Rom abgeschlossenen Concordate ihr eine große Entwicklungsbahn geöffnet. Friedrich Wilhelm IV. aber ist noch weiter gegangen und hat so ziemlich alle Restrictionen beseitigt, welchen die katholische Kirche von Seiten des Staates noch unterlag, so daß sie freier als die evangelische Landeskirche sich bewegen konnte. Die Verfassung von 1850 hat ihr die selbständige Verwaltung ihrer Angelegenheiten ohne alle Beschränkung gewährt, und es ist eine unleugbare Thatsache, daß Preußen, das Land, in welchem der moderne deutsche Staat seine vollste Entwicklung hat, auch zugleich dasjenige ist, in welchem die katholische Kirche ihre wesentliche Eigenthümlichkeit am wenigsten beschränkt sieht*). Sollte nicht ihm vorbehalten sein, den Wunsch seines ersten Hohenzollern, die Wiederherstellung der deutschen Kirche, anzustreben?"

Wer kann das Testament des Kurfürsten Friedrich II. von 1445 lesen, ohne in ihm einen Vorläufer der Reformation Luthers zu bewundern und in ihm den deutschen katholischen Fürsten zu sehen, der sich echt und einfach in den Glauben an Jesum Christum versenkt?**). Kann man die Worte des gewaltigen Albrecht Achilles gegen den über ihn verhängten päpstlichen Bann vernehmen, ohne das reformatorisch deutsche Element in dem Hause Hohenzollern zu ahnen?***) Kann man die Briefe des Herzogs Albrecht von Preußen durchgehen, ohne die echte Frömmigkeit zu

---

*) Die Anerkennung dieser Thatsache und den Wunsch, daß es überall werde, wie in Preußen, drückt eine Auctorität der deutschen Katholiken, Bischof von Ketteler, a. a. O. S. 118 aus, und die Thatsachen, welche unsere oben geäußerte Ueberzeugung stützen, finden sich gesammelt in: Offenes Sendschreiben an den Herrn Erzbischof von München-Freising. München 1867. S. 18 ff. Was die Hohenzollern auch für die katholische Kirche gethan, davon zeugt (Nicolovius): Erinnerungen an die Kurfürsten von Brandenburg und Könige von Preußen aus dem Hause Hohenzollern hinsichtlich ihres Verhaltens in Angelegenheiten der Religion und Kirche. Hamburg 1858.

**) Nicolovius, a. a. O. S. 16 ff.

***) Ebendaselbst, S. 26 ff.

erkennen, die ihn trotz der romanistischen Richtung des Kurfürsten Joachim I. der Reformation in die Arme zog?*) Der zweite Joachim hatte den Zug zu einer von der lutherischen noch verschiedenen Reformation der Kirche, zu ihrer Germanisirung. Er war es, der die Reformation in seinen Landen gewähren ließ, aber, um den Riß mit der katholischen Kirche zu mindern, in allen Formen ferner ihr nahe bleiben wollte. Die nachherige festere Anschließung an die sächsische Reformation unter Johann Georg und das Eingehen in die unseligen inneren Zwiste des Protestantismus unter Joachim Friedrich wie die schwankende Haltung Georg Wilhelms übergehend weisen wir auf die späteren preußischen Monarchen als auf solche hin, die eben so gut von den Katholiken, als von den Protestanten Deutschlands mit dankbarer Verehrung betrachtet werden müßten. Aber nie hat einer von ihnen die Aufgabe Preußens verkannt, dem deutschen Volke seine eigenste Gestalt auch im religiösen Gebiete zu vermitteln. Von diesem Gesichtspunkte aus haben die reformirten Kurfürsten und Könige seit Johann Sigismund (1613) das friedliche und harmonische Zusammenleben ihrer evangelischen Unterthanen, wo möglich die Vereinigung derselben in Eine Kirche angestrebt, und zwischen der vereinigten evangelischen und der katholischen Kirche ein gutes Verhältniß zu schaffen gesucht. Die jetzige Stellung Preußens in Deutschland legt ihm die Pflicht noch viel dringender auf, nicht die bisherige, durch das Papstthum in seiner italiänischen Landherrschaft entstellte, sondern die echte episcopale und deutsche katholische Kirche zu fördern. Ob dieser Aufgabe gegenüber der Gedanke der Gründung einer Nuntiatur in Berlin, in Vergleichung mit dem Thun der bisherigen preußischen Herrscher, nicht ein schlimmer Rückschritt wäre, läßt sich Angesichts der bisherigen Geschichte der päpstlichen Nuntien in Deutschland wohl fragen.

Wir erlassen es uns, die übrigen deutschen Staaten in dieser Beziehung zu besprechen, da ja, wenigstens für die Zukunft, Preußen wahrscheinlich der mustergültige Staat sein dürfte.

Das Gesagte kann hinreichen, um die Furcht zu beschwichtigen,

---

*) Ebendas., S. 40 ff. und Sixt: Petrus Paulus Vergerius. Wir citiren nicht weiter aus Nicolovius, dem das Obige meist angehört.

die katholische Kirche, von ihrem römischen Einheitspunkte getrennt, mit der deutschen Nationalität in engen Verband getreten, in ihrer Verfassung germanisirt, werde von dem staatlichen Nationalleben verschlungen oder erdrückt werden. Je stärker die Kirche das Menschheitliche, das Allgemeine, d. h. den Glauben ihrer Glieder, das religiöse Leben entwickelt, desto sicherer wird sie vor solcher Unterdrückung sein, sie wird also bei der Freiheit ihrer Selbstverwaltung diese Sicherung in sich selbst tragen. So wenig aber die Nationalisirung der Kirche in der Seite ihres Lebens, die dem Nationalleben zugekehrt ist, nämlich der Verfassung, sie dem eigenen germanischen Staate unterwirft, eben so wenig hindert sie auch die Gemeinschaft mit allen Kirchenabtheilungen ihres Glaubens auf der ganzen Erde, die Universalität der Kirche. Denn diese besteht und beruht ja nur im Glauben und Bekenntnisse. Wird dieses denn in allem wesentlich Christlichen ein anderes werden? Freilich, wenn in Deutschland z. B. der Christianismus den Marianismus verdrängte, in Frankreich aber und Spanien dieser fortbestände, so wäre zwischen beiden Abtheilungen der Kirche eine Verschiedenheit eingetreten. Wird denn aber diese bleiben? wird nicht vielmehr die deutsche katholische Kirche blos den Vortritt in diesem Zurückgehen in die Innerlichkeit der Religion gewonnen haben, und werden ihr nicht aus gleichen Ursachen, wenigstens bei den national bewußten Völkern, in Frankreich, in Italien, die Schwesterkirchen nachfolgen? Die Einheit wird daher mit der Freiheit der Kirche fortbestehen, und letztere wohl auch in Frankreich, wo sie nicht wahrhaftig besteht, erst der deutschen Schwester nacheifern. Denn dort wie hier wird es zur Erkenntniß kommen, daß nur eine Kirche, welcher das Volk wirklich im Glauben und Bekenntniß angehört, in der That eine Kirche ist und ein festes und heiligendes Band auch für die Einheit und die Kraft der Nation. Wird sie nicht eben dadurch von Volk zu Volk eine Erhalterin des Friedens sein, indem sie in dem höheren Geistesleben, das sie erschließt, die kleinlichen Interessen des Ehrgeizes, der Eitelkeit, des Neides und Hochmuths überwindet?

Allein immer bestände ja noch der Riß zwischen Katholicismus und Protestantismus. Diesem letzteren, der eigenen Kirche, wenden wir unsere Betrachtung zu.

Die Reformation Luthers und Melanchthons — denn es ist unmöglich, die beiden Männer zu trennen — hat eine doppelte, ja eine dreifache Quelle. Sie ist einerseits die Reaction des Germanismus gegen den Romanismus, die Befreiung und das sich Wiederfinden des deutschen christlichen Gewissens aus einer langen Gefangenschaft und Alteration, andererseits die Erhebung der innerlichen Frömmigkeit und des Gottesbewußtseins der Erlösung durch Christum gegen die Veräußerlichung, also der Religion gegen die sie nicht mehr darstellende, sondern erdrückende Kirche, der nothwendig siegreiche Kampf des Glaubens gegen die Auctorität der Menschen, in der Tradition und Hierarchie verkörpert, des Menschheitlichen gegen das blos Nationale, und endlich dritterseits die Kritik der Gesammt-Intelligenz der Geschichte gegen die falsche Concentration des Geistes im Mittelalter, also des Humanismus gegen die Scholastik. Keines dieser Elemente der Reformation darf übersehen werden, wenn sie recht verstanden werden soll. Innerhalb der religiösen Anschauung und der Theologie der katholischen Kirche vor der Reformation bewegten sich die mannigfaltigsten Gegensätze. Die Lehren von Prädestination und Freiheit, von tieferer und oberflächlicher Fassung der Sünde, von göttlicher und menschlicher Wirkung in den Dingen des persönlichen Heils, die Lehre von der Kirche als einziger Heilsvermittlerin, vom Verdienste menschlicher Leistungen, die Lehre von der Hierarchie und dem Papst, selbst die Lehre vom Ablaß und der Sündenvergebung, von der Gewißheit oder Ungewißheit des Gnadenstandes, von der Bibel und ihrem Verhältniß zur Tradition, die Lehre von der Person und Stellung der Maria, sie waren in der Kirche in verschiedenen Abschattungen vorhanden, und manche von ihnen blieben auch durch das tridentinische Concil selbst unbestimmt*). Alles aber, was mit den Kernlehren der Reformation sich berührte, wurde dort auf Betrieb der päpstlichen Curie zu einem klaren Ausdruck in soweit gebracht, daß diese Kernlehren

*) Lämmer: Die vortridentinisch-katholische Theologie des Reformations-Zeitalters. Berlin 1858, verglichen mit Werner: Geschichte der thomistischen Theologie in: Thomas von Aquino. Bd. 3. Regensburg 1859. Besonders aber Dorner: Geschichte der protestantischen Theologie. München 1867. S. 33 ff.

als häretisch ausgeschieden wurden. Hier trennte sich die römische Kirche in einem großen Maße, aber doch nicht ganz von dem Schriftgrunde der göttlichen Offenbarung in der Bibel, der menschheitlichen Seite des Christenthums, dem eigentlichen Glauben und Empfangen des Göttlichen, und warf sich der Verfassung, dem Romanisch-Nationalen in die Arme; die Lehre von der Kirche wurde das allbeherrschende Dogma, auf dem erst alle anderen ruhten. — Eine sittliche ernste Richtung auf Besserung des Lebens in der Kirche, auf Reformation des Clerus war mit dieser Lossagung verbunden und verdeckte den furchtbaren Schritt, welcher in Trient geschehen war, vor den Augen Vieler.

In Deutschland aber war durch die Lösung des Reichs und Kaiserthums von Rom, durch die Vorgänge in Böhmen und in England, durch die Concilien zu Constanz und Basel, das Bewußtsein der Kluft längst erwacht gewesen, welche das Deutsche vom Römischen schied. Es waren der Stimmen viele und mächtige geworden, welche die Innenwelt als das wahre Gebiet der Kirche bezeichneten, und in mystischer Zurückziehung war dieselbe Vielen zur Heimath, die Kirche mit ihren Bestrebungen aber zum bloßen Symbol dieses geistigen Gottesdienstes, oder gar zur Welt und Verkehrung desselben geworden. Wie ein gesunder Lebensstrom brach die von Luther verkündigte Hauptlehre der Schrift von der alleinigen Gerechtigkeit durch das im Glauben ergriffene Verdienst Christi hervor, und im deutschen Volke wurde er aufgenommen, als wäre das ureigene Sehnen und Suchen des germanischen Gemüthes jetzt erst gestillt und zugleich zum klaren Bewußtsein gebracht. Hier war weder mystische Wegwerfung der Kirche und ihrer mit dem besten Leben der Nation sich mengenden Gestalt, noch ein Erdrücken des Geistes unter dem massigen Steinbau der Kirche als des fertigen Gottesstaats. Hier hatte das nationale und das bürgerliche Leben sein ungekränktes Recht und seine sittliche, ja auf die Ordnungen Gottes gestützte Heimath, hier trat die Persönlichkeit mit ihrer Angst um die Ewigkeit, wie Fichte es ausdrückt, mit ihrer Schuld und mit ihrem Gnade-Bedürfniß vor ihren Gott und durfte in Christo ihm selbst nahen und durch Gemeinschaft mit ihm eine neue werden, hier fand der Hausstand neben dem Lehrstand der Kirche und dem obrigkeitlichen im Staat seine geheiligte Stelle,

hier war für alles Streben der Erkenntniß der göttlich geordnete Gang, der Weg und das Ziel bereitet, kurz, alles wahrhaft Menschliche, wie es im germanischen Charakter so stark ausgeprägt war, wurde zu seinem Rechte, an dem Ausbau des Reiches Gottes mitzuarbeiten, wieder emporgehoben*).

Die lutherische Reformation und ihre religiöse und sittliche Anschauung aller Verhältnisse des Lebens erwies sich als die deutsche auch dadurch, daß sie, wenn ihr nicht äußerer Widerstand entgegengetreten wäre, ohne allen Zweifel sofort ganz Deutschland würde für sich gewonnen haben. Das stärkste Hinderniß dieser Theilnahme Deutschlands war aber dennoch nicht der Widerstand des Kaisers und einzelner Reichsfürsten, sondern die Abneigung der Bischöfe der Kirche. Hätten sie die Fahne der Reformation mit ergriffen, so war binnen Kurzem die deutsche Kirche fertig, und über ihre Verfassung zu einer bischöflich geleiteten mit einem National-Concile wäre keine weitere Frage gewesen. So aber war die Reformation innerlich aufgehalten und gestört. Sie hätte zwar auch ohne dieses Hinderniß nach ihrem ganzen innerlichen, wesentlich religiösen Charakter nicht vermocht, die richtige Verfassung der Kirche als durch den Glauben erfordert, als Dogma zu behandeln, sondern im Bewußtsein der Fülle des Lebens, welches ihr aus der heiligen Schrift und dem durch sie erfüllten Glauben sprudelte, immer die zeitliche, durch nationale Factoren mitbedingte äußere Gestalt der Kirche für das Untergeordnete erklärt. Sie hatte es vor Allem mit dem Glauben des Volkes und mit der Verkündigung der wahren Lehre, der geoffenbarten Heilswahrheit zu thun. Hätte sie hier überall das unverfälschte und ungemischte deutsche Volksgemüth vor sich gehabt, wie viel leichter und erfolgreicher wäre ihre Arbeit gewesen! Aber sie begegnete gerade da, wo am meisten noch eine frühere Vorbereitung in reinerer Schriftwahrheit von ferne her nachwirkte, in den Landen des Rheinstroms und im südlichen Deutschland, der stärkeren Einwirkung des romanischen oder doch celtischen angrenzenden Volksgeistes; der fränkische und in geringe-

*) Dorner, a. a. O. S. 251 ff. Eilsberger: Luther als ein Deutscher. Berlin 1868. S. 19 ff. und die S. 52 ff. abgedruckten Stellen aus Albrecht Dürers Tagebuch und Fichtes Reden an die deutsche Nation.

rem Grade auch der schwäbische Stamm waren für diese Einwirkung offen. Da aber, wo Luthers Reformation am unmittelbarsten wirken konnte, hatte sie es im Osten des Elbstromes mit ursprünglich slawischen, nur erst vor 4—500 Jahren germanisirten nur in den Städten und in der Mehrzahl des Adels von reinem Germanismus durchsetzten Bevölkerungen zu thun. In diesen war die Lehre und Ordnung der katholischen Kirche in ihrer bereits weit gediehenen Romanisirung unmittelbar auf das rohe Heidenthum gefolgt, und daher das Volksleben nicht mit gehöriger Kraft von der ethischen Innerlichkeit des Christenthums berührt worden. Sie hatten mehr der Kirche sich gefügt, unterworfen, assimilirt, als die Religion des Christenthums in sich aufgenommen. Die Reformation hatte daher hier ein Werk zu thun, das an anderen Stellen Deutschlands schon geschehen war, das ganze heidnische Denken, Anschauen, Fühlen erst christlich umzugießen. Die Arbeit nahm daher den Charakter der Schule fast mehr, als den der religiösen Herzensergreifung und Erneuerung an. Erst in dem Maße, als in diesen Ostgegenden die Germanisirung fortschritt und durchgriff, konnte auch die Theilnahme an dem deutschen Religionsleben in der lutherischen Gestalt sich allgemeiner durchsetzen. Es darf dies nicht vergessen werden, um die in der lutherischen Kirche hervortretende „Katechismusschule“ und den bald in ihr erscheinenden überwiegenden Intellectualismus in der Lehre zu begreifen. Nur in der Mitte Deutschlands, in dem sächsisch-thüringischen Stammgebiete mit seinen Mischungen, hatte die Reformation ihr wahres Gebiet unmittelbarer Wirkung. Hier war sie zugleich innerlich und national, und von hier aus entfaltete sie ihre Kraft, sie war recht eigentlich sächsische, und darum deutsche Reformation. Die Aufgabe der Germanisirung der Slawen fiel nunmehr ihr hauptsächlich zu, und es mag sein, daß sie zu viel von den Erfordernissen für diese Aufgabe sich beherrschen ließ. Aber so lange Luther in frischer Kraft wirkte, überwog doch über alle anderen Elemente die rein religiöse Frage, die Sorge um das Heil der Seelen und dessen Ergreifung in Christo. Die echteste Urgestalt der lutherischen Anschauung ist und bleibt daher, was man hernach die beiden Principien der protestantischen Kirche genannt hat, die Rechtfertigung durch den Glauben allein und die Zugänglichkeit der geoffenbarten

Wahrheit für jeden Christenmenschen. Mit beiden war dem deutschen Geiste eine Genüge gegeben, dort für seine Gemüthstiefe und Innerlichkeit, hier für sein starkes Bewußtsein der Persönlichkeit, die aber beide aufs innigste zusammenhängen. Es war somit die germanische Nation weltgeschichtlich bestimmt und vorbereitet, um diese reinere, dem Urchristlichen gemäße und doch auf alle Menschen anwendbare christliche Grundanschauung zu tragen. Es war ebenso die deutsche Nationalität, welche Luthern hervorgebracht, als er der deutsche Mann, welcher sein Volk zu seinem eigensten Selbstbewußtsein geführt hat. Die lutherische Reformation mit ihrem idealen Realismus, wie er sich in der lutherischen Auffassung der Abendmahlslehre ausspricht, die ja so recht als die Unterscheidungslehre gefaßt wird, war dem Kerne der deutschen Nation, dem sächsisch-thüringischen Typus ebenso, wie dem schwäbisch-baierischen, gemäß; nur der fränkische bildet die Vermittlung mit dem romanischen Elemente. Es ist merkwürdig zu beobachten, daß die reformirte Kirche, deren Ursprungsgebiet in ihrer ersten Gestalt die rhätisch-alemannischen Kantone der Schweiz waren, die in ihrer zweiten Gestalt romanischen Ursprungs ist, nur in dieser letzteren, nicht in der ersteren Eingang in Deutschland gefunden hat. Nur Eine Mitwirkung der Zwingli'schen Formation fand statt, eine Mischung derselben mit der lutherischen, in der Reformation Würtembergs und des Elsasses. Aber auch diese Mischung wurde durch die lutherische Reformation überwunden, welche sogar tief in die Schweiz eindrang, und welcher die ersten kraftvollen Reformationsbewegungen in Frankreich gleichfalls angehörten*). Nur so weit der fränkische Stamm in Ober- und Niederdeutschland reicht, hat die Calvinische spätere Form der reformirten Kirche Eingang in Deutschland gefunden, weil dieser Stamm mit dem französischen urverwandt und dem Romanischen zugänglich war und noch jetzt ist. Selbst der Uebertritt des brandenburgischen Kurfürsten Johann Sigismund zu der reformirten Confession war nebst dem Streite in Deutsch-

*) Hundeshagen: Die Conflicte zwischen Zwinglianismus, Lutherthum und Calvinismus in der Bernischen Landeskirche. Bern 1842. — und von Polenz: Geschichte des französischen Calvinismus. Bd. 1. Gotha 1857. S. 167 ff.

land zwischen der strengeren und der milderen (Melanchthonischen) Auffassung des Lutherthums seinem Aufenthalte in den rheinischen Fürstenthümern und seinem Verkehr mit Holland, also dem niederdeutsch-fränkischen und flämischen Elemente zu verdanken. Ohne diese außerdeutsche Reformation, welche in ihrer ersten Zwinglischen Form ganz den trocken verständigen, sittlich ernsten, aber gemüthsärmeren Schweizer-Charakter verrieth und daher Luthern als ein ganz anderes, fremdes Gewächs erschien („Ihr habt einen anderen Geist!"), und besonders ohne das Entstehen der zweiten romanischen Gestalt derselben durch Calvin wäre in Deutschland nie der Kampf der protestantischen Confessionen entstanden, und die Kraft und Macht des lutherischen Evangelismus wäre herrschend geblieben und hätte auch politisch dem römisch-katholischen Theile Deutschlands, auch dem Kaiser, die Spitze bieten und selbst die Gegenreformation verhindern können. In sofern müssen wir das reformirte Element als ein Deutschland fremdes, und sein Eindringen als ein Unglück betrachten. Es darf aber nicht vergessen werden, daß dasselbe in Deutschland selbst eine starke Annäherung an der dritten Quelle der Reformation, dem Humanismus, fand, dessen lutherischer, ohne Vergleichung höchster Vertreter Melanchthon war. Dieser Zusammenfassung der Gesammtbildung der Menschheit und Vereinigung der Früchte ihrer höchsten Culturen, der hellenischen und altrömischen, mit dem germanischen Volksgeist mußte das national Verschiedene mehr gegen das Menschheitliche zurücktreten, und daher die Innerlichkeit und Gemüthstiefe des Lutherthums nicht so ausschließlich als die rechte reformatorische Macht gelten. Neben sie, ja fast über sie, stellte sich hier die erleuchtete und gereinigte Intelligenz, die Theologie wurde der Religion, die Bildung dem Glauben zu sehr gleichgestellt und allerdings die zwischen ihnen obwaltende nothwendige Verbindung zur Anerkenntniß gebracht. Darum war Melanchthon zwar von einer Seite, der theoretischen, aber nicht von der anderen, der religiösen, bei der es auf unmittelbares Gefühl und geistlichen Takt ankam, ein sicherer Vertheidiger der deutschen Reformation, und jemehr er das romanische Wesen aus der Religion entfernt hielt, desto mehr ließ er ihm in der verwandteren Gestalt des Calvinismus in der Theologie einen Zugang. Ihm fehlte auch

der erweiterte Blick über die Nationalitäten und damit der höhere Standpunkt nicht, der hier von Bedeutung werden mußte. Ihm mußte klar werden, daß die lutherische Fassung weniger zu dem heißen Kampfe geeignet war, den die romanischen Evangelischen gegen den päpstlichen Romanismus bis in den Flammentod zu führen hatten. Jemehr er aber die Unterschiede der Theologie nur in diesem Lichte ansah, das Reformirte als die Fassung in dem Gefäße der schweizerischen, der französischen Nation, desto unbedenklicher wurde er gegen sie, und desto mehr mußten die Lutheraner das deutsche Bewußtsein dagegen wahren. Daß sie dies thaten und Luthers Lehre festhielten, ist gewiß nicht zu tadeln, und auch nicht von ihnen zu verlangen, daß sie sofort den Unterschied der deutschen und der nicht-deutschen Reformation hätten bei Seite werfen und sich den Nachbarn in die Arme stürzen sollen. Immerhin ist es wahr, was auch neuerlich dagegen gesagt worden, daß es eine berechtigte Mittelform zu finden galt, wie sie Melanchthon aufstellte, die eine nahe Verbindung, eine kirchliche Gemeinschaft der beiden reformatorischen Kirchen zuließ, ja daß auch unter Beibehaltung verschiedener Lehransichten über einzelne Punkte diese Gemeinschaft doch hätte eingegangen werden können, nachdem einmal die reformirte Lehre in Deutschland Fuß gefaßt hatte. Auch hier tritt wieder als das größte Unglück das Nichteingehen der Bischöfe auf die Reformation hervor, denn nur dadurch entstand ja die Nöthigung, die Zügel der Kirchenregierung in die Hände der Landesfürsten zu legen und hiermit zur Zeit wenigstens eine deutsch-lutherische Kirche unmöglich zu machen. In jedem der kleineren Kreise, die so entstanden, wachte man ängstlich über der Einheit der Lehre, weil eben der Blick verengt war und, je mehr politisch der Reichsgedanke aus dem Leben geschwunden war, jedes Reichsland dem anderen als Ausland entgegenstand. Die deutsche Nationalkirche mit dem Concil ihrer Bischöfe würde ohne Zweifel eine großartigere Anschauung hinsichtlich der Lehrtropen innerhalb des Protestantismus gefördert und die weite Trennung der Lutheraner und Reformirten verhütet haben. Es ist ja kein Zweifel darüber, daß nicht blos in diesem oder jenem einzelnen Punkte die beiderlei Kirchen der Reformation auseinander gingen, sondern daß durch die gesammte Lehranschauung

die Eigenthümlichkeit jeder von ihnen sich kundgibt*). Ob nun das Lutherthum die volle, das Reformirtenthum die gebrochene, partiale Wahrheit, jenes den ersten Standpunkt des Christen in der Rechtfertigung, dieses den zweiten in der Heiligung, oder jenes den idealen, dieses den realen Christus zum Inhalte hat, oder wie sonst die Formel lauten mag, wodurch man sich Einheit und Unterschied beider deutlich machen will, es ist noch Niemand von theologischem Verständniß**) in neuerer Zeit aufgetreten, der auch nur in dem Grade, wie zwischen Protestantismus und römischem Katholicismus den Unterschied der Wahrheit und des Irrthums als den der lutherischen und reformirten Kirche erklärt hätte. Eine Zusammengehörigkeit beider, eine irgendwie noch zu erreichende Einheit beider, also die Möglichkeit einer Union des evangelischen Protestantismus, so fern sie auch noch liegen möge, gibt man wohl von allen Seiten zu. Daß sie nicht in der Zeit von Luthers Tode bis etwa 1650 von den Meisten anerkannt wurde, lag wesentlich, wie schon bemerkt, in der Kleinheit und der Verfassung der Landeskirchen, in deren keiner ein großes Bewußtsein der Sicherheit bei Aufnahme der fremden aber verwandten Form sich gestalten konnte, weil die Theologen, welche sie regierten, nur an der Lehre ihren Halt gegen die Gefahren der Cäsareopapie oder der Sectirerei finden konnten. Es ist daher weder echt historisch, die Leidenschaft und Beschränktheit der Reformatoren und der nachherigen lutherischen Theologen allein als schuldig an dem fortbestehenden Risse anzuklagen, noch dieselben von jeder derartigen Schuld freizusprechen und überall nur

---

*) Wie dies Schneckenburger: Vergleichende Darstellung des lutherischen und reformirten Lehrbegriffs. Stuttgart 1855. nachzuweisen suchte. Mein verewigter Freund ist aber in seinem an ihm bekannten kritischen Scharfsinn oft zu weit gegangen, und hat auch da erhebliche Unterschiede gefunden, wo man sie in der That nicht finden kann. Die Würdigung der principiellen Verschiedenheit beider Lehrtypen findet sich in trefflichem Ueberblick in der Vorrede von Güder zu dem von ihm herausgegebenen Werke Schneckenburgers, die kaum etwas Wesentliches vermissen läßt. — Ebenso Hundeshagen: Beiträge zur Kirchenverfassungsgeschichte und Kirchenpolitik, insbedere des Protestantismus. Wiesbaden 1864. Bd. 1. S. 301 ff.

**) Natürlich rechnen wir Scheibel und ähnliche Fanatiker nicht unter die Verstehenden.

ihr volles Recht in der Bewahrung der neuen Lehre zu finden*). Aber es ist auch nicht nöthig für das wirkliche Interesse des Protestantismus, diese historisch-sittliche Frage zur Entscheidung zu bringen. Denn dieses Interesse hat nicht vorzugsweise mit den etwaigen Fehlern der Vergangenheit, sondern mit den Thatsachen der Gegenwart zu rechnen, um den erwünschten Zustand herbeizuführen.

Bemerkenswerth bleibt es immer, daß die Führer des schroffen sogenannten Lutherthums, Flacius und Stancarus, ein illyrischer Slawe und ein slawisirter Italiäner waren.

Wir gehen von der lutherischen als der eigentlich deutschen Reformation aus, und nehmen ihre Lehre, wie sie in den Principien feststeht und aus denselben in Entwicklung begriffen ist und auch künftig sich fortentwickeln wird und muß, als Grundlage. Denn zu ihr bekennt sich auch der Zahl nach, oder bekannte sich, als es noch ein Bekenntniß mit vollerem Bewußtsein hatte, das deutsche protestantische Volk in seiner großen Mehrheit. Neben ihr bestanden und bestehen die reformirten Gemeinschaften in kleiner Minderzahl und in verschiedener Abstufung des Näherstehens an dem Lutherischen, wie z. B. trotz aller entgegenstehenden Behauptungen der größere Theil von Kurhessen dem reformirten, aber unter Vermittlung Melanchthons dem lutherischen von Anfang an vereinten, Bekenntnisse zugehört**). Es sind dies Uebergänge zwischen beiden Confessionen, wie auch die würtembergische Kirche in ihrer Reformation zugleich durch Blaurer und Schnepf ein solches Zwischenglied ist. Schon daß es solche gibt und stets gegeben hat, ist ein starker Grund für die ohnedies berechtigte Annahme der Vereinbar-

---

*) Wie jenes zum Theil wenigstens in Planck: Geschichte der Entwicklung des protestantischen Lehrbegriffs. Leipzig 1791—1800, in Heppe: Geschichte des deutschen Protestantismus. Marburg 1852; dieses aber in Schmidt: Der Kampf der lutherischen Kirche um Luthers Lehre vom Abendmahl im Reformations-Zeitalter. Leipzig 1868, geschieht.

**) Wir erlassen es uns, alle die hierher gehörigen Schriften und Gegenschriften von Hupfeld, Vilmar, Heppe, Ranke, Ebert, Klemme, Scheffer, sowie eine Reihe anonymer, hier anzuführen. Für den gesund Urtheilenden ist die Sache in obiger Weise festgestellt.

keit des Lutherischen und Calvinischen in Einer kirchlichen Gemeinschaft. Auch außerhalb dieser kirchlichen Körper und innerhalb sowohl der lutherischen als der reformirten Kirche waren Annäherungen Einzelner an die Lehre der anderen Gemeinschaft ohne Uebertritt zu derselben nur in den aufgeregtesten Zeiten des Streites unmöglich, fanden aber in Zeiten ruhigeren Ganges oder mehr innerlichen Strebens, wie z. B. der Zeit des Pietismus im vorigen Jahrhundert, vielfach statt. Konnte sich doch damals die evangelische Brüdergemeinde mit der ausdrücklichen Zulassung eines doppelten Lehrtropus bilden.

Es ist daher, wenn man das Unheil der weiteren Zersplitterung Deutschlands und der ganzen evangelischen Christenheit durch die Folgen der Reformation vor Augen sah, wie sie die auf Gemeinschaft und auf kräftigen Kampf gegen die römische Kirche gerichteten Gemüther schmerzlich beklagten, nicht zu verwundern, wenn Gedanken über Wiedervereinigung des Getrennten, bald mit fernerem, bald mit näherem Ziele hervortraten. Schon die Reformationszeit kennt die Versuche der Wiedervereinigung der Lutheraner mit den Katholiken und Melanchthons vergebliche Bemühungen dafür. Sie mußten vergeblich sein, weil nichts in den romanischen Principien verändert werden sollte. Dennoch wurden sie in späterer Zeit, aber eben so vergeblich, erneuert. Zwischen Lutheranern und Reformirten suchten die Straßburger Theologen zu einigen, und die Wittenberger Concordia, welcher auch Luther beitrat, war die Frucht dieser Bestrebungen, aber sie hielt nicht vor, weil man sich gegenseitig nicht verstanden und sich einiger geglaubt hatte, als man wirklich war*). Daß Calvin selbst viel dafür that, um mit Luthern in Einigkeit zu stehen, daß Männer wie Sturm in Straßburg sich um die Vereinigung bemühten, daß deutsche Fürsten, wie schon Philipp von Hessen, nachher auch Herzog Christoph von Würtemberg und der Kurfürst Otto von der Pfalz und zuletzt auch der Herzog Johann Friedrich von Sachsen, diesem Bestreben auf dem Fürstentage zu Naumburg Ausdruck gaben (1561), ist bekannt. Auch die Stimmen einzelner Theologen, wie Schreibers**) (1590) verklangen nicht

*) Schmidt, a. a. O. S. 22 ff.

**) Hering: Geschichte der kirchlichen Unionsversuche seit der Reformation. Leipzig 1836. Bd. 1. S. 242 ff.

ganz. Das Gespräch zu Mömpelgard (1586), das Heidelberger Irenicum (1606), die Erklärungen des Kurfürsten Johann Sigismund von Brandenburg (1613) waren immer neue Aufrufe zur Union. Die ausdrücklich auf Union berechneten Reisen des Schotten Duräus und die Zureden des Hugo Grotius wirkten natürlich mehr auf die Willigkeit der Reformirten als der Lutheraner, und der große Kurfürst von Brandenburg war einer der Ersten, die sich um Einigung mühten, während Calixt in Helmstädt und der große Leibnitz dieselbe auch mit den Katholiken versuchten. Unter Friedrich, dem ersten Könige Preußens, vereinigte sich auf seinen Anlaß dieser große Mann mit dem Hofprediger Dr. Jablonski, wozu auch Ph. J. Spener die Hand bot, um wenigstens die deutschen Evangelischen, die sich in allen Hauptsachen des Glaubens nahe ständen, zu einer Union zu bewegen. Es begreift sich leicht, daß Anregungen dieser Art bei den preußischen Herrschern, die als Reformirte einer weit überwiegenden Zahl lutherischer Unterthanen gegenüberstanden, immer Eingang fanden. Jetzt antwortete aus Süddeutschland (Kanzler Pfaff und Dr. Klemm) eine Unionsstimme den in Norddeutschland laut gewordenen, und aus der Schweiz und Holland erklangen ähnliche. Die Zeit der Union schien nahe zu sein, als sogar das Corpus Evangelicorum, die Vertretung der Protestanten bei dem Reichstage, mit Ausnahme der Sachsen, sich günstig ausgesprochen hatte.

Die Geschichte der Unionsströmung stellt Nitzsch in seinem Urkundenbuch der evangelischen Union vor Augen, indem er durch die Artikel des Marburger Gesprächs zwischen Luther und Zwingli, die Lehrartikel der Augsburgischen Confession in der Beleuchtung der Union mit den Reformirten, die Melanchthonische Richtung als Vermittlerin zwischen der lutherischen und deutsch-reformirten, die Wittenberger Concordia von 1536, den Sendomirschen Vergleich (1570), die Märkische Confession (1614), das Leipziger Gespräch (1631), die Thorner Erklärung (1645) die bis zur Zeit des großen Kurfürsten heranreichende Erkenntniß über die Vereinbarkeit der Evangelischen den Zeitgenossen wieder nahe bringt*). Der Gedanke, der Wunsch, die Nothwendigkeit der Union drängte sich zu allen Zeiten von Neuem auf.

*) Bonn 1853. Rudelbach, obwohl Gegner der Union, hat dies auch nicht unterlassen können, und Wangemann: Sieben Bücher preußi-

Nicht wenig trug zu dieser Stimmung der Gemüther die in England geschehene Durchkämpfung der Grundsätze der Reformation in den nun vollendeten Bürgerkriegen bei, die mit einer Duldung der Nonconformisten oder Puritaner neben der englischen Staatskirche geendet hatten. Da waren Folgerungen aus den Principien der Reformirten ins Leben getreten, die weit über Alles hinausgingen, was die Lutheraner und Reformirten von einander fürchteten, und diese waren dadurch einander näher getreten*). Der Pietismus, von Halle aus durch Deutschland wirkend, die Brüdergemeinde, sich weithin ausbreitend, beide durch ihre Missionswerke imponirend, der Rationalismus, die Lehre schwächend und ausleerend, das Alles wurden Mittel der Beseitigung der Hindernisse der evangelischen Union. Aber ihr Ursprung, als sie endlich wirklich ins Leben trat, war die lebendige Erweckung, welche sich an die gewaltigen Bewegungen der Jahre 1813—1815 anschloß. Die neu erwachte christliche Frömmigkeit, die sich unmittelbar an die heilige Schrift und an das innerste religiöse Gemüthsleben hielt, ließ damals nichts leichter und selbstverständlicher erscheinen, als daß der dreihundertjährige Riß im Protestantismus endlich geschlossen werde, und es lag in der Natur der Sache, daß die preußische Kirche, die größte und umfassendste in Deutschland, die so mancherlei Stammes-Unterschiede in sich zu einem preußischen Volke geeinigt sah, auch über die Unterschiede hinwegsehen konnte, welche zwischen Lutheranern und Reformirten bestanden, zumal da schon innerhalb der lutherischen Kirche vom äußersten Rationalismus bis zur positivsten Gläubigkeit eine Nüancenfolge bestand, die Niemand für ein Hinderniß der kirchlichen Gemeinschaft dieser so verschieden glaubenden, fühlenden, denkenden Gemeindeglieder hielt, und da es längst eine Menge aus Lutheranern und Reformirten gemischter Familien gab, deren sämmtliche Glieder nicht anstanden, abwechselnd bei der einen und der anderen Confession das heilige Abendmahl mitzufeiern, und besonders in den Simultankirchen der größeren Städte eine

---

scher Kirchengeschichte. Berlin 1859. Bd. 1. S. 355 ff. thut es gleichfalls.

*) Weingarten: Die Revolutionskirchen Englands. Leipzig 1868. S. 430 ff.

Annäherung der Confessionen bis nahe an die Einheit entstanden war. Ein starkes Motiv für die große lutherische Mehrheit mußte überdies die Angehörigkeit des königlichen Hauses an die reformirte Confession, und zwar in ihrer deutschen, von dem Melanchthonischen Lutherthum nur wenig mehr abweichenden Form bilden. In der bei weitem größten Zahl der Gemeinden und ihrer Glieder war damals (1817) ein Bewußtsein von dem Wesen und Unterschied der evangelischen Confessionen nicht mehr zu finden, und auch die Geistlichen und Theologen waren diesem Bewußtsein entfremdet. Der Gegensatz gegen den Rationalismus und den populären (Voltaireschen) Unglauben ließ diesen Unterschied verschwinden, und die philosophische (pantheistische oder moralistische) Richtung der höher Gebildeten es geradezu lächerlich erscheinen, daß man ihn irgend einmal noch im Ernste würde geltend machen wollen, wie dies hinsichtlich der Orthodoxie mit so schlechtem Erfolge durch das Religions-Edict Friedrich Wilhelms II. versucht worden war. In den theologischen Facultäten war die Union schon längst vorhanden, auch der Gedanke derselben von Friedrich Wilhelm III. schon seit 1798, von Dr. Schleiermacher seit 1804 ausgesprochen, eine gemeinsame Kirchenleitung seit 1808 ohne erheblichen Widerspruch eingeführt*). Die widersprechenden Stimmen verhallten, so sehr auch eine derselben den Weg wies, der wohl hätte eingeschlagen werden können, nämlich die Augsburgische Confession als gemeinsames Bekenntniß anzuerkennen und so dem Vorwurf auszuweichen, daß man dem kirchlichen Indifferentismus huldige. Der Vorgang Preußens wirkte durch ganz Deutschland, indem fast überall in gleicher oder in weitergehender Weise Union eingerichtet wurde. Es war nicht eine specifisch preußische, sondern eine deutsch-evangelische Angelegenheit. Ein großer Uebelstand war es, daß in Preußen die Union und die Einführung einer neuen Agende zusammen fielen. So dringend nöthig bei der Verwirrung auf dem liturgischen Gebiete diese

*) Ueber diese und andere Vorbereitungen der Union s. Wangemann: Sieben Bücher preußischer Kirchengeschichte. Berlin 1859. Bd. 1. S. 3. ff. Der Verfasser ist der Union abgeneigt, malt daher eher ins Dunkle. Auch Scheibel, der Hauptgegner der Union in Preußen, erkennt an, daß die Union in Deutschland genügend vorbereitet gewesen, weil man die Abendmahlslehre der lutherischen Kirche nicht mehr gekannt habe. (Geschichte der Union. I, 122 f.)

war, so hätte doch viel größere Verwirrung erspart werden können, wenn man beide Angelegenheiten der Zeit nach weit auseinandergehalten hätte. Auch die Agende hätte nicht aus dem Cabinet des Königs ohne Berathung der Kirchenbehörden und dazu berufener Synoden über dieselbe hervorgehen sollen, wiewohl es unrichtig ist, dem Landesherrn, als oberstem Bischofe, das liturgische Recht abzusprechen. Es ist nur die Uebung desselben an den Rath der Theologen gebunden. Die Union konnte auch ohne die neue Agende eingeführt werden; denn wenn man einmal die Differenz der Lehren für nicht bedeutend genug erklärte, um einander die kirchliche Gemeinschaft zu versagen, so war auch der Ausdruck der differenten Lehre kein Hinderniß dieser Gemeinschaft. Die Agende folgte mehr dem lutherischen Typus, nur im Abendmahl schrieb sie eine Austheilungs-Formel vor, welche, über der Differenz stehend, die Worte Christi selbst nachsprach, weil diese den beiden Confessionen zweifellos als Auctorität galten. Auch dies war nicht nöthig. Man hätte jeder der kirchlichen Abtheilungen ihre gewohnte Formel lassen können und hätte, wenn man dies nicht wollte, lieber zu den altchristlichen Worten, wie Bugenhagen that, indem er an sie nur ein Votum knüpfte („der Leib Christi stärke und erhalte deine Seele im wahren Glauben zum ewigen Leben"), zurückkehren sollen. Es war dieses Zusammentreffen hauptsächlich darum ein Uebelstand, weil die Agende als Gesetz, die Union als Sache der Freiwilligkeit auftrat, mit der Einrichtung der Agende für die Union aber die Freiwilligkeit schon in einem gewissen Grade gesetzlich überholt wurde.

Ein zweiter Fehler war, daß man nicht die 21 Lehrartikel der Augsburgischen Confession je nach ihren Ausgaben von 1530 und 1540 als Bekenntniß der Union aufstellte, dabei aber einem Festhalten auch noch anderer Bekenntnißschriften Freiheit ließ, um so mehr, als das kirchliche Recht der Reformirten in Deutschland auf ihrem angenommenen Verhältniß zu jenem Bekenntnisse beruht. Daß man diese sichernden Schritte in dem berechtigten guten Glauben an die durch alle deutsch-protestantischen Lande gehende Unionsströmung unterließ, ist der Sache selbst nicht zum Nachtheil anzurechnen. Die Art der

Einführung bezeugt es am stärksten, daß man Verwahrungen gegen zukünftigen Widerspruch nicht für nöthig hielt. Man hätte damals eben so gut die Unterschriften der Gemeinden erlangen können, wäre dies als nöthig erschienen, und das Document, welches die späteren Gegner der Union so oft vermißten, wäre vorhanden. Man fragte aber einfach von der Kanzel die Gemeinden, ob sie etwas wider die Sache einzuwenden hätten, und forderte sie auf, ihre Einwendungen binnen einer Frist dem Pfarrer vorzubringen. Natürlich kamen fast keine, und nun wurde berichtet, daß die Gemeinde der Union beigetreten sei. Sie war es auch durch ihr Schweigen, wenn auch lange nicht in wirklichem Verständniß der Sache. Allein ist der Beitritt deswegen weniger gültig? Was würde man sagen, wenn Wahlen und Erklärungen in politischen Dingen für ungültig erklärt werden wollten, weil die Wählenden kein wahres Sachverständniß gehabt haben sollten? Müßte dann nicht ebenso der Beitritt unserer Gemeinden zum Protestantismus, und sogar die Bekehrung zum Christenthum einer ähnlichen Untersuchung unterworfen werden? Vielmehr wird man zugeben müssen, daß, auch wenn die Jetztlebenden in irgend einem Dorfe, welche 1830 zur Jugend desselben gehörten, die sich um die öffentlichen kirchlichen Angelegenheiten nicht zu kümmern pflegt, sich der Sache gar nicht mehr zu erinnern wissen, die Rechtsbeständigkeit derselben gleichwohl feststeht. Nur dann würde sie nicht feststehen, wenn die Union wirklich den Glauben und das Bekenntniß der ihr Beigetretenen änderte, weil diesen Niemand für seine Nachkommen zu ändern berechtigt ist; das thut sie aber nicht. Vielmehr ist es eine der unverständigsten Klagen, die man so oft hört, daß sie keinen bestimmten Charakter habe, sondern in ihr die verschiedensten Stellungen zu den Bekenntnissen der Kirchen befaßt seien.

Sicherlich hatte sowohl Friedrich Wilhelm III. als die ungeheure Mehrzahl der Protestanten seiner Staaten und Deutschlands bei seinem Aufruf vom 27. September 1817 keinen Gedanken an eine die Lehren der beiden Kirchen theologisch ausgleichende und in einander verarbeitende Union, außer sofern diese Verarbeitung in der Theologie der Zeit schon vorlag und sich von selbst weiter entwickeln mußte, aber eben so sicher dachten weder der Redende noch die Hörenden an ein unverändertes Fortgelten sämmtlicher Bekennt-

nisse des 16. Jahrhunderts, aber auch ebensowenig z. B. an eine Lossagung von der augsburgischen Confession oder dem Katechismus. Hingegen war es auch nicht auf ein bloßes gefühlsmäßiges Vergessen der Unterschiede abgesehen, sonst hätte der König nicht im Eingange seiner Erklärung sich auf die Unionsgedanken seiner „erleuchteten Vorfahren, der Kurfürsten Johann Sigismund und Georg Wilhelm, des großen Kurfürsten, der Könige Friedrichs I. und Friedrich Wilhelms I." sich berufen, er hätte nicht „die Hauptsache im Christenthum, worin beide Confessionen eines sind", hervorgehoben, nicht „auf die Absichten der Reformatoren, den Geist des Protestantismus", nicht auf die Erforderlichkeit der Union „für den kirchlichen Sinn, die häusliche Frömmigkeit und den Vortheil von Kirche und Schule" sich berufen, er hätte auch nicht gesagt, daß „weder die lutherische Confession zur reformirten, noch diese zu jener übergehen, sondern beide eine neu belebte evangelisch-christliche Kirche im Geiste ihres heiligen Stifters bilden sollten", er würde die Union nicht als „Fortsetzung der Reformation" bezeichnet haben. Also eine wirkliche nicht „durch Ueberredung oder Indifferentismus" zu Stande kommende Vereinigung wollte der König, die in der gemeinsamen Feier des Abendmahls nicht ihr Wesen, sondern nur ihre factische symbolische Erklärung finden sollte. Das Weitere, die Form und eben damit auch den Grad der Einigung, die Entwicklung der ganzen Sache, stellte er dem Handeln der Kirchenbehörden, der Geistlichen, Synoden und Gemeinden anheim. Daß aber die Union im vollsten Sinne gemeint war, doch ohne Lehrunion zu sein, also mindestens als die des Consensus, geht aus dem Aufgeben der Namen: „lutherisch" und „reformirt" unzweideutig hervor. Nicht minder erhellt es daraus, daß an bisher reformirte Gemeinden lutherische Prediger und umgekehrt gesetzt wurden. Sie war also wenigstens auch Gemeinschaft des Lehramtes. Daß die Union durch Maßregeln der damaligen Kirchenbehörden eingeführt wurde, hat man ihr sehr zum Vorwurfe gemacht. Allein war denn die Visitation in den sächsischen Landen, durch welche die Reformation eingeführt wurde, nicht auch eine Regierungs-Maßregel? und wie anders konnte denn in einer großen Kirche, wie die preußische, nachdem sie Jahrhunderte vom Staate territorialistisch regiert war, irgend etwas Allgemeines und Neues geschaffen werden? Bewußte

organisirte Gemeinden und Synoden gab es nicht; die Zusammenrufung von Geistlichen zu begutachtenden Aeußerungen hatten diesen Werth nimmer, denn die Geistlichen sind nicht die Kirche, sondern ihre Diener. Es ist wahr, man kann an der Art der getroffenen Maßregeln und noch mehr an der Art ihrer Ausführung im Einzelnen Manches tadeln, aber es ist Unrecht, nur eben diese falschen Schritte herauszuheben und von ihnen aus ein ungünstiges Licht auf die ganze Sache fallen zu lassen.*) Bekanntlich gab das Ju-

*) Wie dies Wangemann a. a. O. S. 50—88 thut. Scheibel ohnedies war nur darauf bedacht, das Thun der Behörden in ungünstigem Lichte erscheinen zu lassen. — Auch hier wird man es dem Verfasser wohl erlassen, die Leser mit den Verhandlungen über den Werth, die Quellen, die Rechtmäßigkeit und Zweckmäßigkeit der preußischen Union zu behelligen, wie sie in einer Reihe von Schriften geführt worden sind. Wir haben dazu den Raum nicht und verweisen den Leser, der Lust hat, tiefer in die Sache einzugehen, außer den schon gelegentlich angeführten Büchern, auf: Gaupp: Die Union Breslau 1847. Julius Müller: Die evangelische Union, ihr Wesen und göttliches Recht, Berlin 1854. Nitzsch: Urkundenbuch der Union, Berlin 1853 die Vorrede. Schenkel: Der Unionsberuf des evangelischen Protestantismus, Heidelberg 1855. Sack: Die evangelische Kirche und die Union, Bremen 1861. Dies sind die bedeutendsten wissenschaftlichen Werke über die Union, sowohl principiell als (namentlich Schenkel's treffliches Werk) historisch. Auf der Gegenseite, als Angreifer der Union, stehen: Löhe: Drei Bücher von der Kirche, Stuttgart 1845. Delitzsch: Vier Bücher von der Kirche, und: Die baierische Abendmahlsgemeinschaftsfrage. Kahnis: Die Sache der lutherischen Kirche wider die Union, Leipzig 1854. Stahl: Die lutherische Kirche und die Union, Berlin 1859. Derselbe: Die gegenwärtigen Parteien in Staat und Kirche, Berlin 1863. Theils in Folge dieser größeren Schriften, theils selbständig, theils aber in neuester Zeit aus Anlaß der Frage, wie die neuen Lande kirchlich zu den alten Provinzen Preußens sich zu stellen haben sollten, sind erschienen: R. Stier: Dr. Stahl's Buch: Die lutherische Kirche und die Union, Berlin 1859. Thomas: Union, lutherische Kirche und Friedrich Julius Stahl, Berlin 1860. Die gläubige Union, Magdeburg 1863. Palmié: Der Confessionsstreit in der evangelischen Kirche, Stettin 1850. Dr. Nitzsch: Würdigung der von Dr. Kahnis gegen die evangelische Union und deren theologische Vertreter gerichteten Angriffe, Berlin 1854. Sander: Die Abendmahlsgemeinschaft der Lutherischen und Reformirten, Elberfeld 1859. Zur 50jährigen Jubelfeier der Union in Preußen, Neuwied und Leipzig 1867. Krüger: Die Aufgabe der Union in der Gegenwart, Bremen 1867. H. v. H.: Großpreußen und die Union der evangelischen Kirche, Elberfeld 1867. Brandes: Die Wiedervereinigung der beiden evangelischen Kirchen, Göttingen 1868.

biläum der Augsburgischen Confession (1830) Anlaß, den ganzen Stand der Dinge amtlich zu revidiren. Hier wäre die beste Gelegenheit gewesen, diese Confession als das Bekenntniß der Union,

---

Nebe: Union oder Conföderation, Barmen 1867. Hansen: Die Union im Zusammenhang der Zeitgeschichte, Schleswig 1867. Heinike: Die rechte Union, Leipzig 1843. Zur Signatur der modernsten theologischen Unionsbestrebungen, Frankfurt a. M. 1854. Die Union und ihr neuester Vertreter (gegen Dr. Julius Müller) Erlangen 1855. Zur Verständigung über Union, Halle 1857. Stahl: Entgegnung auf die Einwürfe (gegen sein Buch über Union) Berlin 1860. Becker: Ist eine wahrhafte schriftgemäße Union zwischen der lutherischen und reformirten Kirche denkbar? Berlin 1860. Union und lutherische Kirche in den alten östlichen Provinzen des preußischen Staates, Berlin 1867. Den Haupttendenzen nach gehören hierher auch: Ueber die gegenwärtige Krisis des kirchlichen Lebens, Denkschrift der theologischen Facultät zu Göttingen 1854. Petri: Beleuchtung der Göttinger Denkschrift, Hannover 1854. Kliefoth: Die Göttinger theologische Facultät und die lutherische Partei, Schwerin 1855, nicht minder die Verhandlungen in und über die badischen Vorgänge. Z. B. Aktenstücke aus der Zeit und dem Gesichtskreise der badischen General-Synode von 1867 in Sachen der Bekenntnißfrage, Wiesbaden 1867 und mehrere Schriften über dieselbe Frage von Mann, Hundeshagen u. A. Ferner: Fabri: Die politische Lage und die Zukunft der evangelischen Kirche in Deutschland, Gotha 1867 und: Desselben: Die Unions- und Verfassungsfrage, Gotha 1867. Dann noch besonders die Schriften von Reformirten, wie Gillet: Die Reformirten in Schlesien und die Union, Breslau 1855. Hassenkamp: Das Wesen der reformirten Kirche und die Union, Elberfeld 1867. Furcht und Hoffnung der reformirten Kirche Deutschlands, Elberfeld 1867. Wilsing: Die reformirte Kirche in Deutschland, Altena 1833. Die neuerlichst aus dem bekannten Anlaß erschienenen Schriften: Grote: Was ist die Union? Hary bei Bockenem 1867. Lührs: Die Union in Altpreußen, Braunschweig 1868. Lohmann: Lutherische und unirte Kirche 1867 — sind in der Hauptsache eine Wiederholung des Oftgesagten. Natürlich sind diesen Schriften zur Seite noch die Verhandlungen in der Evangelischen und der Neuen Evangelischen Kirchenzeitung, in dem Hallischen Volksblatt für Stadt und Land, der lutherischen Monatschrift für Pommern, der Erlanger Zeitschrift für Protestantismus und Kirche, der Rudelbach-Guerickischen lutherischen Zeitschrift u. A. gegangen. Daß in solcher Fülle von Litteratur, die weit entfernt ist, hier vollständig zu sein, Gutes und Uebles, ernste wohl zu erwägende Gedanken auf beiden Seiten, aber auch leichtfertige, parteimäßige, selbst leidenschaftliche und gehässige Urtheile vorkommen, versteht sich von selbst. — Wir haben nur die uns vorliegenden Schriften genannt, um zu zeigen, daß der Gang der Verhandlungen dem Verfasser wohl bekannt ist und er im Texte nicht die Aufgabe hat, alle Einwürfe zu beachten.

weil es den Consensus enthält, zu erklären. Es geschah leider nicht, sondern diese Revision zeigte zwar in welch verschwindender Seltenheit die Nichtannahme der Union im Ganzen dastand, wie wenig aber auch klares Bewußtsein über die Sache in den Gemeinden lebte. Damals wurde das Brechen des Brodes im Abendmahl, gemäß der Einsetzung und dem Gebrauche der apostolischen Kirche, wie es bei den Reformirten üblich war, auch für die Lutheraner zum symbolischen Zeichen der Annahme der Union erklärt. Freilich auch dieses Zeichen wurde insofern nicht allgemein, als statt des Brodes bald wieder die Oblate der Bequemlichkeit wegen aufkam, das Brechen aber oft nur bei Einer Abendmahlsfeier ohne Wiederholung desselben stattfand. Gleichwohl bestanden nunmehr Verzeichnisse der Gemeinden, die es eingeführt hatten, und man beruhigte sich dabei.

Allein der Unterschied zwischen Union und Union mußte in der Kirche immer mehr hervortreten. Es waren auf Grund der Union neue Gemeinden entstanden, deren Angehörige zuvor zu Kirchen beider Confessionen oft weithin eingepfarrt gewesen und die sich nur auf den Consensus hatten bilden können. Dieser Consensus wurde aber nicht formulirt, sondern konnte je nach der Ansicht des Betreffenden ein engeres oder ein weites Gebiet haben. Außerdem bestanden Gemeinden, der großen Mehrzahl nach lutherische, an welche sich nun auch Reformirte fest anschlossen, ja es gab reformirte Gemeinden, wie die des Doms in Berlin u. a. in welchen kraft der Union die Lutheraner die Mehrzahl wurden, das Doppelte, das Dreifache und mehr der Reformirten, ohne daß irgend ein Ausspruch über das Bekenntniß geschah, es gab andere, in welchen nicht Eine Seele der andern Confession sich befand, und dies waren die meisten, und deren Union daher nur den Werth einer Gesinnung gegenüber den Kirchengenossen in anderen Gemeinden, oft weit entlegenen, hatte. Die Frage mußte sich erheben, wie diese Gemeinden künftig zu ihren bisherigen Bekenntnissen ständen? Hatten sie aufgehört, Lutheraner oder Reformirte zu sein? und wenn nicht, durften sie es nicht auch in strengster Weise sein, wenn sie wollten? durfte man ihnen liturgisch oder gar im Lehramte etwas von der andern Confession zumuthen? Die Antwort auf diese Fragen wurde gegeben: die Union sollte kein Confessionswechsel sein, das Lehramt aber ein gemeinsames. Das Meiste bei der Be-

handlung dieser Fragen blieb den Kirchenbehörden überlassen. Die geriethen aber selbst im Einzelnen oft ins Schwanken, und es wurde bald die Fortgeltung der Symbole, bald der Consensus betont. Die Frage, was nun eigentlich die Union sein wolle? bewegte viele Geister. Der Ausbruch aber der schärfer gefaßten Gegenwirkung geschah in Schlesien durch den Archidiakonus und Professor Scheibel in Breslau. Dort hatte die Union ihre meisten Freunde auf Seiten des Rationalismus und des Beamtenthums gefunden, und für sie kämpfte der bekannte Patriarch der schlesischen Rationalisten, Dr. David Schultz. Es war ein Unglück für die Union, daß sie in diese Hände fiel; ihre lautesten Freunde haben ihr von Anfang an am meisten geschadet. Aber ist es deswegen wahr, daß ihr keine Lebenskraft innewohnte? Freilich kann sie eine solche in dem Sinne, wie die Reformation, nicht haben. Die Reformation besaß ihre Lebenskraft nur an dem, was sie wiederherstellte, dem Worte Gottes und den Sacramenten, nicht in ihrer Negation des Römischen, sondern in ihrer Position des Christlichen als des dem germanischen Gemüthe Entsprechenden. Die Union hatte nicht erst Wort und Sacrament wieder zu verschaffen, denn sie waren da. Aber sie hatte, soweit immer möglich, die Gemeinschaft in Wort und Sacrament über das ganze deutsche Volk auszubreiten. Ihre einzige Schranke dabei war die römisch-katholische Kirche. Nicht blos das Germanische als vereinzeltes, als die Atome des Volkslebens, sondern als Ganzes, als gegliedertes, mannigfaltiges und doch einiges Volksleben war ihr Ziel, sie hatte daher in der That eine Seite der Reformation durchzuführen, die unter der Ungunst der Zeiten unvollendet geblieben war. Nur ein sehr beengter geistiger Gesichtskreis konnte diese Bestimmung der Union und ebenso die Aufgabe des größten deutsch-protestantischen Volksganzen, wie es im preußischen Staate sich darstellte, verkennen lassen.*) Man kann einwenden, daß diese Umfassung des protestantischen Deutschlands die Aufgabe der lutherischen Kirche gewesen wäre. Das ist völlig zuzugeben, aber dabei nicht zu vergessen, daß der fränkische Grenz-

*) Die Entstehung der evangelischen Union in Preußen, in Gelzer: Monatsblätter für innere Zeitgeschichte. Gotha 1868, Heft 1, (Jan.) S. 15 ff: Heft 2 (Febr.) S. 101 ff. Ganz vorzüglich aber ist über die ganze Frage nachzulesen Twesten in Herzogs Real-Encyclopädie für protestantische Theologie und Kirche Bd. 16 und das Wort: Union.

stamm, mit dem fränkisch-romanischen Wesen verwandt, denn doch sein Recht forderte, nämlich das Lutherische nicht in der östlichen germano-slawischen Weise und Nüance, sondern in der melanchthonisch-calvinischen in sich zu tragen. Die Anerkennung dieser Form als einer nahe und zwar hinreichend nahe verwandten, um mit ihr die Gemeinschaft derselben Kirche zu pflegen, dies war die Forderung, welche man an die Lutheraner zu stellen hatte. Und gerade das Bewußtsein der größeren geistigen und gemüthlichen Tiefe der lutherischen Lehre hätte das Suchen, nicht das Zurückstoßen dieser Gemeinschaft fördern müssen. Die lutherische Anschauung konnte bei der Union mit dieser Seite des Protestantismus nichts verlieren, sondern nur die Angehörigen derselben sich näher bringen, wie dies auch ohne allen Zweifel die Frucht der Union bisher gewesen ist. Wo fällt es noch einem Reformirten ein, etwa die zwinglische Lehre als die seinige zu bekennen? und selbst von Calvins Lehre von der Gnadenwahl sind die wirklichen Anhänger unter den Reformirten nur noch dünn gesäet. Woher dies, als aus der geistigen Berührung mit der lutherischen Confession? Ja selbst in der Lehre vom Abendmahl hat durch sie die lutherische Seite weit mehr Propaganda gemacht, als die reformirte. Nur von Einer Gegend her erschallt die Klage über Verluste der reformirten Kirche durch die Union, und zwar die wohlbegründete. Aber es ist dies der Klageruf einer ausländischen, undeutsch gewordenen reformirten Kirche, der holländischen, die sich sectenartig wieder an einigen Orten eingenistet hat. Wir sagen, die Klage sei wohl begründet, nicht als ob die Union unterdrückend gegen die Reformirten gehandelt hätte, sondern weil es in Deutschland der sachgemäße Gang war und auch ferner sein wird, daß das Lutherthum assimilirend wirkt und zwar desto mehr, je stärker deutsches Nationalbewußtsein die Reformirten hindert, sich an den romanischen Protestantismus anzulehnen.

Wir sind daher von dem guten geschichtlichen Recht, ja von der historischen und durch Gottes Reich herbeigeführten Nothwendigkeit der evangelischen Union so sehr überzeugt, daß wir an der Theilnahme auch der von ihr noch unberührten deutschen Länder und Kirchengemeinschaften an ihr in der Zukunft nicht zweifeln können. Es haben die süddeutschen Länder, nämlich Baden, Würtemberg, Hessen-Darmstadt, Nassau, Theile von Kurhessen, schon

1817—1822 sich für die Union erklärt und sie eingeführt, es haben auch Weimar, Hildburghausen, Waldeck-Pyrmont, die anhaltischen Länder, Rheinbaiern, Lichtenberg, Birkenfeld denselben Schritt gethan, und es sind Strömungen zu ihr auch schon durch Hannover, Sachsen und Baiern gegangen. In letzterem Lande hat mehr die Einwirkung der herrschenden katholischen Kirche, in den beiden andern der Umstand, daß die Herrscherfamilien theils katholisch, theils anglicanisch waren, jede Förderung von oben in dieser Richtung verhindert, während die Bevölkerungen mit Freuden die Union würden aufgenommen haben. Nach dem natürlichen Gang der Dinge wäre längst das ganze evangelische Deutschland unirt, und dieser Gang wird sich auch sicher seine Bahn brechen. Die Maßregelungen in Preußen, besonders in Schlesien haben viel mehr dazu beigetragen, ihn zu hemmen, als ihn zu fördern. Man vergesse aber auch nicht, welche Entschuldigung das Verfahren der Beamten durch die schwärmerischen, phantastischen, ja aus Wahnwitzige streifenden Aeußerungen und Theorieen eines Scheibel erhielten. Man hatte es hier nicht mit einem Lutheraner, sondern mit einem Fanatiker zu thun, dem kein Einfall zu abenteuerlich war, um ihn gegen die Reformirten zu gebrauchen.*) Die Opposition, von welcher er die Seele war, trug durchaus einen sectirerischen, separatistischen Charakter, und sie konnte erst mit den erforderlichen Zugeständnissen unschädlich gemacht werden, als die ersten Führer sich von ihr getrennt hatten.**)

Aber auf die Fassung der Union von Seiten der kirchenleitenden Behörden hatte diese Bewegung einen bedeutenden Einfluß. Schon im Jahre 1825 und 1830 war es wiederholt ausgesprochen worden, daß die Union das Aufgeben der bisherigen Glaubensbekenntnisse nicht bedinge***), durch die Ordre vom 28. Februar

*) Der Verfasser hat Scheibel gleichfalls gekannt und spricht gern aus, daß im Umgange und herzlichen Gespräche, besonders als er zu Nürnberg lebte, der Mann sich ganz anders ausnahm, als in seinen Schriften, aus welchen ja Wangemann selbst (a. a. O. S. 143 ff.) den Beweis einer halb geistesgestörten Denkweise beibringt.

**) Die Geschichte dieser Separation verfolgt Wangemann Bd. 2 und Nachtrag Bd. 2, auch noch in Bd. 3.

***) Vogt: Kirchen- und Eherecht der Katholiken und Evangelischen in den königl. preußischen Staaten. Berlin 1856, Bd. 1, S. 278 f., Bd. 2, S. 297 ff.

1834 aber blieb kein Zweifel mehr übrig, daß die Union, wie sie kirchenregimentlich festgehalten werde, eine positive, die Glaubensbekenntnisse der vereinigten Confessionen nicht abrogirende sei. Denn hier wird deutlich genug gesagt, daß sie blos den „Geist der Mäßigung und Milde" bezeichne, „welcher die Verschiedenheit einzelner Lehrpunkte der andern Confession nicht mehr als den Grund gelten lasse, ihr die äußere kirchliche Gemeinschaft zu versagen." Man war damit von dem ursprünglichen Gedanken weit abgekommen, aber nicht in dem Sinne, daß nunmehr alle Union in der durch diese Ordre bestimmten Weise zu fassen war, sonst hätten sich ja bis in die Hauptstadt des Landes eine Menge neugebildeter Gemeinden wieder auflösen müssen. Nur das Minimum der Union sollte in dieser Fassung definirt werden, denn die Kirchenordnung für Rheinland und Westphalen von 1835 setzte offenbar ein Mehreres von Union als dieses Minimum voraus. Erst allmählig konnte sich die concrete Gestalt der Union in der preußischen Landeskirche entwickeln und es ist nicht ein Hin- und Herfahren zu nennen, wenn die Kirchenbehörden in ihrer Definition derselben in weiter auseinander liegenden Zeiten sich nicht gleich bleiben. Die Union ist aber bei allen und jeden Anschauungen von ihr die Schaffung Einer Kirche, die, weil sie den Protestantismus des preußischen Landes umfassen soll, den König an der Spitze hat, ganz nach evangelischem Kirchenrecht den Namen Landeskirche führt und so lange führen muß, bis es eine deutsche evangelische Nationalkirche geben wird. Aber in dieser Kirche sind verschiedene Stellungen zu der Union möglich. Es kann Gemeinden geben und giebt solche auf lutherischer und reformirter Seite, wiewohl in verschwindender Minderzahl, welche der Union nie beigetreten sind. Es ist dies zwar ein Uebelstand, der auf seine Ueberwindung noch wartet, aber er drückt um so weniger, als auch in diesen Gemeinden, z. B. in den französisch-reformirten, der Unionssinn nicht minder vorhanden ist, als in den der Union beigetretenen. Die Signatur der preußischen Kirche bleibt trotz dieser wenigen Gemeinden doch die Union und muß sie bleiben, bis sie als Landeskirche aufhört mehr als ein Theil der deutsch-evangelischen National-Kirche zu sein. In ihr ist die Union in den verschiedensten Maßen vorhanden. Zwar sind diejenigen neuen Landestheile Preußens, in welchen wie in Nassau

und Hanau-Fulda die Union als eine absorptive von den Meisten verstanden wird und auch verstanden werden kann, noch nicht in die preußische Landeskirche formell eingetreten, aber sie werden sicher in der provisorischen Sonderung von ihr nicht bleiben können. Alsdann ist auch diese Form der Union, selbst wenn sie ganz auf die reformatorischen Bekenntnisse verzichtet und sich mit der Reformation nur durch die alleinige Geltung der Bibel als Quelle des Glaubens und der Lehre und durch die Ueberzeugung von der Rechtfertigung des Sünders vor Gott allein durch den Glauben in Zusammenhang erhielt, doch eine der Arten und Stufen der preußischen Union. Eine andere Form und Stufe ist die der Consensus-Union, wie sie in den westlichen alten Provinzen Preußens, bald mit Darstellung des zwischen den beiderseitigen Bekenntnissen Gemeinsamen (des Consensus) etwa in einem Unions-Katechismus, bald ohne solche vorliegt. Diese Form der Union kann, da sie einer Menge von Gemeindebildungen zu Grunde liegt, nie wieder aufgehoben werden. Bei ihr wird auch die Gemeinsamkeit des Lehramtes unbedingt stattfinden müssen. Aber auch innerhalb dieser Consensus-Union wird es verschiedene Abschattungen geben, je nachdem das Verschiedene in den reformatorischen Bekenntnissen geradezu aufgegeben oder nur der Privatansicht anheimgestellt ist und daher immerhin Rücksicht verlangt. So schreitet die Union von Südwesten und Westen nach Nordosten vor, wo sie in den östlichen Provinzen und ihren meist lutherischen Gemeinden (wir erinnern wieder an die germanisirten Slawen, welche östlich der Elbe den Grund der Bevölkerungen bilden) als bloßes minderes Gewichtlegen auf die Unterschiedslehren ohne Beachtung des etwa durchgängigen Unterschiedes zwischen lutherischer und reformirter Anschauung auftritt, also als die schwächste Form der Union, als überwiegender Confessionalismus. Hier ergiebt es sich dann von selbst, daß einzelne strenge Confessionelle, besonders Geistliche, kaum noch innerhalb der Union bleiben können, weil sie in der That großes Gewicht auf die Unterschiede legen und daher in theologisch nicht zu rechtfertigender Weise die Lehre vom Abendmahl als die Spitze von Allem betrachten und zur Hauptsache machen, ja sogar das Sacrament in falschem Uebergewicht über das Wort unlutherisch und bereits romanisirend betonen, dem Sacramente bald den Werth der

Kirchenschöpfung beilegen, bald aber wieder die Kirche als die Schöpferin der Sacramente behandeln und dadurch wiederum über die Grenze des Protestantismus auf den Boden des Romanismus hinübergerathen. Daß diese Richtung, wiewohl nicht zusammenhängend und herrschend, noch weniger allen lutherischen Gegnern der Union oder auch nur ihrer Mehrzahl anhaftend, in der preußischen Kirche besteht, hätte nicht geleugnet werden sollen, als die Kirchenbehörden vor den Anfängen derselben mit Hinweisung auf den englischen Ritualismus (Puseysmus) warnte. Sie hat ja keineswegs die confessionelle Richtung überhaupt eines Romanisirens beschuldigt, sondern nur gezeigt, daß selbst zu dieser Verirrung vom Boden des Confessionalismus aus Manche gekommen seien. Die Beweise dafür sind aus den Zeitschriften der confessionellen Partei unschwer zu liefern. Das Recht der streng-lutherischen Richtung in der Union soll Niemand in Abrede stellen, aber jene soll auch nicht das Recht in Anspruch nehmen, die Union selbst zum bloßen Scheine herabzudrücken oder gar wieder als ein auferlegtes Joch abzuschütteln. Sie ist kein Joch für den freien lutherischen Christenmenschen, sondern sie ist die rechte, wahre Consequenz der deutschen, der lutherischen Reformation. Ihre Auflösung aber wäre in der That (auch dies hat der Evangelische Ober-Kirchenrath warnend gesagt)*) nicht ein Beweis von „erleuchtetem Patriotismus", denn sie würde Preußen um seine kirchliche Einheit bringen, der Zerbröckelung überliefern, seine Bestimmung für Deutschland auf dem geistigen Gebiete der Kirche in ihrer Durchführung hindern und noch dazu den Protestantismus überhaupt verfälschen und herunter sinken lassen.

Eine Verfälschung wäre es, wenn man, sei es in Preußen oder in Hannover, oder wo irgend in der Welt, den Satz behauptete, daß eine lutherische Kirche, im Unterschiede von einer evangelisch-unirten, sofern diese weit genug gefaßt wäre, um auch streng-lutherische dogmatische Ueberzeugungen frei sich bewegen zu lassen, eine Forderung des Gewissens, des Glaubens, also des Reiches Gottes sei. Vielmehr ist auch in der Reformation selbst

*) Denkschrift des evangelischen Ober-Kirchenraths betreffend die gegenwärtige Lage der evangelischen Landeskirche Preußens. 1867. S. 12 ff.

nur eine auf die Grundlage des Urchristenthums zurückgeführte evangelische Kirche verlangt, und innerhalb derselben ausdrücklich die nationale und landschaftliche Mannigfaltigkeit der Cultusformen (caerimoniae) und sachgemäß eben damit auch die Verfassungen zulässig erklärt, wie sie denn auch in der lutherischen Kirche von Baden und Würtemberg an bis nach Mecklenburg in dieser Mannigfaltigkeit bestanden hat. Die Ausgestaltung des Lutherischen in einer für dasselbe erdachten, oder vielmehr aus der römisch-katholischen, zum Theil auch aus der anglicanischen (reformirten) Kirche entlehnten Liturgie, wie davon etliche Dutzende von mehr oder minder glücklichen Versuchen vorliegen, kann daher als eine Forderung des lutherischen Glaubens nicht erkannt werden, sondern ist mehr Sache der Liebhaberei einzelner Geistlichen. Auch das kann nicht einmal als solche Forderung historisch erwiesen werden, daß einerlei Formel der Spendung des heiligen Abendmahls, daß eine sogenannte „bekennende", die aber sehr leicht als „referirende" sich bezeichnen ließe, an die Stelle der biblischen Worte (der preußischen Agende) treten müsse. Auch in solchem Müssen läge eine Verfälschung des Lutherthums, d. h. der deutschen Reformation, die in ihrem ersten Jahrhundert mehr als zehn verschiedene Spendeformeln in lutherischen Landeskirchen gehabt hat. Ebenso aber wäre es eine Verengung der Union, wenn man nur die Formel der preußischen Agende, nicht auch die meisten der älteren lutherischen ihr gemäß fände. Ein krankes Lutherthum wäre es, wenn die unevangelische und ganz romanische, d. h. undeutsche und daher auch unlutherische Vorstellung von der Kirche gelten sollte als der Gnadenspenderin, als der eigentlichen Mutter, als der nothwendigen Verkörperung des Christenthums, ohne die dieses nicht bestände, wenn im Zusammenhang damit die Stellung des Geistlichen als eines Richters über der Gemeinde, als eines Klerikers außerhalb der Gemeinde, als eines Nachfolgers der Apostel, der unmittelbar von Christo sein Amt hätte und divino jure handelte, gefordert würde. Aber nicht minder ist es eine Entstellung evangelischer Lehre, wenn man den Geistlichen nur als den Beauftragten der Gemeinde, welcher das göttliche Recht der Kirchengewalt innewohne, annehmen will. Die rechte Betrachtung ist die, daß nach lutherischem Bekenntniß der kirchliche Lehrstand ganz parallel dem obrigkeitlichen

Stande und dem Hausstande (allgemeines Priesterthum der Gläubigen) steht, daß alle zusammen als zur Gemeinde gehörig und für sie wirkend erkannt werden. Weder ist der Prediger ein Hirte ohne die Heerde, noch ist diese eine Heerde, wenn sie keinen Hirten hat. Hier sind göttliche Ordnung und menschliche Einrichtung zugleich und ineinander. Darum sind auch die Sacramente nicht absolute Gnadenmittel, die losgetrennt vom Worte, ohne das Entgegenkommen der menschlichen Seele, also magisch und ex opere operato wirken. Sie sind vielmehr die von Christo gestifteten Mittel der Uebertragung des objectiv erworbenen Heils an das einzelne Individuum. Hier ist gerade der ideale Realismus der lutherischen Reformation kraftvoll wirksam. Darum ist der Pastor kein Priester im romanischen Sinne, und wer ihn dazu macht, der verfälscht romanisirend die lutherische Lehre.

Und vollends gar von einer lutherischen Verfassung der Kirche zu reden, wenn man nicht die episcopale meint, die aber nicht durch Luthern erst gezeigt, sondern längst vorhanden war, ist ein höchst verkehrtes Wesen. Was aber soll aus einer lutherischen Kirche werden, die sich lostrennend von der durch Gottes Führung gewordenen Gemeinschaft in der Union sich nunmehr eine eigene neue Gestalt im Cultus und in der Verfassung geben wollte? Die episcopale Verfassung könnte sie nicht schaffen, weil sie eben so sicher, wie die separirten Lutheraner von 1845, nach Lehr-Nüancen sich zersplittern würde, weil sie stets die Union und die Reformirten einwirkend neben sich hätte, weil sie dafür zu enge und zu kleinlich wäre. Es ist leider wahr, daß die gegenwärtigen der Union feindlichen Lutheraner, so streng sie ihre Gemeinden zu regieren den Anspruch machen, schwerlich ein bischöfliches Regiment ertragen würden. Was wir durch die Lösung der Union als lutherische Kirche bekämen, wäre (bis zur Bestreitung der lutherischen Hauptlehre von der Rechtfertigung durch einen lutherisch gewordenen Reformirten in Annäherung an die römische Lehre hinaus) ein Zerrbild lutherischer Gemeinschaft. Wenn aber zu ihr auch diejenigen Gemeinden gehören sollten, welche der Union beigetreten, aber lutherisch geblieben sind, so würde sie neben dieser Aftergestalt des Lutherischen eine von Unionselementen vielfach durchzogene Kirchenmasse umfassen. Ueberdies ließe sich in den Städten nur mit Um-

sturz aller parochialen Ordnung in lauter Personal-Gemeinden diese Scheidung vollziehen.

Als Reformirte würden dann zurückbleiben die seit lange durch die Gemeinschaft mit den Lutheranern ihrem strengen Dogma entfremdeten Calvinisten, die auch wieder eine echt reformirte Kirche im Unterschied von der lutherischen schwerlich darstellen würden. Endlich blieben als unirte Kirche die Consensusgemeinden, und etwa mit ihnen noch, oder geschieden von ihnen, die Negativen und die Destructiven, weil sie schwerlich für sich eine Kirche bilden könnten. Welcher Anblick! Zerstückelung, Auflösung, Atomisirung wäre der Erfolg, und dadurch, weil nun in demselben Lande nicht weniger als vier bis fünf evangelische Kirchen beständen, Verwirrung der Gewissen, die beste Ernte für den Unglauben, den Indifferentismus, die Secten und den Romanismus!

Wer aus Mangel an Einsicht oder aus Mangel an Gewissenhaftigkeit es über sich gewinnen kann, mit oder ohne Bewußtsein auf dieses Ziel hinarbeiten zu helfen, indem er die Union hindert oder schmäht oder angreift, der hilft auf dem innersten Gebiete, dem der Kirche, die Ansätze deutscher Einheit, welche vorhanden sind, zerstören, und wenn er zugleich auf dem des Staates diese Einheit anstrebt, ja gar die Trennung der Confessionen als ein Mittel für dieses Streben brauchen zu können meint, so zerstört er sein eigenes Werk und handelt nicht als ein weiser Mann, sondern als ein kurzsichtiger Thor.

Es ist an diesem Orte nöthig, von einer Partei zu reden, welche sich ganz besonders unter der Fahne der Union gesammelt hat und am lautesten die Union geltend macht. In verschiedenen Graden und Nüancen ist sie in ganz Deutschland, auch da, wo Union nicht besteht, vorhanden. Gesammelt hat sie sich neuerdings mit Energie in dem sogenannten Protestantenverein. Daß wir diejenige Union, welche von dieser Seite gepredigt und als das Heil der Zukunft verkündigt wird, in unserer obigen Gradation der Unionsformen nicht mit aufgeführt haben, begreift sich leicht. Was wir unter Union verstehen, und was der König Friedrich Wilhelm III. darunter verstanden hat, was seit der Reformation angestrebt wurde, das war die Vereinigung der Lutheraner und Reformirten in Einer Kirche, so daß sie aufgaben, selbst jeder eine Kirche

sein zu wollen, aber nicht aufgaben, eine Confession zu bleiben oder, wenn sie auch dieses aufgaben, doch die Grundprincipien der Reformation festhielten. Was aber der Protestantenverein als Union betrachtet, das ist das Aufgeben aller Dogmen, aller Ergebnisse der Geschichte auf dem Gebiete des Glaubens und seiner Erkenntniß, ist das Neugestalten des Glaubens und der Glaubenslehre, und zwar nicht aus der heiligen Schrift, sondern aus dem „Gemeindeprincip", das heißt aus der Art, wie in der Gemeinde die heilige Schrift sich abspiegelt. Diese Abspiegelung ist aber bedingt durch die sonstigen Anschauungen der Gemeinde, sei es der Mehrzahl oder am Ende doch nur der sogenannten Gebildeten in der Gemeinde. Denn wollte man die Mehrzahl nehmen, so würde wohl eine rohe und höchst unklare Vorstellung des Christlichen maßgebend werden. Nimmt man aber die Gebildeten als den Spiegel, soll die moderne „Bildung", wie sie im Augenblicke steht, der Maßstab werden, an welchem die Zulässigkeit des Glaubensinhalts gemessen wird, so entsteht eine Umkehrung der Verhältnisse. Das Christenthum ist selbst das mächtigste Bildungselement der Nationen der Neuzeit, insbesondere der germanischen, geworden. Aber es hat nicht allein an ihnen gearbeitet. Die hellenisch-römische, also heidnische Cultur hat ihren sehr wesentlichen Beitrag dazu gegeben, die Philosophie, aus diesen Quellen nicht allein, sondern auch aus indischen, ebenfalls heidnischen, schöpfend, hat das Ihrige beigetragen, der Pantheismus ist in die Philosophie sowohl aus diesen, als aus jüdischen Gedankenkreisen eingedrungen, die ästhetische Cultur der Neuzeit, von großen schöpferischen Geistern getragen, hat ihr Werk gethan, die Naturwissenschaft, nur der Erfahrung folgend und selbstständig forschend, hat Resultate ergeben, welche Manches zerstörten, das früher als zum Glauben und der Religion gehörig betrachtet wurde, sie hat aber mit der Philosophie, und zwar der falschen Philosophie, dem Pantheismus, Verbindungen eingegangen, aus welchen die Vernichtung auch desjenigen resultirt, was dem Glauben wirklich und wesentlich angehört, nämlich des Gedankens eines persönlichen Gottes und eines gotterschaffenen Geistes, und auch aus dieser Vereinigung sind Elemente in die moderne Bildung eingedrungen. Wenn also sie als Spiegel des biblischen Wortes dienen soll, so muß eine Aftergestalt des Christlichen entstehen, die im

günstigsten Falle den Werth haben könnte, welchen etwa in den ersten christlichen Jahrhunderten die gnostischen Systeme hatten. Dieses Gemengsel nun von schlechter Philosophie, misbrauchter Naturwissenschaft, falschem Humanitarismus, ästhetischer, oft auch sehr zweifelhafter Cultur eine Bildung, eine christliche Bildung, oder gar eine Union zu nennen, ist eine Beleidigung gegen die Begriffe des Christenthums, der Union und der Bildung. Diese ganze Ansichtsweise hat ein Recht in der evangelischen Kirche überhaupt nicht, sie hat mit ihr nicht nur, sondern mit dem historischen Christenthum überhaupt gebrochen. Viel eher kann es sich hier um eine neue Religion, als um eine christliche Kirche handeln. — Es sind aber weit nicht alle Personen und Ansichten, welche in dem Protestantenverein sich sammeln, dieser extremen Art, wir haben vielmehr nur die scharfe Consequenz der dort publicirten Principien gezogen. Viele halten mit uns dafür, daß nur das Echte in der modernen Bildung, was aus einer Kritik derselben als dauernd hervorgeht, den Anspruch habe, als Spiegel des Christlichen in der Gemeinde dienen zu dürfen. Allein dann ist diese Kritik erst zu vollziehen, es ist der Gemeinde diese echte Bildung erst beizubringen, es ist die biblische Wahrheit unverkürzt und als religiöser Maßstab an sie zu halten. Denn wo wird der Beweis der Echtheit liegen, wenn nicht in der Verwandtschaft mit der biblischen Offenbarung selbst? Der Standpunkt dieser edleren Theilnehmer am Protestanten-Verein führt lediglich ins Nebelhafte und Schwebelnde. Man begnügt sich vielfach, auf dieser Seite das Christenthum nur in den Wirkungen zu suchen, die es wirklich auf die Völker gehabt hat, nämlich in begrifflicher, ästhetischer, historischer, künstlerischer Cultur und allgemeiner Gesittung. Das sind die peripherischen Wirkungen des Christenthums, wie sie unwillkürlich, ungesucht aus ihm erwachsen. Aber wie die Peripherie nie wäre ohne ein Centrum, so wären auch diese Wirkungen nicht möglich, wenn nicht das Christenthum, wesentlich wie es die Kirche in sich trägt und pflegt, zuvor dagewesen wäre und noch fortlebte. Dieses als das Centrum aufgegeben, würde das Andere sich verflüchtigen, und der Nihilismus wäre da.

Diese Gestalt der Union ist daher gar keine Gestalt, sondern ein Phantom, sie steht auch gar nicht im Zusammenhang mit der

deutschen (lutherischen) Reformation; daher bedarf sie auch nicht der Vereinigung mit der schweizerischen und romanischen Reformation, wenigstens dieser nicht mehr, als der Union mit den Römischen, ja nicht einmal mehr, als mit den Muhammedanern, Juden und Heiden. Es ist hier nichts Deutsches, nichts Nationales mehr zu sehen, sondern nur die Abstraction von demselben. Es ist diese Partei in der Kirche, wie die äußerste Fortschrittspartei im Staate, keine nationale, sondern eine europäische, und auch dies nicht blos, sondern eine kosmopolitische. Nimmermehr kann sie in der preußischen Landeskirche als eine zu Recht bestehende unter dem Namen einer der berechtigten Formen der Union geduldet werden, sie kann nur wie die Freigemeinden, selbst nur wie die Juden zur Kirche stehen.

Hätte nicht diese Richtung in einer achtungswerthen, weil nicht zu ihren äußersten Consequenzen fortgeschrittenen, Erscheinung in der preußischen Landeskirche sich vorzugsweise als die Unionspartei angekündigt und natürlich an die absorptive Union, aber eine möglicherweise doch auch die Bibel und die Grundprincipien der Reformation absorbirende, sich gehalten, so wäre der Kampf gegen die Union schwerlich ein so heftiger geworden. Wie die Schwarmgeister das Schreckbild der Reformation waren, so ist diese Unionsansicht das Schreckbild der preußischen Union geworden. Aber auch in dieser achtungswertheren Art der falschen Union ist nochmals ein Unterschied zwischen ihren Anhängern, nur daß, was bei ihnen die äußerste Rechte bildet, in der kirchlichen Union noch zur extremsten Linken gehören würde. Hier ist der Faden des Zusammenhanges der Einzelnen, sowohl Geistlichen als Gemeindeglieder, mit der Kirche und der Boden der möglichen Verständigung. Es kann zugegeben werden, daß Christenthum und moderne Bildung sich näher zu rücken haben, und daß die Bewegung nicht blos auf Seiten der Träger der letzteren sein muß. Es kann eine höhere Schätzung der peripherischen Wirkungen des Christenthums in den Kreisen der Pfleger, Leiter und Diener der Kirche gefordert werden, es kann auf Scheidung dessen, was wirklich zum Glauben gehört, von dem, was rein ins Gebiet des Wissens fällt, gedrungen, es kann der Anspruch an Zurückhaltung der Kirche in ihrem Urtheil über die Wissenschaft erhoben werden. Aber nun und nimmermehr darf die

Kirche ihren Glauben an den persönlichen dreieinigen Gott, an die Menschwerdung Gottes in Christo, an die Erlösung durch sein Leben, Leiden und Sterben, an die Versöhnung durch seine Auferstehung und Himmelfahrt, an die Gründung der Kirche durch den heiligen Geist aufgeben, um sich der modernen Zeitbildung zu nähern, denn thut sie das, so gibt sie nicht eine Ansicht, sondern eine Religion auf.

Wir kehren zur kirchlichen Union zurück und erklären sie nochmals für die nothwendige Frucht der deutschen Reformation, und fordern sie nicht obgleich, sondern weil diese die lutherische ist, wir wiederholen die Ueberzeugung, daß die preußische Kirche die Aufgabe hat, in ihr voranzuleuchten, und daß sie den ganzen deutschen Protestantismus in Einer Kirche noch dereinst umfassen muß. Alle die kleinlichen und beschränkten Einwände gegen sie erkennen wir nur in soweit an, als sie gegen die eben geschilderte Entartung oder gegen die Willkür, sie nur in einer ihrer möglichen Formen zu wollen, oder gegen die natürliche Unklarheit über sie auch auf Seiten ihrer Vertreter, oder gegen ihre Beengung mit Spendeformeln u. dergl., gegen ihre scheinbare Bekenntnißlosigkeit*), gegen die büreaukratischen Misgriffe bei ihrer Einführung gerichtet sind, denn Alles dies trifft weder ihr Wesen, noch ihre zeitgemäße Nothwendigkeit. Nochmals sagen wir, daß, wer ihrer Entwicklung und Erweiterung widerstrebt, die Folgen der deutschen Reformation negiren will und die Aufgabe Deutschlands auch auf dem kirchlichen Gebiete gründlich misversteht.

Aber die Union allein und für sich wird nimmermehr Deutschland seinem Ziele entgegenführen. Die Kirche ist nur erst als deutsche Kirche da, wenn das Landeskirchen-Princip, welches den Reichsparticularismus verewigt hat, dem Nationalkirchen-Princip gewichen sein wird. Wir kennen bereits den Territorialismus als die Verfassung der lutherischen und nicht minder auch der reformirten Kirche seit der Reformation. Er war im Augenblicke, da

*) Bekanntlich hat die preußische Generalsynode von 1846 diesem Vorwurf begegnen wollen, indem sie ein Bekenntniß abfaßte, welches bei subsidiarischer Fortgeltung der alten Bekenntnisse völlig genügt haben würde. — S. Nitzsch: Urkundenbuch. S. 127 ff.

die Bischöfe derselben den Rücken drehten, der einzige Ausweg. Man nannte Episcopalsystem, was ein solches nicht war, indem man beim Mangel der Sache wenigstens den Namen beibehielt.

Luther selbst berief sich für das jus reformandi der Landesfürsten auf die Nothwendigkeit, weil eben eine selbständige Kirchenverfassung nicht sofort erreichbar war. Die Obrigkeit, weil sie um der Ordnung willen da ist, muß in Ermangelung derselben auch in der Kirche Ordnung schaffen, Prediger bestellen, für Einheit der Lehre sorgen. Ueber den Grundsatz, daß in demselben Staate nur einerlei Religion sein dürfe, kommt Luther noch nicht hinaus. Dies fällt mit dem Princip des Territorialismus (cujus regio, ejus religio) im Wesentlichen zusammen. Und doch wollte der tief blickende Reformator strenge Scheidung von weltlichem und geistlichem Amt und konnte sich (Schmalkald. Art. Th. 2. Art. 4 u. Th. 3. Art. 10) nicht dazu verstehen, das bischöfliche Regiment der Kirche fallen zu lassen, vielmehr gehen seine Gedanken über Kirchenleitung immer auf dieses Ziel, wie denn auch zu Brandenburg, Naumburg, Camin und in Preußen evangelische Bisthümer wirklich entstanden. Das einstweilige Eingreifen der Landesherren war und blieb ihm ein Nothwerk, dessen Gefahren er nicht verkannte*). Melanchthon war ohnedies der Fortdauer des Episcopats zugeneigt und hätte, um ihn zu gewinnen, sich zu manchem Nachgeben ver-

---

*) Dorner, a. a. O. S. 268 ff., besonders aber Haupt: Das Episcopat der deutschen Reformation. Frankfurt a. M. 1863. 62. Heft, und von Zezschwitz: Ueber die wesentlichen Verfassungsziele der lutherischen Reformation. Leipzig 1867, besonders S. 9 ff. S. 17 f. 23 f. von Scheurl: Zur Lehre vom Kirchenregiment. Erlangen 1862. Stahl: Die Kirchenverfassung nach Lehre und Recht der Protestanten. 2. Ausg. Erlangen 1862, besonders S. 224 ff. Kraussold: Das landesherrliche Summepiscopat, nach reformatorisch-lutherischen Grundsätzen. Erlangen 1860. Dieckhoff: Luthers Lehre von der kirchlichen Gewalt. Berlin 1865. Auch Mejer: Die Grundlagen des lutherischen Kirchenregiments. Rostock 1864. Und ganz vorzüglich Hundeshagen: Beiträge zur Kirchenverfassungsgeschichte und Kirchenpolitik, insbesondere des Protestantismus. Wiesbaden 1864. Bd. 1. S. 79 ff. 113 ff. 366 ff. Wangemann, a. a. O. S. 269 ff. Besonders aber Richter: Geschichte der evangelischen Kirchenverfassung in Deutschland. Leipzig 1851; und Brandes: Die Verfassung der Kirche nach evangelischen Grundsätzen. Elberfeld 1867. Bd. 1. S. 332 ff.

ſtanden. Aber an Stelle deſſelben trat factiſch der ſogenannte Summepiscopat des Landesherrn. Es iſt hier nicht der Ort zu erzählen, wie aus dieſem die Herrſchaft des Fürſten und, in der Veränderung ſeines Verhältniſſes zum Staate, die Herrſchaft des Staates über die Kirche wurde. Dieſe Staatsherrſchaft ging ſo weit, daß in kleinen proteſtantiſchen Republiken der oberſte Verwalter der Polizei zugleich Oberhaupt der Kirchenleitung war, und daß an dieſer die Theologen faſt gar keinen Antheil mehr hatten*). Auch in Preußen war es nicht weſentlich anders, wenn neben den Angelegenheiten der inneren Verwaltung des Staats die Sachen der Kirche, der Juden und des Theaters zuſammen in die Hand eines Miniſters gelegt wurden. Die Kirchenbehörden (Conſiſtorien) waren nur noch Staatsbehörden, und die Regierungen verwalteten die Kirche. Daß dieſe ungeachtet ſolcher Knechtung doch eine innere Erneuerung erlebte, iſt der ſchlagende Beweis dafür, daß die Reformatoren richtig dachten, wenn ſie die Verfaſſung als das relativ Gleichgültige für die Kirche anſahen. Ein König wie Friedrich Wilhelm III. konnte aber dieſe Erniedrigung der Kirche nicht ertragen, ſobald die Beendigung der Noth und des Krieges ihm Raum zum Schaffen ließ. Das Erſte war, daß er die Leitung der Kirche einem beſonderen Miniſter, der nur die Unterrichts- und Medicinalſachen damit verband, übertrug und die Conſiſtorien wieder herſtellte. Zugleich mit der Union, der Agende, der Herſtellung der Kirche faßte er die Verfaſſung derſelben ins Auge und dachte an ſynodale Einrichtungen. Er ſuchte Etwas von biſchöflicher Ordnung zu geben, indem er (1829) die General-Superintendenten einſetzte und dieſelben mit dem Titel Biſchof, ja einen ſogar als Erzbiſchof ſchmückte. Eine biſchöfliche Verfaſſung war dies freilich nicht, ſondern eine conſiſtoriale, und immer blieb der Staat die herrſchende Macht. Wie konnte auch nach dem langen Niederliegen der inneren Kräfte des Kirchenlebens eine Synodal-Verfaſſung oder auch eine biſchöfliche errichtet werden? Die Zeit war dazu noch nicht reif. Synoden ſetzen Presbyterien und dieſe eigentlich lebendige Gemeinden voraus. Daran fehlte es und fehlt es freilich noch immer. Die biſchöfliche Einrichtung war auch ſchon früher unter Friedrich I.

*) Richter, a. a. O. S. 230 f.

ins Auge gefaßt*), aber ihre Einführung unmöglich gefunden worden, weil sie nach dem englischen Maßstabe gedacht war. An diese Form des bischöflichen Wesens wurde daher nicht weiter gedacht, aber in dem nachmaligen König Friedrich Wilhelm IV. bildete sich eine andere, mehr der altchristlichen ähnliche Form desselben als Ideal der Kirchenverfassung aus. Seine Regierung trachtete vor Allem nach Wiederherstellung der geistlichen Behörden, nach Wiederkehr der echten reformatorischen Gestalt der Verfassung, nämlich der Beseitigung des Territorialismus, der die Kirche zum Anhängsel des Staates macht, und nach Geltung des landesherrlichen Summepiscopates, der mit dem Rathe der im Consistorium vereinigten Theologen und Juristen handelt. Die Anordnungen von 1845 waren der Ausdruck davon, aber immer noch blieben die von dem geistlichen Leben der Kirche schwer zu trennenden äußeren Angelegenheiten, z. B. Aufsicht über Kirchenbücher, über Kirchengebäude, Geräthe, über die Verwalter des Kirchenvermögens u. s. w. bei den Regierungen, die deshalb einen geistlichen Rath erhielten**).

Allein auch diese Verfassung erschien in die Länge nicht als haltbar, weil sie nur ein halbes Wesen war. Der König ließ 1846 die große Synode in Berlin abhalten, die bereits ein Bild der selbständigen Kirche, den Landesherrn als Bischof mit seinen Consistorien an der Spitze, in Synoden und Presbyterien entwarf, also eine Ergänzung und Verschmelzung der Consistorial-Verfassung durch die synodale und mit derselben, wodurch die Gefahr des Territorialismus für immer entfernt werden sollte. Allein dieser Entwurf kam nicht zur Ausführung. Er war noch in Bewegung, als das Jahr 1848 mit seinen Folgen Alles veränderte. Der Staat war wesentlich ein anderer geworden. Die Verfassung stellte die Entscheidungen des Staates unter die Mitwirkung einer aus Protestanten und Katholiken, aus Juden und möglicherweise aus Freigemeindlern, Baptisten u. s. w. bestehenden Kammer, die Minister konnten, auch den der geistlichen Angelegenheiten nicht ausgenommen, ebensowohl Katholiken, ja Juden, als Protestanten sein, waren also entschieden nicht mehr befähigt zur Leitung der evan-

*) Ebendaselbst, S. 234 ff. (Abdruck der Schrift von Dr. Jablonski.)
**) S. Vogt: Kirchenrecht I, 5 ff.

gelischen Kirche. Die Verfassung erklärte als Grundsatz: „Die Kirche ordnet und verwaltet ihre Angelegenheiten selbständig.“ Damit war der katholischen Kirche mit ihren Bischöfen sofort das Recht der vollen Selbständigkeit zurückgegeben, und sie konnte sich frei bewegen. Die evangelische Kirche aber konnte es noch nicht, weil sie die Organe einer selbständigen Verfassung nicht besaß. In ihr konnte daher der Artikel der Verfassung nicht sofort ausgeführt werden, und es galt erst, diese Organe zu schaffen. Allein wer sollte sie schaffen? nicht der Staat, sonst hätte er sofort wieder die Selbständigkeit der Kirche durch die That verneint, während er im Begriffe war, sie möglich zu machen. Die Kammern des Landtags durften daher nicht eine Kirchenverfassung ausarbeiten und einführen. Es war nur Ein Organ in der Kirche vorhanden, welches frei zu handeln vermochte, das oberste Haupt, der Noth-Bischof, dessen hohes Amt aber, so sehr auch aus Noth entstanden, doch nun seit 300 Jahren vererbt und von den deutschen Mächten (Kaiser und Reich) im Augsburger Religionsfrieden (1555) und im westphälischen Frieden (1648) für die Dauer anerkannt, im Wiener Congresse (1815) einfach vorausgesetzt war. Der König handelte in seinem vollen Rechte, nicht als Staatsoberhaupt, sondern als Spitze der Kirche. Er beschloß sofort, diejenigen Angelegenheiten der Kirche, welche in seiner Anordnung von 1845 die Consistorien zu besorgen hatten, einem eigenen aus Theologen und Juristen gebildeten Collegium, dem evangelischen Oberkirchenrathe, in höchster Instanz zu übertragen, die äußeren Dinge, welche seit 1845 den Regierungen noch geblieben waren, in höchster Instanz auch noch ferner dem Minister der geistlichen Angelegenheiten zu belassen. Dies war allerdings nur eine halbe Selbständigkeit der Kirche, und insofern eine noch nicht befriedigende Einrichtung, als der Staatsminister zugleich höchster Kirchenbeamter sein sollte. Wie schwierig wurde seine Stellung, wenn er in Geldsachen der Kammer mit verantwortlich sein und doch auch ohne Verantwortlichkeit in der Verwaltung der Einkünfte der Kirche dastehen sollte. Denn der Kirche waren durch die Verfassung „ihre bisherigen Fonds oder Einkünfte“ für immer überwiesen. Aber konnte denn die Kirche, für deren Bedürfnisse diese Fonds längst viel zu knapp bemessen waren, und die nun neue

Organe, den evangelischen Ober-Kirchenrath und die zu schaffenden Presbyterien, Kreissynoden, Provinzialsynoden und allgemeine Landes-Synode aus sich herausgestalten sollte, mit diesen Mitteln als gerecht und vernünftig abgefunden betrachtet werden? Das Nächste mußte allerdings sein, daß die Selbständigkeit der Kirche neben dem Staate erst irgendwo eine Darstellung fand, und dies war die erste Aufgabe des evangelischen Ober-Kirchenrathes, die so lange ihm obliegen mußte, als nicht eine wirkliche, ausgestaltete Kirchenverfassung bestand. Letztere in einheitlicher Weise ins Leben zu rufen, mußte seine zweite Aufgabe sein, und neben diesen beiden kam ihm die Stellung der Aufsicht über die innere Kirchenverwaltung durch die Consistorien und die Superintendenten, die Behandlung der Lehre, des Cultus, der Disciplin über die Beamten und Geistlichen der Kirche und derjenige Einfluß auf den Staat zu, welchen die Kirche in einem christlichen Lande immer üben muß und wird. Es war dieser evangelische Ober-Kirchenrath, im Unterschiede von den ihm parallel stehenden Ministerien, in welchen die Person des Ministers entscheidet, während die Räthe jedes Ranges nur seine Werkzeuge sind, ein Collegium, dessen Präsident keineswegs diese Ministerstellung, sondern nur die der Geschäftsleitung und etwa der Repräsentation hatte. Auch für dieses wichtige kirchliche Organ wurden nicht einmal die finanziellen Mittel in gehöriger Weise bereit gestellt, sondern seine meisten Mitglieder waren in anderen Kirchenämtern als Geistliche, oder an der Universität als Professoren der Theologie und der Rechte beschäftigt und dienten der obersten Kirchenleitung ohne eigentliches Gehalt. Nur einige wenige weltliche Mitglieder waren — aber auch diese nicht der Stellung der Behörde gemäß — besoldet. Es waren blos die bisherigen Mittel der centralen Kirchenverwaltung, wie sie im Ministerium der geistlichen Angelegenheiten stattgefunden hatte, für die neue Schöpfung des obersten Landesbischofs verwendbar.

Als im Jahre 1850 dieses Collegium seine selbständige Thätigkeit begann, war die richtige Grenzlinie zwischen ihm und dem Minister noch nicht gezogen und seine Stellung daher eine schwierige. Seine repräsentative Stellung war durch die Neuheit einer rein kirchlichen Behörde neben den hohen Staatsbehörden, durch die geringe finanzielle Dotation und durch die vielseitige Beschäftigung

seiner Mitglieder erschwert. Derselbe Umstand machte es auch schwierig, alle die verschiedenen Seiten der Kirchenleitung mit schöpferischem Wirken anzufassen. Dennoch geschah es mit großer Energie und schönem Erfolg in der Aufnahme der Fürsorge für die zerstreuten evangelischen Kirchenglieder in den Provinzen Preußen, Posen, Schlesien, Rheinland und Westphalen, der sogenannten evangelischen Diaspora unter den Katholiken. Was für ihre Sammlung und die Gründung von Gemeinden, Kirchen, Pfarrsystemen in diesen Landen und auch in den anderen Provinzen, ja außerhalb Deutschlands in Holland, Portugal und Italien, in Serbien, der Wallachei, Moldau, der Türkei, und in Kleinasien, Syrien, Palästina, Aegypten, in Brasilien, den La Plata-Ländern und Chile Hand in Hand mit dem Gustav-Adolphs-Verein geschehen ist, das allein schon genügt, um die genannte Behörde als eine gesunde Schöpfung erkennen zu lassen. Es ist hier nicht der Ort, von Allem zu reden, was von ihr Heilsames für die Hebung des kirchlichen Lebens in Preußen nach allen Seiten ausgegangen ist. Wie schwer war es gerade in der Zeit ihres ersten Auftretens wieder, die Einheit der Landeskirche durch die Union gegenüber der hochgehenden confessionellen Strömung zu erhalten. War doch diese durch die 1848 laut gewordenen Bestrebungen für einen Aufbau der Kirche aus Urwahlen und für Beseitigung des Haltes der Bekenntnisse berechtigt geworden, indem nur sie und das feste Stehen auf den alten Grundlagen eine Sicherheit für die Bewahrung des Glaubens der Väter gewähren zu können schienen. Traten doch damals die politisch Conservativen im Bunde mit den kirchlich Confessionellen den lautesten Vertretern der Union, welche zugleich im Staate eine unklare Freiheit anstrebten, im Kampfe gegenüber. Der evangelische Ober-Kirchenrath selbst, aus Lutheranern außerhalb (Dr. Stahl) und innerhalb der Union, aus Reformirten in der Union und aus Unirten im strengeren Sinne zusammengesetzt, hatte zu wachen und zu wehren, daß das Werk der Geschichte, die Folge der Reformation, die Stiftung Friedrich Wilhelm III. nicht unterging, sondern von seinen Schattenseiten befreit wurde. Bis zum Throne hinauf schien einen Augenblick die confessionelle Strömung zu steigen, und unverkennbar hatte sie in den Consistorien, den wichtigsten Organen der Centralbehörde, wenigstens in den meisten östlichen

Provinzen, die Oberhand. Gegen die Uebertreibung nach rechts und nach links hatte die oberste Kirchenbehörde Front zu machen und das Schiff der Kirche zwischen den Klippen zu steuern. Sie hat weder die Confession in ihrer die Union sprengenden Härte, noch eine falsche Unionstheorie in ihrer verwaschenden Unbestimmtheit zu kirchlicher Festsetzung gelangen lassen, und ist von beiden Seiten, wie sich von selbst versteht, geschmäht worden. Ihre Hauptaufgabe, die Entwicklung einer synodalen Kirchenverfassung, begann sie im Aufbau von unten. Im Jahre 1850 war der Entwurf einer Gemeinde-Kirchenordnung noch aus dem Ministerium der geistlichen Angelegenheiten hervorgetreten. Sie sollte, aber auf dem Wege der Freiwilligkeit, in den östlichen Provinzen eingeführt werden. Denn die westlichen besaßen zum Theil von der Reformation her ihre theils reformirten, theils lutherischen Presbyterien und Kreissynoden. Dieselben wurden für Westphalen und Rheinland allgemein eingeführt und 1835 durch die rheinisch-westphälische Kirchenordnung in zwei Provinzial-Synoden zusammengefaßt. Unter dieser Verfassung blühten die Provinzen in kirchlichem Leben frisch und fröhlich auf.

Aber welch ein Werk war das in den Landen, die seit der Reformation nichts Anderes gewußt, als daß alle Anregungen und Anordnungen in der Kirche als Befehle der Obrigkeit ergingen. Trägheit der Masse, Unglauben an die Fähigkeit der Gemeinden, recht zu wählen und an die Brauchbarkeit der zu Wählenden, Furcht der letzteren vor den Aufgaben des Amtes, Widerwille und Argwohn der Patrone und Pfarrer gegen das Mitreden der Gemeindeglieder und gegen die mögliche Schmälerung ihrer Rechte, Abneigung der Consistorien gegen die Sache, das waren von der kirchlich besseren Seite her die Hindernisse, welche zu überwinden waren. Von der anderen Seite aber wurde der Ruf laut, daß solch ein Aufbau nimmermehr zu einer wahren Vertretung der Gemeinden führen könne, weil den Unkirchlichen (sie nannten sich die Freisinnigen) der Weg in die Leitung der Gemeinden verschlossen werde, daß nur eine Urwahl zu einer constituirenden Versammlung, die dann die Verfassung entwerfe und beschließe, der rechte Weg zum Ziele sei. Diese Hindernisse fanden auch wieder ihren Weg bis zum Throne und schwächten die Freudigkeit des Königs zu dem beabsichtigten Werke. Es blieb zwar nicht liegen, aber es war ge-

lähmt. Nur in Preußen wurden allmählig zwei Drittheile aller Gemeinden mit der neuen Einrichtung versehen, in Schlesien und Sachsen nicht die Hälfte, in Brandenburg, Pommern und Posen blieb sie ganz aus. Die Lähmung war um so natürlicher, weil der Minister auf der Seite der Gegner stand, und von ihm zugleich die lutherischen Gegner der Union sich gestützt glaubten. Erst gegen Ende des Jahres 1856 gelang es durch die Berufung einer kirchlichen Conferenz von geistlichen und weltlichen Notabilitäten aus allen Provinzen, die im Schlosse Monbijou tagte, zu dem Beschlusse der obligatorischen Einführung der Gemeindekirchenordnung in erneuter Gestalt in allen Provinzen zu gelangen. Aber auch jetzt noch wurde die Arbeit zur Ausführung mannigfach, besonders auch durch die Krankheit des Königs, erschwert. Das Jahr 1860 erst begann mit den Erlassen, welche nunmehr die Frucht zehnjähriger Anstrengung waren. Welche Mühe die Ausführung selbst kostete, davon zeugen die Erlasse des evangelischen Oberkirchenraths aus diesem Jahre*). Die zwei folgenden Jahre brachten schon die weitere Entwicklung in Anordnung der Kreis-Synoden in den Provinzen Preußen, Posen und Pommern, denen 1864 Brandenburg, Schlesien und Sachsen folgten. Seitdem haben diese Synoden sich segensreich entwickelt, und im Jahre 1867 ist ihnen der Entwurf einer Provinzial-Synodal-Ordnung für die östlichen Provinzen zur Berathung vorgelegt worden. Mit der Ersteigung dieser Stufe wird in der Verfassung der Kirche, in der Verbindung der Consistorialverfassung mit der Synodalverfassung ein wichtiger Ruhepunkt erreicht sein. Daß aber auch bei diesem die Entwicklung nicht stille stehen darf, sondern zu einer allgemeinen Landessynode fortschreiten muß, hat sich eben auf den bisherigen Stufen aufs Klarste gezeigt.

Die finanziellen Mittel, deren die Kreissynoden bedürfen, sind, obwohl diese durch eine einmalige Hülfe des Königs, durch die Opferwilligkeit der Geistlichen und der weltlichen Abgeordneten aus

*) S. Actenstücke aus der Verwaltung des evangelischen Ober-Kirchenrathes. Bd. 5. Berlin 1860. S. 1 ff. 77 ff. 117 ff. Die Gutachten für die kirchliche Conferenz und die Verhandlungen derselben finden sich in Bd. 3 und 4 abgedruckt.

den Gemeinden dennoch gehalten werden konnten, noch nicht vorhanden; auch für die Kosten der Provinzial-Synoden ist noch kein Rath geschafft. Die herrschende Ansicht in der Kirche geht dahin, daß der Staat hiefür durch Recht und Billigkeit verpflichtet sei. In seinen Händen befinden sich die ehemaligen Kirchengüter, darum hat er auch für die Kirche die finanziellen Mittel zu schaffen; er hat in der Verfassung die Kirche für selbständig erklärt und kann sie nicht mehr regieren, weil er allen Glaubensparteien angehört; sein Bestes wird aber von der Kirche gepflegt. Der katholischen Kirche gegenüber hat er seine Verpflichtung anerkannt und gelöst. Der evangelischen Kirche hat er eine Auseinandersetzung auf dem pecuniären Gebiete noch zu gewähren. Aber wer soll mit dem Staate verhandeln? Wer ist legitimirt, als Stimme der Kirche zu sprechen? Offenbar keine blos provinziale Vertretung, sondern nur die des Ganzen. Und die Auseinandersetzung wird nicht blos die dauernden Kosten der Organisation betreffen. Der evangelische Ober-Kirchenrath hat längst die dringend erforderte materielle Basis für die weitere selbstständige Entwicklung der Kirche klar gelegt*). Und wer soll in kirchlicher Gesetzgebung, sei es, daß die Beistimmung der Gemeinden für allgemein kirchliche Zwecke erfordert wird, sei es, daß über wichtige Fragen eine Ausgleichung zwischen der bisherigen staatlichen Gesetzgebung für die Kirche und der neuen Verfassung derselben stattfinden soll, die bisherige des Staates ersetzen? Es kann immer nur die allgemeine Landessynode sein. Und wer soll von dem Staate, dessen Minister und Verwaltungsorgane noch immer die äußeren Angelegenheiten der Kirche verwalten, auch diese Verwaltung für die Kirche zurückverlangen, um den Artikel der Staatsverfassung zu verwirklichen, der sie auf Selbständigkeit weist? Man sage nicht, dieser Artikel sei ein todtes Princip, das erst durch Gesetze zum Leben erweckt werden könne, wie deren die Verfassung noch andere enthalte. Denn der Artikel lebt in dem Dasein des evangelischen Ober-Kirchenrathes, er lebt in der Gemeinde- und Kreis-Verfassung und wird in der Provinzial-Verfassung noch weiter sein

*) Actenstücke. Bd. 1. Heft 4. Denkschrift des evangelischen Ober-Kirchenraths, betreffend die Vermehrung der Dotation der evangelischen Kirche in Preußen 1852.

Leben entfalten. Niemand ist berechtigt, einem lebendigen Principe zuzurufen: Bis hierher und nicht weiter! Die Vergewaltigung, die in solchem Hemmen liegt, rächt sich unausbleiblich, indem sich in weniger erwünschter Weise selbst macht, was man in besonnener Art aus irgend welchem, außer dem Wesen und Bedürfnisse der Kirche liegenden Grunde nicht hat werden lassen. Entweder man durfte an die Verbindung der Consistorial- mit der Synodal-Verfassung überhaupt nicht die Hand anlegen, oder man muß sie bis zu ihrer Ausgestaltung in der letzten Spitze gewähren lassen. Möge sich kein Kirchen- oder Staatsmann von dem Wahne bethören lassen, daß er mächtig genug sei, einem Principe, das im Wesen der Kirche selbst liegt, in die Länge sein Auswachsen zu hindern. Aber dafür ist Sorge zu tragen, daß in richtiger und gesunder Weise dieses Wachsen geschehe, und nicht mit Ueberspringung geschichtlich gegründeter Ordnungen. Vor Allem gilt es hier das Recht des Landesherrn in der Kirche. So sehr dieses auf einer Noth in der Reformationszeit beruhen mag, es hat jetzt die Bewährung von Jahrhunderten erlangt, und die preußische Landeskirche, die erste größere, hat den Beruf zu zeigen, daß dieses alte fest begründete Recht und seine Ausübung keineswegs die Freiheit der Kirche hindert. Aber wenn es sie nicht hindern und dadurch der Gegenstand der Angriffe werden soll, so muß es nimmer geübt werden, um den gesunden Wachstrieb der Kirche zu hemmen. In dem Landesherrn muß die Verbindung der Kirche mit dem Staate vollzogen bleiben, aber die Lebenssphäre beider muß eine freie und selbständige sein. Wie der preußische Staat berufen ist, die deutsche Einheit zu schaffen und die rechte deutsche Verfassung auch für den eigenen Staat zu gestalten, so hat Preußen nicht minder die freie, selbständige und doch dem verwandten Staate nicht fremde und feindliche Kirche in ihrer eigenen Verfassung zur Wirklichkeit werden zu lassen. Die Arbeit dafür hat der evangelische Ober-Kirchenrath seit achtzehn Jahren gethan, und dies ist seine bleibende Leistung.

Daß diese kirchliche Central-Behörde nicht mit Sturmeseile zu ihrem Ziele gelangt ist, sondern besonnen, festen Schrittes, aber sicher demselben zugeht, kann ihr kein Besonnener vorwerfen. Daß sie von verschiedenen Seiten Gegenstand der Miskennung gewesen, bald von Solchen, denen sie zu langsam zu wirken schien, die aber

keine Ahnung von den Hindernissen haben, durch welche hindurch sie ihren Weg unverrückt hat verfolgen müssen, bald von denen, welche den Ober-Kirchenrath nur als Beförderer der Union ansahen, bald auch von einer Ansicht aus, die ihn des Einlenkens in die Bahn des Confessionalismus beschuldigte, läßt sich unter den Zeitumständen begreifen. So lange Dr. Stahl (der nachher wegen der vom Könige beschlossenen Berufung der evangelischen Allianz nach Berlin um seine Entlassung bat, sie aber erst mehrere Jahre später auf wiederholtes Bitten erhielt) zu den Beschlüssen mitwirkte, lag darin ein gewisser Schutz der Behörden gegen den Argwohn der Confessionalisten. Nach seinem Ausscheiden, nachdem noch andere Mitglieder wegen Krankheit oder durch höhere Berufung ihre Stelle im Collegium verlassen hatten, schien es allerdings, als ob die strengere Confessions-Richtung nicht mehr darin vertreten sei. Es wäre vielleicht klüger gewesen, das Entstehen solchen Scheins (denn mehr war es nicht) nicht zu gering anzuschlagen, aber das Collegium achtete nicht darauf in seinem guten Bewußtsein, mit voller Unparteilichkeit das Recht der Confession, so weit es überhaupt reichte, eben so fest und rein zu bewahren, wie das der Union. Allein die Welt lebt vom Schein, von Schlagwörtern, von vorgefaßten Meinungen, und leider auch die kirchliche Welt. Der evangelische Ober-Kirchenrath galt und gilt noch immer Vielen als eine Körperschaft, die nur den Unionsgedanken verfolge und alles Andere dem unterordne, während in der That die Union und ihre Förderung nur eine sehr untergeordnete Abtheilung seiner Thätigkeit bildet*). Bei der Juristen- und Richterwelt hat er sich

*) Es bedarf nur des Durchblätterns der „Actenstücke", um sich davon zu überzeugen. Die Leichtfertigkeit im Urtheilen über eine ernste und gewissenhafte Kirchenbehörde geht aber so weit, daß man sie sogar für die einzelnen Artikel der Neuen evangelischen Kirchenzeitung verantwortlich macht, die man als ihr Organ betrachtet. Ein publicistisches Organ hat aber diese Behörde gar nicht, die Actenstücke sind keine Zeitung. Die Neue evangelische Kirchenzeitung ist unter Mitwirkung des Verfassers gegründet worden, weil zwischen der Evangelischen, seit sie ein confessionalistisches Parteiblatt geworden, und der Protestantischen Kirchenzeitung ein die gesunden Grundsätze der preußisch-evangelischen Kirche vertretendes Blatt, das zugleich wirklich eine Kirchenzeitung wäre, als Bedürfniß erschien. Der Berliner Zweig der evan-

durch die Behandlung der Wiedertrauung Geschiedener misliebig gemacht. Er nimmt sich nach ihrer Ansicht ein Revisionsrecht über Richtersprüche heraus. So urtheilt die Unwissenheit über die Sachlage. Diese aber ist vielmehr folgende. In Folge früherer Vorgänge und eines Vortrages von Dr. Julius Müller auf dem Kirchentage kam eine Bewegung gegen Wiedertrauung Geschiedener in die Geistlichkeit. Der eine wollte trauen, der andere nicht, die Scheidungsgründe, welche der eine als christlich berechtigt erkannte, waren dem andern ungültig. Eine wilde, verworrene Anarchie drohte, und doch lag Allem ein Grad von berechtigter Reaction des christlichen Gewissens gegen die laxe Gesetzgebung des Landrechts zu Grunde. Auch die Consistorien standen zu der Trauungsfrage gar verschieden. Es blieb daher nur Ein Weg, der der Centralisirung. Alle von den Consistorien abgelehnten Fälle wurden vor den evangelischen Ober-Kirchenrath gezogen, und dieser erwog nach sorgfältig geforderten Berichten der Seelsorger, des Superintendenten, des Consistoriums jeden einzelnen Fall in seiner sittlichen Totalität, nicht um über die Gültigkeit der Scheidung (sie stand nach dem Richterspruche fest), sondern um über die Zulässigkeit der Segnung einer neuen Ehe durch die Kirche zu entscheiden. Hätte Regierung und Landtag die Civil-Ehe, die allerdings zunächst nicht nöthig war, oder die Noth-Civil-Ehe, wie sie für die aus der Kirche Ausgetretenen besteht, zum Gesetze erhoben, so war der Conflict zwischen Kirche und Staat wesentlich vermindert. Da aber keines von beiden durchging, so besteht er heute noch. Dem Nupturienten bleibt, wenn er auf einer Ehe beharrt, welcher der Segen der Kirche versagt

---

gelischen Allianz bot die pecuniären Mittel dazu dar. Der evangelische Ober-Kirchenrath hatte damit nichts zu schaffen und hat es bis heute noch nicht gehabt. Der Verfasser, selbst Mitglied dieser Behörde, hat in den ersten Jahren lebhaft an dem Blatte sich betheiligt, und allerdings darin seine Grundsätze, welche die des evangelischen Ober-Kirchenrathes im Ganzen sind, ausgesprochen. Auch andere Mitglieder, wie von Mühler, Richter, haben dies gelegentlich gethan. In neuerer Zeit ist es nur selten geschehen. Für den Inhalt des Blattes aber ist die Behörde in keiner Weise verantwortlich, und es ist dies den Redactionen anderer Blätter wohl bekannt, die gleichwohl Artikel in ihre Spalten aufnehmen, worin die Kirchenzeitung mit der Behörde fälschlich identificirt wird. Die Unwahrhaftigkeit in der Publicistik ist ein schweres Uebel der Zeit, bei der kirchlichen Presse aber unerträglich.

werden muß, nur der Austritt aus der Kirche, wie er denn auch häufig deshalb stattfindet. Welche Arbeitslast und Sorge die Kirchenbehörde sich dadurch auflud, ist leicht einzusehen, wenn man an die 3000 jährlichen Ehescheidungen im alten preußischen Staate denkt.

Es ist ein trauriger Beweis von mangelnder Einsicht in der Kirche, wenn nicht Wenige in ihr die seltsame Ansicht äußern, daß die evangelische Kirche in den neu erworbenen Landen ein gewisses Recht dazu gehabt habe, nicht dem evangelischen Ober-Kirchenrathe untergeordnet sein zu wollen. Der evangelische Ober-Kirchenrath hätte selbstverständlich die Leitung dieser bisherigen Landeskirche als integrirender Theile der preußischen Landeskirche in seiner gegenwärtigen Zusammensetzung nicht übernehmen können. Daran dachte auch Niemand, sondern daran, daß er aus den neuen Landen mit nicht unirten Mitgliedern verstärkt würde, die allein die Bearbeitung der Angelegenheiten derselben übernommen haben würden. Es wären dadurch mindestens vier der Union nicht angehörige Lutheraner, etwa ein reformirtes und ein unirtes Glied aus den neuen Landen in denselben getreten, und das Collegium würde dann allerdings nicht mehr blos aus der Union angehörigen Männern bestanden haben. Die sogenannte itio in partes, auf welche der Antrag in den bald 16 Jahren, seit sie angeordnet worden, in seinem Schooße zweimal gestellt, aber in Folge der Besprechung darüber jedesmal zurückgezogen worden ist, hätte dann freilich ihre Stelle finden müssen, und es wäre sogar möglich gewesen, in Zweifelsfällen den Confessionellen einen Separat-Vortrag an Allerhöchster Stelle zu gewähren. Ohne Gutachten des betreffenden Consistoriums — und ein solches hätte ja auch in Hannover, Kiel, Cassel bestanden — und bei manchen Dingen ohne Antrag oder Gutachten der Provinzialsynode faßt der Ober-Kirchenrath, dessen treue Mitarbeiter in diesen 18 Jahren die acht Consistorien und die zwei Provinzial-Synoden gewesen sind, keinen wichtigen Beschluß. Ja über viele Fragen werden erst sämmtliche Consistorien gehört, oder es findet ein Zusammentritt aller Vorsitzenden derselben und sämmtlicher General-Superintendenten mit dem Ober-Kirchenrath zur Vorberathung statt. Die Vereinigung der nassauischen Landeskirche mit der rheinischen, der ostfriesischen mit der westphälischen hätte die Verhältnisse wesentlich vereinfacht, und selbst für eine Zwischen-

zeit der Abkühlung der Gemüther, besonders in Hannover, wo die Gemeinden nur durch den politischen Particularismus zu der confessionellen Abneigung fortgerissen wurden, hätte sich die Verwaltung der inneren Kirchenangelegenheiten in höchster Instanz durch das Provinzial-Consistorium denken lassen, während der Minister der Geistlichen Angelegenheiten, wie in der alten Landeskirche, die äußeren besorgte. So wäre es möglich gewesen, den neuen Landen den Fortschritt der preußischen Landeskirche zur Selbständigkeit (Artikel 15 der Verfassung) zuzubringen, während sie jetzt in diesem Punkte noch eben so stehen, wie sie früher gestanden haben, unter der Herrschaft des Staates, und daher als Kirchen wenigstens gegen das alte Preußen zurückstehen. Die jetzigen, „bis auf Weiteres" angeordneten Zustände tragen den Stempel des Provisorischen, und es mag politisch vortheilhaft erscheinen, sie noch eine Weile so zu belassen. Die Frage der Zugehörigkeit zu der preußischen Landeskirche wird aber sicher doch einmal zur Entscheidung, und zwar durch Einverleibung, kommen müssen. Der äußerste Termin dafür wird unausbleiblich die Vollendung der synodalen Verfassung in Preußen sein. Diese Vollendung läßt sich aber, wie oben gezeigt, nicht anders, als durch eine allgemeine Landessynode denken. Dahin wird die innere Bewegung der Kirche von selbst treiben. Ist sie erst gewonnen, dann hat die preußische Landeskirche neben der badenschen, in welcher, da sie nicht einmal einer der preußischen Provinzen verglichen werden kann, dieses Ziel rascher zu erreichen war, ihren ersten Schritt in Gestaltung der deutschen Kirche gethan.

Ist einmal diese Entwicklung zum Ziele gebracht, so wird sich die Frage erheben, wie nunmehr die Verfassung der Kirche bleibend zu gestalten sei? Der evangelische Ober-Kirchenrath hat alsdann seinen Auftrag vollzogen, aber eine dauernde Behörde der obersten Kirchenleitung wird auch dann noch eben so unentbehrlich sein, wie sie es bisher war. Es werden elf Provinzial-Consistorien unter ihr bestehen, sie wird mit elf Provinzial-Synoden durch die Landessynode oder deren bleibenden Ausschuß (Moderamen) zu handeln haben. Damit ergibt sich schon ein periodisches Zusammentreten dieses Ausschusses mit der obersten Kirchenbehörde, und der Gedanke liegt nahe, die Ernennung der Mitglieder des evangelischen Oberkirchen-

rathes theilweise in die Hände der Landessynode zu legen. Soll es aber ganz und ausschließlich geschehen? oder mit anderen Worten: Soll die Consistorialregierung der Kirche von der synodalen verdrängt werden? Soll man das Experiment wagen, eine Kirche von 15 Millionen mit ihren historischen, landschaftlichen, confessionellen Verschiedenheiten unter die Verwaltung eines Wahlkörpers zu stellen? Nicht allein die 300jährige Geschichte des Protestantismus in Deutschland, sondern alle kirchengeschichtliche Erfahrung würde laut dagegen sprechen. Und wer hat das Recht, der Krone Preußen ihr oberstes Leitungsrecht in der Kirche trotz Friedensschlüssen und Verjährung zu entreißen? Wer hat dazu die Macht? Nimmermehr darf sich der König seine Stellung in der Kirche einfach abvotiren lassen. Er wird sie behalten, aber er wird der Landessynode in der Wahl eines Theils der obersten Verwaltungsbehörde, die auch sein Rathscollegium und Organ ist, einen bedeutenden Einfluß gestatten.

Aber ist damit den Anforderungen an eine evangelischr Kirchenverfassung genügt? Ist das Ideal der Heroen der Reformation erreicht? Ist eine evangelische National-Kirche ermöglicht? Ist eine Annäherung an die katholische Kirche, auch wenn sie aufgehört hat, romanisch zu sein, geschaffen?

Wir sagen auf alle diese Fragen ein entschiedenes: Nein! Es ist die Verschmelzung der consistorialen und synodalen Verfassung*) erzielt, und sie wird in der weiteren Entwicklung eine innige werden. Aber es fehlt der Verfassung noch immer, was ihr der landesherrliche Summepiscopat nicht ersetzen konnte, nämlich die bischöfliche Regierung. Hier bleibt ein Gegenstand der Sehnsucht aller derer, die auf die Kirche der ersten Jahrhunderte zurückblicken, das Verlangen Aller, die in geistlichen Dingen den Einfluß geheiligter Persönlichkeiten als den gesegnetsten preisen, hier die Ueberzeugung Luthers und Melanchthons**) vom wahren Regiment der Kirche, hier bleiben die Bestrebungen der Reformation in Bran-

---

*) S. Hermann: Welches sind die nothwendigen Grundlagen einer die consistoriale und synodale Ordnung vereinigenden Kirchenverfassung? in: Verhandlungen des 12. deutschen evangelischen Kirchentages. Berlin 1862 S., 5 ff.

**) S. Haupt: Der Episcopat u. s. w. Heft 1, S. 32 ff.

denburg, Pommern, Preußen, die nachherigen Gedanken Friedrich I.*) und vor Allem das Vermächtniß Friedrich Wilhems IV.**) zu verwirklichen. Er verwarf vor Allem die Fortdauer des Provisoriums der Episcopalgewalt, deren letzte Ausübung sein müsse, die „Ausgestaltung der Kirche" dahin zu veranlassen, daß die „rechten Hände" da seien, in welche diese Gewalt für immer niedergelegt werden könne. Er ging dabei von der unmittelbar nach-apostolischen Kirche aus und betrachtete deren Verfassung als die allein gültige, die nicht nachzuahmen, sondern als ein bisher nicht gebrauchtes Erbgut nur wieder aufzunehmen sei. Die Bischöfe oder Aufseher der Gemeinden oder Kirchen (von dem Umfang einer Stadtgemeinde nebst etwa 20—30 sie begleitenden Landgemeinden) sind ihm die Vorsteher der Presbyter, deren einer dieses Amt von der Gesammtkirche durch deren Vertreter übertragen erhält. Auf diese Ordnung der Bischöfe und Presbyter, der Diakone und der Gemeinde (Familien-Väter) wollte er die Kirche gebaut wissen, die in ihrer Organisation das Presbyterium (Versammlung der Aeltesten unter dem Bischof) und die Synode (Versammlung der Aeltesten, Diakone und Familienväter unter dem Bischof) darstellen sollte. — Zur Verbindung der einzelnen Kirchen sollte eine Provinzial-Synode und ein Provinzial-Consistorium (Behörde des Landesherrn in seinem rein persönlichen Verhältniß als Haupt der Kirche) dienen, das Consistorium sollte in die Synode mit aufgenommen und diese von einem Bischof (dem der ältesten Kirche der Provinz) geleitet sein. Endlich sollte alle 7 Jahre die General-Synode aus den Provinzen sich versammeln und das Ober-Consistorium mit umfassen.

In diesen Grundzügen sehen wir die drei Verfassungen, die

---

*) Nicolovius: Die bischöfliche Würde in Preußens evangelischer Kirche, Königsberg 1834 und dazu Richter a. a. O.

**) Richter: König Friedrich Wilhelm IV. und die Verfassung der evangelischen Kirche, Berlin 1860. Es liegt hier hauptsächlich ein Aufsatz des verewigten Königs zu Grunde, welchen Höchstderselbe dem Grafen Schwerin als Minister in Antwort auf dessen Verfassungsentwurf von 1848 mitgetheilt hat. Der Verfasser hat über diesen Gegenstand viele Unterredungen mit dem entschlafenen Könige gehabt und auch ihm liegt eine Abschrift jenes Aufsatzes vor, welche er der Gnade des Königs verdankt. Auch: Schultze: König Friedrich Wilhelms IV. Gedanken über die Zukunft der preußischen Landeskirche. Berlin 1866.

consistoriale, synodale, episcopale wirklich vereinigt und sie haben den Vorzug, daß in den Superintendenturkreisen die Bisthümer schon vorgezeichnet und im Wesentlichen umschrieben wären, daß alle vorhandenen Behörden mit Ausnahme der General-Superintendenturen, die ja auch erst seit 1829 wieder bestehen, in ihrem allgemeinen Bestande bleiben würden. Dagegen hat sie freilich den Nachtheil, eine so große Anzahl von Bischöfen (wenigstens 300 für die bisherige preußische Landeskirche) zu erfordern, daß ein Concilium der deutschen Bischöfe kaum denkbar wäre. — Doch, wir wollen nicht bei dem speciellen Plane uns aufhalten, sondern nur das Verlangen aussprechen, daß diese wichtige Seite der Kirchenverfassung nicht ferner vernachlässigt bleibe, daß wenigstens die Institution der General-Superintendenten (Prälaten in Würtemberg, Baden, Hessen, Landesbischöfe in Nassau und Holstein, früher Titular-Bischöfe in Preußen) in engster Verbindung mit den Consistorien und Synoden, so modificirt werde, daß alle drei Formen der in der Kirche bestehenden Kirchenverfassung in einander greifen. Wir denken uns die Zahl der evangelischen Bischöfe Deutschlands als etwa zweihundert und in jedem einzelnen Lande das Landes-Consistorium mit den etwaigen Provinzial-Consistorien, die Landes-Synode mit den etwaigen Provinzial-Synoden als die kirchlichen Organe, deren Zusammenwirken mit den Bischöfen die Verschmelzung des Besonderen mit dem Allgemeinen zu beschaffen hätte. Möchten immerhin von den Rechten, welche der Landesherr bisher durch seine Consistorien geübt hat, manche an die Bischöfe übergehen, den Consistorien würde in der Verwaltung der Vermögens-Angelegenheiten der Kirche, die allerdings vom Staate ganz abgelöst werden und dem Cultusminister blos die Verwaltung der landesherrlichen jura circa sacra übrig lassen müßte, in der Stellung als Gerichtshof, weil dem Bischof nicht allein die Entscheidung über Amtsentsetzungen u. dergl. zufallen könnte, in den Prüfungssachen, die nur kollegialisch durchgeführt werden können, in Anträgen der mannigfachsten Art an den Bischof oder die Bischöfe der Provinz, die übrigens Sitz und Stimme im Consistorium zu nehmen hätten, ein großes Feld der Thätigkeit offen bleiben, auch wenn das Volksschulwesen und das Ehegericht in ihren Händen nicht liegen sollte. Die oberste Consistorialbehörde wäre zugleich der Rath des Landesfürsten in den Kirchen-Angelegenheiten. Denn

unsere Meinung ist keineswegs, die Landesherren zu bitten, daß sie ihr seit 300 Jahren geübtes Bischofsrecht, das auf den Grundverträgen Deutschlands ruht und Attribut ihrer Kronen geworden ist, wegwerfen, sondern daß sie es auf die Haupteinwirkung bei Ernennung der consistorialen Kirchenbehörden und auf wesentliche Mitwirkung bei der Wahl und der etwaigen Amtsentlassung der Bischöfe, sowie auf die oberste Leitung der äußeren Angelegenheiten ihrer Landeskirche beschränken. Dadurch würden sie die Stellung einnehmen, die sich Constantin der Große als „Bischof für das Aeußere" gab. Ueber der Landessynode stände dann als Vertretung der deutschen National-Kirche das Concilium der Bischöfe oder General-Concil an der Stelle der jetzigen Eisenacher Conferenz der Kirchenregimente.

Wir wiederholen es, die Voraussetzung für eine solche National-Kirche wäre die Union, und zwar auf Grund der 21 Artikel der augsburgischen Confession (variata und invariata); woneben die besonderen bisherigen Bekenntnisse wo sie noch gelten, auch ferner in Geltung blieben, und bei welcher Union, weil das Bekenntniß ihr Zusammenhalt wäre, die Verschiedenheit der Cultursformen in Freiheit innerhalb eines gemeinsamen Rahmens, der für das nördliche und südliche Deutschland, für Lutheraner und Reformirte nicht einmal derselbe zu sein brauchte, ohne irgend ein Bedenken bestehen dürfte. Erst wenn eine solche National-Kirche in ihrer Entwicklung neben der katholischen Kirche bedeutende Fortschritte gemeinsamer Entwicklung gethan hätte, erst wenn in der katholischen Kirche als einer rein episcopalen die Reformation aus ihrer eigenen Innerlichkeit in der früher bezeichneten Weise geschehen wäre, ließe sich eine Annäherung zwischen beiden Kirchengebieten unter Gottes Segen erwarten, deren äußerste gehoffte Frucht eine Conföderation der deutschen Christenheit werden und in einem deutschen National-Concilium aller Bischöfe beider Kirchen, das vielleicht nur in 25 Jahren einmal stattfände, seine Gipfelung finden möchte.

Wenn der evangelische Ober-Kirchenrath zu Berlin, ohne solche weitaussehende Plane zu hegen, in seiner ruhigen Fortarbeit zur Erhaltung und inneren Erweiterung der Union, in seiner stetigen Anregung der Kirche, auch in seinen Warnungen vor Gefahren und

Abwegen derselben, in seinem Fortbau synodaler Ordnungen, in seinem Streben nach Vereinigung der neuen Lande mit der Landeskirche ohne Verletzung ihrer confessionellen Freiheit diesem Ziele vorarbeitete, wird man nicht die Anfeindungen seines Wirkens, wie sie jüngst vorgekommen sind, recht sehr kleinlich und armselig finden und ihm vielmehr Dank wissen müssen, daß er durch Wahrung der Union gegen den Confessionalismus und durch den Schutz der Confession innerhalb der Union so wie durch Aufrechterhaltung der Selbständigkeit der Kirche, der einzigen großen protestantischen Kirche Deutschlands, die sie errungen hat, von der Herrschaft des Staates für weitere Entwicklungen den Weg offen gehalten hat?*)

---

*) Die Leser werden nicht erwarten, daß wir uns mit der ganzen Litteratur für und gegen den Evangelischen Ober-Kirchenrath und die von ihm vertretene Einheit, Selbständigkeit, Union der preußischen Landeskirche, sowie den Beitritt der neuen Lande zu derselben auseinandersetzen. Wir nennen sie aber, so weit der Verfasser sie durchgehen konnte, in Folgendem:

E. Hermann: Confession und Landeskirche in: Zwei Kirchentags-Vorträge Hamburg 1867, S. 35 ff. und in: Verhandlungen des vierzehnten deutschen evangelischen Kirchentags zu Kiel, Berlin 1867 S. 4 ff. Die schon oben genannten Schriften von Grote, Lührs und Lohmann, die früher angeführten: sechs Briefe des Freiherrn von Hodenberg Heft 4. Erlangen 1867. von Scheuerl: Die Gewissensfreiheit und das Recht der lutherischen Kirche, Erlangen 1867. Derselbe: Die lutherische Kirche in dem neupreußischen Staatsgebiete, Leipzig 1867. Anonym: Die lutherische Kirche in den neupreußischen Ländern, ihre Gefahr und ihre Pflicht, Erlangen 1867. Meier: Der Rechtsschutz für die lutherische Kirche in den neupreußischen Provinzen, Rostock 1867. Anonym: Die evangelisch-lutherische Kirche Hannovers in ihrer Berührung mit der evangelisch-unirten Kirche Preußens, Hannover 1867. Anonym: Die Denkschrift des evangelischen Ober-Kirchenraths betreffend die gegenwärtige Lage der evangelischen Landeskirche Preußens, Erlangen 1867. Dazu noch: Zahn: Die freie Einzelgemeinde innerhalb des weiten aber festen Rahmens einer vereinigten Kirche Preußens resp. Deutschlands, Berlin 1868. — Von entgegengesetzter Seite aber Schenkel: Die gegenwärtige Lage der protestantischen Kirche in Preußen und Deutschland, Mannheim 1867. Bluntschli: Geschichte des Rechts der religiösen Bekenntnißfreiheit, Elberfeld 1867. Ziese: Nicht Union oder Confession, sondern Union in einer Confession, Flensburg 1867. Sodann vermittelnde Schriften: Fabri: Kirchenpolitische Fragen der Gegenwart, Gotha 1867, (zuvor anonym): Die politische Lage und die Zukunft der evangelischen Kirche in Deutschland, Gotha

Wer aber soll jene Grundlage der Union schaffen? das Kirchenregiment in Preußen ist dazu nicht berechtigt, denn es ist auf den Schutz und die Pflege der Union, wie sie bisher in ihren verschiedenen Stufen bestand, und der Confession innerhalb derselben durch seinen Beruf angewiesen. Eine solche Erhöhung der Union müßte von der Stimme der Kirche selbst ausgehen. Die Provinzial-Synoden, wie sie in den östlichen Provinzen Preußens erst noch zusammentreten sollen, sind die Organe dafür. In ihnen muß im Interesse ihrer eignen inneren Gemeinschaft und in dem der Landeskirche, so wie in dem der Annäherung an die nicht unirten bisherigen Landeskirchen der neuen Provinzen das Bedürfniß hervortreten, die Union als eine klarere, minder schwankende Vereinigung

1867 in zwei Auflagen und Fabri: Die Unions- und Verfassungsfrage, Gotha 1867), daran anknüpfend: Die Neugestaltung der evangelischen Landeskirche Preußens von einem deutschen Juristen in: Theologische Studien und Kritiken Jahrg. 1867 Heft 3 S. 591 ff. Evangelisches Gemeindeblatt aus und für Rheinland und Westphalen, Elberfeld 1867 No. 5. Ferner Friedberg: Die evangelische und katholische Kirche der neueinverleibten Länder in ihren Beziehungen zu der preußischen Landeskirche und zum Staate, Halle 1867. Hinschius: Die evangelische Landeskirche in Preußen und die Einverleibung der neuen Provinzen, Berlin 1867. Grundzüge conservativer Politik, S. 101 ff. Brachmann: Die Stellung der evangelischen Landeskirche in Preußen zu den Provinzialkirchen der neuerworbenen Landestheile, Gütersloh 1867. Dabei ist auch zu beachten die als Manuscript gedruckte Mittheilung: Die bisherigen Conflicte, Unionsideen und Unionsversuche zwischen Lutheranern und Reformirten in Ostfriesland, Aurich 1867 und die Aufsätze in der Evangelischen, Neuen Evangelischen, Protestantischen Kirchenzeitung, in der Zeitschrift für Protestantismus und Kirche, der pommerischen lutherischen Monatsschrift u. a. Hinsichtlich der Kirchenverfassung nennen wir nur das angeführte Werk von Brandes und neben ihm Amen: Grundbestimmungen der evangelischen Kirchenverfassung, Gotha 1864. Die deutsche Nationalbewegung und die Kirche, Berlin 1862. Rothe: Rede über die Kirchenverfassung, Hannover 1863. Kritzler: Die Kirchenverfassungs-Frage, Frankfurt a. M. 1863. Schenkel: Die Erneuerung der deutschen evangelischen Kirche nach den Grundsätzen der Reformation, Gotha 1860. von Scheuerl: Zu den Streitfragen über Kirchenverfassung in Dove: Zeitschrift für Kirchenrecht, 7. Jahrgang, Heft 1, 2, Tübingen 1867. Anonym: Die zukünftige Gesammtverfassung der evangelischen Kirche Preußens, Göttingen 1867. Heppe: Geschichte der evangelischen Kirche von Cleve Mark und der Provinz Westphalen, Iserlohn 1867, und: Die presbyteriale Synodalverfassung der evangelischen Kirche in Norddeutschland, Iserlohn 1867.

erscheinen zu lassen und fester an die Reformation anzuknüpfen. Der Versuch von 1846, die Grundlehren der evangelischen Kirche in ihrer einheitlichen Gestalt aufzustellen, ist gescheitert, weil er nicht die allgemeine Anerkennung fand. Wer aber darf der augsburgischen Confession, wenn die variata den Reformirten frei bleibt*), dem Grundsymbol der deutschen Reformation sich entziehen wollen? zu ihr bekennt sich die Confession des Kurfürsten Sigismund, sie gilt in der rheinisch-westphälischen Kirchenabtheilung, auf Grund ihres Verhältnisses zu dieser Confession sind die Reformirten Deutschlands im westphälischen Frieden anerkannt, sie wird bei den Ordinationen in Preußen neben den ökumenischen Symbolen genannt. Sie enthält in ihren 21 bekennenden Artikeln die christliche Wahrheit vom dreieinigen Gott, von der Menschwerdung Gottes in Christo und seiner Urhebung des Heils, von der Erbsünde, der Rechtfertigung durch den Glauben allein, von dem geistlichen Amte, vom neuen Gehorsam, von der Kirche, von Taufe, Abendmahl, Beichte, Buße, vom Gebrauch der Sacramente, Kirchenregiment und Kirchenordnung, von der Obrigkeit, von der Wiederkunft Christi zum Gericht, vom freien Willen, Ursache der Sünde, von Glauben und Werken und vom Dienste der Heiligen. — Die übrigen Artikel enthalten den Widerspruch gegen die römische Kirche und ergeben sich als Folgerungen der vorigen. Zu ihrer Ausschließung ist daher kein Grund, denn die Stellung zur romanischen Kirche bleibt die der Reformation. Nur bedarf es nicht der ausdrücklichen Aufnahme derselben, weil sie nicht erst die rechte Lehre bekennen. Die heilige Pflicht der Provinzial-Synoden wird es sein, dieses Urbekenntniß der deutschen Kirche an seine rechte Stelle, in die Mitte derselben zu stellen, an die dann von beiden Seiten die auf noch weiteren Bekenntnissen ruhenden Confessionen

*) Es ist sogar die invariata, zu der sich Johann Sigismund bekennt, die er nennt: die Confession so dem Kaiser Carl V. anno 1530 übergeben und nachmals in etlichen Punkten verbessert worden ist. Damit meint er ohne Zweifel die deutsche (allein amtliche) Confession, da ja auch die seinige deutsch ist. Er hat daher die Augsburgische Confession (1636 zuerst) in ihren 3 Ausgaben neben einander drucken lassen, die von 1531, die von 1533 (welche auch die deutsche von 1540 ist) und von 1580. Hier ist überall im Artikel vom Abendmahl kein Wort, überhaupt nirgends in der Sache, nur im Ausdruck geändert.

sich schließen. Dies sollte ihr erstes und edelstes Werk sein! —

XV.

Das Reich Gottes.

Wir kehren zum Anfange zurück, indem wir die Stellung Deutschlands, des alten und des neuen, zum Reiche Gottes ins Auge fassen. An verschiedenen Stellen unseres Weges sahen wir uns gedrungen einen Blick auf dasselbe zu werfen, weil in dem Gang der Geschichte eine universale Ordnung uns wie ein Silberblick entgegenblitzte. Manche Leser werden mir antworten, sie haben an diesen Stellen wohl wahrgenommen, daß es ein Universales, ein menschlich Allgemeines gebe, welches im Gange und der Entwicklung ganzer Völker wie einzelner Menschen sich offenbare, das Menschheitliche und rein Menschliche, aber von einem Gottesreich sei ihnen eine Spur nicht begegnet. Es wäre dies dieselbe Rede, wie man sie einem großen Astronomen in den Mund legt, der die Himmelsräume Jahrzehnte lang mit seinen Fernröhren durchforscht und das Gesehene mit Zahlenketten der Berechnung unter sich und zu einem Ganzen verbunden, für Gott aber keine Stelle gefunden hatte. Der Mann hätte dadurch ohne Refractoren und Repetitionskreise uns einen Blick in die einsame Oede einer Menschenseele eröffnet, die eine sonnenlose Nacht entgegenbeut. Wir können es dem Leser nicht verbieten und nicht unmöglich machen, auch in der deutschen Geschichte Gott nicht zu finden, weil er ihn nicht sucht, weil er die Frage nach Gott in seiner eigenen Seele nicht mitbringt. Uns aber ist die Menschenseele ohne Gott ein Ueberrest des glänzenden Meteors, das Stück porösen Meteoreisens, das an den Strand eines Planeten ausgeworfen worden, räthselhaft nach Ursprung und Zweck, die Menschenseele aber, von Gott in die Welt gesendet und zu Gott berufen, einer der zahllosen Arbeiter am Baue des göttlichen Reiches, in welchem das Kleinste mit dem unendlich Großen gliedlich zusammenhängt. Die Seele mit ihrer Sehnsucht nach Gott ist der lebendige Beweis, daß die Welt des Lebens einen ewigen Mittel- und Zielpunkt hat. Das Ringen der Menschenwelt aufwärts zu einem höheren Bewußtsein der Besonder-

heit, der Individualität, der Persönlichkeit und doch zugleich zu immer vollerem Hingeben des Besonderen an das Allgemeine, des Einzelnen an das Ganze, die Wechselwirkung zwischen der Freiheit der Person und der Organisation des Volksganzen im Staate, und des Menschheitsganzen in der Kirche und schließlich in der vielgegliederten Einheit der geistigen Welt, der Menschheit, nicht minder das erste Ausweiten der Persönlichkeit in der Familie, das zweite im Staate, das letzte in der Völkerfamilie und das Streben auch über diese hinaus zum Universalreich der geistigen Weltumfassung, dies sind die unwiderleglichen Thatsachen, welche das Reich Gottes in der Geschichte erscheinen lassen. Mag immerhin eine „mongolisch-finnische Race" in den Höhlen und Klüften der mitteleuropäischen Bergländer im Zeitalter des Mammuth, des Riesenhirsches und Höhlenbärs (als die Zwerge der celtischen und germanischen Sage) gehaust und das „Steinalter" der Cultur dargestellt haben, die Beweise dafür werden nie hinreichen, um diese erste Menschenspur als ein Product blos thierischen Lebens, als eine bloße Fortentwicklung der Bestie zum Barbaren festzustellen. Vielmehr wird auch durch die uralten Hottentottenschädel der Gedanke des selbstbewußten Menschen geblitzt haben und der Untergang dieser Race nur den Beweis liefern, daß lange Zeitalter der Barbarei die Folgen des ersten Herabsinkens der ursprünglichen Menschheit gewesen, daß aber der heilige Funke des Geistes, den Gott der Menschenseele eingeschaffen, nicht mit der Race in den Schutt des Diluviums sank. Denn eine steigende Cultur (der Pfahlbauten, des Bronzealters) folgte jener so nahe ans Thierische hinabgesunkenen Epoche, und aufwärts, immer weiter aufwärts ging der Weg der Menschen bis zu der jetzigen Höhe.

Daß aber über die Bevölkerungen Europas in Süden und Mitte zu verschiedener Zeit die arischen Urstämme aus dem fernen Ostasien sich ergossen haben, dies wenigstens ist jetzt eine sicher erhobene Thatsache der Geschichte.*) Daß ferner die hellenischen

*) H. Leo: Vorlesungen über die Geschichte des deutschen Volkes und Reiches, Bd. 1. (Halle 1854) S. 38 ff. M. Duncker: Geschichte der Arier in der alten Zeit, Leipzig 1867. Fick: Wörterbuch der indo-germanischen Grundsprache in ihrem Bestande vor der Völkertrennung, Göttingen 1868. Lassen: indische Alterthumskunde Bd. 1. (2. Aufl. Leipzig 1866) S. 634 ff.

und lateinischen, die celtischen und germanischen Stämme die hauptsächlichsten Träger der europäischen Cultur geworden sind, ist wiederum zweifellos. Das Einwandern dieser Stämme in die europäischen Länder und somit die Entstehung der hellenisch-römischen Civilisation ums Mittelmeer und ihre Beerbung durch die germanisch-mittelalterliche ist ein uns Allen geläufiger geschichtlicher Hergang. Daneben bewegte sich in engerem Kreise die semitische Völkermasse im vorderen Asien und östlichen Afrika, bis aus ihr das hebräische Volk in seiner Eigenart ausgesondert war, eine Art, die sich allen Nationen der Erde gegenüber nicht nur erhalten, sondern dieselben in ihrem tiefsten Leben bestimmen sollte. Das Christenthum hatte seine geschichtlichen Wurzeln in diesem Boden, während seine welthistorische Zukunft in den japhetischen Völkermassen lag. Daß es geschichtlich vorbereitet war, daß die ägyptische und assyrische, die persische und die durch Alexander den Großen geschaffene hellenistische, daß aber auch die rein hellenische und die römische Cultur zu seinen Voraussetzungen gehörten, ohne welche es weder innerlich in seinen Anschauungen und Lehren, noch äußerlich in seiner Macht über die Nationen und in seiner Gestaltung zum Staat und zur Kirche das hätte werden können, was es geworden ist, darüber waltet unter denen, welche freien Geistes die Denkmäler der Geschichte entziffern, kein Zweifel mehr ob. Aber ebensowenig hat es denen, welche eine wunderbare Erscheinung in der Natur und in der Geschichte zu ertragen und aufzunehmen nicht vermochten, bisher gelingen wollen, das Christenthum wirklich aus einer dieser Culturen oder auch aus ihrem Zusammenwirken mit dem hebräischen Geiste zu erklären. Es ist allen Versuchen dieser Art gegenüber als eine unerklärte Thatsache stehen geblieben, und noch jetzt gilt es nicht etwa nur den dem scharfen und combinirenden Denken fremden Massen, sondern bis in die heutige Zeit auch den tiefsten und umfassendsten Geistern als die Offenbarung einer höheren Welt in der Menschheit und an die Menschheit. Christus ist ihnen der Schlüssel der Weltgeschichte und die Weltzeit vor ihm ihre Ilias, die Weltzeit nach ihm ihre Odyssee (Schelling), jene die kühne Heldenfahrt zum Erringen, diese die kämpfende Heimkehr zum seligen Genusse des Errungenen. Daß aber hier die semitischen und japhetischen Stämme, die Hebräer dort, die Arier hier, die Bestimmung in sich trugen und ausbildeten,

diese große, neue und wiedergebärende Erscheinung zur Herrschaft in der Menschenwelt und zur äußeren Gestaltung zu bringen, ist ebenfalls unleugbar. Folglich ein Reich Gottes, ein Wirken des Ewigen im Zeitlichen, sowohl in der Natur, wie in der Geschichte, eine göttliche Erwählung und Bestimmung der Nationen steht leuchtend vor Aller Augen, die sich den Blick ins Große und Ganze nicht durch die Gewöhnung an das Kleine und Nächste verschließen lassen. Damit ist aber auch die Bestimmung, die gottgewollte, weltgeschichtliche Bestimmung der germanischen Nationalfamilie und neben ihr der romanischen und der slawischen zur Anerkennung gebracht.

Wenn wir vom deutschen Christenthum sprachen, so wollten wir ja natürlich nicht in Abrede stellen, daß das Christenthum die Universal-Religion, die Religion der Menschheit sei und bleibe, über welche hinaus eine neue Religion nicht denkbar sei. Es ist die absolute Religion (Hegel), weil es die Gemeinschaft zwischen Gott und Mensch fordert und gibt, über welche hinaus eine innigere nicht möglich ist. Es bringt und verkündet die Menschwerdung Gottes selbst, und die Einwohnung Gottes durch den heiligen Geist in jedem Gläubigen, in jeder Gemeinde, und der gehofften Vollendung nach in der Menschheit. Jenseits dieser Höhe könnte nur die Gottwerdung des Menschen, also das Aufhören aller Religion, liegen, die aber auch das Verschwinden aller Sittlichkeit und eben damit die permanente Barbarei wäre. Diese höchste oder absolute Religion aber kann ihrem Wesen nach nicht mehr dem Priesterthum einer Kaste, einem Siegergeschlecht, auch nicht mehr nur bestimmten Tagen, Zeiten, Handlungen angehören, sondern sie durchherrscht das ganze Leben Aller. Dies ist es, was in der Reformation zum Bewußtsein der Christenheit, am hellsten und durchgreifendsten in der deutschen Nation, kam. Somit hat die deutsche Nation nicht blos eine zufällige Stellung in der Geschichte Europas, sondern eine durch göttliche Wahl bestimmte, nothwendige im Reiche Gottes*).

Dies ist jedoch nicht so zu verstehen, daß die Zeit der ger-

*) Vergl. Grau: Semiten und Indogermanen in ihrer Beziehung zu Religion und Wissenschaft. Stuttgart 1864. und Plath: Die Erwählung der Völker im Lichte der Missionsgeschichte. Berlin 1867.

manischen Völker im Reiche Gottes sofort mit ihrem Auftreten in Europa gekommen gewesen sei, vielmehr ist dieses ihr Erscheinen eher mit dem Einrücken der Israeliten aus Aegypten in das Land Kanaan zu vergleichen. Auch der Zeit nach möchte es damit ziemlich nahe zusammen fallen, wenn wir das erste Einziehen in das durch Abdünstung des kaspischen Meeres geöffnete Völkerthor im Süden des Ural als das Betreten Europas durch die germanischen Arier betrachten. Wie aber die Israeliten vor ihrem Durchzug durch das rothe Meer noch anderthalb Jahrtausende vor sich hatten, ehe sie welthistorisch in die Völker eingriffen, so auch hatten die Germanen ihre erste Berührung mit den Culturvölkern des Westens um die Zeit Christi. Sie aber sollten nunmehr erst empfangen, während jene die Organe des göttlichen Gebens geworden waren. Es war nochmals die gleiche Zeitdauer erforderlich, ehe Deutschland den mächtigen Impuls in die europäische Völkerwelt sandte, von welchem die neuere Geschichte ausgeht. Diese Zeitdauer ist die Zeit der romanischen Nationen. Ihre Aufgabe, wie sie die Geschichte uns zeigt, war die der Uebertragung der Ueberreste der alten römischen Cultur, welche wiederum die griechische aufgesogen hatte, auf die celtischen und germanischen Stämme, welche sie als neue Völker (Portugiesen, Spanier, Italiäner, Franzosen) verarbeiteten, und die Ausgestaltung der einheitlichen mächtigen Kirche, nach deren Vorbild auch der Staat zu absoluter Monarchie sich durchbildete. Ueberdies fiel ihnen, da sie an den Meeren lagen, der Verkehr mit dem fernen Auslande, dem Morgenlande und Afrika, und die Abwehrung der moslemischen Eroberersschwärme von dem mittleren Europa zu. Die Höhe dieser Aufgabe erklommen sie in der Entdeckung des Seeweges nach Ostindien und dem übrigen südlichen Asien und der neuen Welt jenseits des Oceans. In all diesen Leistungen und Entwicklungen lebte sich das Mittelalter aus, und wurde zugleich die neue germanische Weltzeit der Culturvölker vorbereitet. In allem diesem ist die führende Hand des ewigen Willens und der schöpferischen Weisheit so unverkennbar, daß wiederum nur der verengte, auf das Nächste bornirte Geistesblick die Spuren des göttlichen Reiches darin zu verkennen vermag.

Freilich ist es wahr, was neuerdings in trefflicher Weise die Forschung klar gelegt hat, daß sowohl die Erkenntniß der Menschen,

als das Streben für ihre Gemeinschaft Stufe auf Stufe höher ging, und Vieles, was zuvor als wesentliches Merkmal des Reiches Gottes, weil dieses viel zu sehr mit der Kirche zusammenfiel, betrachtet wurde, diese Stelle verlor. Man hat uns sogar zu zeigen versucht, daß eine Gesetzmäßigkeit in der Entwicklung des Geistes aus der Gebundenheit zur Freiheit sich kundgebe, die in Versuchung führe, dieselbe als einen bloßen Naturproceß zu betrachten*). Allein diese Gesetzmäßigkeit der Entwicklung wird eben so wenig im Stande sein, das Dasein und Wirken des unendlichen Willens, also des göttlichen Reiches in den Wegen der menschlichen Geschichte zu beseitigen, als die Gesetzmäßigkeit der Natur in ihren Processen uns den Gedanken der göttlichen Schöpfung vernichten kann. Wenn es auch wahr ist, daß der Sinn für das Wunderbare im Laufe der Geschichte bei den Culturvölkern abgenommen hat, so ist desto mehr das Verständniß einer sinnvollen, allseitig ineinandergreifenden Ordnung der Dinge entwickelt worden, und man hat sich den Geistern nur entwunden, um dem unendlichen Geiste die anbetende Huldigung in freier, geistiger Hingebung zu bringen, die allein Gottes und des Menschen würdig ist. Wenn mit dem Aberglauben früherer Jahrhunderte, wie ihn die katholische Kirche aus dem Heidenthum der Völker aufgenommen, wie sie ihn selbst durch ihre Bekämpfung (Hexenprocesse) nur befestigt hat, auch der Glaube selbst in Vielen geschwunden ist, so fällt dies nicht dem Christenthum, sondern einer entstellenden Auffassung desselben zur Last. Die evangelische Anschauung der göttlichen und menschlichen Dinge aber ist selbst eine Befreierin von diesen Fesseln gewesen und ist es noch. Das evangelische Christenthum, wie wir es als das deutsche kennen gelernt haben, entzieht sich keinem wahren Fortschritte der intellectuellen und der sittlichen Cultur, und es ist nicht nöthig, erst in seiner Lehre wesentliche Aenderungen zu schaffen, damit das gebildete Bewußtsein der Zeit mit ihr nicht im Widerspruche stehe.

---

*) Buckle: History of Civilization in England. Leipzig 1865. vol. 1. p. 8—32. Hartpole Lecky: Geschichte des Ursprungs und Einflusses der Aufklärung in Europa, übersetzt von Jolowicz. Leipzig und Heidelberg 1868. Bd. 1.

Allerdings wird die Reformation nicht als eine vollendete betrachtet und angenommen werden dürfen, es sei nun jeder Rest dem Christenthum, wie es in den Schriften des Neuen Testamentes sich darstellt, fremder Bestandtheile auch aus der Lehre schon ausgeschieden. Diese wird vielmehr stets von Neuem in ihre eigenen innersten Tiefen und Grundanschauungen zurückgehen und von da aus sich erneuern und erhöhen müssen, und wird sicher dadurch mit allem wirklichen Wissen und Erkennen der Zeit in den Gebieten der Natur, der Geschichte und der Innenwelt des Menschengeistes, je mehr dieses Wissen von fremdartigen Zuthaten aus falscher Philosophie sich ablöst, in Harmonie kommen.

Hier aber befinden wir uns auf dem Gebiete des germanischen Geistes. Er gerade ist durch das Christenthum zu sich selbst gekommen und strebt aus der Fülle der tiefsten Innerlichkeit heraus zur Darstellung der ganzen in dieser Vereinigung des Indogermanischen, ja des Arischen überhaupt (auch des Griechischen und Römischen) mit dem Semitischen möglichen Geistesbildung und des dadurch getragenen und organisirten Menschenlebens. Nicht die höchste Bildung in auserwählten Classen, sondern die Volksbildung, nicht die Republik, die ohne Sklaverei unmöglich ist, nicht das absolute Königthum, das die Romanischen ausgebildet haben, nicht der Constitutionalismus, der ein bloßer Compromiß ist, sondern die wirkliche freie Volksverfassung mit dem freien Königthum ist ihre Aufgabe. Auch die Kirche darf in ihr nicht die theokratische Vorgestalt des Alten Testamentes in hierarchischer Herrschaft eines Klerus über das Volk nachahmen, noch weniger das Evangelium zum Gesetz, die Erfüllung zur Vorbereitung herabdrücken, wie es die mittelalterliche Kirche gethan hat, sondern sie ist die Volkskirche des Evangeliums, das jeden Einzelnen mit Christo in lebendige Gemeinschaft setzt, und weder eine protestantische Fürstenherrschaft (Territorialismus) und Geistlichkeitskirche (Pastorismus), noch die bisherige römisch-katholische Form ist in diesem Entwicklungs-Processe des Reiches Gottes haltbar. Die Kirche, bischöflich und synodal-presbyterialisch gestaltet, durch den Landesherrn als ihr vornehmstes Glied mit dem Staate verbunden, aber in ihrer freien Bewegung durch ihn nicht gehemmt, kann weder ihre Unterjochung unter den Staat dulden, noch diesen sich unterwerfen wollen. In

freier Gemeinschaft schreiten die beiden Sphären des sittlichen Rechts- und Gesetzeslebens und des Glaubens und seiner Erweisung in der Liebe mit einander und durch einander fort. Dies ist der Gang des Reiches Gottes in beiden Gebieten, welche durch den Bund der deutschen Staaten unter sich (Einheit Deutschlands) und durch das Bündniß der germanischen Völker Europas (Scandinavien, Englang, Holland, Schweiz, Oesterreich) mit dem deutschen Bunde zum Frieden der Welt, und durch die deutsche evangelische Nationalkirche und — was freilich noch lange ein frommer Wunsch bleiben möchte — durch Conföderation der evangelischen und katholischen Kirche die Einheit des deutschen Christenthums zu einer noch nicht erlebten Blüthe des Lebens in Europa führen muß.

Doch nicht auf die Zukunft des Reiches Gottes nur, sondern auf seine Gegenwart haben wir den Blick zu richten. Die Familie ist seine erste Heimath, seine lebendige Wurzel. Sie vor Allem betrachten wir als eine ursprüngliche schöpferische Stiftung, die nimmermehr erst aus dem thierähnlichen Verhältniß der Geschlechter, der Eltern und Kinder, zu dem jetzigen, zu dem freiesten sittlichen Bestande kann emporgeklommen sein. Denn schon die ältesten Denkmäler der Weltgeschichte zeigen sie unter die besondere Weihe der Religion gestellt, und alle Cultur der Nationen hat sich an ihr emporgearbeitet. Sie ist in der sündigen Menschheit die verwahrende Schranke von Anfang gewesen und geblieben, daß das Böse nicht seine ganze Möglichkeit bis zum äußersten Verderben verwirklichen durfte, weil sie durch ihren sänftigenden und sittigenden Einfluß dem Argen entgegenwirkte. Aus der Familie, welche zugleich Hüterin der Religion war, blühte alles Edelste im Leben der Völker hervor, und wie im Alten Testamente, so noch viel höher und voller im Christenthum war sie der stillverborgene Herd der Frömmigkeit. Sie ist es durch die germanische Familienhaftigkeit noch mehr geworden, denn auch hier kam germanische Sinnesart dem Evangelium vorbereitet entgegen. Diese Stätte und Heimath religiösen und sittlichen Lebens hat daher die Reformation vor Allem ins Auge gefaßt, und wie sie dem Einzelnen, der Person, ihr Recht und ihre demüthig große Stellung zu Gott, ihre Unabhängigkeit von Menschenmacht, ihre freie Gewissensstellung, aber auch ihren heiligen Gehorsam gegen Gottes Wort und Willen zurückgab, so

hat sie der Erweiterung der Person in der Familie ihre Ehre wiedergegeben, indem das Familienhaupt in der Kirche seine geordnete Stelle erhielt. Der Staat ist dieselben Wege gegangen, indem er die selbständigen Hausväter als die Wähler, als Theilnehmer an seiner Verwaltung im Besonderen (Gemeinde, Kreis) und Allgemeinen (Provinz, Staat) zur Geltung brachte. Noch ist diese Heranziehung der Familie zu ihrer Mitarbeit in Kirche und Staat erst im Werden, und hier liegt die tiefste Wurzel des Reiches Gottes. Aber entbunden ist sie, seit die absolute Kirche durch das deutsche Christenthum, der absolute Staat durch die germanische (wenn auch jetzt noch romanisch entstellte) Verfassung ihre Alleinherrschaft verloren haben. An der Familie arbeiten heißt daher das Reich Gottes bauen. Alles was die Kirche leistet, kann nur in soweit Bestand und bleibenden Werth haben, als es in der Familie seine Heimath gewinnt. Es ist daher der wahrste und tiefste Gedanke der inneren Mission, daß sie auf dieses Wurzelleben ihre Arbeit richtet. Es ist wälsche Verderbniß genug in dieses geweihte und weihebedürftige Gebiet eingedrungen und hat das Familienband zerfressen. Wir dürfen uns hier nicht darüber auslassen, welche Mächte der Zerstörung an diesem heiligen Herde seit Jahrhunderten gearbeitet haben, aber daß die Verwüstung erschreckend groß ist, das bezeugen die mehr als 3000 jährlichen Ehescheidungen im preußischen Staate. Keineswegs die römisch-katholische Verwerfung aller Ehescheidung möchten wir als das Mittel empfehlen, um den festen Grund der Familie neu aufzubauen, denn der Zustand der Ehen in den katholischen Ländern, in Frankreich und Italien, ist ein noch viel üblerer. Aber das wollen wir zur Anerkenntniß gebracht sehen, daß das übrige Deutschland, Mecklenburg ausgenommen, wo die agrarischen Verhältnisse das schlimmste Hinderniß der Familie sind, in der Heilighaltung des Ehebandes für Preußen noch ein nachahmenswerthes Beispiel darbeut. Das Eintreten der Kirche in Preußen in die Lücke der staatlichen Gesetzgebung, welche die Scheidung fast zu einer Sache der Willkür verdorbener Eheleute macht, kann nimmermehr auf die Dauer das Richtige sein. Der Staat darf auf dem sittlichen Gebiete hinter der Kirche nicht zurückbleiben. Schon einmal war es auf dem Punkte, daß das sittliche Gefühl in Preußen die leichtfertigen Scheidungsgründe des

Allgemeinen Landrechts beseitigte, als — die katholische Partei in dem Landtage dies vereitelte. Es war eine Schmach dieser Partei, daß sie, statt des Mitredens in einer rein evangelischen Sache sich zu enthalten, auf die Seite derer trat, welchen die Heiligkeit der Ehe nicht ein hohes Gut des Volkslebens war. — Hier ist also zuerst Hand anzulegen, wenn nicht alle Arbeit Preußens und des deutschen Geistes eine verlorene sein soll, wenn nicht die Wurzel faulen soll, die das Gewächs tragen und ernähren muß. — Die Erziehung und der Unterricht ist das Nächste, was an die Familie sich schließt und das Reich Gottes, nicht in der religiösen Bildung allein, aber in dieser vornehmlich, aufbaut. Daß der Unterricht in Haus und Schule vor Allem ein christlicher, ein religiöser sein muß, wenn er überhaupt dauernden Werth haben soll, wird nicht mehr allgemein anerkannt. Es gibt ihrer Viele, welche eine zerfahrene Humanität, von der äußerlichsten Peripherie des geistigen Lebens ausgehend, begünstigen und meinen, es könnten Menschen erzogen werden, ohne daß man Christen erziehen wolle. Das Christenthum selbst ist ihnen, weil sie selbst seinen innersten Kräften fremd geblieben, weil sie nur seine Abfälle, seine Haut gleichsam, ohne das Herz und Gehirn, kennen gelernt haben, nur eine der vielen gleichwerthigen Formen der letzten und höchsten Beziehung des Menschenlebens auf seine beherrschende Idee. Sie halten es gar für veraltet, während sie selbst die (oft jugend-alterlichen) Greise sind, denen die jugendfrische Wahrheit des Evangeliums zu starke Luft ist, um sie in ihre matten Organe aufnehmen zu können. Darum empört sich ihr humanitarisches Gefühl gegen eine Volksschule, die vor Allem zu Christo zu leiten sucht. Sie rühmen sich mit uns der preußischen Schulordnung, welche in aller Culturwelt als mustergültig gepriesen wird und welcher die Engländer selbst, mit all ihrer evangelischen Frömmigkeit und all ihrer volksmäßigen Staatsordnung, noch mehr aber die Franzosen mit Neid das Zeugniß geben, daß der „preußische Schulmeister" auf Böhmens Feldern Sieger geblieben sei. Von den Italiänern, Spaniern, Russen, ja selbst den Oesterreichern kann nicht einmal gesagt werden, daß sie auf der Höhe dieses Neides stehen. Aber man meint, die preußischen „Schulregulative" wären der Tod einer gesunden und freien Volksbildung, weil sie Bibel, Katechismus, Kirchenlied

in den Vordergrund der Schule stellen, und nicht Erdkunde, Geschichte, Naturwissenschaft, Privat- und National-Oekonomie als die geistigen Heilande verehren. Wie jämmerlich bornirt diese Helden des Humanitarismus mit ihrer Klage über den christlich-evangelischen Charakter unserer Volksschule sind, das ahnen sie nicht, denn sie halten sich für die Edelsten unter den Freisinnigen. Wir aber sagen ihnen, nicht aus vorgefaßten Ansichten, sondern aus der Erfahrung heraus, die gemacht worden ist, daß die Schule, welche an die Stelle der biblischen Geschichte die weltliche Historie, an die der Bibelsprüche die Maximen der Weisen dieser Welt, an die Stelle des Katechismus die Psychologie oder Physiologie in populärer Form und gar die gewinnsüchtigen Regeln der Oekonomie setzen wollte, geradezu in die blaue Luft arbeiten würde. Fraget einmal die Schüler der Dorfschule, welche nach diesen bornirten Recepten unterrichtet worden sind, nach ihren Kenntnissen! Sie sind zerstoben und zerronnen, ehe das zwanzigste Jahr erreicht ist, weil diese Dinge dem Gemüthe nichts sind, weil sie ohne Antwort im Herzen des Schülers geblieben. Es sind die Vorschläge der Lehrer, welche lieber sich im Lichte ihres Weltwissens sonnen, als Solches lehren wollen, das zugleich von ihnen selbst fordert, demüthige Schüler zu bleiben, für den Unterricht der Volksschule nichts anderes als Rathschläge zum Zeitverderb. Fraget dagegen nach den biblischen, den Katechismus-Wahrheiten auch noch bei den Alten, wie fest sie sitzen, wie unzerstörbar und lebendig sie sind. Man rede und prahle, so viel man will, von der Emancipation der Schule aus der Herrschaft der Kirche, von ihrer Entchristlichung und Verweltlichung, man wird immer dadurch nur den Mangel an Kenntniß der Menschenseele und an wahrer Pädagogik offenbaren, der diese Redner befähigt, so breit von dem zu reden „wie wirs doch zuletzt so herrlich weit gebracht". In Preußen aber gehört fürs Erste noch — und Gott wolle es so bleiben lassen — der Privatdocent der Philosophie, der als Unteroffizier Ochsen treibt, und der Soldat, der sein Militär-Gesangbuch im Tornister hat, ganz nahe zusammen.

Ja wir gehen frisch noch weiter; die höhere Bürgerschule, die Realschule, das Gymnasium, die Anstalten, in welchen Diejenigen gebildet werden, die dereinst unser Volksleben im Einzelnen und

auch im Allgemeinen und Großen leiten sollen, sie müssen auf der Volksschule ruhen und des Stoffes sich geistig bemächtigen, welchen diese zum Hauptinhalt ihres Unterrichts macht. Wir können keineswegs behaupten, daß auf diesem Gebiete Deutschland und auch das leitende Preußen dem schon entspricht, was das Reich Gottes fordert. Vielmehr ist viel zu klagen, daß nicht allein der historischen Bildung, welche die Kräfte der Culturnationen des Alterthums und die eigene deutsche Kraft des Mittelalters in sich trägt, also der Bildung durch die hellenische und römische und altdeutsche Litteratur, mannigfacher Abbruch durch die an sich richtige Einfügung der Mathematik, die nur allzu ungenügende der Erdkunde, die noch weniger besagende der Naturwissenschaften geschehen ist, sondern daß vor Allem ein Ganzes christlicher Ausbildung ihnen fehlt, weil sie theils über die Sphäre der Voranstalt hinausgreifen, theils aber denen, welche nicht den ganzen Lauf ihrer Klassen durchschreiten, nur ein Fragment auf den Lebensweg mitgeben. Hier ist in dem neuen Deutschland noch Vieles und Großes zu schaffen und der Wahn fern zu halten, als wäre das Preußische als mustergültig nur nachzuahmen.

Die Universität endlich mit den polytechnischen hohen Schulen, wie betrachtet sie bei den Nichttheologen das Verständniß des Christenthums, dieser höchsten Bildungsmacht, als selbstverständlich und fordert von denen, welche sie betreten und verlassen, geradezu nichts in diesem so unermeßlich wichtigen Gebiete. Wir sprechen nicht für die englische Weise, die Universität als eine Anstalt der Kirche zu behandeln und jedem Studirenden die Theologie der Kirche als bindende Norm aufzubürden. Aber wir können auch in den Lobgesang der deutschen Universitäten auf sich selbst nicht einstimmen, wenn er es als einen Vorzug preist, daß den Schülern derselben jede Gelegenheit fehlt und jeder Anstoß mangelt, sich mit Ernst auf ihre Kirche, ihre religiöse Stellung zu besinnen. Die Universitäten sind mit ihrer Freiheit und Allseitigkeit der Wissenschaft, der Lehre, des Studiums ein Kleinod des deutschen Volkslebens und ein wichtiger Factor des Reiches Gottes, welches ja eben die geistige Emporhebung des ganzen Daseins, die Herrschaft des Geistes über den Stoff oder, wie unser vollendeter großer Meister der Erdkunde Carl Ritter, es aussprach, die Herrschaft über den Planeten zum Ziele hat, aber ohne Stillstehen bei der geistig herrschenden Mensch-

heit, geschweige denn bei einem einzelnen ihrer Völker, welches vielmehr eine geistige Gottesfamilie schaffen will, wie sie durch das Christenthum und seine innersten Kräfte und seine geistig und sittlich erneuernde Macht in das Bewußtsein der Menschen gerufen werden soll. Die Religion, die wahre und absolute Religion soll alle andern geistigen Bestrebungen weihen und erhöhen und Erkenntniß, Gestaltung der Dinge durch die Thatkraft und durch die poetische und künstlerische Geistesmacht sollen im Einklang mit ihr den lebendigen Gott preisen, der von Allem der Ausgangspunkt und das Ziel ist. Darum soll und muß auch die Wissenschaft in den großen Chor des Lobgesanges einstimmen, welchen alles Geschaffene dem Ewigen darbringt, und alle Verwendung der Wissenschaft zu Bändigung und Verwerthung der rohen Naturkraft soll nicht aus dem Auge verlieren, daß über dem ökonomischen Nutzen ihrer Arbeit noch der geistige Gewinn steht, welchen sie dem Bewußtsein der Macht und Kraft der menschlichen Persönlichkeit bringt, welches sich mit der wahren Demuth zu so schöner Harmonie des ächt Menschlichen einigt. Da also, wo die Wissenschaft in allen ihren Zweigen sich berührt, sich durchdringt, darf dieser höchste Zielpunkt nicht unter der Vielheit des Mannigfaltigen verloren gehen. Wie die Philosophie hinsichtlich der Prinzipien und Methoden diese Einheit anstrebt, so soll eine dem Christenthum entströmende Betrachtung sie in dem letzten Ziele alles Menschenlebens suchen. Eine wahre einheitliche Universität wird ohne diese Betrachtung nicht erzielt. Die Meister und die Jünger der Wissenschaft bedürfen dieser beiden Einheitsbande in der Philosophie und in der christlichen Betrachtung. Letztere darf aber nicht etwa blos die Erklärung des besonderen kirchlichen Dogma's, nicht die Erläuterung der Confession der einzelnen Kirche sein, sie muß, sich spiegelnd im Stoffe und in den Errungenschaften der besonderen Wissenschaften, ruhend auf der Geschichte der Offenbarung und der christlichen Menschheit, eine beständig erneuerte Herzurufung der Forscher und Schüler in den einzelnen Wissensgebieten zu der lebendigen Quelle der Gottesgemeinschaft sein, die erst die letzten Werthe der Wissenschaft und Erkenntniß und ihrer Anwendung zum Bewußtsein bringt. Eine Institution fehlt unsern Universitäten, in welcher das, was die englische Kirche zu einseitig und eng, zu insularisch, als gäbe es jenseits der Meere keine Welt, in Ausführung

gebracht hat, in viel höherer Weise durch Männer von umfassendem wissenschaftlichem und christlichem Geiste zur Vollziehung käme. Durch sie erst wären unsere Universitäten, ohne die Wissenschaft zur Magd der Kirche herabzuwürdigen, was sie sein sollen, christliche Feuerherde des Geistes und der Wahrheit.

Und nun blicken wir auf die Geschichte des deutschen Geistes zurück, um gestehen zu müssen, daß er sein Werk zu thun nur erst angefangen hat. Hier liegt seine größte Aufgabe. Wir sind, wir wiederholen es, nicht ein bloßes „Volk von Denkern" aber wir wollen auch nicht eine Menge von bloßen gedankenlosen „Thuern" werden, sondern Denken und Thun und beides auf der heiligen Wurzel der Gottesgemeinschaft soll unser harmonisches großes Erbtheil werden.

Es fällt uns nicht ein, im Großen den Particularismus zu predigen, während er im verhältnißmäßig Kleinen schwinden soll, also etwa Deutschland als den Particular-Staat des Reiches Gottes zu betrachten. Vielmehr ist es uns in diesem weiten Reiche nur der Theil, die Provinz, und unser Blick ist weiter gerichtet. Aber wir haben es zunächst mit Deutschland zu thun, seinem Einst und Jetzt, und werfen einen Blick auf das zukünftige Einst hinaus. In Gottes großen Reiche ist aber die Mannigfaltigkeit der Nationen berechtigt, erst der verwandten germanischen, dann aber auch der romanischen und slawischen. Ueber ihre Bestimmung und Beziehung zu Deutschland zu reden, behalten wir uns noch vor. Ja über sie hinaus, in der Civilisation und Christianisirung der Welt muß unser Blick gehen, auf die gewaltige Mission der Christenheit an die Völker der Erde.

Wie in der Wissenschaft, der Schule, der Welt des Gedankens, so nicht minder in der Kunst hat das Reich Gottes auf Erden, die Emporhebung des menschlichen Lebens zur Gemeinschaft mit dem göttlichen Leben, die Einigung des Diesseits und Jenseits, seine Vollziehung. Sie ist ja die Verkörperung des Idealen und kann dieses Ideale nicht anschauen, ohne in das Gebiet des Ewigen sich empor zu schwingen. Die Kunst berührt sich überall mit der Religion, und nie wird sie zu einem wahrhaftigen Leisten und Darstellen gelangen, wenn sie diesem höchsten Gebiete des Geistes sich entzieht. Aber sie ist zugleich national in ihrer besonderen Erscheinung,

und sie ebenso, wie die Religion und die Wissenschaft, hebt das blos Nationale zum Universalen empor und läßt die edelsten Güter jedes einzelnen Kunstvolkes in alle andern hineinleuchten. Es ist dem Germanen die Kunst ein wesentliches Gebiet seines Lebens. Die Weltverklärung ist eine christliche, wie eine germanische Idee, die Gottverwandtschaft des Menschen nicht weniger. Ob der Künstler das bewegte Meer und die stille Luft, ob er die ewig ragenden Hörner der Alpenwelt oder das traulich versteckte Thälchen mit seiner Hütte, ob er das einsame Thierleben des Waldes oder das Getümmel der Schlacht, ob er den Frieden und die Pracht der Pflanzenwelt oder die menschliche Gestalt in ihrem Handeln darstellt, ob er Denkmäler und symbolische Gestalten bildet oder Paläste und Dome aufthürmt, überall schwebt der Hauch des Idealen verklärend über der Wirklichkeit, ja er durchweht sie, und diese lebendige Beziehung der körperlichen Natur und der Innenwelt des Geistes, dieses Ahnen und Suchen im Bestehenden nach einer dasselbe tragenden und vollendenden unsichtbaren Welt, es ist ja gerade die besondere Eigenheit des germanischen Geistes. Nicht das pantheistisch verschwimmende Naturgefühl ist, wie man behauptet hat*), im Unterschiede von der monotheistischen Weltanschauung, welche dem semitischen Geiste eigne, das Wesen des arischen, des indogermanischen Geistes, sondern die Anschauung der über die allgemeinen Naturmächte siegenden Persönlichkeit, der auch im Tode noch triumphirenden Willenskraft des Helden, also das Emporringen aus der dunklen Region, in welche die pantheistische Anschauung den Menschen versinken läßt. Darum ist ihm auch in der Kunst nur als Hintergrund, nicht als beherrschende Macht dieses Naturgefühl eingeboren, während er die That, den Willen, den mit Gott geeinigten Menschen, den im Unterliegen siegenden Gottmenschen verherrlicht. Kunst und Christenthum einigen sich und streben himmelan in den majestätischen Domhallen und Riesenpfeilern und in die blaue Himmelsluft immer freier emporsteigenden Thürmen der deutschen Baukunst. Die Verklärung des Irdischen ins Himmlische, wie das Christenthum sie verkündet und verheißt, antwortet dem Ringen des germanischen Gemüths, und wenn auch diese Verklärung

*) Burnouf: Sur les Védas. Paris 1865.

in deutscher Kunst noch nicht erreicht ist, sondern sie hinter der vollendetsten Stufe der romanischen mit ihrer Verherrlichung der sinnlichen Persönlichkeit zurücksteht, so ist ihr doch das Ziel ihres Ringens über diese hinaus gegeben. Die Wiedererstehung der deutschen Nation allein kann die großen Ziele des künstlerischen Schaffens wieder vor Augen treten lassen, wie sie auch der Wissenschaft neuen Schwung zu universalen Schöpfungen verleihen wird. Die Kunst hat die Seite des Reiches Gottes auf Erden zu verwirklichen, welche die Schönheit der göttlichen Schöpfung und Idealwelt zur Anschauung bringt.*) Die deutsche Nation aber hat ihre Kunst ins Leben zu übertragen, wie sie auch schon in vielfacher Weise thut**), und den Zauber des Schönen als einen geheiligten dem ganzen Volke zugänglich zu machen, damit aber das ganze gesellige Leben von der Familie aus zu veredeln und zu verschönern. Sie hat in ihren großen Dichtern und deren edelsten Werken die dem classischen Alterthum der verwandten Nationen entströmende Quelle der Schönheit in ihre Gefilde zu leiten und nicht in grämlicher Verachtung dieses hohe Nationalgut gering zu achten, aber auch nicht im „Cultus des Genius" menschenvergötternd die ewige Quelle zu verlassen. Sie wird ihrer großen schöpferischen Geister sich erst recht erfreuen, wenn sie durch ihre Harmonien in Wort und Ton sich höher tragen läßt zu der Weihe der Begeisterung, die Großes vollbringen und edle Früchte aus dem Vollbrachten gewinnen läßt. Dem Reiche Gottes gehört daher auch die nationale Poesie an, aber sie wird nicht uns im Kreise des Irdischen festhalten dürfen, welches erst in seiner Verklärung zum Himmlischen die volle Wirklichkeit dieses Reiches ist.

Denn dies ist das Wesen desselben, daß es in der gottgeschaffenen sinnlichen Wirklichkeit wurzelnd diese geistig durchhaucht und emporhebt und verklärt in das Himmlische und Ewige. Der Staat, seine Ordnung in den Ständen, die Arbeit an der Natur, die Veredlung des Planeten durch den Menschen, das Gewerbe und der Handel, die Familie vom Staate geschirmt und wieder seine lebendige Wurzel, die Kirche, die zeitlich werdende Erscheinung der

*) Vergl. Grau: Semiten und Indogermanen. S. 220 ff.

**) Man denke an die Bilder, welche jetzt unserer Jugend gewidmet werden, an die Vereine für christliche Kunst, katholische und evangelische.

Religion, die das feuerflüssige Gestirn, den von der heiligen Flamme der Gottesliebe und Gottesoffenbarung geschmolzenen Fels der menschlichen Naturart in feste Gebilde gestaltet, die Wissenschaft, welche beiden entstammend auch beide zur wachsenden Erkenntniß bringt, die der Natur, der Geschichte, dem Geiste ihre Gesetze abgewinnt und sie als Gesetze des ewigen Gotteswillens, als Gesetze der Gnade erforscht, die in den festen Zügen des Erdangesichts den Schlüssel zu der Geschichte der Völker und in diesen wieder das bewegliche Mienenspiel des uralten Antlitzes erkennt, die zugleich dem Culturmenschen den Herrscherstab über die Natur in die Hand legt, die Kunst, die über die schroffe Wirklichkeit ihren versöhnenden Farbenbogen spannt und Herz und Blick und Willen emporführt zu der ewigen Lichtwelt, sie alle münden in den bewegten Strom des Gotteslebens auf Erden, sie schaffen aus der Nation ein Gottesvolk und aus den Nationen die Familie von Völkern, welche das Erdreich im Frieden besitzen. Dafür soll das deutsche Volk seine Arbeit thun, ernste, strenge aber geweihte Arbeit und so fest es weiß, daß „Christi Reich nicht von dieser Welt ist", so soll es auch die Gewißheit nie verlieren, daß jenes Reich in dieser Welt lebt und „Gerechtigkeit, Friede und Freude im heiligen Geiste" ist (Römer 14, 17) und bleiben wird.

Druck von G. Bernstein in Berlin.

88607

HG.
H7115d

Author Hoffmann, W.

Title Deutschland Einst und Jetzt im Lichte des Reiches Gottes.

DATE. | NAME OF BORROWER.

UNIVERSITY OF TORONTO
LIBRARY

Do not remove the card from this Pocket.

Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref. Index File."
Made by LIBRARY BUREAU